DEUTSCHE RUNDSCHAU

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band I.

(October — November — December 1874.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Bern
Huber & Comp.

Brüssel
C. Muquardt's Hofbuchh.

Kopenhagen
Wilh. Prior's Buchh.

London
Dulau & Comp.

London
Trübner & Comp.

Mailand
Ulrico Hoepli.

Stockholm
Samson & Wallin.

New-York
E. Steiger.

New-York
Stechert & Wolff.

Paris
Sandoz & Fischbacher.

Wien
Faesy & Frick.

Petersburg
Carl Ricker.

Rom
Loescher & Comp.

Rotterdam
van Hengel & Eeltjes.

Inhalts-Verzeichniß

zum

ersten Bande (October — December 1874).

		Seite
I.	Berthold Auerbach, Auf Wache. Novelle	1
II.	Anastasius Grün, Zum Concil, 1414. Gedicht	13
III.	Heinrich von Sybel, Die erste Theilung Polen's	16
IV.	J. von Verdy du Vernois, Der Zug nach Sedan. Persönliche Erinnerungen nach seinem Tagebuche	36
V.	Zur Kenntniß Kaulbach's. Mittheilungen und Briefe an den Geh. Ober-Postrath Eduard Schüller	58
VI.	Prof. Ferd. Cohn, Botanische Probleme	80
VII.	Theodor Storm, Waldwinkel. Novelle	94
VIII.	Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau	132
IX.	Karl Frenzel, Berliner Chronik (Theater)	142
X.	Eduard Hanslick, Wiener Chronik (Musik)	149
XI.	Louis Ehlert, Richard Wagner's Tristan und Isolde. Aufführungen in Weimar	157
XII.	Politische Rundschau	165
XIII.	Paul Heyse, Nerina. Novelle	173
XIV.	Eduard Lasker, Ueber Anlagen und Erziehung	204
XV.	Prof. H. Hüffer, Mittheilungen über H. Heine. Nebst bisher ungedruckten Briefen desselben. Aus H. Heine's Jugendzeit	240
XVI.	Friedrich von Hellwald, Die Polarforschung der Gegenwart	263
XVII.	Bruno Meyer, Die Kunstausstellung in Berlin (Allgemeines. — Historische Malerei. — Ideale Begriffe.)	287
XVIII.	Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau	311
XIX.	Karl Frenzel, Berliner Chronik (Die Theater)	319
XX.	Louis Ehlert, Concertwesen in Berlin	325
XXI.	Politische Rundschau	332
XXII.	Emanuel Geibel, Eine Seeräubergeschichte. Erzählung des alten Steuermanns	339

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XXIII. Gustav zu Putlitz, Ricordo. Novelle 343

XXIV. Dr. Ernst Göhr, Die Fidschi-Inseln. Blätter aus seinem Reisetagebuch an Bord Sr. Majestät Kriegscorvette Arcona . 380

XXV. Eduard Lasker, Ueber Anlagen und Erziehung (Schluß) 398

XXVI. Heinrich von Brandt, Prinz Napoleon am Königlichen Hofe zu Berlin. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten 426

XXVII. Bruno Meyer, Die Kunstausstellung in Berlin (Bildniß. — Landschaft und kleine Genre's. — Bildhauerarbeiten.) . . 438

XXVIII. Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau 454

XXIX. C. G. Reuschle, Die Philosophie des Unbewußten und die Religion 461

XXX. Karl Frenzel, Berliner Chronik (Die Theater) 465

XXXI. Louis Ehlert, Musikalisches aus Berlin 474

XXXII. Joseph Bayer, Wiener Chronik (Das Burgtheater) . . . 480

XXXIII. Eduard Hanslick, Wiener Opernzustände 487

XXXIV. Dr. Landgraf, Volkswirthschaftliche Rundschau . . . 495

XXXV. Politische Rundschau 499

Auf Wache.

Novelle von **Berthold Auerbach.**

I. Capitel.

„Auf wann werden die Wagen bestellt?“ wurde der Diener in Gala gefragt, der den Kutschschlag öffnete.

„Auf ein Uhr,“ lautete die Antwort.

Unterdeß gingen die Frauen, in Mäntel gehüllt, das blumengeschmückte Haupt freitragend oder mit einem leichten Schleier überworfen, mit den atlasbeschuhten Füßchen über den Teppich, der weit hinaus über die Straße gelegt war.

Der Festungsgouverneur, General von Kronwächter, gab heute den ersten Ball, und der erste Ball der Saison hat immer etwas frisch Belebendes wie der erste Frühlingsregen; die Gesichter sind noch frisch und die Toiletten auch.

Die Stirnseite des ernsten, großen Gouvernementsgebäudes war hell erleuchtet, auf der Straße brannten Pechfackeln, zwei Polizeidiener hielten die Gaffenden auseinander, damit die Gäste ungestört durch das offene Thor eintreten konnten, vor welchem zwei Grenadiere Wache hielten, die je nach Rang des Ankommenden Gewehr in Arm nahmen oder präsentirten.

Wagen auf Wagen rollte heran; auch viele Fußgänger erschienen, fast ausschließlich in Uniform. In dem weiten Treppenhause gaben die jungen Officiere ihren Burschen die Mäntel ab und bestellten sie zur festgesetzten Stunde; dann stieg man die teppichbelegte, blumenbestellte breite Treppe hinan; droben vor den großen Spiegeln wurde die Gewandung noch einmal gemustert, und dann schritt man in strammer Haltung, den Helm unter dem linken Arm tragend, voran. Die Flügelthüren öffneten sich, man trat ein.

Im ersten Gemach, wo sich rechts und links die hell erleuchteten Gemächer aufthaten, stand der Gouverneur, ein hochgebauter, stattlicher Mann, mit vollem grauem kurzgehaltenem Haupthaar und blondem Barte. Auf seiner Brust flimmerten zahlreiche hohe Orden; er begrüßte die Gäste überaus freundlich. Jeder Einzelne mochte glauben, er ganz besonders sei eingeladen und er ganz besonders oder fast allein sei willkommen; ja manchmal schien es, als ob der alte Herr höchlichst überrascht sei von dem Glück, diesen oder jenen Mann, diese oder jene Frau bei sich zu begrüßen. Indeß gab es doch Unterschiede, bald wurde nur die eine

Hand gereicht, manchmal wurde die dargebotene zwischen beide Hände genommen, ein bedeutsamer Blick, ein rasches Kopfnicken war vielsagend. Der sonst gestrenge Herr war immer in leutseliger und gehobener Stimmung, wenn er Gesellschaft gab, und die übermäßige Freundlichkeit war durchaus nicht Schein oder Täuschung; daneben hatte er das Gefühl, die höchste Person zu repräsentiren, und demgemäß die Verpflichtung, gnadenreich zu sein. Auch hatte er, wie viele ältere Officiere, große Aehnlichkeit mit dem regierenden Fürsten, und er hob diese Aehnlichkeit noch hervor durch genau nachgeahmte Barttracht.

Neben dem Gouverneur stand seine einzige Tochter Gabriele, und sie grüßte mit ebensoviel Anstand als Würde, was bei ihrer Jugend um so bemerkenswerther erschien.

Hätten die Griechen des Alterthums die Soldatentochter gekannt, sie hätten einen Typus dafür geschaffen; denn es giebt eine Besonderheit der Soldatentochter, die nicht so leicht zu bezeichnen ist. Sie besteht nicht nur in strammer Haltung und leichter Beweglichkeit, auch eine gewisse Sicherheit in Ausdruck und Benehmen, eine Formenfestigkeit, die doch wieder etwas von läßlicher Kameradschaftlichkeit und selbstverständlicher Zugehörigkeit hat, Alles das erscheint dem Mann im Bürgerkleide neu und eigenthümlich. Offenbar beruhen diese Besonderheiten in der socialen Sicherheit und Bestimmtheit, sich in einem begrenzten und nach Rang geordneten Kreise zu bewegen, in einem Stande, der wie kein anderer sich schon äußerlich erkennbar in gegliederter Ordnung darstellt. Dazu hatte Gabriele nun bereits den dritten Winter, seitdem sie aus dem Fräuleinstift zurückgekehrt war, die Ehren des Hauses zu vertreten. Das blonde Köpfchen mit den blonden Locken, den blauen Augen, feinen Lippen und dem wie sorgsam gemeißelten Antlitze ruhte auf einem in schöner Form ausgeprägten Halse und Nacken; sie trug keinerlei Schmuck, sie war einfach weiß gekleidet mit einer rothen Schärpe, und die Gestalt bewegte sich geschmeidig und fein.

„Gnädiges Fräulein, habe ich den Vorzug, für einen Tanz bemerkt zu sein?“ fragte ein junger Lieutenant braunen Haupthaares und glänzender brauner Augen.

„Allerdings. Wollen Sie den Namen einzeichnen? Cotillon, wenn's Ihnen recht ist.“

Nur ein leiser Augenaufschlag des jungen Mannes schien zu erwidern, wie bedachtsam diese Hin- und Widerrede gestellt war. Er schrieb seinen Namen, einfach „Hauenstein“, denn daß er Premier-Lieutenant war, wußte man ja eben so gut, wie daß er Baron von Hauenstein war.

Hauenstein zog sich zurück, ein Freudenstrahl war über sein jugendlich helles Antlitz gegangen, der aber bald wieder einem nachdenklichen Ernst wich. Er hörte hier und dort davon sprechen, wie sehr zu bedauern sei, daß dies wol auf lange Zeit der letzte Ball sei, den die anmuthige Tochter des Gouverneurs schmücke, denn es war ja bestimmt, daß sie als Hofdame bei der regierenden Fürstin eintreten sollte, deren erste Palastdame, Gräfin Truben, die Schwester ihrer verstorbenen Mutter war.

Der Tanz begann, der Saal mit den fröhlichen geschmückten Menschen war schön anzuschauen. Es war ein Gemach aus der guten Renaissance-Zeit mit wohlgegliederten Stuccaturarbeiten und einem farbenfrischen Deckengemälde

mythologischen Inhaltes; denn das Gouvernementsgebäude war eine ehemalige fürstliche Residenz.

Die Musikbande saß hinter einem mit Epheu übersponnenen Gitter in einem Nebengemach; man sah nicht, wie die Musikanten sich abmühten, man vernahm nur die lustigen Tanzweisen.

Hauenstein ging an den bekanntesten Schönheiten vorüber, die gleichsam ein Bienenschwarm von Bewerbern umgab, ohne weiter sein Glück zu versuchen. Er steckte die Tanzkarte in die Brusttasche, er hatte sich ja weiter nichts mehr zu merken. Er ging in den Sälen umher und blieb da und dort vor einem Gemälde, einer Statuette oder einem andern Kunstwerke stehen. Endlich setzte er sich in den runden Saal und blätterte in einem vor ihm liegenden Album.

„So müßig?“ wurde er angesprochen. Er stand behend auf und begrüßte entsprechend seinen Major, indem er erklärte, daß ihm heute eigentlich gar nicht tanzlustig zu Muthe sei.

„Ach ja. Kann mir's denken,“ erwiderte der Major. „Hab's auch heute in der Zeitung gelesen. Es ist doch peinlich, grausam. Es war freilich ein hartgesottener Revolutionär, aber bei alledem hatte er doch eine gewisse Noblesse, etwas Distinguirtes. Wissen Sie nicht, ob er noch Eltern oder Geschwister hat?“

„Nur eine Schwester, aber so viel ich weiß, lebt sie in Frankreich.“

„Hat er Ihnen das selbst erzählt?“

„Ja.“

„Er wollte wol auch nach Frankreich?“

„Davon hat er mir nichts gesagt, und ich habe nie nach Dingen gefragt, die er mir nicht selbst mittheilte.“

Der Major legte die Hand auf die Schulter Hauenstein's und sagte: „Es ist nicht gut, oder es ist eigentlich gut, daß es außer der Linie liegt, sich um die Gefangenen zu bekümmern und irgend eine Beziehung mit ihnen einzugehen. Der wachhabende Officier ist nur zur Unterstützung des Gefangenwärters da. Wir haben nicht daran zu denken, welches Material in den Gebäuden, ob Munition oder lebendige Menschen, aufbewahrt wird. Und nun — kommen Sie mit auf's Rauchzimmer, es giebt dort Sect.“

Die Beiden gingen ein Stockwerk höher und da droben war ein ganz anderes Leben. Im Billardzimmer, wo eifrig gespielt wurde, saßen Gruppen, theils an den Wänden entlang, theils an runden Tischen. Es wurde geraucht und getrunken, und der Major lud Hauenstein ein, sich mit ihm an einen Tisch zu setzen, wo bereits mehrere Officiere saßen, darunter auch der Oberst seines Regiments. Man sprach von Avancements, von Versetzungen, von den neuen Schießübungen und wer dazu commandirt sei, und zwischen hinein auch von Liebesabenteuern.

Da rief ein Officier:

„Ah, Hauenstein! Sie kannten ja den Polen, von dem heut in den Zeitungen steht. Ich erinnere mich, daß Sie einmal von ihm erzählten ...“

„Der Herr Major kannte ihn auch.“

„Aber Sie haben ihn ja ausgeliefert,“ drängte der Erste wieder.

„So?“ rief der Oberst. „Wie war es? Erzählen Sie, und recht ausführlich.“

Hauenstein begann:

„Sie wissen, daß der Mann — er war erst ein und zwanzig Jahre alt — sich bei der Revolution in der Hauptstadt betheiligt hatte und deshalb zur Festungshaft verurtheilt wurde. Er hatte eine ungewöhnlich schöne Stimme, aber er sang in der ersten Zeit nur in der Nacht, als ihm noch kein Licht verstattet war. Es wurde ihm gestattet auf eine Verwendung, die ich nicht kenne."

„Ja," fiel der Major ein, „ich erhielt den Auftrag und ich kam damals mit dem Gefangenen in Beziehung. Aber bitte, erzählen Sie weiter."

„Es war ihm gewährt," fuhr er dann fort, „militärische Fachwerke zu studiren, und als ich eines Tags auf Wache war, kam ich mit ihm in ein Gespräch und fand einen hochgebildeten, schwärmerischen, aber leider in fixe Ideen verrannten jungen Mann. Ich gab natürlich sehr bald die Versuche auf, ihn zu bekehren, denn das war weder meines Amtes, noch war ich dessen fähig. Er gestand mir offen, daß er sich in der Einsamkeit zum Heerführer ausbilden wolle; denn er sei entschlossen, wenn das, was er Freiheit nannte, ihn wieder rufe, sich an die Spitze des revolutionären Heeres zu stellen. Ich ersuchte ihn, davon nicht zu sprechen, und er bat in liebenswürdiger Weise um Entschuldigung. Ich verschaffte ihm noch Musikalien, nachdem ich zuvor angefragt hatte. Er las gerne Noten in Partituren. Ein Instrument, um welches er vielfach petitionirt hatte, wurde ihm nicht gewährt, aber die Musik als ein gemeinsames neutrales Gebiet bot uns viele anmuthige Beziehungen und Debatten, denn er behauptete, die Deutschen und die Italiener seien nicht zum Staatsleben geeignet, weil sie vorherrschend musikalisch seien."

„Seltsam!" warf der Oberst ein, „aber bitte, fahren Sie fort. Er interessirt mich sehr."

Hauenstein fuhr fort:

„Und so bildete sich allmälig im Laufe dieser Jahre ein freundliches Verhältniß zwischen uns, so daß mir der junge Mann in überschwänglichen Ausdrücken versicherte, wie viel er mir dankte, und gelobte, in der ersten Stunde, wenn er seine Freiheit wieder erlangt habe, mich zu besuchen. Ich erwiderte nichts darauf, gab aber den Auftrag, daß, wenn er sich anmelden ließe, man ihm sagen solle, ich sei nicht zu Hause. Der junge Mann machte sich nun in den letzten sechs Wochen Striche an die Mauer und löschte jeden Tag einen aus; jeder ausgelöschte Strich brachte ihn dem Zeitpunkt näher, wo sein Kerker sich ihm öffnen sollte. Ich hatte die Wache auf der Citadelle, als der junge Pole um acht Uhr entlassen werden solle. Da wurde ich morgens fünf Uhr geweckt; der Polizeidirector unserer Stadt war da, mit ihm zwei fremde Männer. Er übergab mir einen Befehl aus dem Ministerium, daß ich den jungen Gefangenen den beiden Männern ausliefern sollte. Ich wußte nicht, was es zu bedeuten habe, aber ich muß sagen, es war eine bittere Aufgabe. Ich führte indessen die beiden Männer zu ihm in die Zelle. Als der Pole ihrer ansichtig wurde, rief er mit herzdurchbohrender Stimme: Das sind meine Henker! Und daß gerade Sie mich ihnen ausliefern müssen! Aber es trifft Sie kein Vorwurf. Verzeihen Sie mir. — Ich wandte mich ab und die beiden Männer gingen

hinterdrein, während zwei Soldaten hüben und drüben mit geladenem Gewehr den Gefangenen in der Mitte führten. Er wandte den Blick nicht mehr und ..."

Hauenstein hielt inne und athmete schwer; er fühlte, daß er sich nicht in der militärisch knappen Weise gehalten, die auch auf einem Balle und in gesellschaftlicher Anregung dem Vorgesetzten gegenüber nicht vergessen werden darf. Er fuhr daher fort:

„Das Weitere haben Sie in der heutigen Zeitung gelesen. Als der junge Mann über die russische Grenze gebracht wurde, wollte er entfliehen und wurde in Stücke gehauen."

„Es ist doch Schad' um ihn," fuhr der Major fort, „es war, wie gesagt, eine noble Natur trotz ..."

„Herr von Hauenstein," rief ein rasch hinzutretender Fähnrich, „Fräulein von Kronwächter läßt Ihnen sagen, daß der Cotillon beginnt."

Schnell erhob sich Hauenstein und ging hinab in den Saal. Er kam noch glücklich zurecht, da eben erst die Vorbereitungen getroffen wurden.

„Warum haben Sie so lange nicht getanzt?" fragte Gabriele.

„Ich pausirte, um jetzt desto frischer zu sein," entgegnete Hauenstein mit gesammelter Kraft und führte mit Gabriele den Cotillon aus. Es war offenbar, daß manche scherzhafte und anmuthige Touren von den Beiden genau verabredet waren. Aeltere Damen, die längs den Wänden auf einer Erhöhung in Fauteuils saßen, sprachen mit einander und Alle waren einig, daß Hauenstein eine besondere Gunst zu Theil geworden; er war allerdings aus guter Familie, aber blutarm, Gabriele scheine ihn zu bevorzugen, es wäre aber überaus lächerlich, wenn er sich einbilde, dieses Kind dereinst heimzuführen, weil der Gouverneur gestatte, daß er mit ihr vierhändig spiele. Die Eine der Frauen, in deren stark ausgeprägtem Antlitz die ehemalige Schönheit und die jetzige Herrschsucht unverkennbar waren, sagte mit einem Lächeln, das zu weitergehenden socialen Verunglimpfungen herausforderte: „Es wird sich für Fräulein Gabriele sehr zweckentsprechend erweisen, eine Zeit lang am Hofe zu leben, um sich subordiniren zu lernen. Denn es ist für ein so junges Kind sehr gefährlich, seinen eigenen Willen ohne Widerspruch in einem so großen Hause durchzuführen, und Gabriele hat von Natur ihr gehöriges Theil Willensstärke, die vielleicht an Eigensinn grenzt."

Es erwiderte ihr Niemand.

Die jungen Leute fragten inzwischen Beide nichts nach der Zukunft, sie schienen glückselig in der Gegenwart; aber in einer Pause fragte Gabriele doch: „Mir scheint, es liegt heute eine untilgbare Schwermuth in Ihrem Gesicht. Können Sie mir nicht sagen, was Sie bedrückt?"

„Hier nicht, jetzt nicht! Aber so viel kann ich Ihnen sagen, es betrifft nicht mich persönlich."

„Nun denn, so schlagen Sie es sich aus dem Sinn."

Es schien dem jungen Mann zu gelingen.

Die älteren Herren aus den Spielsälen und aus den Rauchzimmern waren herbeigekommen, um die sinnreichen, neuen Ueberraschungen mit anzusehen und Alle stimmten darin überein, daß heute eine Sammlung auserlesener Schönheiten

auf dem Balle zu sehen war, aber eine der anmuthigsten war und blieb doch Gabriele.

Hauenstein hatte als letzter Tänzer die Gunst, Gabriele zu Tische zu führen. Wie durch einen Zauber waren nach dem letzten Tanze im Saale und in den Nebengemächern die Tafeln aufgestellt. Hauenstein saß neben Gabriele. Sie entschuldigte sich auf einen Augenblick, legte ihren großen Blumenstrauß auf den Stuhl und sagte: „Ich muß als Wirthin doch auch noch nachsehen, ob Alles in Ordnung ist." Sie ging, und Hauenstein starrte nachdenklich auf den leeren Platz und auf den großen Blumenstrauß. Gabriele kam zurück und sagte:

„Sie haben wieder die Schwermuthsmiene. Können Sie mir nicht sagen, was Sie bedrückt?"

„Es paßt nicht hier herein. Wir sind hier so fröhlich, daß man gar nicht glauben mag, es gäbe irgend Trauriges auf der Welt. Und warum sollen wir es herein bannen? Ich bedarf überdies aller Energie. Ich muß morgen früh sechs Uhr auf die Citadelle auf Wache ziehen."

„Ist das so beschwerlich?"

„Das nicht."

„Also bedrückt Sie etwas Anderes. Sagen Sie mir geradezu: kann ich vielleicht helfen, etwas zur Minderung Ihrer trüben Stimmung beitragen? Kann ich helfen, dann bitte, erzählen Sie, wo nicht, so vergessen Sie es jetzt und erzählen es mir ein andermal."

„Sie können nichts helfen. Ich kann Ihnen nichts sagen. Doch, Sie haben Recht. Fort mit aller Trauer! Das Leben ist so schön. Stoßen wir an auf den Wunsch, daß wir das Leben immer so schön finden mögen wie jetzt."

Die Beiden stießen an. —

Der Ball war zu Ende. Eines sagte zum Andern, während man die Mäntel umthat, daß selten ein so schöner Abend gewesen sei, und bei dem Danke, den man dem Gouverneur und seiner Tochter aussprach, wurde das noch im Tone der Wahrhaftigkeit hervorgehoben. Es erregte viel Heiterkeit, da Gabriele einmal erwiderte, sie fühle auch, daß es selten so schön gewesen sei, wie heute.

Als Hauenstein sich verabschiedete, wurde kein Wort mehr zwischen ihm und Gabriele gewechselt. Er legte nur, indem er sich wandte, die Hand auf eine Maiblume, die in seiner Uniform steckte. Sie hatte dieselbe aus ihrem Strauße genommen und ihm gegeben.

Auf der Straße riefen Kameraden:

„Hauenstein! Komm' mit, wir gehen nach dem Casino. Nordeck hat drei Pullen Sect in einer Wette verloren. Komm' mit!"

Hauenstein entschuldigte sich, er sei müde und müsse morgen auf Wache. Einige Kameraden riefen ihm noch nach: „Wir kommen morgen Abend zu Dir zu einer Whistpartie. Sorge für eine Punschbowle."

II. Capitel.

Es war ein naßkalter Herbstmorgen, als Hauenstein mit seiner Compagnie den Berg hinan marschirte, denn die Citadelle lag auf einem Berge inmitten der Stadt. Die Mauerwerke und Casematten ließen nicht erkennen, wie groß die

Hochebene und welche Gebäude auf derselben errichtet waren. Eine beträchtliche Anzahl Gefangener war hier eingeschlossen, nur einige wenige wegen Duell, denn das Jahr, in dem diese kleine wahrhaftige Geschichte sich ereignete, war das Jahr 1850; die meisten waren wegen politischer Vergehen verurtheilt. Man überblickte von hier aus die ganze Stadt mit ihrem Häusergewirre, die vorgeschobenen Befestigungen und darüber hinaus die Dörfer der Umgegend.

Hauenstein löste seinen Kameraden mit seiner Compagnie ab, ließ sich die Liste der Gefangenen geben und starrte lange auf einen Namen, der durchstrichen war, aber den Kopf zurückwerfend, sagte er vor sich hin: „Der Major hat Recht, wir haben nicht nach dem Material zu fragen, ob Munition oder Menschenleben zu bewachen sind."

Hauenstein war müde und legte sich, nachdem er die Wache visitirt hatte, auf die Pritsche. Er befahl dem Feldwebel, daß, wenn er noch schlafe, man ihn nicht wecken solle, der Feldwebel möge selbst Alles entsprechend ordnen.

Kaum aber hatte er sich niedergelegt, als er auch schon wieder geweckt wurde. Der Gefängnißwärter stand vor ihm und bat um Beistand.

„Was giebt's? Ist ein Gefangener durchgebrochen?"

„O nein. Ich weiß mir nur nicht mehr zu helfen und habe dem Gefangenen versprochen, Sie zu ihm zu bringen."

„Ich habe nichts mit ihm zu thun."

„Das habe ich auch gesagt, aber der Mann thut sich ein Leid an, wenn wir ihn nicht beruhigen, und sein Schicksal ist so traurig."

„Wer ist es?"

„Nummer fünf."

Hauenstein sah nach, es war ein ehemaliger Advocatenschreiber aus einem benachbarten Dorfe. Hauenstein kleidete sich schnell an und ging zu dem Manne in die Zelle.

„Herr Lieutenant," rief da ein Mann grauen Bartes und herben Antlitzes, „ich werde wahnsinnig oder ich sterbe, wenn Sie mir nicht helfen."

„Was ist, was giebt's?"

„Ich habe einen Brief, meine Frau liegt im Sterben. Sie ruft mit letzter Kraft ständig nach mir. Herr Lieutenant! Bei dem Letzten, was mir verblieben ist, bei dem Heiligsten, bei der Achtung vor mir selbst und vor der Wahrheit schwöre ich Ihnen: ich bin bis zehn Uhr wieder hier; lassen Sie mich heraus, lassen Sie mich meiner schwergeprüften Frau den letzten Trost bringen!"

„Sie wissen, was mir bevorsteht, wenn ich Sie entlasse."

„Ich weiß es! Und darum gelobe ich Ihnen, ich will schuld sein an dem Schwersten auf der Welt — und das Schwerste ist, daß Sie keinen Glauben mehr haben sollen an irgend einen Menschen auf der Welt — ich will nicht schuld daran sein, und wenn ich zusammenbreche. Und darum beschwöre ich Sie, lassen Sie mich auf wenige Stunden frei, ich bin zur gesetzten Minute wieder da. Herr Lieutenant, Sie sind mein Herr, aber Sie sind auch Sohn! Sie haben einen Vater, Sie haben eine Mutter. Dort steigt der Rauch auf — da drüben, Sie können ihn sehen. Könnten Sie auch den Jammerschrei hören, den eine Sterbende dort ausruft, eine liebende Gattin! Möge dereinst, wenn Sie eine liebende

Gattin Ihr Eigen nennen, sich Ihnen das tausendfach vergelten! Wenn Sie am Altar stehen, wird ein unsichtbarer Segen auf Sie herniedersinken. Und denken Sie jetzt an nichts Anderes, als daß Sie ein Herz haben. Ich beschwöre Sie, eine Sterbende ruft mit mir."

„Ich will dem Commandanten sofort Bericht erstatten."

„Das würde zu spät."

„Ich will Ihnen Bedeckungsmannschaft mitgeben."

„Das würde Sie sofort verrathen. O, Herr Lieutenant, Sie fühlen meine grausame Lage, haben Sie den Muth, an einen Menschen zu glauben, Ihr Glaube soll gerechtfertigt werden. Ein Verzweifelnder ruft, eine Sterbende ruft mit ihm. Lassen Sie mich auf wenige Stunden frei!"

„Gut, es sei! Vergeuden Sie keine weitere Kraft mit Reden, Sie bedürfen aller Ihrer Kräfte. Geben Sie mir Ihre Hand."

„Hier, meine Hand. Jedes Wort, das ich nun noch schwören würde, wäre eine Sünde. Meine Hand sagt Ihnen Alles, und nun bitte, keine Minute mehr, jede Minute kann die letzte sein!"

Der Mann wurde entlassen und Hauenstein kehrte in die Wachtstube zurück. Er überlegte das Geschehene nicht mehr lange; er war Soldat genug, um über einen gethanen Schritt nicht zu grübeln. Er hatte im momentanen Impulse gehandelt, die Thatsache ist vollbracht, und jedes fernere Bedenken überflüssig. Er suchte zu schlafen, er fand den Schlaf nicht leicht, aber endlich siegte Jugend und Ermüdung.

Er wurde geweckt, es schlug zehn Uhr.

„Ist der Mann auf Nummer fünf bereits wieder da?"

„Nein."

„Geh' hinaus und sieh', ob er nicht des Weges herankommt. Komm aber sofort wieder."

Die Ordonnanz ging hinaus, kam aber sofort wieder und meldete, daß man nichts sehe.

„So geh' nur wieder hinaus und schau' dich um, ich komme bald nach."

Hauenstein kleidete sich an, zog seine Schärpe um und ging auf die Zugbrücke. Man konnte ringsum in's Land hinein schauen, er hatte seinen Tubus, allein er sah nichts. — Aber doch jetzt, jetzt sieht er etwas! Da kommt der Oberst auf seinem Schimmel herangeritten und hinter ihm drein die Ordonnanz. Der Sturm wehte in das heiße Antlitz des jungen Mannes und er sagte sich: Jetzt ist's um dich geschehen.

Der Oberst kommt näher und immer näher, er hält auf der Brücke und fragt:

„Warum sind Sie hier?"

„Herr Oberst, ich habe einen Fehl begangen, einen schweren."

Mit kurzen Worten berichtete Hauenstein, was er gethan hatte.

„Wie kommen Sie dazu, einen so schweren Fehl zu begehen? Sie wissen ja, was darauf steht. Ich kann Sie nicht schonen. Ich habe schon gestern bemerkt, Sie sind nicht ohne Sympathie für gewisse Verbrecher. Gehen Sie voran! Hören Sie nicht? Gehen Sie voran, ich folge hinterdrein."

Hauenstein ging voran, gesenkten Hauptes, die Soldaten traten unter Gewehr, der Oberst stieg ab, Hauenstein wurde abgelöst und drinnen in der Wachtstube mußte er Degen und Schärpe abgeben und wurde in Arrest gebracht, und zwar in die Zelle, wo einst der Pole gesessen hatte. Da waren noch die ausgelöschten Striche an der Wand zu erkennen.

Dumpf und schwer saß Hauenstein in der Zelle und sein erster Gedanke war nicht sein eignes Leid, sondern das Gabrielens. Wie wird es ihr das Herz zerreißen. Aber es muß getragen werden! Welch eine unendliche Kluft liegt zwischen heut und gestern! Und wie ist es nur möglich, daß der Mann, der so beweglich gesprochen, so treulos sein kann. O freilich, die Menschen, die die Staatsgewalt umstürzen wollen, denen kein Eid heilig, die dem Großen und Ganzen nicht Treu' und Glauben halten, wie sollten sie das dem Einzelnen? Und der Mann hat gesagt: Ich will die Schuld auf mich nehmen, daß Sie keinem Menschen mehr glauben sollen. Lächerlich! das kann er leicht tragen... Mit der Bitterniß legte sich auf die Brust des jungen Mannes auch Reue und Schuldbewußtsein. Und plötzlich rief er laut: Du bist auch ein Revolutionär, du hast das Gesetz gebeugt und gebrochen, weil du dich dazu berechtigt glaubtest. Du hast am Fels der Ordnung gerüttelt, nun rollt er zermalmend auf Dich nieder. Und das wird nun durch die ganze Garnison von Mund zu Mund gehen und das Beste, was sie sagen werden, wird heißen: Schade um Hauenstein, daß er cassirt wird. Er war ein guter Soldat und hatte alle Anwartschaft, in den Generalstab zu kommen. Aber freilich, er hat es im Innern mit den Revolutionären gehalten.

III. Capitel.

Zur selben Stunde, als Hauenstein in der Zelle saß, war im Hause des Gouverneurs eine fröhliche Stimmung, denn der Morgen nach einem wohlgelungenen Feste hat immer eine besondere Lust, und bei der zahlreichen und wohlgeübten Dienerschaft merkte man in den Wohnräumen nichts von der Festlichkeit der vergangenen Nacht.

Das Frühstückszimmer war behaglich und bekundete den Schönheitssinn der Tochter des Hauses. Im Kamin brannte ein offenes helles Feuer und auf dem Tische standen in zwei mattgrünen Vasen von venetianischem Glas aufgelöste Blumensträuße von gestern.

Als der Vater eingetreten war und Gabriele herzlich begrüßt hatte, sagte sie:

„Es muß Dich doch auch recht glücklich machen, wie schön und harmonisch der Abend verlaufen ist. Ich glaube den Menschen, die uns sagten, daß sie glückliche Stunden verlebt haben. Aber, warum siehst Du so finster drein?"

„Ich meine, du hättest mir doch sagen müssen, daß Du den Cotillon mit dem Lieutenant Hauenstein tanzest. Es war mir auffällig, und wie mir scheint, auch vielen Anderen. Warum hast Du das gethan?"

„Warum? Er ist der beste Tänzer der Garnison, und Du hältst ja auch viel auf ihn. Du hast mir oft erzählt, ein wie guter Kamerad sein Vater gewesen sei."

„Ja, das ist Alles ganz schön und es ist nichts Ungebührliches dabei, aber, wie gesagt, es ist auffällig."

„Auffällig?"

„Ja. Du bist mein gutes und kluges Kind und ich bin kein Tyrannenvater. Ich will Dir nur sagen: Du trittst jetzt in die große Welt und es wäre mir schmerzlich, wenn Du Dich in etwas einließest, das Du nachher vielleicht bereuen müßtest. Ich wünsche, daß kein Gedanke von Dir vorher einem Andern zugewendet war, vielmehr sollst Du Deine ganze, volle Seele dem zubringen, dem Du einst angehören wirst. Also um Deiner selbst willen wünsche ich, daß Du, bevor Du die Welt kennen gelernt und die Welt Dich kennt, Niemand eine Hoffnung machst. Unter diesem Niemand, mein Kind — gieb Acht —, unter diesem Niemand verstehe ich auch Dich selbst. Nicht wahr, Du begreifst das?"

Gabriele nickte stumm, der Gouverneur drängte auch zu keiner Antwort. Er wußte, wie treu sein Kind jede Mahnung aufnahm.

Der Diener brachte auf einem Brette mehrere Briefe. Der Gouverneur nahm einen heraus und sagte:

„Der ist von der Tante Truben, er ist für Dich, Gabriele."

Er übergab ihr den Brief, Gabriele erbrach ihn und las, während der Vater die an ihn gerichteten schnell durchsah. Er legte die Briefe zurück und fragte:

„Was schreibt die Tante? Sage mir nur die Hauptsache."

„Sie schreibt," entgegnete Gabriele, „die Fürstin hat sehr viel Wohlgefallen an Deiner Photographie gefunden, sie findet Dich Deiner seligen Mutter sehr ähnlich. Sie wünscht nur noch einen Brief von Dir zu lesen, um auch eine Photographie Deines Innern zu haben. Ich besitze aber keinen, den ich ihr zeigen kann. Schreibe mir also einen ostensiblen Brief, der ganz an mich gerichtet ist, aber nichts enthält, was für die Fürstin unnöthig ist."

„Was soll ich schreiben?" fragte Gabriele.

„Schildere den gestrigen Ball. Gieb Dich nur ganz unbefangen. Das ist immer das Beste."

Während der Gouverneur sich eine Cigarre anzündete, wurde eine Ordonnanz gemeldet.

„Soll eintreten."

Gabriele entfernte sich rasch. Ein junger Fähnrich trat ein und berichtete das Geschehene.

„Wie ist denn das möglich?" rief der Gouverneur halb für sich. „Wie konnte er das thun? Die Sache liegt ja gar nicht in seiner Competenz."

Der Fähnrich hütete sich wohl, etwas zu erwidern, bevor er geradezu aufgefordert war, und jetzt wandte sich der Gouverneur zu ihm und sagte:

„Gut. Gehen Sie. Melden Sie, ich käme selbst. Er ist bereits in Arrest?"

„Zu Befehl."

Der Fähnrich ging davon und der Gouverneur befahl, daß man sein Pferd sattele.

Der Gouverneur besann sich nicht lange, ob er Gabrielen Mittheilung machen solle. Er ließ sie rufen und sagte:

„Der Oberlieutnant von Hauenstein hat die Dienstordnung in flagrantester

Weise verletzt. Er kommt vor ein Kriegsgericht.“ Er hielt inne. Gabriele wankte nicht, sie fragte mit fester Stimme:

„Was hat er gethan?“

Der Gouverneur berichtete kurz und fügte hinzu:

„Er wird zum Tode verurtheilt, aber er wird nicht erschossen.“

„Also das hatte er vor und darum war er so traurig,“ rief sie, „und wie konnte er sagen, daß ich nichts helfen kann? Ich konnte ihn hindern, er mußte mir's mittheilen. Wie konnte er nur unser Leben so zerstören, so muthwillig, so um nichts?“

Der Gouverneur wollte sagen: Ich fürchte, meine Mahnung kommt bereits zu spät, aber er unterdrückte es und sagte nur:

„Es ist gut, Gabriele, daß ich allein das von Dir höre, und ich hoffe, daß auch ich nichts mehr der Art von Dir hören muß. Beruhige Dich mit dem Gedanken, daß Du noch zur rechten Zeit vor einer Verirrung bewahrt wurdest.“

„Aber, Du hattest ihn ja auch lieb, schätztest ihn ja auch.“

„Ich leugne das nicht, aber jetzt ist er verloren. Schade! Es ist ein Glück, daß sein Vater das nicht mehr erlebt. O, die Welt, die Welt, die Jugend!“

Der Gouverneur ritt selbst nach der Citadelle. Als er den Berg hinanritt, sah er einen Mann keuchend und die Hände erhebend ihm nachkommen. Er hielt an und der Mann verstörten Antlitzes rief:

„O, welch ein Glück, daß ich Sie treffe!“

Es war der Entlassene. Er erzählte, daß Hauenstein ihm die Freiheit gegeben, daß er versprochen hatte, wieder zu kommen, bevor die Ronde eintreffe, daß er es aber nicht habe halten können, denn als er heimkam, lag seine Frau in tiefem Schlummer, sie hatte seit drei Tagen kein Auge geschlossen, sondern stets nach ihm gerufen; da saß er nun an ihrem Bette, Stunde auf Stunde verrann, er wollte davon, sein Wort einlösen, aber er konnte nicht davon. Die Kranke erwachte und starb in seinen Armen. Er bat dringend, daß man es dem Lieutenant nicht möge entgelten lassen, wenn er auf eine Stunde das Herz unter der Uniform habe sprechen lassen.

Der Gouverneur sagte nur:

„Es ist gut. Melden Sie sich wieder.“

Er kehrte um und überlegte, ob er Gabriele mittheilen solle, daß der Mann sich freiwillig gestellt habe. Theilte er Gabriele das mit, so war es wie ein Einverständniß. Darum ist es besser, sie leidet, dann reißt sie ihn in ihrem Leide ganz aus ihrer Seele, und eine Strafe wird Hauenstein doch bekommen müssen und er ist Zeit seines Lebens verdächtig.

Der Gouverneur ritt heim und fragte nach seiner Tochter. Es hieß, sie sei ausgefahren. Wohin? Das Dorf ward genannt, in welchem die Familie des Advocatenschreibers wohnte. Das Pferd war noch gesattelt, der Gouverneur ritt seiner Tochter nach und traf sie im Trauerhause bei der Tochter des Gefangenen. Gabriele kam ihm entgegen und rief:

„Der Mann hat Wort gehalten und unser Freund wird frei.“

Der Gouverneur setzte sich zu Gabriele in den Wagen und sagte:

„Wie konntest Du als meine Tochter Dich so weit vergessen, hierher zu gehen?"

„O, Vater, gerade weil ich das Glück habe, daß Du mein Vater, gerade weil wir in geschützten Verhältnissen erwachsen und leben, darum haben wir die Pflicht, die Verirrten zu stützen und zu leiten."

Der Gouverneur sah staunend auf sein Kind, es schien an diesem einen Tage zum freieren Leben gereift.

Gabriele schloß sich zu Hause in ihr Zimmer ein und schrieb den ganzen Tag und fast die ganze Nacht.

* * *

Es war am Abend. Im fürstlichen Schlosse saß man beim Thee.

Die Fürstin sagte:

„Liebe Gräfin Truben, haben Sie noch keinen Brief von Ihrer Nichte?"

„Allerdings."

Sie überreichte den Brief Gabrielens und die Fürstin sagte: „Der ist sehr groß. Wollen Sie ihn nicht vorlesen?"

Und die Gräfin las den beweglichen Brief ihrer Nichte von dem Tode des jungen Polen und der Rückkehr des Advocatenschreibers, und ohne Absicht stand dabei Hauenstein im vollen Glanze. Auch besonders die Schilderung der Familie und des Hauses, und wie der Gefangene sich von der Leiche losriß, war tief erschütternd. Eine Briefstelle aber mußte zweimal gelesen werden. Sie lautete: „Ich habe in eine ganz fremde Welt hineingesehen. Das sind Menschen von einer anderen Religion, sie nennen sie politische Freiheit, und sind zu jedem Martyrium bereit. Ist da nicht Liebe und Duldung auch geboten? Sie haben den festen Glauben an ihre Religion. Wie ich neben dem Mädchen stand, dessen Vater im Gefängnisse ist, während die Mutter todt — o, da rief ich, ja von Gott begnadigt ist, wer auf dem Thron sitzend hier verzeihen und Gnade spenden kann...."

Wenige Tage darauf kam ein Gnadenbrief. Der Advocatenschreiber wurde begnadigt; er wanderte mit seiner Tochter aus.

Hauenstein mußte eine längere Festungshaft abbüßen, es gelang ihm erst bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen die volle Soldatenehre mit Ruhm zugleich wieder zu erringen.

Die Treue der Liebenden bewährte sich siegreich über alle Hindernisse und Widersprüche.

In dem Briefe des Ausgewanderten zur Hochzeit hieß es:

Sie hat an Ihnen und mir viel Gutes und Schönes gethan; ihr wird der Segen sein, noch viel Gutes und Schönes durch ein langes Leben zu vollführen.

Zum Concil, 1414.

(Aus einem größeren Gedichte.)

Von
Anastasius Grün.

Von Bastei und Wall umgürtet,
Die gewaltigste der Vesten,
Ragt Tirol, die Burg der Treue,
Unerklimmbar fremden Gästen.

Schroffe Berge, gletscherleuchtend,
Thürme sind's mit Silberdächern;
Viel metall'ner Schätze lagern
In der Thurmgewölbe Fächern.

Unversiegbar sind die Bronnen,
Wachsam ist die Mannschaft innen;
Wenig nur und schmal die Pforten,
Hier den Einlaß zu gewinnen.

Ringsum starre Felsenmauern;
Um die Südenwand nur wagen
Helle Rosen, saft'ge Reben
Gaukelnd ihr Gerank zu schlagen.

Dort auch fand der schlaue Süden
Bald den Pfad, sich einzuschleichen;
Samum's Kind, die Tramontana,
Weiß durch Kluft und Paß zu streichen.

Doch nicht die Orangenblüthe,
Nicht den Lorbeer trägt als Krone
Diese Wälsche; ihre Schläfen
Drückt ein Kranz von wildem Mohne.

Wo sie athmet, wo sie fächelt,
Fühlst du Nerv und Mark erschlaffen,
Das Gehirn verlernt das Denken,
Und der Arm erlahmt im Schaffen;

Alle schläfert's, Allen schwindelt's,
Um die Häupter legt sich's bleiern,
Und, wie Wüstensand im Auge,
Nebelt's um den Blick von Schleiern.

Durch's Gehör dir zieht ein Rauschen,
Lautes Brausen, leises Singen,
Alle Glocken hörst du läuten,
Alle Glöcklein hörst du klingen. — —

Ist's auf's Neu die Tramontane,
Daß seit Wochen schon, wie heute,
Von der Etsch zum deutschen Meere
Ganz Tirol nur Ein Geläute?

Fleisch und Bein, kein bloßer Lufthauch,
Lebend ist die Tramontane,
Zecht und würfelt, flucht und betet,
Geht in Pallium und Soutane;

Fährt dahin in weichen Sänften,
Liegt in Karren und Karossen,
Prunkt in Goldwamms und Talaren
Und stolzirt auf edlen Rossen;

Klingelt mit des Saumthiers Schellen
Berg und Thal entlang; das Klingen
Weckt die Glocken rings und Glöcklein,
All' im Chore mitzusingen.

Cardinäle und Prälaten,
Papst Johann mit den Getreuen,
Dieser Südwind strömt gen Kostniz,
Kirchenstickluft zu zerstreuen.

Einsam sitzt der Papst im Wagen,
D'ran ein Sechsgespann von Rappen,
Auf dem Dach die Goldtiare,
An der Wand das Schlüsselwappen.

Rasselnd folgen mächt'ge Karren
Voll metallgeprägter Schätze,
Die der Fischer aus den Tiefen
Glückhaft zog im heil'gen Netze.

Cosimo, der Medizäer,
Wacht darob als Seckelwalter,
Der den Abfall goldnen Staubes
Bienenfleißig spart für's Alter.

Lasten dann von alten Büchern,
Pergamenten und Scharteken;
Weisheit holt man bei den Todten,
Wenn die eigne nicht will flecken.

Jene dichtverhängte Kutsche
Scheint ein Klösterlein von Frauen;
Wenn der Wind den Vorhang lüftet,
Ist gar Liebliches zu schauen.

Klüglich muß der Marschall sorgen,
Wenn der Papst geht auf die Reise,
Daß es nie und nirgend fehle
So an Leib's- wie Seelenspeise.

Welch ein Zug unübersehbar
Bis in Wälschlands ferne Weiten —
Laien, Pfaffen, Troßgesindel
Von Geweiht' und Ungeweihten!

Saht ihr schon im Herbst nach Süden
Fliehn der Wandervögel Zeile,
Langgestreckt gleich einem Speere,
Festgedrängt gleich einem Keile?

Also dichtgeschaart nach Norden
Flattert's jetzt von schwarzem Volke,
Aber eine weiße Taube
Zieht voran der Rabenwolke;

So gemahnt das Kleid des Mannes,
Der da sitzt in weißer Schaube,
Oft doch ist's ein weißer Rabe,
Was man hielt für eine Taube. — —

An dem Gränzstein Herzog Friedrich
Senkt jetzt huldigend den Degen;
Schon von fern durch's Kutschenfenster
Winkt des Papstes Hand ihm Segen.

Ach, wie könnt' ein Sohn der Habsburg
Solchem Winken widerstehen!
„Heil'ger Vater, Euch zur Seite
Laßt mit Schwert und Schild mich gehen!"

„„Böser Sohn, deß lose Streiche
Schon manch frommen Bischof trafen,
Selbst von Brixen, meinen Liebling, —
Statt zu segnen, sollt' ich strafen!

Was ich segn', ist nur die Zukunft,
Mir und Dir sei's eine holde!
Und sofort dien' als Feldhauptmann
Mir im Gold- und Gnadensolde.""

Wie sich dreimal jetzt die Hände
Auf das Haupt des Herzogs senken,
Ach, der Vollkraft dieses Segens
Wird er bald und oft gedenken! —

Weiter um die Bergesecke
Biegt der Zug. Mit Einem Male
Sieht man Schaaren Volks im Festkleid
Füllen rings die Höh'n und Thale;

Fahnen schwingend, Hüte schleudernd,
Weiße Tücher schwenkend Alle,
Und die Luft aus voller Kehle
Schütternd mit des Jubels Schalle.

Doch die wälschen Rosse stutzen,
Ungewohnt der Huldigungen;
Ungegrüßt sind sie durch's Heimland
Mit dem Drittelpapst*) gesprungen.

Ohrenspitzend jetzt und schnaubend,
Schreckerfaßt im schönsten Traben,
Reißen wild sie aus den Gleisen,
Papst und Kutsche liegt im Graben.

Noch vom Takelwerk**) des Kletterns
Kundig, klimmt er flink nach oben,
Steht schon aufrecht, augenrollend,
Beide Fäuste hoch erhoben.

Und: „paese maledetto“ . .
. . „Vacca“ hört man und „birbante“;
Weit vernehmbar, mächtig, prächtig
In der Sprache klingt's des Dante;

Klingt dem Landmann schier lateinisch,
Klingt fast wie „ora pro nobis“
Oder „dominus vobiscum,“
„Ite missa“ und „pax vobis“.

„Seht die heil'ge Hand erhoben!
Segnen ist des Papstes Weise!“
Alles Volk, sich fromm bekreuzend,
Sinkt in's Knie und betet leise. —

Und das Jahr war mild und fruchtbar,
Acker, Trift und Schacht begnadet,
Daß der Mäher bis zu Hüften
In den blum'gen Gräsern wadet;

Daß von Berg zu Berge jauchzen
Senn' und Sennin überselig;
Von der Alpe kehrt die Herde
Feisten Leibes und vollzählig;

In dem Bergwerk Erzesfülle,
Tonnen schwer von goldnen Kernen!
Süßer, voller reift die Traube,
Schwellend unter günst'gen Sternen.

Frei von Wetterschlag und Stürmen
Sprießt Gedeih'n auf allen Wegen,
Und das Volk denkt oft und lange
Noch an diesen kräft'gen Segen.

---

*) und **) Papst Johann XXIII., Gegenpapst von Gregor XII., und Benedict XIII. soll in seinen jüngeren Jahren Seeräuberei getrieben haben.

Die erste Theilung Polen's.

Ssolowjoff, Der Fall Polens, deutsch von Spörer. Gotha, 1865.
Max Duncker, Die Besitzergreifung von Westpreußen, Zeitschrift für preußische Geschichte. September und October 1872.
Adolf Beer, Die erste Theilung Polens, 3 Bände. Wien, 1873.

Bei wenigen geschichtlichen Ereignissen ist in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die öffentliche Meinung Europa's so einstimmig gewesen, wie in der Beurtheilung der Katastrophen, welche das unglückliche polnische Gemeinwesen seinem Untergange entgegengeführt haben. Man hatte das tragische Schauspiel vor Augen, daß ein früher mächtiges und ruhmreiches Volk zwar durch eigene Fehler in Schwäche und Zerrüttung versank, daß dann aber drei habgierige Nachbarn diese Schwäche benutzten, um ohne eine Beleidigung von polnischer Seite mit brutaler Uebermacht über das Opfer herzufallen, es zu mißhandeln, zu berauben, zu vernichten. Das menschliche Mitgefühl mit dem Leidenden verband sich mit dem sittlichen Abscheu gegen die aggressive Gewalt. Vollends seit 1830 sah jeder Liberale in Europa einen Genossen der eigenen Sache in dem zur Herstellung aufstrebenden Polen; der Czar Nikolaus, der mit Kartätschen die Ruhe in Warschau herstellte, war ja die Stütze des Absolutismus in unserem ganzen Continent, und vor Allem die leidenschaftlichen Verhandlungen der französischen Deputirtenkammer verbreiteten diese Auffassung durch die ganze liberale Welt. Ein besonderer Umstand kam hinzu. Wenn sonst ein Volk durch ein anderes unterdrückt worden, pflegte der Sieger auch das historische Angedenken an seine Erfolge zu beherrschen: über den Sturz Carthago's haben wir nur römische, über die Unterwerfung der Sachsen und Slaven unter Karl den Großen nur fränkische Berichte. Gerade das Umgekehrte aber fand in der polnischen Sache statt. Die gesammte Literatur war durch polnische und polenfreundliche Stimmen nicht bloß beherrscht: es gab beinahe keine andern. Nach dem Brauche der continentalen Bureaukratie hüllten sich die Theilungsmächte in tiefes Schweigen. Nur Friedrich der Große hatte davon eine Ausnahme gemacht und in seinen Memoiren zur Geschichte seit 1763 eine Darstellung der ersten polnischen Theilung gegeben, wo er in seiner Weise kurz und präcis die entscheidenden Momente des Ereignisses darlegte und dasselbe nicht als ein Erzeugniß seines planmäßigen

Ehrgeizes, sondern als rasch ergriffenes Auskunftsmittel gegen einen drohenden europäischen Krieg erscheinen ließ. Im Allgemeinen hat sich nie ein erheblicher Zweifel gegen die Wahrheitsliebe der Memoiren Friedrich's begründen lassen; in diesem Falle aber gesellten sich zu den anklagenden polnischen Stimmen auch russische Schriftsteller, welche es bei der herrschenden Stimmung Europa's für eine patriotische Pflicht hielten, die Verantwortung für die erste polnische Theilung von ihrer Regierung hinweg auf die Schultern des preußischen Königs zu wälzen. So wurde in den weitesten Kreisen jene Darstellung Friedrich's, wenn nicht für lügnerisch, wohl aber für unvollständig und einseitig, für eine beschönigende Verstümmelung der Wahrheit erklärt und auf die Seite geschoben.

Fast in all' diesen Beziehungen sind nun in neuerer Zeit erhebliche Aenderungen eingetreten. Seit der Regierung Alexander II. gilt Rußland nicht mehr für den Hort und Schirm des Despotismus; bei den polnischen Aufständen aber von 1848 und 1863 hat man in Deutschland erlebt, welche Gefahren ein Sieg derselben über mehrere Millionen deutscher Einwohner jenseits der Weichsel gebracht hätte. Niemand will auch heute das moralische Urtheil abschwächen. Allein die politischen Sympathien und Antipathien, welche 1830 die historische Betrachtung beherrschten, sind nicht mehr vorhanden. Und, was die Hauptsache ist, wir haben endlich die Möglichkeit einer wirklich historischen Betrachtung, wir haben authentische Kenntniß des historischen Thatbestandes gewonnen. Wir sind ungleich besser als früher über die innern Zustände Polen's unterrichtet; Hermann hat die sehr eingehenden Berichte der sächsischen Gesandten, Prowe die nicht minder lehrreichen des Geschäftsträgers der Stadt Thorn, Theiner die Depeschen der stets gut unterrichteten päpstlichen Nuntien mitgetheilt, und mit höchst anerkennenswerthem Eifer ist eine große Anzahl polnischer Gelehrter bemüht, urkundliche Beiträge für die Geschichte ihres Vaterlandes zu liefern. Sodann haben auch die Theilungsmächte endlich die Siegel ihrer Archive gelöst. Zuerst hat Rußland den Herren von Smitt und Ssolowjoff verstattet, die Petersburger Documente aus der Zeit Catharina II. zu benutzen; dann, nachdem Schlözer, Häusser und Arneth wichtige Einzelnheiten aus den deutschen Verhandlungen mitgetheilt, haben fast gleichzeitig Duncker in Berlin und Beer in Wien die umfassendsten Studien in den Schätzen der dortigen Archive machen können, so daß wir beinahe Tag für Tag über die Handlungen und die Beweggründe der drei Mächte unterrichtet sind, und es unbedingt aussprechen dürfen, daß es wenige bedeutende Ereignisse der neueren Geschichte giebt, welche in so authentischer und allseitiger Weise dem Blicke der Nachwelt offen gelegt sind, wie heute die erste Theilung Polen's.

Wir versuchen es, auf Grund dieser Aufklärungen eine Skizze des Ereignisses zu geben.

Zu allen Zeiten hat der polnische Nationalcharakter eine Reihe glänzender Eigenschaften in unverkennbarer Kraft entwickelt: stürmische Tapferkeit, unruhig treibenden Ehrgeiz, starkes nationales Selbstgefühl. Nicht minder deutlich zeigt sich bei näherer Betrachtung eine lebhafte Erregbarkeit und Unstätigkeit der Leidenschaften, eine große Empfänglichkeit für sinnliche und geistige Genüsse, eine höchst einnehmende Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr. In allen

diesen Punkten erscheint eine gewisse Aehnlichkeit mit den Franzosen, und diese setzt sich fort auf einem der wichtigsten Gebiete des geistigen Daseins, auf dem religiösen. Bei beiden Völkern weiß die große Masse nicht viel von dem germanischen Drange auf individuelle Selbstständigkeit und Innerlichkeit des religiösen Lebens; die Religion geht auf in dem Dienste der äußern Kirchlichkeit, und man kann diesem Dienste völlig genugthun, ohne persönlicher Frivolität und fanatischer Unduldsamkeit zu entsagen. Aber neben so vielfacher Aehnlichkeit tritt dann in der entscheidendsten Beziehung auch eine durchgreifende Verschiedenheit zwischen den beiden Völkern hervor. Während die Franzosen völlig erfüllt sind von den Vorstellungen der Nationaleinheit, der Centralisation und der militärischen Disciplin, die nach jedem revolutionären Stoße auf der Stelle wieder das ganze Land beherrschen, ist bei den Polen das höchste politische Ideal die persönliche Ungebundenheit, und bei der Erregbarkeit des polnischen Blutes tritt auch dieses Streben maßlos und heftig zu Tage.

Das so geartete Volk erlebte seine glänzende Epoche im 15. und 16. Jahrhundert unter den Königen des Jagellonischen Hauses. Diese Fürsten wußten ihre lebhaften Unterthanen klug und kräftig zusammen zu halten, vor Allem dadurch, daß sie ihre überschäumende Kraft auf auswärtige Eroberungen leiteten. In einer Reihe glücklicher Kriege wurde damals Roth-Rußland, Klein- und Weiß-Rußland, Podolien und die Ukraine den Russen, West- und Ostpreußen, Kurland und Livland den Deutschen entrissen. Westpreußen und Livland wurden polnische Provinzen, Ostpreußen und Kurland polnische Vasallenstaaten. Es gab jetzt im polnischen Reiche drei Nationalitäten, etwa vier Achtel Russen, drei Achtel Polen, ein Achtel Deutsche. Es gab sodann seit dem 16. Jahrhunderte fünf Religionsbekenntnisse, orthodoxe Griechen, unirte Griechen (Katholiken, welche den Papst anerkannten, aber griechischen Ritus behielten), römische Katholiken, Protestanten der lutherischen und der reformirten Confession. Die russischen Unterthanen waren griechisch, die deutschen protestantisch. Im Angesichte dieser Verhältnisse waren die Jagellonischen Könige einsichtig genug, trotz des kirchlichen Fanatismus ihrer Zeit auf mehreren Reichstagen die Gleichberechtigung aller jener Confessionen verkünden zu lassen.

Fragt man überhaupt, welcher Verfassung ein so zusammengesetztes Reich bedurfte, so wird man über zwei Punkte nicht zweifelhaft sein: die Regierung mußte bedeutende Machtbefugnisse haben, um das bunte Ganze zusammen zu halten, und sie mußte ihre Mittel stets in gemäßigtem und liberalem Sinne gebrauchen, um die religiösen und nationalen Gegensätze nicht zu vergiften. Beide Forderungen wurden von den Jagellonen erfüllt, beide unter ihren Nachfolgern in ihr Gegentheil verkehrt. Schon die letzten Fürsten aus dem alten Geschlechte vermochten nicht mehr, die wachsende Zügellosigkeit des polnischen Adels zu bändigen. Im Laufe des 17. Jahrhunderts wurde allmälig die Krone völlig machtlos und die Erblichkeit der Thronfolge beseitigt; die Städte sahen sich ihrer politischen Rechte beraubt, die Bauern wurden drückender Leibeigenschaft unterworfen. Der Adel war allmächtig gegenüber den andern Ständen der Nation. Aber er verstand es nicht, diese Allmacht zu einem festen nationalen Regimente zu gestalten. Jeder Edelmann hielt sich wie ein souveräner Fürst,

sprengte nach seinem Belieben den Reichstag durch sein liberum veto, und, was das Schlimmste war, er hielt sich nach seiner souveränen Unabhängigkeit auch für befugt, mit einer fremden Nachbarmacht Bündnisse zu schließen und Subsidien von ihr zu beziehen. Im alten deutschen Reiche gab es dreihundert souveräne Staaten, im alten Polen 200,000. So löste das Gemeinwesen sich auf, der Landesverrath galt für das kostbarste Freiheitsrecht, und die Einmischung der Fremden wurde permanent. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts war es nur eine Frage der thatsächlichen Macht, welche Stücke des Landes fremder Annexion anheim fielen und welche der Nachbarmächte herrschenden Einfluß in Polen ausübte. Von da ab in hundert Jahren erschienen mindestens sechs Theilungspläne, und bei zwei derselben waren die polnischen Könige selbst im Complott, um sich durch Hingabe einiger Provinzen die Hülfe der Fremden zur Herstellung der Königsmacht im Reste zu erkaufen.

Bei solchen Zuständen hatten die unterworfenen Lande russischer und deutscher Zunge begreiflicher Weise wenig Gelegenheit, ordnende und fördernde Wirksamkeit des polnischen Staatswesens zu erfahren und dadurch innerlich mit ihren Beherrschern zu verschmelzen. Vielleicht hätte die Schwäche der polnischen Regierung ihnen wenigstens den Vortheil verschaffen mögen, daß sie, ungestört durch eine übergeschäftige Centralgewalt, ihre Verhältnisse sich nach eigenem Belieben eingerichtet und dadurch ein Gefühl politischen Gedeihens gewonnen hätten. Aber auch dies wurde verhindert, und zwar in erster Linie durch den Ausbruch religiösen Haders. Als das 16. Jahrhundert zu Ende ging, hatte der Jesuitenorden herrschenden Einfluß in Polen gewonnen, und wie gleichzeitig in Madrid wurde es damals auch in Warschau die Losung der Politik, alle Kräfte des Staates in den Dienst der römischen Kirche zu stellen und im Inland wie im Ausland der Ketzerei einen Krieg auf Leben und Tod zu machen. So verwickelte man sich nach Außen in langjährige unheilvolle Kämpfe mit Rußland und Schweden; im Innern aber wurden die Dissidenten aller Bekenntnisse auf das Härteste gedrückt, lutherische Kirchen zerstört, griechische Gemeinden katholisirt, die Dissidenten von höhern Aemtern und Würden ausgeschlossen. War es ein Wunder, daß die russischen Unterthanen in Galizien und Podolien ebenso, wie die Deutschen in Ost- und Westpreußen der herrschenden Nation fortdauernd entfremdet blieben? daß sie fortdauernd sehnsüchtige Blicke zu ihren Stammes- und Religionsgenossen jenseits der Grenze hinüberwarfen? daß auch bei diesen, obgleich mehr als ein Jahrhundert seit der polnischen Eroberung verflossen war, der Gedanke der Rückforderung immer kräftigeres Leben gewann? Dabei sank die Macht des polnischen Reiches immer tiefer. Livland ging an die Schweden verloren, Kleinrußland trat in siegreicher Erhebung unter die Hoheit des Moskauer Czaren zurück, für Ostpreußen schüttelte 1657 der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg die polnische Lehnshoheit ab. Höchst wahrscheinlich wäre es schon damals zu einer völligen Zerreißung und Zersplitterung des innerlich verfaulten und zerfallenen Staates gekommen, wäre nicht ein besonderer Umstand dazwischen getreten, der freilich das gerade Gegentheil von polnischer Kraft und Selbstständigkeit bedeutete. Polen wurde einstweilen nicht unter mehrere Nachbarmächte getheilt, aus dem einfachen Grunde, daß eine

derselben, Rußland, unter Peter dem Großen in rascher Entfaltung stark genug wurde, allen andern gegenüber ganz Polen unter ihren alleinigen Schutz zu nehmen. Während des großen nordischen Krieges gegen Karl XII. von Schweden wurde der polnische König August II. nur durch russische Hülfe auf seinem Throne erhalten; sechszehn Jahre lang war das Land von russischen Garnisonen besetzt; 1736 wurde der neue König, August III., unter dem Schutze russischer Bajonette gewählt. Der russische Gesandte in Warschau war der allmächtige Lenker der polnischen Politik, und ein großer Theil der polnischen Edelleute stand fortdauernd in russischem Solde. Wohl gab es einzelne hervorragende Männer in Polen, welche den Jammer der Lage empfanden und die Ursachen desselben erkannten. So damals die reichen und mächtigen Brüder Czartorisky, welche im Jahre 1752 mit dem Könige und dessen Minister, dem Grafen Brühl, eine Reform der Verfassung zur Stärkung der königlichen Gewalt erwogen. Bald nachher aber geriethen sie mit dem Grafen Brühl persönlich in Streit und verfuhren sofort in der hergebrachten Weise polnischer Adelssouveränetät: das Haus Czartorisky schloß ein Bündniß mit dem russischen Hofe, mit andern Worten, die Czartorisky's stellten sich der russischen Regierung zur Disposition, um in Petersburg die Absetzung König August's zu betreiben. Unter solchen Verhältnissen hielt man sich in Rußland bereits für den Herrn des ganzen Landes und hatte gar keine Lust, einer dritten Macht ein Stück desselben abzutreten. „Europa," sagten die russischen Minister, „ist es gewohnt, daß die polnische Regierung von Petersburg aus geleitet wird."

So lagen die Dinge, als 1762 Catharina II. den russischen Thron bestieg. Jedermann weiß, welcher Ehrgeiz die Seele dieser Frau erfüllte, wie sie zwei Welttheile ihrer Herrschaft oder doch ihrem Einflusse zu unterwerfen trachtete, wie sie vor Allem in den Verhältnissen des europäischen Westens eine große Rolle zu spielen strebte. Polen aber trennte sie von Europa. Also mußte sie festen Fuß in Polen fassen. Die gründlichste Lösung wäre gewesen, Polen geradezu zur russischen Provinz zu machen. Aber wenn Europa gewohnt war, die polnische Regierung von Petersburg aus geleitet zu sehn, so war es auch an die Existenz einer solchen Regierung gewohnt, und Catharina mußte sich sagen, daß die Vernichtung derselben schwerlich ohne Einmischung und Betheiligung der Nachbarmächte gelingen würde. Später hat sie sich, im Drange der Umstände und nicht ohne langes Widerstreben, zu diesem Systeme entschlossen; in ihren ersten Regierungsjahren aber war sie weit entfernt davon, und Herr Beer macht darüber, aus österreichischen und preußischen Gesandtschaftsberichten, sehr interessante Mittheilungen. Einstweilen ging ihr Streben dahin, die polnische Regierung selbst in immer vollständigere Abhängigkeit zu versetzen und den scheinbar fortbestehenden polnischen Staat ihren politischen Zwecken dienstbar zu machen. Deshalb wollte sie bei dem Tode August III. keinen fremden Prinzen auf dem polnischen Throne zulassen; sie wollte einen einheimischen Edelmann aus der Zahl jener russischen Söldlinge, und hatte für diesen Zweck ihr Augenmerk auf einen Neffen der Czartorisky, ihren ehemaligen Liebhaber, Stanislaus Poniatowsky, geworfen. Sie wollte in der Hauptsache die Fortdauer der adeligen Anarchie in Polen, um jeder Zeit der völligen Schwäche des Landes sicher zu

sein. Sie selbst, und noch mehr ihr Minister Panin, war übrigens geneigt, einige Reformen im Einzelnen zuzulassen, um unter Umständen an Polen einen brauchbaren und nützlichen Vasallen zu haben.

Ein weiteres Begehren entsprang ihr unmittelbar aus der damaligen Beschaffenheit ihrer eigenen Stellung in Rußland. Sie hatte ihren kaiserlichen Gemahl gestürzt, ihren Sohn von der Nachfolge ausgeschlossen und ohne irgend einen Rechtstitel sich selbst auf den Thron geschwungen. So war in den ersten Jahren die Sicherheit ihrer Herrschaft äußerst zweifelhaft. Das nächste Mittel zur Popularität, glänzender Kriegsruhm, war ihr für den Augenblick versagt, da Rußland nach den Anstrengungen des siebenjährigen Krieges schlechterdings der Ruhe bedurfte. Um so dringender wünschte sie, sonst etwas höchst Volksthümliches zu thun, und nach der Gesinnung des russischen Volkes, bei dem die Anschauungen von Nation, Staat und Kirche ohne Weiteres zusammenfallen, konnte sie keine wirksamere Frage ergreifen, als die Unterdrückung der griechischen Katholiken im polnischen Reiche. So unglaublich es klingt, hatte der wahnsinnige Fanatismus der polnischen Machthaber erst in den letzten Jahrzehnten die Rechte der Dissidenten auf's Neue durch harte Verfügungen beschränkt und theilweise vernichtet; ein Reichstagsbeschluß von 1716 verbot den Dissidenten, neue Kirchen zu bauen, und befahl die Niederreißung der seit 1632 aufgeführten; ein Beschluß von 1717 entzog den Dissidenten die Fähigkeit, Landboten oder Mitglieder der Gerichtshöfe und Regierungscommissionen zu werden. Die griechischen Dissidenten wandten sich darauf an Peter den Großen, der jedoch durch seinen Tod an dem bereits vorbereiteten bewaffneten Einschreiten gehindert wurde. So wurden die anstößigen Beschlüsse 1733 und 1736 auf's Neue bekräftigt, und die Dissidenten auch vom Senate und für die Zukunft von allen Ehrenämtern ausgeschlossen. Im Jahre 1763 lief bei Catharina eine Beschwerde des griechischen Bischofs von Mohilew, Konisky, ein, daß 150 Pfarreien seiner Diöcese durch die polnischen Behörden gewaltsam romanisirt worden seien. Die Kaiserin beschloß, den Dissidenten wenigstens einige ihrer alten Rechte wieder zu verschaffen, sich dadurch die Ergebenheit derselben für immer zu sichern, und zugleich das russische Volk mit dankbarer Begeisterung zu erfüllen. Eben in dieser Zeit wurde aber auch König August III. von seiner letzten Krankheit befallen; in kurzer Frist war zu Warschau eine neue Königswahl zu erwarten, bei welcher alle europäischen Mächte ihr Wort mitreden würden, und so wandte sich Catharina im Frühling 1763 mit sondirenden Anfragen zunächst nach Wien und nach Berlin, um wenn möglich für ihre diplomatische Action gemeinsamen Boden und festen Rückhalt zu gewinnen.

Die Aufnahme, welche ihre Eröffnung an den beiden Höfen fand, wurde entscheidend für die nächsten Decennien der Geschichte Polen's und Europa's. Sie war zugleich höchst charakteristisch für die beiden deutschen Regierungen.

In Wien war man seit dem Abfalle Peter III. von der österreichischen Allianz überhaupt tief verstimmt gegen Rußland. Die Kaiserin Maria Theresia hatte dabei eine gewisse religiöse Sympathie mit den katholischen Polen. Immer aber empfand man eine lebhafte Scheu, den Wünschen der mächtigen Catharina offen entgegen zu treten, so gerne man selbst einen sächsischen Prinzen auf den

polnischen Thron gesetzt hätte. Das Ergebniß war, daß man zu keinem bestimmten Entschlusse gelangte, sondern eine verdrossen ausweichende Antwort gab.

Ganz anders Friedrich II. Dieser kräftige und klare Staatsmann hatte sonstige Fehler, aber niemals den der Unentschlossenheit. Er war mit Catharina einverstanden in dem Wunsche, daß Polen schwach bleibe. Auf der andern Seite verkannte er nicht, daß ein übermäßiges Wachsthum der Russen und eine bleibende Festsetzung derselben in Polen für ihn höchst bedenklich werden konnte. Dennoch schwankte er keinen Augenblick. Nach den furchtbaren Leiden, Gefahren und Anstrengungen des siebenjährigen Krieges hatte er damals keinen andern Gedanken, als seinem schwergeprüften Staate dauernden Frieden zu sichern. Dazu bedurfte er einer mächtigen Allianz. Aber bei Oesterreich wußte er sich auf den Tod gehaßt, in Frankreich mit kühler Abneigung betrachtet, mit England war er gründlich zerfallen. So blieb nur Rußland übrig, und rückhaltslos ergriff er die dargebotene Hand. Im August 1763 schlug er der Kaiserin eine einfache Defensivallianz vor, erklärte sich aber bereit, einen Artikel über Polen den russischen Wünschen entsprechend darin aufzunehmen. Schon früher hatte er geschrieben, daß er zum polnischen König einen Polen wünsche, die Auswahl der Person aber der Kaiserin völlig überlasse. In Petersburg arbeitete man darauf den preußischen Entwurf specieller aus und setzte ihm sechs Artikel und einige geheime Bestimmungen hinzu, in welchen für Polen die Wahl eines Einheimischen, die Erhaltung des liberum veto, also der adligen Anarchie, die Unterstützung der Dissidenten, und zugleich auch für Schweden die gemeinsame Hinderung jeder Verfassungsreform festgestellt wurde. Friedrich, durch die westpreußischen Lutheraner ebenso um Schutz angerufen, wie Catharina durch den griechischen Bischof von Mohilew, machte keine Einwendungen, sondern ließ, nachdem August III. im October 1763 gestorben war, den Vertrag am 11. April 1764 unterzeichnen.

In Wien war die Erregung über das Einvernehmen zwischen den beiden nordischen Mächten nicht gering, und man befürchtete auf der Stelle, daß Preußen und Rußland sich polnische Provinzen aneignen wollten. Fürst Kaunitz war der Meinung, daß eine Theilung Polens eine schlimme Sache sei; wenn sie einträte, müsse Oesterreich auch ein Stück für sich nehmen, jedoch die Bedingung stellen, daß ihm außerdem entweder Schlesien zurückgegeben oder die Anwartschaft auf Baiern gesichert werde. Diese Sorgen waren durchaus verfrüht. In Petersburg wollte Niemand eine Theilung Polens, sondern verstärkten Einfluß über den ganzen polnischen Staat. Friedrich II. dachte nicht an eine Gebietserweiterung, sondern gab Polen den Russen für den Augenblick Preis, um durch die russische Allianz seinem Lande festen Frieden zu schaffen. Er ließ Catharina in Polen schalten und walten, lehnte die oft wiederholte Aufforderung derselben, auch seinerseits Truppen dort einrücken zu lassen, mit Bestimmtheit ab, und rieth immer wieder der Kaiserin Mäßigung in ihrem Auftreten an, damit Polen nicht auf das Aeußerste getrieben, und so das Ausland zur Intervention, zu europäischen Verwickelungen veranlaßt würde. Wohl hatte er früher als Kronprinz einmal geäußert, daß sein Staat zur Verbindung Ostpreußens mit Brandenburg der Erwerbung Westpreußens bedürfe; und die Richtigkeit dieses

Satzes lag freilich für Jeden, der die Landkarte betrachtete, auf der Hand. Damals aber, 1764, trachtete er nicht danach, so wenig Friedrich Wilhelm IV. nach der Annexion Hannovers getrachtet hat. Als Graf Panin dem preußischen Gesandten für die etwaigen Bemühungen des Königs im russischen Interesse einmal eine Landerwerbung in Aussicht stellen wollte, wies Friedrich den Gesandten an, die Russen von solchen Gedanken abzubringen, die nur europäische Wirren zur Folge haben könnten. Was er wollte und was er bei seinem russischen Bündniß bezweckte, war Sicherung des Friedens und nichts Anderes.

Indessen gingen in Polen die Dinge nach Catharina's Sinne ihren Gang. Die Polen selbst eröffneten ihr die Bahn. Es geschah auf das Anrufen der Czartorisky's, daß ein russisches Armeecorps von 10000 Mann in das Land einrückte, Warschau selbst besetzte, die Anstrengungen der gegnerischen Partei, der sogenannten Patrioten, niederschlug, und so unter seinem Schutze die Wahl des Stanislaus Poniatowsky zum Könige am 1. September 1764 einstimmig beschlossen wurde. Nun waren die Czartorisky's kluge Leute. Nachdem sie mit Hülfe der Russen die Herren in Polen geworden, dachten sie, die Verfassung umzugestalten, eine geordnete Verwaltung herzustellen, das Königthum zu kräftigen und dann die Russen zum Lande hinaus zu complimentiren. Der russische Gesandte Keiserlingk, welcher die polnische Sprache nicht recht verstand, ließ einige solche Beschlüsse passiren; er starb aber bald, und sein Nachfolger Fürst Repnin war ein in polnischen Dingen wohl erfahrener Mann von rauher und energischer Brutalität, welcher die zwieträchtigen und verkäuflichen Polen tief verachtete. Als jetzt die Czartorisky's die Abschaffung des liberum veto beantragten, als sie zugleich die Herstellung der Dissidenten zu voller Gleichberechtigung weigerten, legte er unter heftigen Drohungen den stärksten Protest gegen ein solches Verfahren ein und forderte alle Gegner der Czartorisky's auf, unter seinem Schutze sich gegen die Umtriebe derselben zu erheben. Darauf war es allerdings kein Wunder, daß die Dissidenten in Bewegung kamen, die von jeher Rußland und Preußen zu Hülfe gerufen hatten, und daß sie jetzt nach polnischem Brauche Conföderationen gegen die Regierung bildeten. Aber beispiellos war es doch, daß neben ihnen auch die hitzigen Feinde der Czartorisky's bei der Königswahl, die Patrioten Branicki, Radziwill, Mokranuski, welchen damals die Russen ihre Güter verheert und sie selbst mit Mißhandlung aller Art verfolgt hatten, jetzt als conservative Verehrer der alten Adelsrechte und des liberum veto über den Bruch zwischen Repnin und den Czartorisky's laut aufjauchzten, sich um den Gesandten sammelten, Geld von ihm nahmen, und nach seinen Weisungen ebenfalls Conföderationen bildeten. Unter seiner Leitung traten endlich alle diese kleinen Associationen zu einer großen Generalconföderation in Radom zusammen. Da hierauf auch König Stanislaus mit seinen Oheimen in Hader gerieth und bei seinem ausschweifenden Leben in Geldnoth war, aus der er keine Rettung als durch russische Subsidien sah, so trat er selbst der großen Conföderation bei, deren vollständiger Sieg damit entschieden war. Die einzelnen Punkte ihres Programms sollten jetzt gesetzliche Form erhalten. Zuerst wurde unter einstimmigem Jubel das liberum veto hergestellt. Als dann aber die Dissidentenfrage zur Verhandlung kam, trennten sich die Parteien wieder; die Patrioten

versagten hier dem Gesandten mit demselben Fanatismus, wie früher die Czartorisky's, und eine tiefe Aufregung und Erbitterung verbreitete sich durch das ganze Land. Man hatte sich eifrig zu Repnin gedrängt, um den polnischen Staat ruiniren zu helfen. Aber gegen das Gebot der heiligen Kirche den Ketzern politische Rechte zu geben, das brachte Niemand über sein Herz. Der beredteste Führer des Widerstandes, Bischof Soltyk von Krakau, kam einmal heimlich zu Repnin und erklärte sich bereit, im Stillen für die Dissidenten zu wirken, nur müsse ihm der Gesandte verstatten, öffentlich dagegen zu reden. König Friedrich II. warnte die Kaiserin; so eifrig er für die Erhaltung der politischen Anarchie gestimmt hatte, so gefährlich schien ihm die religiöse Gährung; er bat die Kaiserin dringend, sich mit geringen Concessionen an die Dissidenten zu begnügen. Catharina aber blieb fest auf ihrem Sinne, und Repnin griff mit offener Gewalt durch. Bischof Soltyk und drei andere Parteiführer wurden verhaftet und nach Wilna und dann nach Kaluga abgeführt, die Güter mehrerer Opponenten gebrandschatzt, der Sitzungssaal der Conföderation mit russischen Soldaten umstellt. Damit wurde der Widerstand gebrochen: die Conföderation genehmigte die Gleichberechtigung der Dissidenten, schloß eine Allianz zwischen Polen und Rußland ab und stellte durch diese die Staatsgrundgesetze unter russische Garantie, oder, mit andern Worten, sie gewährte Rußland das formelle Recht zur Einmischung bei jeder polnischen Verfassungsreform. Am 5. März 1768 wurde die verhängnißvolle Acte unterzeichnet. Die Conföderation löste sich auf, und die regelmäßigen Staatsbehörden traten wieder in Wirksamkeit. Die Ziele, welche die Höfe von Petersburg und Berlin sich in dem Bundesvertrage von 1764 gesteckt hatten, waren erreicht, und Repnin gab den russischen Truppen Befehl, das polnische Gebiet zu räumen.

Aber es sollte anders kommen. Nur mit zu gutem Grunde hatte König Friedrich die russische Kaiserin von der Entflammung der religiösen Leidenschaft in Polen abgemahnt; eben an diesem Punkte entzündete sich ein Brand, der zunächst über Polen entsetzliches Unheil brachte und in rascher Ausdehnung bald ganz Europa mit unabsehbaren Gefahren bedrohte. Im tiefsten Herzen empört über die den Ketzern gewährten Rechte, bildeten zwei muthige Männer, Pulawski und Krazinski, zu Bar in Podolien eine Conföderation zum heiligen Kriege für die Einheit und Reinheit der Kirche. Ihre Fahne war mit dem Crucifix geschmückt, das Feldgeschrei lautete: Jesus, Maria; die Mönche riefen in Städten und Dörfern alle Gläubigen zu den Waffen; kein Dissident oder Jude wurde in die geweihten Schaaren zugelassen. Ueberall fiel das katholische Volk den Conföderirten bei; eigentlich ist ganz Polen conföderirt, meldete der preußische Gesandte seinem König. Ueberall ertönten die heftigsten Verwünschungen gegen den elenden Stanislaus Poniatowsky, der sich als Werkzeug für die Sache der Ketzer habe gebrauchen lassen; seine Entthronung war bei den Conföderirten eine fest beschlossene Sache. Der unselige Fürst fand für seine persönliche Rettung keinen andern Weg, als immer engeren Anschluß an Rußland, und bat Repnin dringend um Rückberufung und Verstärkung der russischen Truppen. Sie kamen, im Ganzen etwa 16000 Mann, und ein heilloser Krieg begann in den südlichen Provinzen des Landes. Die größere Hälfte

der Russen wurde durch die Deckung Warschau's und die Beobachtung der wenig zuverlässigen polnischen Linienregimenter in Anspruch genommen; es waren immer nur kleine Colonnen, welche gegen die Empörung ausgesandt werden konnten, welche dann in jedem Treffen siegten, aber zu völliger Unterwerfung und Beruhigung des Landes nicht stark genug waren. Die Masse der Conföderirten schwankte zwischen 8000 und 16000 Reitern, lockere Banden ohne Disciplin und innern Zusammenhang; die Mannschaft blieb bei dem Führer, so lange es dem Einzelnen gefiel, und jeder Führer that auf eigne Faust, was ihm gut dünkte. Von beiden Seiten wurde der Kampf mit der wildesten Grausamkeit geführt, die Gefangenen zu Tode gemartert, weder Person noch Eigenthum der Gegner geschont. Und bald kamen weitere Verwickelungen hinzu. Die Häupter der Conföderation hatten sich von Anfang an mit dringenden Hülfegesuchen an das Ausland, an Oesterreich und Frankreich, an den Papst und den Sultan gewandt. Mehrere Monate lang hatten sie keinen Erfolg, weil Niemand besonderen Eifer hatte, dem russisch-preußischen Bündniß den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Indessen war lebhafte Sympathie für ihre Sache sowohl in Rom als in Wien vorhanden, und bei jedem Fortschritt der russischen Truppen im südlichen Polen wuchs auch in Constantinopel Verstimmung und Eifersucht. Als nun einmal die Russen eine geschlagene Truppe der Conföderirten im Eifer des Nachsetzens über die türkische Grenze verfolgten und die kleine Stadt Balta bei dem fortdauernden Gefechte in Flammen aufging, riß der hohen Pforte plötzlich die Geduld, und in unvermuthetem Aufschwung erklärte der Sultan den Russen im October 1768 den Krieg, weil er, wie sein Manifest sagte, die Vergewaltigung Polen's nicht länger ertragen könne.

So war mit einem Schlage die polnische zu einer europäischen Frage ersten Ranges geworden, und Niemand fühlte sich schwerer dadurch getroffen als König Friedrich. Er kannte Catharina hinreichend, um zu wissen, daß sie den von den Türken begonnenen Krieg nicht ohne Gewinn abschließen würde. Es war ihm ebenso deutlich, daß Oesterreich nimmermehr russische Eroberungen von einiger Bedeutung in der Türkei dulden würde. Wenn es aber zwischen beiden Mächten zum Bruche kam, so fand er sich gerade durch seine russische Allianz, die ihm und seinem Lande den Frieden hatte bewahren sollen, unaufhaltsam in den Streit hinein gerissen. Es kam dazu, daß der ehrgeizige französische Minister Choiseul damals mit England sich in lebhafter Spannung befand, und, da Rußland und England unter einander vertrautere Beziehungen angeknüpft hatten, auch den Russen, wo er konnte, Hindernisse und Schwierigkeiten zu bereiten suchte und deshalb den Conföderirten von Bar Geld und Officiere schickte, übrigens aber etwas später in Berlin das Anerbieten machte, wenn Friedrich sich mit ihm gegen Rußland verbünden wolle, dem Könige die polnischen Provinzen Ermeland und Kurland zu verschaffen. Umgekehrt trug man sich in Petersburg mit dem Gedanken, England, Preußen, Schweden und Dänemark zu einem großen nordischen Bunde zu vereinigen, um die Feindseligkeit der Polen und Türken, Oesterreichs und der bourbonischen Höfe gemeinsam niederzuschlagen. Unter solchen Umständen konnte der kleinste Anlaß Europa in zwei

kämpfende Heerlager theilen, und wie immer hätte das in der Mitte gelegene Deutschland die schwersten Leiden des allgemeinen Krieges tragen müssen.

Friedrich II. war durch diese Gefahr in die höchste Besorgniß versetzt; er sann und sann, wie er den Ausbruch abwenden möchte. Für ihn war die entscheidende Frage, wie sich der Bruch zwischen Oesterreich und Rußland verhindern ließe. Catharina wollte Landgewinn; Oesterreich konnte ihr keine Eroberung in der Türkei gestatten. Friedrich kam auf den Gedanken, ob man in Wien vielleicht willfähriger sein würde, wenn Catharina statt einer türkischen Provinz eine polnische nähme und dann ihrerseits den Oesterreichern ebenfalls eine polnische Erwerbung zubilligte. Allerdings würde es dann im Interesse des Gleichgewichts erforderlich sein, daß auch Preußen sich in angemessener Weise bedenke. Der König beschloß, seine Bundesgenossin in dieser Richtung zu sondiren. Im Februar 1769 schickte er seinem Gesandten in Petersburg eine Denkschrift, welche zur Beendigung der schwebenden Händel vorschlug, daß Oesterreich die Herrschaft Zips nebst Lemberg, Friedrich Westpreußen, Rußland nach seinem Belieben irgend eine polnische Provinz erhalten möge. Vorsichtig bemerkte er dem Gesandten, der Vorschlag rühre von einem sächsischen Diplomaten, dem Grafen Lynar, her; es sei leicht zu erkennen, daß er in mehrfacher Beziehung unreif und phantastisch sei, doch sei es immerhin von Interesse, zu erfahren, was die russische Regierung dazu sagen würde. Dieser Schritt des Königs ist nun schon seit längerer Zeit bekannt geworden und hat immer als entscheidender Beweis dafür gegolten, daß Friedrich die erste Veranlassung zu der Theilung Polen's gegeben habe. Es ist das Verdienst des Hrn. Duncker, diesen Klagepunkt durch genaue Aufschlüsse über die russische Antwort für immer erledigt zu haben. Graf Panin schob die sogenannte Lynar'sche Denkschrift sehr trocken bei Seite. Damit sei nichts anzufangen, sagte er, und antwortete seinerseits mit dem Gegenvorschlag, daß Rußland und Oesterreich unter sich die europäische Türkei theilen, und, wenn dies gelungen sei, dann Friedrich für sich Westpreußen nehmen möchte. Es war nicht möglich, einen dem preußischen schärfer entgegenstehenden Standpunkt zu nehmen. Friedrich erstrebte Frieden, die Russen schwelgten in Kriegsplänen größten Styles. Der König war höchst ärgerlich und warf seine Denkschrift in das Feuer. Seine Stimmung wurde weiter geschärft durch den Umstand, daß bei einer eben beginnenden Unterhandlung über die Verlängerung des Allianzvertrags von 1764 die Russen ihm eine Reihe der lästigsten Weiterungen machten. Schon vor einigen Jahren hatte er einmal einen hochfahrenden russischen Gesandten mit dem Worte zurecht gewiesen, er wolle der Freund, aber nicht der Sclave Rußlands sein. Heute wie damals hielt er diese Stellung. Er wünschte sehr, die russische Allianz fortzusetzen, aber ebenso viel war ihm daran gelegen, gegen russischen Uebermuth anderweitigen Rückhalt zu haben. So war ihm der Gedanke einer Annäherung an den Eifrigsten der bisherigen Widersacher, an Oesterreich, schon seit längerer Zeit erwachsen. Es geschah jetzt bei der Steigerung der russischen Uebermacht, daß dem Könige eine entsprechende Tendenz in Wien entgegenkam.

Nicht so leicht, wie die Politik Friedrich II., ist jene der damaligen österreichischen Regierung zu definiren. Friedrich hatte stets ein genau erwogenes,

klar erkanntes Ziel im Auge, dem jeder Nebenwunsch unbedingt untergeordnet, zu dessen Erreichung jedes Mittel rücksichtslos aufgeboten wurde. Dem Draußenstehenden konnte sein Verfahren schwankend, verwickelt, doppelzüngig erscheinen; wer das Ziel, dem er nachstrebte, kannte, dem wurde sofort die Einheit und Folgerichtigkeit seines Thuns verständlich. Anders stand es zu jener Zeit in Oesterreich. Der officielle Leiter seiner Politik, Fürst Kaunitz, ursprünglich eine lebhafte und erregbare Natur, von Jugend auf erfinderischen Geistes und von keckem Ehrgeiz, stand damals schon in vorgeschrittenen Jahren, hatte in den Gefahren des siebenjährigen Krieges einen guten Theil des wagenden Jugendmuthes verloren und zugleich durch seinen langjährigen Einfluß auf die Kaiserin sein persönliches Selbstbewußtsein immer mehr gesteigert. Er war pedantisch und rechthaberisch geworden, hatte aber die sichere Entschlußkraft eingebüßt, ließ sich von jedem neuen Momente einer großen Frage wechselnd bestimmen und verbrauchte die Productivität seines Geistes in zahllosen, stets die Richtung variirenden Vorträgen und Denkschriften. Man ist, wenn man in der Erzählung des Hrn. Beer diese Masse der Deductionen kennen lernt, gleich erstaunt über die Vielseitigkeit der Auffassung und die Unsicherheit des Willens. War Kaunitz nun in sich selbst schon kein Muster unerschütterlicher Consistenz, so wurden die Schwankungen der österreichischen Politik gerade in der Zeit, die uns hier beschäftigt, noch erheblich durch den Umstand gesteigert, daß neben ihm eine zweite, sehr kräftige, sehr eigenwillige Persönlichkeit immer wachsenden Einfluß zu üben begann, der junge Joseph II. Als Nachfolger seines Vaters Franz I. in der römischen Kaiserwürde, hatte ihn seine Mutter Maria Theresia wie jenen auch zum Mitregenten in Oesterreich gemacht, anfangs in der Meinung, an ihm, wie früher an dem Gemahle, ein völlig dienstwilliges Werkzeug zu haben. Aber nicht lange ließ er es dabei bewenden. Nach vielfachen Zwistigkeiten erklärte er endlich 1769, stets der Kaiserin als ihr erster Unterthan gehorchen, niemals aber als Mitregent einen gegen seine Ueberzeugung streitenden Erlaß unterzeichnen zu wollen. Maria Theresia mußte nachgeben, und Joseph griff von hier an auf allen Punkten mit selbstständigem, dem Fürsten Kaunitz nicht selten widerstrebendem und überlegenem Willen ein.

Seit der Wahl des Stanislaus Poniatowsky zum polnischen König hatte sich Kaunitz vollkommen unthätig verhalten. Wie Friedrich II. für Preußen, empfand er für Oesterreich das stärkste Bedürfniß nach Frieden und ließ sich weder durch polnische noch durch französische Aufforderungen zu irgend einem Schritte bringen, der ihn ernstlicher Verwickelung mit den nordischen Mächten ausgesetzt hätte. Um so mehr suchte er nach diplomatischen Mitteln, um die russische Alleinherrschaft über Polen zu brechen. Er dachte an eine österreichische Garantie für die polnische Verfassung, welche dem Wiener Hofe ein gleiches Interventionsrecht wie dem Petersburger gegeben hätte. Er begann sich mit der Frage zu beschäftigen, wie man Preußen von Rußland abziehen und dadurch die Stellung des letzteren schwächen könne. Als Friedrich im Jahre 1766 den jungen Kaiser zu einer persönlichen Zusammenkunft einlud, war Kaunitz eifrig für die Annahme; es war Maria Theresia, welche damals ablehnte, um ihren Sohn nicht der gefährlichen Berührung mit dem bösen Manne, wie sie Friedrich

nannte, auszusetzen. Als vollends die türkische Kriegserklärung gegen Rußland erfolgte, verdoppelte sich in Wien wie in Berlin die sorgenvolle Spannung. Schon im December 1768 gelangte Kaunitz dadurch zu einem Vorschlag an Maria Theresia, den er selbst als scheinbar chimärisch hinwarf, in Wahrheit aber für unfehlbar und vortrefflich hielt: man möchte die Türken dahin bringen, daß sie die Vermittelung der beiden deutschen Mächte anriefen, und als deren Grundlage dem Könige Friedrich die Erwerbung Kurlands und Westpreußens bezeichneten, wofür er dann Schlesien an Oesterreich zurückzugeben hätte. Indeß gelang es ihm nicht, die Zustimmung der Kaiserin zu erlangen, da Joseph mit kühlerer und schärferer Erwägung die allseitige Unausführbarkeit eines solchen Projectes nachwies. Um so eifriger blieb Kaunitz bei dem allgemeinen Satze, daß man irgendwie mit Preußen zu einer Verständigung kommen müsse, und auf sein Betreiben ging dann 1769 eine Einladung zu der vor drei Jahren verschmähten Zusammenkunft ab. Sie fand im August zu Neisse in Schlesien statt. Man war von beiden Seiten gespannt auf die Bekanntschaft gewesen; von beiden Seiten war man äußerst liebenswürdig, höflich, vertraulich ohne Vertrauen, im Ganzen aber zufrieden mit einander. Drei Tage lang hatten die Souveraine sechsstündige Gespräche. Friedrich strömte über von Mittheilsamkeit, Kriegserinnerungen, politischen Reflexionen; Joseph schrieb nachher: „Er ist ein Genie, wunderwürdig weiß er zu sprechen, aber in jedem Satze spürt man die abgefeimte Schlauheit.“ Der Kaiser seinerseits hielt sich in strammer Vorsicht, und meinte, kein Wort ohne volle Ueberlegung gesagt zu haben. Trotzdem aber hatte Friedrich's Scharfblick sein Inneres gesehn. „Er ist,“ schrieb er, „ein Mann von heißem Ehrgeiz, der über großen Plänen brütet, das Joch der mütterlichen Herrschaft mit Ungeduld erträgt, und wenn er einst selbstständig ist, sich mächtig rühren wird; ob er an Venetien oder Bayern, an Schlesien oder Lothringen denkt, vermochte ich nicht zu erkennen, aber sicher ist, er wird, sobald er die Hände frei hat, ein großes Feuer in Europa anzünden.“ Einstweilen verständigten sich beide Männer, daß es, falls nicht in der Welt, so doch in Deutschland Friede bleiben solle, und tauschten das schriftliche Versprechen aus, gegenseitig neutral zu bleiben, wenn ein Krieg zwischen Frankreich und England oder sonst eine bisher ungeahnte Verwirrung ausbräche.

Es war noch nicht viel, was man hier erreicht hatte, aber etwas, noch kein Resultat, aber ein erster Schritt. Friedrich brachte dann einige Wochen später, im October, seine russische Unterhandlung über Erneuerung des Allianzvertrags zum Abschluß, im Wesentlichen auf die alten Bedingungen. Nur die auf Schweden bezüglichen Sätze waren nach russischem Wunsche geschärft: wenn Schweden, hieß es, seine Adelsverfassung von 1720 ändere, sollte Finnland durch ein russisches, Vorpommern durch ein preußisches, Schonen und Halland durch ein dänisches Armeecorps besetzt werden. Es war der Keim zu einer Theilung schwedischer Lande, der hier gelegt wurde; was Friedrich angeht, so wäre ihm die Erwerbung Pommerns an sich höchst erwünscht gewesen, aber auch hier zeigte sich, daß in dieser Zeit nicht Landgewinn, sondern Erhaltung des europäischen Friedens der leitende Gedanke seiner Politik war. Seine Schwester war Königin von Schweden; Friedrich beeilte sich, sie vor der drohenden Gefahr

zu warnen und forderte sie wiederholt und dringend auf, durch keinen Schritt in der Verfassungsfrage den Russen den erwünschten Anlaß zum Streite zu geben. Ganz in demselben Sinne fuhr er fort, die angeknüpfte Beziehung zu Oesterreich zu pflegen. Er erklärte sich bereit, gemeinsam mit dem Wiener Hofe den kriegführenden Mächten Vermittelung anzutragen. Indessen erfochten die Russen eine Reihe glänzender Siege; nachdem sie 1769 Bessarabien besetzt, eroberten sie 1770 die Moldau und die Wallachei, veranlaßten einen Aufstand der Griechen in Morea und vernichteten die türkische Flotte im Archipel. Dadurch wuchs natürlich die Besorgniß in Wien; man begann militärische Rüstungen, zog Truppen aus Flandern und Italien heran, und trotz aller Friedenssehnsucht begann Kaunitz, den Bruch mit Rußland für unvermeidlich zu halten. Anfang September 1770 hatte Joseph eine zweite Zusammenkunft mit Friedrich zu Neustadt in Mähren, an welcher dieses Mal auch Kaunitz Theil nahm. Die Pforte hatte so eben die gemeinsame Vermittelung der beiden Mächte angerufen; Kaunitz aber, der sich bei dem Siegesrausche der Russen davon keine große Wirkung versprach, falls sie nicht durch ernste Drohung unterstützt würde, fragte zunächst bei Friedrich an, ob Preußen bei einem Kriege zwischen Oesterreich und Rußland neutral bleiben würde. Friedrich, fest entschlossen, keinen Kriegseifer in Wien aufkommen zu lassen, verneinte sehr bestimmt: er werde nach seinem Allianztractat, zu seinem tiefsten Bedauern, gezwungen sein, den Russen zu helfen, wenn sie von Oesterreich angegriffen würden. Kaunitz war sehr aufgeregt und erklärte es für eine Lebensfrage der österreichischen Politik, die Russen nimmermehr in der Moldau und der Wallachei sich festsetzen zu lassen. Der König sprach um so mehr seine Bereitwilligkeit zu gemeinsamen diplomatischen Schritten in Petersburg, zu der von den Türken erbetenen Vermittelung aus, und war einverstanden, als Kaunitz vorschlug, daß Preußen allein die einleitenden Schritte dazu in Petersburg thun möchte. Dann erwähnte Kaunitz die Unerträglichkeit der russischen Alleinherrschaft in Polen und fand wieder Friedrich's Billigung bei dem Vorschlag, Rußland zur Vorlage eines Planes für die Pacification des unglücklichen Landes aufzufordern; wenn der Inhalt desselben annehmbar erscheine, würden beide Mächte helfen, im Nothfalle mit Waffengewalt ihn durchzuführen. Sonst erwähnen die beiderseitigen Berichte der hier versammelten Staatsmänner (Joseph's und Kaunitz's an Maria Theresia, Friedrich's an seine Minister und Gesandten) nicht das Geringste von irgend welchen Entwürfen über Polen, insbesondere kein Wort von dem Gedanken einer polnischen Theilung. Immer ist nur von der Türkei die Rede, von den Mitteln, die dortigen Triumphe und Ansprüche der Russen ohne Krieg einzuschränken. Aber welche friedfertigen und doch wirksamen Mittel ließen sich entdecken?

Es war Kaiser Joseph II., welcher durch eine rasche That das Signal zu der neuen Wendung gab. In seiner lebhaften und vorwärtsdrängenden Weise hatte er sich überzeugt, daß der bisherige Grundgedanke Oesterreichs, Erhaltung des Besitzstandes in Polen und der Türkei, oder mit anderen Worten, Zurückweisung der Russen aus beiden Ländern, nicht weiter zu halten war. Er wollte keinen Krieg mit Rußland. Aber er freute sich der Verwickelung, weil sie ihm Gelegenheit bot, selbst einzugreifen, für sich zu wirken, Oesterreich eigenen

Gewinn zu schaffen. Mochte Rußland sich an geeigneter Stelle vergrößern, wenn nur durch entsprechende Vergrößerung Oesterreichs das bisherige Machtverhältniß erhalten blieb. Ohne von dem Projecte Lynar zu wissen, welches einst Friedrich II. rasch auf das Papier geworfen und ebenso rasch wieder aufgegeben hatte, nahm Joseph den Gedanken desselben mit praktischer That wieder auf, den Gedanken, die Spannung des Türkenkriegs auf Kosten Polen's zu lösen. Ausdrückliche Aufzeichnungen seiner Hand darüber, aus diesem Zeitpunkte, liegen nicht vor, aber alle seine weiteren Schritte führen auf die höchst einfache Erwägung zurück: da Rußland ohne allen Gewinn das Schwert nicht aus der Hand legen wird, da Oesterreich ihm eine große türkische Erwerbung nicht verstatten kann, so möge Catharina anstatt des türkischen polnisches Land nehmen, dafür aber auch Oesterreich dort zugreifen lassen. Eben mit dem Zugreifen begann Joseph seine diplomatische Action. Wenige Wochen nach der Zusammenkunft von Neustadt ließ er von Ungarn her österreichische Truppen in Polen einrücken und das Zipser Land, zwanzig Quadratmeilen mit 13 Städten und 97 Dörfern, auf Grund von Rechtsansprüchen aus dem Jahre 1412, besetzen und als terrae recuperatae unter österreichische Verwaltung stellen. **Kaunitz** hat später erklärt, er sei mit der Maßregel nicht einverstanden gewesen: doch wird sich sein Widerspruch wohl nur auf die Wahl des Zeitpunkts bezogen haben, da er schon vor der Reise nach Neustadt den polnischen Conföderirten die Anlage von Zollstätten in jenen Grenzstrichen verboten hatte; denn, sagte er der Kaiserin, es könnte daraus geschlossen werden, daß wir sie für die rechtmäßigen Eigenthümer jenes Bezirkes hielten.

Als die Nachricht von jener Occupation nach Petersburg kam, war der Eindruck, den sie auf die Russen machte, gewaltig. Es hing dies auf das Engste mit den damaligen Verhandlungen zwischen Catharina und Friedrich II. zusammen. Entsprechend den in Neustadt genommenen Abreden, hatte der König gleich nach seiner Rückkehr der Kaiserin die deutsche Vermittelung angeboten und sie um die Mittheilung ihrer Friedensbedingungen ersucht. Aber die Antwort, die er empfing, war trostlos. Catharina lehnte die Vermittelung in den höflichsten Formen ab und eröffnete ihm dann weiter, daß sie den Türken den Frieden bewilligen wolle gegen die Abtretung Asow's, der beiden Kabardeien, der Krim, einer Insel im Archipel und gegen die Ueberlassung der Donaufürstenthümer auf 25 Jahre. Friedrich war außer sich über solche Anmaßungen und antwortete umgehend, das sei der Krieg gegen Oesterreich und zwar ein muthwillig heraufbeschworener Krieg, an welchem er schlechterdings keinen Antheil nehmen werde, möchte aus seiner russischen Allianz werden, was da wolle. Die Schärfe dieser, in der Form sonst äußerst höflichen Antwort, welche beinahe gleichzeitig mit der Nachricht von dem Einrücken der Oesterreicher in Polen zu ihrer Kenntniß gelangte, erfüllte Catharina mit schwerer Besorgniß. Schien es nicht, als wenn Friedrich sich in Neustadt völlig mit Joseph geeinigt hätte? als wenn die Besetzung des Zipser Landes die erste Folge dieses Einverständnisses wäre? als wenn demnächst der offene Uebertritt Preußens aus dem russischen in das österreichische Bündniß zu erwarten wäre? Um jeden Preis mußte dies vermieden, es mußte Friedrich gezeigt werden, daß die russische

Freundschaft ihm schneller und in reicherem Maaße fruchtbar werden könnte, als die österreichische. Eben war Friedrich's Bruder, Heinrich, in Petersburg. Der König hatte ihn nach Stockholm geschickt, um dort seine Schwester von jedem übereilten Schritte abzuhalten, und ihn dann auf Catharina's Aufforderung bevollmächtigt, seine Reise bis Petersburg auszudehnen. Jetzt trat die Kaiserin bei der nächsten Soiree dem Prinzen äußerst heiter entgegen. „Haben Sie gehört," sagte sie, „wie die Oesterreicher in Polen zugegriffen haben? sollte dort nicht Jedermann zugreifen?" Ihr Vertrauter, Graf Czernitscheff, wiederholte gleich nachher dem Prinzen die Frage in noch deutlicherer Fassung: „Würde es Euch nicht anstehen, nach diesem österreichischen Vorgang das Bisthum Ermeland zu nehmen?" Der Prinz beeilte sich, diese russischen Eröffnungen, die, wie er meinte, vielversprechend wären, seinem Bruder zu melden. Friedrich aber wies das Alles unwillig ab. Eine Theilung Polen's wäre ihm 1769 genehm gewesen, als Mittel zur Erhaltung des europäischen Friedens. Jetzt aber, wo sie ihm geboten wurde, um ihn im Schlepptau der russischen Kriegspolitik festzuhalten, wollte er davon nicht reden hören. Gegenüber den russischen Forderungen an die Türkei hatte er keinen andern Gedanken, als sich gründlich aus dem ganzen Spiele zurückzuziehen. Erst als Prinz Heinrich im Februar 1771 ihm melden konnte, daß Rußland gelindere Saiten aufziehe, eine billige Herabminderung jener Bedingungen zulassen wolle, dann aber sich allerdings durch polnische Annexionen zu entschädigen gedenke, dann erst trat Friedrich auf den Plan der Theilung ein. Dann aber forderte er für sich nicht bloß Ermeland, sondern ganz Westpreußen. „Für jene Bagatelle," sagte er, „will ich mich nicht einem neuen Gerede über meine Habgier aussetzen, welches ohne dies groß genug ist." Für die Erwerbung von Westpreußen nahm er die Nachrede bereitwillig auf sich. „Daß Polen," bemerkte er, „die Kosten der Ausgleichung bezahlt, ist durchaus billig, da die Türken den Krieg nur auf Anrufen und im Interesse der Polen begonnen haben."

So war binnen wenigen Wochen die Lage vollkommen verwandelt. Die Gefahr eines großen europäischen Krieges war noch glimmend, aber nicht mehr brennend; an die Stelle eines Kampfes um die Türkei waren gegenseitig gebilligte Ansprüche auf polnische Provinzen getreten. Aber allerdings von einem definitiven Abschluß war man noch weit entfernt. Unter den russischen Staatsmännern gab es eine starke Partei, die weder ein Stück von Polen herausgeben, noch in dem türkischen Siegeslaufe inne halten wollte. Catharina selbst ging nur mit schwerer Ueberwindung an die Sache, hielt zähe an jeder einzelnen Forderung fest, handelte und feilschte mit Friedrich über jeden Punkt des türkischen Friedens. Zuerst verzichtete sie auf die Insel im Archipel, hielt aber um so mehr den Anspruch auf die Donaufürstenthümer aufrecht. Dann ließ sie die eigene Herrschaft über die Moldau und die Wallachei fallen, zum Wenigsten aber sollte das Land unabhängig von der Pforte werden. So ging dies hier und bei allen andern Punkten, das ganze Jahr hindurch. Allein Friedrich blieb unerschütterlich bei seinem Satze: „Jede auf Rumänien gerichtete Forderung ist der Krieg gegen Oesterreich, und mit einem solchen Kriege habe ich nichts zu schaffen." Endlich, im December 1771, kam er zum Ziel, und Catharina

willigte ein, die Donaufürstenthümer dem Sultan zu lassen, damit den Bruch mit Oesterreich zu vermeiden, und, was hieraus von selbst folgte, die officielle Verhandlung über die Theilung Polen's zu ermöglichen. Sofort erklärte Friedrich dem Wiener Hofe, daß, nach Catharina's Verzicht auf die Donaufürstenthümer, kein Grund zum Streite mehr vorliege, daß jetzt sein russisches Bündniß wieder in voller Kraft bestehe, und daß er fortan einen österreichischen Angriff auf die russischen Heere in der Türkei als eine Kriegserklärung gegen sich selbst betrachten müsse. Er hoffte dringend, daß auch Oesterreich sich jetzt beruhigen würde. Aber er war gefaßt auf Alles, und in einer höchst begreiflichen Spannung. Bald genug sollte sich indessen zeigen, daß seine Rechnung richtig gewesen und zu einer Kriegsbesorgniß kein Grund war.

Denn während er bei Catharina sich bemüht hatte, die türkische Frage in eine polnische zurück zu verwandeln, hatte Joseph unausgesetzt bei Maria Theresia in gleichem Sinne gewirkt. Er hatte dabei Widerspruch und Schwierigkeit auf allen Seiten zu bestehen. Zunächst predigte Kaunitz seit 1770 offenen Krieg gegen Rußland, zu Gunsten der Türken. Joseph setzte ihm die Unbesonnenheit eines solchen Verfahrens auseinander; rüsten freilich müßte man sich bis an die Zähne, um nöthigen Falls mit Nachdruck auftreten zu können; die eigentliche Absicht aber müßte stets dahin gehen, die Andern sich immer tiefer verwickeln zu lassen, um dann im rechten Augenblick für Oesterreich einen soliden Vortheil herauszugewinnen. Die Beiden stritten Wochen lang und legten endlich der Kaiserin die Frage zur Entscheidung vor, im Januar 1771. Maria Theresia war in peinlicher Unsicherheit. Endlich entschloß sie sich. „Ich will Ruhe und Frieden haben," sagte sie. „Joseph hat Recht, daß er keinen Krieg mit den Russen will; ich will auch keinen Krieg gegen Christen zu Gunsten der Türken. Aber ich will dann auch keine Rüstungen, und will vor Allem nicht im Trüben für mich selbst zu fischen suchen." Das war rechtschaffen, uneigennützig, christlich gedacht. Leider aber lag darin keine Auskunft auf die Frage, ob die Beherrscher Oesterreichs ruhig zusehen durften, wenn Rußland die Türkei überschwemmte, und dann den Donaustaat auf drei Seiten erdrückend umfaßte. Zur Abwehr dieser Gefahr beantragte Kaunitz den Krieg gegen die Russen, Joseph aber steuerte auf ein System allseitiger Ausgleichung und Entschädigung: Maria Theresia wünschte den Zweck so lebhaft wie sie, aber verwarf beide Mittel, ohne ein besseres angeben zu können. So schwankte die Entscheidung von Tage zu Tage. Eine Weile hatte Kaunitz die Oberhand und brachte im Juli 1771 einen förmlichen Bundesvertrag mit der Pforte zu Stande, welcher derselben gegen starke Geldzahlungen an Oesterreich einen annehmbaren Frieden gewährleistete. Der Sultan entrichtete die ersten Millionen; allein schon im September war Kaunitz so weit schwankend geworden, daß er in einer großen Denkschrift die Gründe Für und Wider zusammenstellte und dann die beiden Monarchen bat, die Verantwortung des Beschlusses auf sich selbst zu nehmen. Joseph erklärte auf der Stelle, es sei absurd, gegen Rußland Krieg zu machen, und ebenso absurd, nicht auf eine Vergrößerung Oesterreichs zu denken. Man habe, fügte er hinzu, jetzt die Wahl, entweder sich allein mit Rußland über einen beiderseitigen mäßigen Gewinn zu verständigen, wobei dann Preußen leer aus-

ginge, oder gemeinsam mit Preußen und Rußland über ein umfassendes Theilungsproject zu verhandeln. Das Erste, sagte er, sei am leichtesten und am vergnüglichsten, das Zweite am größten, aber auch am beschwerlichsten. Maria Theresia fand die ganze Lage höchst unbehaglich; sie wollte die Russen nicht in der Wallachei dulden, wollte sie nicht mit den Waffen hinausschlagen, wollte nicht einer Theilung Polen's zustimmen. Was sie schließlich wollen sollte, wußte sie selbst nicht recht. „Ich bin eine alte Frau," seufzte sie, „und kann nichts mehr ausrichten; niemals habe ich einen sündhafteren Handel gesehen." Endlich, im October 1771, entschied sie sich für eine besondere Verhandlung mit Rußland ohne Preußen. Aber als dies in Petersburg eröffnet wurde, antwortete Panin umgehend, daß man sehr gern mit Oesterreich unterhandeln wolle, daß aber ganz nothwendig Preußen Theil nehmen müsse. Joseph hatte nichts dagegen; um so mehr aber sträubte sich Maria Theresia gegen den letzten Schritt, obschon Kaunitz, nachdem die Kaiserin seinen Kriegsantrag verworfen, jetzt ganz zu Joseph hinüber getreten war. Eine Weile hielt dieser es noch für zweckmäßig, den Abschluß hinzuzögern, in der Hoffnung, daß Russen und Türken sich gegenseitig weiter schwächten und Oesterreich indeß seine Rüstungen vervollständigte. Im Januar 1772 ließ er sich jedoch von Kaunitz überzeugen, daß der kritische Zeitpunkt eingetreten sei, und Oesterreich gab in Berlin und Petersburg die Erklärung ab, daß es den russischen Verzicht auf die Donaufürstenthümer acceptire und die Verhandlung über die Erwerbungen der drei Mächte beginnen wolle.

Nach der ganzen bisherigen Lage waren Rußland und Preußen jetzt schnell geeinigt. Am 17. Februar 1772 wurde ihr Vertrag unterzeichnet, welcher dem Könige Westpreußen, der Kaiserin das polnische Land östlich vom Dniepr und der Düna zuwies. Etwas länger dauerte es mit Oesterreich. Joseph und Kaunitz, wohl wissend, daß Maria Theresia vor Allem der Zerstückelung Polen's abgeneigt sei, hatten ihr zuerst eine Liste von sieben sonstigen Erwerbungen, einem Stück von Schlesien, oder Anspach und Baireuth, oder Bosnien und Serbien u. s. w., vorgelegt. Schlesien wäre ihr das Liebste gewesen, offenbar aber war es nicht zu haben. An zweiter Stelle schien ihr Bosnien erwünscht; jedoch wie bei allen andern Nummern der Liste ergab die nähere Ueberlegung sogleich die Unthunlichkeit. So räumte sie denn ein, daß sie nicht mehr zurück könne, und endlich übte die Erwerbung des weiten und wohlgelegenen Galizien doch auch auf sie einen großen Reiz aus. Genug, sie gab, wenn auch mit schwerem Herzen und stets die Sündhaftigkeit des Handels bejammernd, ihre Zustimmung. Durch diese nach verschiedenen Seiten hin wiederholten Klagen hat sie sich einen oft gefeierten Ruf von einer damals ganz vereinzelten Sittlichkeit und Rechtsliebe erworben. Ich gestehe, zu zweifeln, ob ihr damaliges Benehmen auf ein so allgemein menschliches Gefühl zurückzuführen ist. Wenigstens hat sie keine Spur eines solchen Gefühles in früherer Zeit bei den Vorbereitungen zum siebenjährigen Kriege gezeigt, und in unserem Falle, bei den Verhandlungen von 1771, sahen wir sie bereit, nach Provinzen ihres türkischen Alliirten zu greifen, wenn die Sache sonst sich ausführbar gezeigt hätte. Sie ist hier, wie immer, durchaus nicht ohne Empfänglichkeit für moralische Rücksichten, aber vor Allem durch

politische Erwägung bestimmt. Uns Spätern erscheint es erfreulich, wenn die beiden deutschen Großmächte in Neiße und Neustadt einen Beginn der Annäherung versuchen; gerade entgegengesetzt fand Maria Theresia, wie ihre Correspondenz mit Paris bezeugt, die polnische Theilung vor Allem deshalb widerwärtig, weil sich daraus eine Art von Bundesverhältniß mit dem stets verhaßten Preußen, mit dem damals sehr unangenehmen Rußland ergeben konnte, und dann eine Auflockerung der guten Beziehungen mit Frankreich und Spanien zu erwarten stand, also ein gänzlicher Umschlag des politischen Systems, welcher in jeder Hinsicht, und nicht am Wenigsten „im Interesse unserer heiligen Religion" der Kaiserin äußerst abschreckend dünkte. Was ihr die Theilung Polen's so sündhaft, so unheilvoll erscheinen ließ, war also nicht eigentlich die Bereicherung durch fremdes Gut, sondern die schlechte Gesellschaft, in die sie sich dabei zu begeben meinte, und die Vergrößerung der beiden mißliebigen Nebenbuhler, des lutherischen Preußen und des schismatischen Rußland, auf Kosten des höchst rechtgläubigen Polen. Für sich selbst machte ihr die Aneignung polnischen Landes nicht den mindesten Scrupel; im Gegentheil, als die Verhandlung über ihren Antheil eröffnet wurde, begehrte sie so viele polnische Unterthanen, wie Preußen und Rußland zusammen, und nur dadurch geschah es, daß erst nach langen Monaten und endlicher Ermäßigung des österreichischen Anspruchs der Theilungsvertrag von den drei Mächten, im August 1772, unterzeichnet wurde. Von allen Seiten rückten darauf neben den Russen auch preußische und österreichische Truppen in Polen ein. Die Schaaren der Conföderirten, die bisher noch immer den Russen zu schaffen gemacht, stoben jetzt ohne weiteren Widerstand auseinander. Nachdem die äußere Ruhe überall wieder hergestellt war, wurde ein Reichstag berufen, um sowohl durch förmlichen Vertrag die Abtretung der Provinzen an die drei Mächte zu vollziehen, als auch die seit dem Aufstande der Barer Conföderation unsicher gewordenen Verfassungsfragen zu regeln. Es dauerte geraume Zeit, bis das Ergebniß festgestellt wurde, und manche tapfere Rede wurde gehalten. Aber traurig zu sagen, in Wahrheit war der einzig wirkliche Gegenstand aller Verhandlung die Regulirung der Zahlungen und Pensionen, welche die einzelnen Senatoren und Landboten für ihr zustimmendes Votum von den Mächten erhalten sollten. Der Abtretungsvertrag wurde hierauf einstimmig vollzogen. In der Verfassungsfrage blieb es in der Hauptsache bei den Abmachungen von 1768, dem liberum veto, der Adelsanarchie, der Schwäche des Königthums. Nur in Sachen der Dissidenten wurde dem katholischen Eifer das Zugeständniß gemacht, daß jene zwar ihre sonstigen alten Rechte zurückerhielten, aber von Senat und Reichstag ausgeschlossen blieben.

So vollzog sich die erste Theilung Polen's. Es bedarf für heutige Leser keiner Ausführung, wie tief und schneidend unserem Gefühle ein solches Verfahren gegen ein Volk widerstrebt, welches gegen seine übermächtigen Nachbarn kein anderes Unrecht verübt hatte, als daß es endlich mit den Waffen in der Hand sich der fremden Unterdrücker zu erwehren suchte. Darüber ist kein Zweifel möglich. Daneben aber bleibt auch für das historische Urtheil die Frage bestehen, an welcher Maria Theresia scheiterte, was unter den einmal gegebenen Umständen die deutschen Mächte Besseres hätten thun können. Vor Allem aber

bleibt die Pflicht für den Historiker, die Thatsachen, die Beweggründe der Handelnden und die Folgen ihres Thuns zu nehmen, wie die authentische Forschung sie uns jetzt gezeigt hat. Die Theilung entsprang, wie wir gesehen, nicht aus einem langer Hand her vorbereiteten Plane, sondern als plötzlich ergriffenes Auskunftsmittel zur Beseitigung einer großen europäischen Kriegsgefahr, ganz so wie es die Memoiren Friedrich's II. erzählt haben. In der Luft lag sie seit langer Zeit; wir haben Panin's Andeutungen von 1764, Kaunitz's Antrag von 1768, das sogenannte Project Lynar und Choiseul's Aufforderung an Friedrich II. 1769 bemerkt. Aber diese Dinge blieben folgenlos. Es war Joseph II., welcher durch die Besetzung der Zipser Landschaft den Stein wirklich in's Rollen brachte. Für die Gesammtpolitik Europa's bedeutete der Act damals die Rettung der Türkei, die Einschränkung der russischen Eroberung an der Donau und der russischen Alleinherrschaft in Polen, und den Beginn eines Einverständnisses zwischen den deutschen Mächten. Für die von Rußland und Preußen annectirten Provinzen brachte er die nationale Herstellung und kirchliche Befreiung, für die Einwohner aller abgerissenen Theile den Eintritt in ein geordnetes, wenn auch unvollkommenes und despotisches Staatswesen aus einer bodenlosen, Bildung und Sitte ertödtenden Anarchie heraus, denn lange vor den Theilungsplänen von 1770 hatten die Polen selbst ihren Staat zu Grunde gerichtet. In den Jahren, die wir betrachtet haben, sind der Reihe nach alle ihre Parteien mit den fremden Mächten in wohlbezahltem Einverständniß gewesen und haben selbst die fremde Einmischung herbeigerufen. Das Einzige, worin sie einig und eifrig waren, war die Unterdrückung der Protestanten und der Griechen. Seit anderthalb Jahrhunderten hatten sie sich unter der Leitung der Jesuiten mit ausschließlichem kirchlichem Fanatismus erfüllt und darüber jedes Pflichtgefühl gegen Nation und Staat eingebüßt. Unter den Völkern Europa's, welche durch den Einfluß der römischen Hierarchie ihre Lebenskraft verloren haben, nimmt das polnische die erste Stelle ein.

H. v. Sybel.

Der Zug nach Sedan.

Persönliche Erinnerungen nach dem Tagebuche

von

J. von Verdy.

Hauptquartier **Vendresse**, den 3. September 1870, Abends 9 Uhr.

Da sitzen wir wieder in demselben Hauptquartier, aus welchem wir am 1. früh zur blutigen Entscheidung abgeritten sind. Was seit acht Tagen erstrebt wurde, mit Gottes Hülfe ist es erreicht, und ein Erfolg, wie ihn glänzender die Geschichte nicht aufzuweisen hat, krönt die heiße Arbeit unserer braven Armee und ihre, wie des ganzen Volkes schwere Opfer.

Noch unter dem frischen Eindruck des persönlich Erlebten will ich versuchen, die Ereignisse der großen Tage zusammen zu stellen, bevor die Zeit die Bilder verwischt.

Nach der Schlacht am 18. August vor Metz und der Einschließung der französischen Hauptarmee in dieser Festung wurde der Marsch auf Paris angetreten. Drei Armeecorps der II. Armee, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen, sowie die III. Armee unter Kronprinz Friedrich Wilhelm, dem Sieger von Weißenburg und Wörth, setzten sich gegen die Metropole in Bewegung.

Die Streitkräfte, welche der Feind dieser Masse von 8½ Corps noch entgegenzusetzen vermochte, ließen sich mit ziemlicher Genauigkeit übersehen. Sie bestanden in den Resten des Mac Mahon'schen Corps, welches inzwischen jedoch Zeit gewonnen hatte, sich nach seinen Niederlagen im Elsaß zu reorganisiren, dem Anfangs im Süden verwandten Corps Douay, dann dem Corps Failly, welches nach der Schlacht von Spicheren sich nicht mehr an die Hauptarmee heranzuziehen vermocht hatte, und endlich in einem, zum großen Theil aus Marschregimentern neu formirten Armeecorps.

Es war klar, daß diese Armee verschiedene Operationen zu unternehmen vermochte. Für das Wahrscheinlichste hielt man, daß sie allmälig sich vor unseren anrückenden Têten auf Paris zurückziehen werde, um dort den Kern für die Vertheidigung der Hauptstadt zu bilden. Aber was uns als das Wahrscheinlichste erscheint, braucht der Gegner noch nicht mit demselben Auge anzusehen. Darum muß auch stets die Frage aufgeworfen werden: „Was kann der Feind sonst noch für Bewegungen unternehmen?" — Da war die Möglichkeit

vorhanden, daß er bei Chalons, woselbst sich seine Armee formirte, Widerstand leistete, eine andere, daß er den Entsatz der bei Metz eingeschlossenen Kräfte versuchte.

Inzwischen waren die im Vormarsch auf Paris befindlichen deutschen Armeen in einer größeren Breite auseinandergezogen worden. Es mußte dies geschehen, da man mit einer Viertelmillion Menschen, dicht aneinander gestellt, wohl schlagen kann, aber nicht im Stande ist, größere Märsche durchzuführen. Dazu kam, daß die zwischen Metz und Chalons befindliche Festung Verdun für den Vormarsch hinderlich lag; man hatte daher mit dem rechten Flügel der Armee südlich dieses Platzes vorbeiziehen müssen, so daß sie sich jetzt in großer Breite von dort bis über Bar-le-Duc hinaus erstreckte.

Als hier, nur wenige Märsche von Chalons, die Cavallerie feststellte, daß der Feind noch immer in dem dortigen Lager stände, hatte man ein engeres Zusammenziehen zur etwaigen Schlacht bereits wiederum in's Auge fassen müssen.

Das große Hauptquartier befand sich am 26. August in dem freundlichen Bar-le-Duc; alle bezüglichen Dispositionen waren schon an beide Armeen abgegangen, wir lebten bei guter Verpflegung und guten Quartieren ordentlich auf. Noch am Abend des 26. saßen wir Generalstabsofficiere des großen Hauptquartiers auf den Schulbänken des Lyceums, hatten eben ein gemeinschaftliches Abendbrod verspeist und sangen „Die Wacht am Rhein" und andere Lieder. Ja, der Unmusikalischste von uns hatte eben zu Aller Ergötzen: „Singe, wem Gesang gegeben!" angestimmt, als plötzlich der du jour habende Officier mit den Worten herein stürzte: „Excellenz Moltke läßt die Herren Abtheilungs-Chefs zu sich bitten, auch sollen sich vier Officiere bereit halten, sofort abzureiten!" — Im Moment war die Ausgelassenheit verstummt, der Ernst in sein Recht getreten. Schnell wurden die Säbel umgeschnallt, und in der Vermuthung: „der Feind ist abmarschirt" und mit der Frage: „aber in welcher Richtung?" stürmten wir in das nahe gelegene Bureau.

Richtig, er war abmarschirt! Die Cavalleriedivision Prinz Albrecht (Vater) war in das bekannte Lager von Chalons hineingesprengt und hatte es leer und die Franzosen im Abzuge auf Rheims gefunden! Weitere Meldungen besagten: „Der Feind ist schon über Rethel hinaus!"

„Sollten sie das wirklich wagen!" war fast einstimmig unser Ausruf. Die Marschrichtung deutete nämlich auf die Absicht hin, die in Metz eingeschlossene Armee zu entsetzen. Gegen den Entsatzversuch ließ sich im Princip nichts einwenden. Aber ein Flankenmarsch der Franzosen um unseren rechten Flügel war doch nur ausführbar, wenn ihre Massen beweglicher und wir selbst — unaufmerksam waren.

Hauptquartier Rethel, den 4. September 1870.

Man muß im Kriege indeß auf Alles gefaßt sein! Der Feind war von Chalons fort, das stand fest. Er konnte aber eben so gut weiter nach Laon gehen, als den Versuch auf Metz unternehmen. Letzteres war für uns das zunächst Wichtigere. Sollte nun der Vormarsch auf Paris unterbrochen und die Armee nach dem rechten Flügel zusammen geschoben werden gegen eine Bewegung des Feindes, die bisher doch immer nur eine Muthmaßung blieb?

Gerne geschah es nicht, denn führten die Franzosen die Bewegung nach Osten nicht weiter durch, so gingen ein Paar werthvolle Tage verloren und die Truppen wurden unnütz ermüdet. Alles hing jedenfalls davon ab, daß die Meldungen der Cavallerie, namentlich auf dem rechten Flügel, so schnell als möglich Klarheit verschafften. Alle Corps, welche vom großen Hauptquartier aus erreicht werden konnten, wurden durch unsere Officiere, die während der Nacht sie aufsuchten, angewiesen: die auf Chalons angeordnete Bewegung vorläufig nicht anzutreten, sondern halten zu bleiben und abzukochen, sich aber für einen Marsch am Nachmittage bereit zu halten. Mir wurde der Auftrag, Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Sachsen die Befehle Sr. Majestät zu überbringen und gleichzeitig die Ansichten und Absichten des großen Hauptquartiers darzulegen.

Es war bereits Mitternacht vorbei und die Entfernung bis zum Hauptquartier des Kronprinzen eine ziemlich beträchtliche (an oder über 4 Meilen). Da unsere Thätigkeit im Laufe des Tages möglicherweise sehr in Anspruch genommen werden konnte, setzte ich mich mit den mich begleitenden Officieren auf den Wagen; ein Paar Ordonnanzen von der königl. Stabswache und die Handpferde trabten hinterher. Eile war nöthig! Erst nach unserer Ankunft konnten die drei Corps der Armeeabtheilung ihre veränderten Befehle erhalten, und wenn wir nicht rechtzeitig eintrafen, mußten diese sich gemäß der früheren Dispositionen bereits in Marsch gesetzt haben. Dazu begünstigten die äußeren Verhältnisse unsere Fahrt keineswegs, indem sie nur auf Landwegen, die sich vielfältig verschlangen, ausgeführt werden konnte; dabei waren die Dörfer meist verlassen, die Wegweiser zerstört, und während des größten Theils der Fahrt bewegten wir uns in einem Rayon, der von den diesseitigen Truppen nicht belegt war. Oefter wurde Halt gemacht und versucht, ob mit Hülfe der Wagenlaterne eine Controle auf den mitgenommenen Generalstabs-Karten ausführbar war oder ob die an verschiedenen Gehöften befindlichen Inschriften entziffert werden konnten. Einmal störten wir in einem kleinen, einzelstehenden Häuschen ein altes Mütterchen aus ihrer Ruhe, doch war ihr Dialekt uns ziemlich unverständlich, bis sie, als wir uns in unserer Muttersprache untereinander unterhielten, uns durch ein sehr verständliches Deutsch überraschte und wir so die gewünschte Auskunft erhielten.

Das Glück war uns indeß günstig. Bevor noch der Morgen anbrach, hatten wir das Dorf, in welchem sich das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen befand, erreicht. Mit Hülfe der Dorfwache wurde die Wohnung desselben gefunden und der Prinz, wie der Chef seines Generalstabes, General von Schlotheim, geweckt.

Hier — und fast gleichzeitig im großen Hauptquartier — wurde der Entschluß gefaßt, nicht erst weitere Aufklärungen abzuwarten, sondern die Truppen sofort in mehr nördlicher Richtung in Bewegung zu setzen. In derselben Weise war auch von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm der Abmarsch seiner ganzen Armee in dieser Richtung ebenfalls angeordnet worden, ein eclatanter Beleg, wie von allen Seiten eine gleichmäßige Anschauung der Situation und der nothwendigen Maßregeln sich bildete.

Meldung über die demgemäß erlassenen Befehle wurde an General v. Moltke zurückgesandt.

Während Kronprinz Albert die inzwischen geweckten Ordonnanz-Officiere seines Stabes nach allen Himmelsgegenden versandte, machten wir auf dem Hofe unsere Morgentoilette und setzten uns dann im Zimmer an den gemeinschaftlichen Kaffeetisch. Die Wohnung war allerdings eine elende, die Stube so niedrig, daß man mit dem Kopf fast die Decke berührte, die Sitze bestanden aus einem Brette, über ein Paar Tonnen gelegt, aber die ganze Stimmung war eine sehr angenehme und in Aussicht auf große Ereignisse freudig animirte. Sehr gute Dienste thaten die vortrefflichen Cigarrensendungen Berliner Freunde, die ich mitgenommen, um so mehr, als in Bezug auf diesen Artikel im Hauptquartier der Armeeabtheilung Ebbe eingetreten war. 10,000 Stück, vom Kronprinzen bestellt, irrten bereits längere Zeit umher, ohne ihr Ziel zu erreichen.

Rheims, den 6. September 1870.

Inzwischen waren die Pferde gesattelt und Alles zum Aufbruch bereitet worden und ritten wir im Gefolge des Kronprinzen nach Clermont, einem ärmlichen Bergstädtchen am Argonnerwalde, theilweise auf den Höhen liegend. Im Laufe des Tages ging eine große Anzahl von Meldungen ein, welche feststellten, daß der Feind wirklich den verhängnißvollen Flankenmarsch fortsetzte. Sächsische Truppen, dann starke Colonnen des Gardecorps defilirten ununterbrochen durch die Stadt. Nur mit Wehmuth sah man die beiden gelichteten Gardedragoner-Regimenter wieder, in deren Reihen so mancher Bekannte fehlte, der auf den Feldern von Mars la Tour den Reitertod gefunden hatte. Der Durchmarsch dieser Truppen währte fast die ganze Nacht; die Wege waren dabei, da es seit dem Vormittag heftig regnete, zu einer einzigen breiartigen Masse aufgeweicht.

Schon ganz früh hatte ich nach Bar-le-Duc zurück geschickt und mitgetheilt, daß das für Unterbringung des großen Hauptquartiers in Aussicht genommene Dorf, in welchem das Obercommando der Armeeabtheilung gelegen hatte, sich dazu nicht eigne, und Clermont als den einzigen möglichen Ort bezeichnet, in dem allenfalls noch ein geeignetes Unterkommen für die 1. Staffel zu finden sei.

Man hatte mir darauf aus Bar-le-Duc geschrieben, daß das Hauptquartier dorthin verlegt werden würde. Die betreffende Ordonnanz verritt sich jedoch, so daß die Mittheilung erst am folgenden Tage bei mir einging. Ganz unerwartet für uns erschien daher am späten Nachmittage General v. Moltke mit den Generalstabs-Officieren und gleichzeitig die Quartiermacher für das ganze Hauptquartier. Glücklicherweise hatte ich für alle Fälle zwei Häuser für Seine Majestät und für den Chef des Generalstabes mit Beschlag belegt; ich selbst hatte mir noch kein Unterkommen gesucht. Man hat auch dazu nicht die Zeit, und es findet sich stets der Eine oder Andere, der die Mühe — denn eine solche ist es, namentlich aber in einem bereits vollständig überfüllten Orte — übernimmt. Sehr behülflich in derartigen Lagen zeigte sich stets unser Graf Nostiz*).

*) Rittmeister im 1. Gardedragoner-Regiment und zum Generalstabe des großen Hauptquartiers commandirt.

So war auch hier seine erste Frage: „Für wie viele Herren sind noch Quartiere nöthig?“ Die Zahl wird ihm gesagt, er stürzt sofort in jedes Haus hinein, das einigermaßen den Anschein hat, als ob es noch Jemanden beherbergen könnte, und läßt sich dort alle Zimmer zeigen. Erscheint ihm eines derselben passend, so schließt er die Thüren ab, steckt die Schlüssel in die Tasche und kommt nach einiger Zeit zurück, um jedem der Hülfsbedürftigen einen derselben in die Hand zu drücken. Für mich hatte er ein ganz hübsches Zimmer, in einem sonst sehr unscheinbaren Häuschen, ausfindig gemacht, welches ich jedoch später an Fürst Pleß abtrat, um dafür beim General von Stosch Aufnahme zu finden.

Se. Majestät der König traf beim Anbruch der Dunkelheit ebenfalls in Clermont ein.

Den nächsten Tag verblieb das große Hauptquartier daselbst. Es war erforderlich, die von allen Seiten einlaufenden zahlreichen Meldungen zu sichten, und die oberste Führung mußte die Fäden fest in der Hand behalten, um nöthigenfalls die Bewegungen einzelner Corps unterbrechen zu können, sobald neue Anzeichen über die Operationen des Feindes dies bedingten. Es gab daher ununterbrochen im Bureau zu thun. Die gesammte Bewegung der Armee hatte schon an und für sich ihre Schwierigkeiten. Man bedenke nur, daß eine Viertelmillion Menschen, die auf 14 Meilen Breite mit Front gegen Westen steht, plötzlich auf 4 oder 5 Märsche von ihrem äußersten rechten Flügel mit der Front nach Norden herumschwenken sollte. Dabei bot der Argonnerwald mit seinen schwer zu passirenden Bergwegen ein großes Hinderniß, und alle landschaftlichen Reize konnten ihm die Verwünschungen, welche er hervorrief, nicht ersparen.

Am 29. August wurde mit der fortschreitenden Bewegung der einzelnen Colonnen gegen Norden auch das große Hauptquartier weiter nördlich nach Grand Pré verlegt.

Rheims, den 7. September 1870.

Der Feind war in seiner Flankenbewegung bis über le Chêne hinausgekommen. Von dort führen zwei Wege nach Stenay, dem in der Richtung auf Metz gelegenen Maas-Uebergang. Nach unserer Ansicht befanden sich zwei der französischen Corps auf der südlichen Straße im Vormarsch, die übrigen beiden Corps auf der nördlichen Straße. Im Laufe des 29. August ward ein französischer Generalstabsofficier gefangen, welcher den schriftlichen Befehl für die beiden uns am Nächsten befindlichen Corps hatte überbringen sollen, Behufs ihrer weiteren Bewegungen an diesem Tage. Dem einen Corps hatte er den Befehl überbracht, auf dem Wege zu dem weiter östlich befindlichen fiel er unseren Garde-Ulanen in die Hände, welche sich dicht bis an die feindlichen Colonnen herangewagt hatten. Dieser Befehl gab in unserem Hauptquartier eine volle Bestätigung des Bildes, welches man sich daselbst von den Bewegungen der französischen Armee gemacht hatte.

Vom ersten Moment an, als man den Rechtsabmarsch angetreten, war in's Auge gefaßt worden, dem Feinde — sobald er in der Durchführung seines Versuches beharrte — sowohl den Weg östlich gegen Metz, wie den Rückweg westlich auf Paris zu verlegen und ihn so in eine Katastrophe zu verwickeln. Man

kann sich daher wohl die Spannung vorstellen, mit welcher jeder einzelnen Meldung entgegen gesehen wurde. In den ersten Tagen hatte der Feind noch Zeit, seine gefährlichen Bewegungen zu unterbrechen; am 29. August aber glaubte man bei uns schon zu übersehen, daß, wenn es das Schicksal nicht anders beschlossen, wenn nicht große Fehler sich bei uns einschlichen oder Irrthümer und Mißverständnisse ihr Spiel trieben, diese letzte französische Armee unrettbar sich in eine Katastrophe hinein gearbeitet hatte.

Diese erst am 6. September geschriebenen Worte könnten durch die Ereignisse beeinflußt erscheinen. Es wird daher vielleicht von Interesse sein, hier einige Zeilen aus einem während der Begebenheit selbst nach der Heimath gesandten Briefe zu lesen, welcher gleichzeitig charakteristisch für die damalige Stimmung ist.

Dieselben sind aus Grand Pré, den 30. August 1870, früh 5 Uhr, datirt und lauten:

„Nach den Regentagen der letzten Woche leuchtet heute die Morgensonne zum ersten Male wieder freundlich und vergoldet das comfortable Stübchen, das ich hier bewohne. Der reine Himmel deutet auf einen heißen Tag; wahrscheinlich wird es ein solcher in jeder Bedeutung des Wortes! Ueber den kleinen Garten hinweg erheben sich die bewaldeten Höhenzüge, vor ihnen liegt ein freundliches Flußthal. Auf der großen Straße in demselben, durch den Morgennebel hindurch, sieht man ununterbrochen die Colonnen des 5. Armeecorps marschiren, welche, nachher abbiegend, unser Städtchen durchschreiten. Die erheiternden Klänge des Amazonenmarsches tönen herüber, und von der andern Seite erschallt das Hurrah der Truppen, welches unserem vorbeireitenden Kronprinzen gilt!

Das sind die äußeren Eindrücke, unter welchen ich den heutigen Tag begrüße, der voraussichtlich die Einleitung für einen entscheidenden Moment zum Abschluß bringt.

Was vorgeht, kann und darf ich Dir nicht sagen, aber wenn das: „„Gott mit uns!““ uns nicht im Stich läßt, so wird die Welt in wenig Tagen um eine unerhörte Thatsache reicher sein!

Leb' wohl! Ich erhalte so eben Aufträge für die Armee des Kronprinzen von Sachsen.“

Es war der Moment gekommen, wo die Marschrichtungen beider Gegner sich berühren mußten. Da die Armeeabtheilung des Kronprinzen von Sachsen sich dem Feinde am nächsten befand und derselbe jetzt, wo man ihn traf, angefallen und festgehalten werden mußte, standen dort also die ersten ernsten Zusammenstöße in Aussicht. Der Standpunkt, welchen das Obercommando dieser Armee für eine etwaige Gefechtsleitung einzunehmen gedachte, lag ca. 2 Meilen von Grand Pré entfernt; ich bestieg daher wieder meinen Wagen. Hauptmann v. Alten und Lieutenant v. Stosch begleiteten mich.

Das Wetter war, wie bisher an allen Schlachttagen, sehr schön: klare Luft und angenehme Temperatur. Ueberall in dem wellenförmigen Terrain sah man die langen, dunklen Linien der heranmarschirenden Colonnen. Wir durch-

kreuzten so das 5., dann ein bayrisches Corps, demnächst die Garde, hatten aber nicht unerhebliche Schwierigkeiten mit dem Weiterkommen, indem auf der engen Wald- und Bergstraße Abtheilungen der Garde und des 4. Corps aufeinanderstießen. Indeß wandten wir uns noch glücklich und ziemlich schnell durch die Truppen und Munitionscolonnen hindurch, bis wir endlich den Punkt auf der großen Straße erreichten, unweit dessen der Kronprinz sich aufhalten sollte.

Hier setzten wir uns zu Pferde, und da, nachdem die nächsten Berge erstiegen waren, noch immer nichts von einem größeren Stabe zu entdecken war, schickte ich Alten und Stosch nach verschiedenen Richtungen auf die Suche, während ich selbst mit einer Stabsordonnanz eine dritte Direction einschlug.

Nachdem wir auf diese Weise ungefähr eine Stunde umhergeirrt, Stosch sich inzwischen wieder bei mir eingefunden hatte, war es wenigstens sicher, daß das Ober-Commando sich an der Stelle, an welcher wir es voraussetzen mußten, nicht befand.

Da plötzlich bewegte sich auf mehrere hundert Schritt Entfernung aus einem dichten Gebüsch ein Paar Fuß über der Erde ein dunkler Gegenstand in raschen Schwingungen.

Bei näherem Hinsehen ergab sich, daß dieses unbestimmte Etwas ein Pferdeschwanz war, welcher die lästigen Fliegen abwedelte. Der Schluß, daß mehr dahinter sein müßte, erwies sich als richtig, und thatsächlich entpuppte sich hier im dichten Gebüsch ein Armee-Gensdarm. Dieser war aufgestellt worden, da das Ober-Commando seinen Standpunkt hatte ändern müssen, um etwa hierher dirigirten Meldungen und Befehlen den rechten Weg zu weisen; in Folge der bereits bemerklicher werdenden Hitze hatte der Wegweiser aber es vorgezogen, den Schatten aufzusuchen, statt auf der freiliegenden Bergkuppe sichtbar zu bleiben. Ein gehöriges Donnerwetter entlud sich über des Schuldigen Haupt, doch erreichten wir nunmehr sehr bald den Ober-Commandirenden, welcher sich mit seinem Stabe weiter östlich an einem Berghange postirt hatte.

Freundlich wie immer empfangen, ließen wir uns daselbst häuslich nieder; bald stieß auch Hauptmann v. Alten wieder zu uns. Man hatte von diesem Punkte aus eine ziemlich weite Umsicht. Gerade vor uns lagerte sich allerdings noch ein Höhenzug, doch konnte man die großen Waldungen, welche in einem weiten Halbkreise sich gegen Beaumont erstreckten, theilweise übersehen. Durch dieselben war rechts das sächsische, links das 4. Armeecorps in Bewegung; die Garde, welche ihre colossalen Verluste vom 18. August noch nicht ersetzt hatte, folgte in Reserve. Am Abend vorher hatte die Tête der Sachsen bereits ein nicht unbedeutendes Gefecht mit einer feindlichen Division gehabt, welche während der Nacht jedoch gegen Beaumont abgezogen war.

Als wir eben unser Frühstück, bestehend in Brot, Wurst und einem Schluck Wein, verzehrten, fiel — so um ½12 Uhr — aus der Richtung des 4. Corps der erste Kanonenschuß. Bald sah man auch dort herüber wieder in der Luft die blauen nnd weißen Wölkchen der krepirenden Geschosse ihr balancirendes Spiel treiben. Auch der tiefe Baß einer Mitrailleusen-Batterie machte sich sehr bald ebenfalls hörbar. Da hieraus zu ersehen war, wie weit die Têten unserer

Colonnen sich vor befanden, mußte ein näherer Standpunkt aufgesucht werden, für welchen der nächste Höhenzug günstig erschien. Nur mit Mühe erkletterten die Pferde den steilen Hang. Der oberste Kamm war mit dichtem Gebüsch bestanden, so daß die Garde-du-Corps, welche die Stabswache des Kronprinzen bildete, erst mit dem Pallasch Wege und Aussichten aushauen mußte. Dafür wurde man aber durch einen äußerst günstigen Standpunkt belohnt, von welchem aus fast das ganze Schlachtfeld mit einem Blick zu übersehen war. Zu unseren Füßen, dicht unter uns beginnend und weit sich hinstreckend, hatten wir die vorerwähnten mächtigen Waldungen, dann kam am jenseitigen Saume derselben freies Feld, auf welchem über 100 Geschütze des 4. Corps und der Sachsen bereits aufgefahren waren und die feindliche Position halbkreisförmig umfaßten. In derselben ragte nur die Kirchthurmspitze von Beaumont aus einer Terrainwelle hervor, umgeben von dem dicken Qualm eines brennenden Gebäudes. Dahinter stieg das Terrain wieder von Neuem an, so daß hier ein mit Wald gekrönter Bergzug den Horizont begrenzte. Von demselben aus erwiderten die feindlichen Mitrailleusen- und anderen Batterien das diesseitige Feuer auf das Lebhafteste; links von ihnen brannte eine große Ferme, und noch weiter westlich bemerkte man die Tête eines der bayrischen Corps bereits gleichfalls im Gefecht, während östlich der Höhenzug ziemlich steil zur Maas herabfiel, die ihr herrliches blaues Gewässer in breiten Schlangenwindungen durch die Landschaft zog. Es war ein wundervolles Panorama, das allerdings zwei Tage später durch das Tableau von Sedan in den Schatten gestellt wurde.

Bald waren unsere Batterien bis in die Höhe von Beaumont vorgerückt und hatten zu beiden Seiten des Städtchens ihre Feuer aus einer zweiten Position wieder eröffnet. Dem noch hinter uns befindlichen Gardecorps hatte der Kronprinz den Befehl zum Nachrücken bereits ertheilt, und so setzte sich das Ober-Commando nunmehr ebenfalls in Bewegung, um den Ereignissen nahe zu bleiben.

Die Steilheit des Terrains erlaubte nicht, direct die zu unseren Füßen befindlichen Waldungen zu erreichen, vielmehr mußte hierzu ein großer Umweg gewählt werden. Es dauerte so über eine halbe Stunde, bevor wir in beschleunigter Gangart endlich diese Waldungen passirt hatten. Die Pioniere waren in denselben bereits mit Ausbesserung der Wege auf das Emsigste beschäftigt. Während wir bald über die eben hingeworfenen Faschinen, bald in tiefe Löcher stolperten, peitschte das niedere Unterholz auf dem engen Wege uns derartig während des scharfen Trabes in's Gesicht, daß man es noch mehrere Tage nachher fühlte.

Inzwischen war der Feind im Infanterie-Gefecht bereits bis hinter Beaumont die Höhen hinauf gedrängt worden. Im Freien stießen wir zuerst auf ein kleines Gehöft, woselbst die Ambulancen ihre Thätigkeit begonnen hatten; von allen Seiten strömten Verwundete dorthin, auch wurden hier die ersten Gefangenen gesammelt. Dann kam man auf ein weites Feld, über das unsere Infanterie zum Angriff vorgegangen war und auf dem ringsum die Leichen unserer braven Magdeburger recht zahlreich lagen; dazwischen sah man nur vereinzelt Franzosen. Wenige Schritte weiter, als wir die erste Vertheidigungslinie

des Feindes erreichten, kehrte sich das Bild um; dort hatte der Tod bei diesem doch viel reichere Ernte gehalten. Südlich von Beaumont zeigte sich demnächst ein genommenes feindliches Lager. Da an demselben mehrere Wege zusammen stießen, es selbst auf etwas erhöhtem Terrain aufgeschlagen war, so daß von da eine gute Uebersicht des Vorterrains stattfinden konnte, so nahm der Kronprinz dort seinen Standpunkt für die nächste Stunde. Es war das Bivouak der Brigade, welche am Abend vorher mit den Sachsen gefochten hatte (bei Nouart). Des Nachts hatte sie sich in Bewegung gesetzt und war ermüdet erst gegen Morgen hier eingetroffen. Ohne weiter für eine ausreichende Sicherung zu sorgen, waren die kleinen Zelte aufgeschlagen worden, und Alles hatte sich zur Erholung niedergelegt. Auch später müssen Vorposten gar nicht oder nur in ungenügender Weise ausgesetzt worden sein. So kam es, daß, als die Mannschaften im Laufe des Vormittags mit Herstellen ihrer Mahlzeit beschäftigt waren, die Tête unserer 8. Division bis auf kurze Entfernung herankam und sie vollständig überraschte.

Die Spuren der hieraus entstandenen Verwirrung lassen sich kaum beschreiben. Die Pferde der Batterie, noch an den Campirleinen gekoppelt, lagen todt oder angeschossen hingestreckt; drei Geschütze waren gar nicht mehr zur Verwendung, eine Anzahl Protzen nicht mehr zum Anspannen gelangt. Alle Officierbagage stand, die Koffer geöffnet, wie man sie eben gebraucht hatte, umher, die Kassenwagen und Medicinkarren waren umgeworfen, die Tornister lagen noch in Reih' und Glied. Das Essen hatte natürlich im Geschirr stehen bleiben müssen und war von unseren Leuten beim Durchmarsch größtentheils als angenehme Liebesgabe mitgenommen worden. Zwischen diesem Chaos und inmitten der Todten und jammernden Verwundeten saßen wir ab. Vor einem Commandeurzelt befanden sich noch ein Feldtisch und mehrere Feldstühle aufgeschlagen, die zum Ausbreiten unserer Generalstabskarten sehr vortheilhaft waren. Von hier wurde der weitere Verlauf der Schlacht beobachtet, Meldungen wurden entgegen genommen und die erforderlichen Befehle ertheilt. Inzwischen suchten einige jüngere Officiere des Stabes in allen Behältern umher, um genau festzustellen, was für Regimenter in diesem Lager gewesen. Dabei kamen Büchsen mit Sardinen, Trüffelwürste und Gänseleber-Pasteten in großen Massen zum Vorschein. Da es drei Uhr geworden war, so profitirten wir sämmtlich en passant von diesen Entdeckungen.

Inzwischen war unsere Infanterie in die Waldungen auf den jenseitigen Höhen siegreich eingedrungen; in denselben nahm aber das Gefecht an Heftigkeit zu. Der Kronprinz brach daher von Neuem auf, nachdem er noch zuvor die sächsische Cavallerie-Division auf das rechte Ufer der Maas dirigirt hatte. Lieutenant v. Stosch hatte ich zum 4. Armeecorps geschickt, Hauptmann v. Alten mußte jetzt mit einer Meldung an Seine Majestät zurück; ich gab ihm gleichzeitig auf, sich Gewißheit zu verschaffen, wo das große Hauptquartier in der Nacht verbleiben würde.

Indem wir weiter durch Beaumont ritten, fanden wir Markt und Straßen bereits mit über 1000 französischen Gefangenen angefüllt.

Jenseits des Städtchens zeigten sich weitere Spuren eines übereilten Rück-

zuges; zur Linken wiederum ein verlassenes Zeltlager, zur Rechten ein mächtiger Munitionspark, an 60 oder noch mehr Wagen zählend, vollständig in Reih' und Glied aufgefahren. Auffallend war es, daß der Feind keinen Versuch zur Rettung dieser Colonne gemacht hatte, da das Gefecht südlich Beaumont doch an zwei Stunden währte und somit hinlänglich Zeit zur Fortschaffung gewesen wäre. Möglich, daß die Train-Mannschaften bei den ersten hierher gelangten Granaten sofort sammt den Pferden das Weite gesucht hatten.

Wir ritten bis auf den höchsten Rand des Bergzuges, da nur von dort aus eine Einsicht in das weiterhin allmälig sich senkende Terrain gewonnen werden konnte, um so mehr, als man von dort aus Mouzon erblicken mußte. Dieser Uebergangspunkt über die Maas war für uns von um so größerem Interesse, als durch den Angriff der Weitermarsch der Franzosen auf Metz in der nächsten Richtung über Stenay bereits unmöglich geworden war und dem Feinde nun nichts weiter übrig blieb, als zunächst direct nach Norden auszuweichen. Hier aber legte sich die Maas vor, welche in einem weiten Bogen das bisherige Gefechtsfeld gegen Norden, wie gegen Osten abschloß.

Der Ober-Commandirende nahm seine Stellung auf dem Höhenrande zwischen den im Feuer befindlichen preußischen und sächsischen Batterien. Das sich vor uns eröffnende Bild hatte zwar nur einen kleinen Rahmen, gewann aber ungemein durch die Verschiedenartigkeit der Landschaft und die Lebendigkeit des Kampfes. Bereits fing die Abendsonne an, ihre Streiflichter zu werfen; dicht zu unseren Füßen zog die Maas in vielfachen Windungen, ihr silbernes Band leuchtete dann und wann auf aus dem Pulverdampfe, der sich über ihr lagerte. Hohe Wassergarben sprangen darüber empor, hervorgebracht durch feindliche Granaten, welche bei dem Artilleriekampfe zu kurz gingen. Jenseits des Flusses sah man bereits die sächsische Cavallerie, deren reitende Batterie sich ebenfalls am Geschützkampfe betheiligte. Weiter im Hintergrunde erblickte man die Thürme und Dächer von Mouzon, darüber am jenseitigen Ufer einen Höhenrücken, welcher bei der Entfernung und der einbrechenden Dämmerung einen fast felsenähnlichen Eindruck machte. Weiter links fiel der Blick auf die Laubmassen der Waldungen, welche das nach dem Uebergang von Mouzon abfallende Terrain bedeckten, und über welchen der hin und her ziehende leichte blaue Dampf das heftige Infanteriegefecht kennzeichnete, ohne daß jedoch die Details des Kampfes zu unterscheiden waren.

Rheims, den 8. September 1870.

Auf diesem Platze trafen nach und nach die commandirenden Generäle der einzelnen Armeecorps, v. Alvensleben, Prinz Georg von Sachsen und später auch Prinz August von Württemberg, ein. Die Verluste wurden zwischen 2—4000 Mann geschätzt, auch die Namen mancher guter Bekannter wurden bereits genannt, die den Sieg mit ihrem Leben bezahlt hatten.

Gern wollte man den Versuch noch unternehmen, die preußischen Truppen in ihrem schwierigen Waldgefecht zu unterstützen, und gingen deshalb drei sächsische Regimenter im Maasthale nochmals vor, ihre Batterie protzte ab, doch überzeugte das heftige feindliche Kreuzfeuer sehr bald von der Unmöglichkeit, hier noch weiter vorzudringen. Man stand mithin um so mehr von dem Ver-

suche ab, als es dem 4. Corps inzwischen gelungen war, den gegen Mouzon zu gelegenen Saum des Waldes zu erkämpfen, und der Feind der ganzen Sachlage nach doch alles vor der Stadt liegende Terrain räumen mußte.

Die Dunkelheit wurde indeß immer stärker, man sah fast gar nichts mehr; um so seltsamer war es, daß die Franzosen, welche zur Aufnahme der Geworfenen mit einem neuen Armeecorps auf den jenseits Mouzon gelegenen Höhen aufmarschirt waren, noch ein formidables Artillerie- und Mitrailleusenfeuer unterhielten, das sich von Moment zu Moment steigerte. Diesseits wurde indeß der Befehl gegeben, die Vorposten in der zuletzt dem Feinde entrissenen Position auszusetzen und die Bivouaks zu beziehen.

Nunmehr ging es nach Beaumont zurück, woselbst der Kronprinz sein Quartier nehmen und die Befehle für den folgenden Tag ertheilen wollte. Zwischen umgestürzten Wagen hindurch erreichten wir den Ort, an dessen Eingang Hauptmann v. Alten wieder zu uns stieß und überdies die angenehme Nachricht mitbrachte, daß mein Wagen sich bereits eingefunden hätte und auf dem Marktplatz stände.

Der Kronprinz nahm sein Quartier am östlichen Ausgange der Stadt, hart neben einer noch brennenden Scheune. Hier wurde die Disposition für die Bewegungen der drei Corps und der beiden Cavallerie-Divisionen für den folgenden Tag entworfen.

Bei Mouzon sollte das 4. Armeecorps demgemäß halten, in Verbindung mit den beiden bayrischen Corps von der 3. Armee wurde hiermit ein Durchbrechen des Feindes in südlicher Richtung unmöglich gemacht; das Garde- und 12. Corps sollten frühzeitig nach oberhalb der Stadt über die Maas rücken und die Wege bis zur Belgischen Grenze sperren, um der französischen Armee dergestalt den Weitermarsch auf Metz zu verwehren. Es war erforderlich geworden, diese Anordnungen, soweit sie die Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachsen berührten, selbstständig zu treffen, um so mehr, als die Zeit drängte und bei der Entfernung vom großen Hauptquartier es fraglich erschien, ob von Letzterem die Befehle noch rechtzeitig eintreffen würden.

Um 10 Uhr konnten wir den Weg zu demselben antreten; nach Mittheilung des Hauptmanns v. Alten befand sich Se. Majestät in Buzancy. Da wir zunächst querfeldein fahren mußten, fingen die Schwierigkeiten sofort an; überdies waren in den einzelnen Häusern, auf welche man stieß, die Bewohner sämmtlich geflohen und diese nur mit Blessirten und Mannschaften, die ihnen Hülfe leisteten, angefüllt, welche aber selbstverständlich keine Auskunft zu geben vermochten. Indeß war die Nacht sternenhell, und gelang es wenigstens mit Hülfe der Sterne, die Richtung im Allgemeinen festzuhalten. Je weiter wir uns vom Schlachtfelde entfernten, desto magischer erschien die Gegend hinter uns in einer der großartigsten Illuminationen, die man sich denken kann. Nicht weniger als die Bivouaks von fünf Armeecorps, also etwa von 150,000 Menschen, waren zu übersehen. Ueberall auf den Bergen, längs der Waldungen flackerten die in langen Reihen geordneten Feuer in großartigen Linien weit im Umkreise empor. Endlich erreichten wir bayrische Bivouaks in der Nähe des Dorfes und hatten von dort an wenigstens einen ordentlichen Weg; doch nicht minder mühsam war es jetzt, diesen zu pas-

firen, da auf demselben preußische, bayrische und sächsische Trains und Munitions-Colonnen uns entgegenströmten, jede einzelne Colonne nach allen Kräften bemüht, ihren Truppentheil möglichst schnell zu erreichen, diese um die fehlende Munition zu ergänzen, jene um noch Lebensmittel heranzuschaffen, dazwischen fuhren Ambulancen in verschiedenen Richtungen, und schließlich kam auch noch die gesammte Reserve-Artillerie eines bayrischen Armeecorps anmarschirt. Trotz alledem gelangten wir glücklich bis Buzancy, dort aber stießen wir sogar auf vier Reihen von Wagen, die sich selbst nicht mehr rühren konnten. Da wir jedoch unser Ziel erreicht hatten, ließen wir unseren Wagen und unsere Pferde im Stich, kletterten über die verfahrenen Colonnen hinüber und gelangten so gegen $1^1/_2$ Uhr Nachts bis in das Bureau des Generalstabes, in welchem General v. Moltke seine Officiere noch versammelt hatte und mit Ausgabe der Befehle für den folgenden Tag beschäftigt war.

Es ergab sich hierbei, daß die Bewegungen, welche für die Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachsen vorgeschrieben wurden, in voller Uebereinstimmung mit den von diesem bereits in Beaumont getroffenen Anordnungen standen.

Rheims, den 9. September 1870.

Die Aufgabe des 31. August war, einerseits dem Feinde auf dem Fuße zu folgen, damit er sich nicht frei bewegen konnte, dann aber den linken Flügel so weit vorzuschieben, daß ihm auch der Rückweg nach Westen abgeschnitten wurde. Letztere Aufgabe mußte namentlich der Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zufallen. Von dem Standpunkte, welchen Se. Majestät der König an diesem Morgen etwa $1^1/_2$ Meile nördlich von Buzancy einnahm, wurde ich zu dieser Armee entsandt, mit dem Auftrage, mich über die Bewegung dieses Flügels und dem, was daselbst vom Feinde in Erfahrung gebracht wurde, zu informiren und am Abend nach Vendresse zu gehen, wohin das Königliche Hauptquartier verlegt werden sollte. —

Das Endresultat des Tages war, daß die gesammte französische Armee sich auch mit ihren letzten Abtheilungen auf das nördliche Maasufer zurückzog und nun um Sedan concentrirt stand. Einzelne Bewegungen derselben machten den Eindruck, als ob sie noch in der letzten Stunde — vielleicht durch einen Nachtmarsch — sich der drohenden Umzingelung oder einem Uebertritt nach dem dicht hinter ihr gelegenen Belgien entziehen wollte. Noch im Laufe des Abends ersuchte General v. Moltke den Chef des Generalstabes der III. Armee, General v. Blumenthal, wenn irgend möglich und trotz der hervorgetretenen Ermüdung der Truppen, wenigstens mit einigen Kräften noch in der Nacht die Maas zu überschreiten. Das auf dem linken Flügel der III. Armee befindliche fünfte und elfte Corps wurden noch in der Nacht wieder in Bewegung gesetzt, um die Maas in der Gegend von Doncherh zu überschreiten.

Um $^1/_2$12 Uhr Nachts war ich nach Vendresse zurückgekehrt; wiederum wurde bis gegen $^1/_2$2 Uhr früh gearbeitet und am Morgen des 1. September um 4 Uhr aufgestanden. Um 5 Uhr setzten wir uns in die Wagen, um den ungefähr zwei Meilen von Vendresse gelegenen Punkt zu erreichen, von welchem aus Se. Majestät die Entscheidungsschlacht zu leiten beabsichtigte. Es war ein frischer, schöner Morgen, die Frühnebel zogen noch in den Bergthälern und

hatten sich, in großen Massen zusammengeballt, an die waldigen Hänge gleichsam angesaugt. Vermischt mit dem Qualm der Bivouaksfeuer bildeten sie an manchen Stellen eine gewaltige, anscheinend undurchdringliche Wolkenwand, wie sie bei Spectakelstücken im Theater sich aus dem Boden erheben, wenn sich dahinter eine ganz besonders effectvolle Decoration mit allen möglichen Kunstfeuern aufbauen soll. Oben, über diese Wände hervorragend, erhoben sich die Berggipfel in die freie Luft. Auf unserer Straße war es von Truppen leer; die in der Nacht aufgebrochenen beiden Corps waren schon im Ueberschreiten der Maas begriffen, nur ihre Trains lagerten noch in den Bivouaks, welche wir passirten.

Bald hörte man auch von fernher Kanonendonner, aber nach dem Schalle war das Gefecht nicht vor uns, sondern in ziemlicher Entfernung in nordöstlicher Richtung, es mußte bei den Bayern oder Sachsen sein. So viel war klar: nach Westen hin versuchten die Franzosen zur Zeit nicht durchzubrechen, sonst mußten die vor uns befindlichen Corps bereits im heftigsten Gefecht stehen; näher lag daher die Annahme, daß sie die Richtung auf Metz wieder einschlugen. Unweit der Maas angelangt, verließen wir die Chaussee, setzten uns zu Pferde und erkletterten wiederum einen ziemlich steilen Berg, woselbst wir sehr bald einen wundervollen Standpunkt fanden, auf welchem Se. Majestät der König nach einer kleinen halben Stunde ebenfalls eintraf.

Dicht vor unseren Füßen erhob sich eine zweite niedrigere Bergwelle, von der aus die Artillerie eines Bayrischen Corps ein mäßiges Geschützfeuer gegen die Festungsgeschütze von Sedan unterhielt. Die Stadt selbst lag wie auf einem Präsentirteller vor uns, so daß man fast bis in die Straßen hinein sehen konnte. Einige große, mächtige Gebäude und mehrere Kirchen gaben ihr ein ganz respectables Ansehen. Die scharfen Linien der sie umgebenden Festungswerke concentrirten das Ganze in einem festen Rahmen. Dahinter erhob sich aus der Niederung wieder ein Höhenzug, auf dessen Hange ein großes französisches Lager und in ihm viel Bewegung bemerkbar war; auf dem Kamm dieser Höhe, welche nach links hin sich durch einen Steilabfall zur Niederung scharf markirte, lag ein Gehölz. Die darüber hinaus in weiter Ferne sichtbaren Terraincontouren gehörten bereits dem Nachbarstaate an.

In dieser Weise zeigte sich der mittlere Theil des vor uns befindlichen Panorama's. Nach rechts verschwammen die Höhenzüge im Morgennebel in bunt ineinander laufende Berg- und Waldlinien, die oft — durch hellere Beleuchtung aus dem Nebel hervortretend — kleinere abgeschlossene Bilder boten. Dazwischen zuckten Blitze feuernder Geschütze, und die blauen Dampfwolken derselben markirten sich in großen Ballen theils in der Luft, theils auf dem Terrain selber. Den Vordergrund dieser Seite des Bildes füllte eine breite, glänzende Wasserfläche der zur Unterstützung der Vertheidigung von den Franzosen angestauten Maas, eine Inundation von nicht unbedeutender Ausdehnung. Unweit derselben, mehr nach uns zu, sah man das in vollen Flammen stehende Dorf Bazeilles, um welches sich die Bayern mit größter Hartnäckigkeit schlugen. Rechts rückwärts verdeckten die bewaldeten, nicht unbedeutenden Höhen des linken Maasufers die weitere Umsicht.

Links von der vorhin skizzirten Mitte des Tableau's, also westlich von

Sedan, zog die Maas bei dem erwähnten steilen Abfall der hinter der Festung befindlichen Höhe zunächst nordwärts und kam dann, eine Schleife bildend, auf ihre alte Grundlinie wieder zurück, demnächst bei dem kleinen Städtchen Donchery vorbei nach Westen weiter fließend. Längs der von Sedan nach Norden hinziehenden Flußstrecke sah man neben dem Steilabfall vorbei zwei Dörfer sich hintereinander am Flusse erheben, um welche später ebenfalls noch gekämpft werden sollte, St. Menges und Floing. Letzteres lag auf einer Bergkuppe gleichsam in der Luft, da der Fuß der Höhe nach in dem über das Wasser aufsteigenden Dunstkreis verschwamm.

Das hinter dem nördlichen Bogen befindliche Terrain, wo noch dunkle Wolken die Landschaft deckten, zeigte nur unsichere Linien, während die nach weiter links befindliche Ebene von Donchery mit ihrem sich scharf markirenden hellen Straßennetz, abgeschlossenen Waldparzellen und dem freundlichen Dorfe Vrigne au bois klar dalag. In Letzterem verschwand eben die Queue des dort marschirenden fünften Corps.

Hinter uns und jenseits der Chaussee, auf welcher wir gekommen waren, erhoben sich noch bedeutendere Waldberge, deren einer, welcher der Maas am nächsten war, durch ein hübsches Schlößchen gekrönt wurde. Auf der von dort herabziehenden Bergnase erkannte man in einer größeren Gruppe von Reitern den Ober-Commandirenden der III. Armee mit seinem Stabe.

Die erste Aufgabe war, sich vermittelst der Karten genau im Terrain zu orientiren. Während dies geschah, schlugen Granaten von der Festung aus in die Nähe der vor uns stehenden Reserve, so daß diese anfing, ihren Standpunkt zu verändern. Dann blitzte es an verschiedenen Stellen im Nebel auf, endlich auch bei St. Menges, so daß deutlich zu erkennen war, wie weit die einzelnen Corps in der Ausführung ihrer Bewegungen vorrückten und wie der Feuergürtel um Sedan sich immer mehr ausfüllte, um den undurchdringbaren Kreis zu schließen.

Rheims, den 10. September 1870.

Als das Gefecht beim fünften und elften Corps immer größere Dimensionen annahm, wurde Oberstlieutenant von Brandenstein zum Kronprinzen von Sachsen geschickt, während ich den Auftrag erhielt, mich zu den beiden genannten Corps zu begeben. Rittmeister Graf Nostitz und Lieutenant v. Stosch begleiteten mich. Zunächst ritten wir nach der Höhe, wo Se. Königl. Hoheit der Kronprinz hielt, um uns hier über die Directionen der einzelnen Abtheilungen seiner Armee zu informiren; von da ging es weiter den steilen Berg hinab nach Donchery und über Vrigne au bois. Hinter letzterem Dorfe stießen wir auf Marschcolonnen des fünften Corps. An der Maasbiegung wurde einen Augenblick gehalten, da man von dort das Gefecht südlich von St. Menges recht gut übersehen konnte; alsdann verfolgten wir den Weg längs der Maas. In der Mitte des nördlichen Bogens schlugen die Truppen, um das Feuer des Feindes nicht auf sich zu ziehen, einen engen, steil auf die Berge führenden Weg ein; zwischen den Infanteriecolonnen hindurch gingen die Batterien in beschleunigter Gangart vor. Gerade an dieser Ecke ließ der Steilabfall einen kleinen, wenige Schritte breiten Winkel um einen Bergquell frei, woselbst sich Prinz Albrecht Vater mit seinem

Stabe befand. Sein Generalstabsofficier, mein alter Freund Versen, war zur Zeit schon in der vordersten Gefechtslinie beim Recognosciren schwer verwundet worden. Nach kurzer Rücksprache an dieser Stelle eilten wir ebenfalls die Höhe hinauf und trafen nach einer halben Stunde den Commandirenden des fünften Armeecorps, General v. Kirchbach. Es konnte mir nur zur besonderen Freude gereichen, in diesen entscheidenden Stunden bei ihm, meinem früheren, hochverehrten Lehrer an der Kriegsakademie, dem ich so viel verdanke, zu verweilen. Oberstlieutenant v. d. Esch, sein Generalstabschef, ebenfalls ein früherer Bekannter, kam gleich darauf aus der Gefechtslinie vom linken Flügel herangesprengt.

Wir befanden uns hier nördlich der Terrainwelle, auf deren südlicher Seite man vom Standpunkte des Königs aus das französische Lager gesehen hatte; der Wald, welcher sie krönte, war vom Feinde stark besetzt, namentlich mit Artillerie, darunter einigen Mitrailleusenbatterien. St. Menges war bereits von uns genommen, auf dem Steilabfall nach der Maas zu und um das zweite dort liegende Dorf wogte noch heftiges Infanteriegefecht des elften Armeecorps. Der gegen uns gewandte Theil des Höhenzuges fiel ebenfalls steil ab und lag unter dem heftigen Feuer des Feindes. Auf der halben Höhe, mehr nach Osten hin, waren zwei Regimenter des fünften Armeecorps in Tirailleurs aufgelöst und konnten zur Zeit anscheinend nicht weiter. Ueberhaupt gewann man sofort den Eindruck, daß die Front der feindlichen Stellung nur mit Aufgebot sehr bedeutender Kräfte und auch dann nur unter unverhältnißmäßig großen Opfern zu nehmen sei. Diese Kräfte aber einzusetzen, bevor die Verbindung mit dem von Osten herumschwenkenden Corps des Kronprinzen von Sachsen aufgenommen war, erschien nicht rathsam. War diese Verbindung erst hergestellt, der eiserne Gürtel somit fest geschlossen, so konnte der Ausgang nicht mehr zweifelhaft sein; capitulirte der Feind heute nicht, so mußte es voraussichtlich morgen geschehen. Für den Fall aber, daß er in seiner verzweifelten Lage nach einer Richtung hin noch einen Durchbruch versuchen sollte, mußten die Reserven in guter Defensiv-Position ihm entgegen gestellt werden, und um so weniger durfte man daher die Kräfte vorschnell im schwierigen Angriff der Zertrümmerung Preis geben. Von St. Menges nach Nordosten gehend, legte sich parallel von der feindlichen Stellung eine zweite, niedrigere Terrainwelle, auf welcher in der bedeutenden Ausdehnung von über ½ Meile fast die gesammte Artillerie unserer beiden Corps entwickelt war und den heftigsten Geschützkampf mit dem Feinde unterhielt; schon seit 10 Uhr hatten Batterien des fünften Corps die große Straße von Sedan nach Belgien unter Feuer. Am diesseitigen Hange von St. Menges standen, gedeckt hinter einem kleinen Park, die Bataillone einer Brigade des fünften Corps, eine andere Brigade mit den letzten beiden Batterien befand sich dicht hinter uns in Reserve; weiter rückwärts bis zur Belgischen Grenze hin bedeckten große Waldungen das Terrain; viele versprengte Franzosen irrten bereits in demselben umher, auch fielen noch einzelne Schüsse von dieser Seite; ein französischer Divisionsstab, der sich einen Ausweg hatte suchen wollen, war am Vormittage hier gefangen genommen worden.

Vor uns nahm der Kampf einen wechselnden Gang, das Infanteriegefecht auf dem rechten Flügel hatte bei der Stärke des Feindes und seiner Stellung

keinen rechten Fortgang. Plötzlich erschienen auf der von der Maas gebildeten Halbinsel, von den Dörfern herab, einige Hundert Reiter, was die Pferde laufen konnten. Einige derselben versuchten, durch den westlichen Arm zu schwimmen, während andere sich fechtend umhertummelten. Eine große Anzahl lediger Pferde irrte umher, während nach uns zu Wagen und Fußgänger sich in Bewegung setzten; dazwischen fielen Gewehrschüsse aus den diesseitigen Lisièren der Dörfer. Es war zunächst nicht recht zu erkennen, was vorging; die Ansichten darüber waren verschieden; Einige hielten es für einen Offensivstoß des Feindes von Sedan her, Andere glaubten, eines unserer Cavallerieregimenter hätte eine unglückliche Attaque gemacht; mir schwebte eine ähnliche Scene aus der Schlacht bei Königgrätz vor Augen, wo österreichische Husaren mitten unter unseren Truppen erschienen, und machte mir das Ganze den Eindruck eines versuchten, aber verunglückten Durchbruchs feindlicher Cavallerie. Die Meldung des schnell dorthin entsandten Grafen Nostiz bestätigte diese Ansicht.

Es ergab sich, daß mehrere französische Cavallerieregimenter jenseits der Höhe mit außerordentlicher Bravour den Versuch gemacht hatten, sich durchzuschlagen. Die Regimenter waren dabei ruhmvoll zu Grunde gegangen; nur die Vordersten waren bis hinter unsere Infanterielinie gelangt und erlagen hier unserer sie attaquirenden Reiterei.

Die Höhen verhinderten bis jetzt noch, irgend etwas von der Armee des Kronprinzen von Sachsen zu bemerken, nicht einmal Geschützdonner war vernehmbar; überdies erschienen die flimmernden Infanteriemassen des Feindes, welche durch ihre rothen Hosen von fern ein ganz anderes Aussehen hatten, wie unsere Colonnen, in immer stärkeren Abtheilungen oben an der Waldlisière. Unsere Infanterie mühte sich vergebens ab, vorwärts zu kommen, und das Artilleriefeuer in unserem Centrum und vom rechten Flügel wurde auffallend schwächer, ja in manchen Batterien feuerte schließlich nur ein Geschütz, bald lief auch von allen Seiten die unangenehme Meldung ein, daß ein großer Theil derselben im langen Geschützkampfe sich verschossen hatte und die Munitionscolonnen noch nicht herangekommen waren; dann traf der junge Fürst Wied, Major im Stabe des elften Corps, mit der Aufforderung um Unterstützung ein, um den letzten Theil der vorliegenden Höhe nehmen zu können. Vergeblich war inzwischen die Württembergische Division, welche die Reserve dieses Flügels bilden sollte, überall gesucht worden; es ergab sich später, daß sie eine andere Bestimmung hatte erhalten müssen, da aus der Richtung von Mezières feindliche Abtheilungen vorgebrochen waren.

Sehr bald änderte sich jedoch die Scene; zunächst kam die Meldung, daß es gelungen wäre, die Artillerie mit hinlänglicher Munition zu versehen, dann die fernere Meldung, daß auf unserem äußersten linken Flügel die Gardecavallerie eingetroffen — mithin die Verbindung mit dem Gardecorps von der Armee des Kronprinzen von Sachsen hergestellt und somit die Umzingelung des Feindes zum Abschluß gekommen war. Schließlich rückten die sechs stattlichen Cavallerieregimenter des Prinzen Albrecht mit ihren Batterien an uns vorbei und marschirten hinter der Artillerielinie auf. Auch das Infanteriegefecht auf unserm rechten Flügel machte sichtlich Fortschritte; die langgezogenen Signalrufe zum Avan=

ciren tönten von dort herüber, die vordersten Parzellen vor dem eigentlichen Walde auf der Höhe wurden genommen. Unsicher irrten die französischen Colonnen an den Lisièren umher, es war klar, daß auf dem engen Raume, auf welchen sie immer mehr beschränkt wurden, kein Platz sich vorfand, wo unsere Granaten sie nicht in Front und Rücken faßten; auch die bayrischen Batterien am Fuße des Standpunktes unseres Königs, welche wir den ganzen Tag, über die Halbinsel fort, im Auge hatten, vermehrten die Heftigkeit ihres Feuers. Dazu stiegen mächtige Rauchwolken von Sedan aus hinter der feindlichen Position hervor. Kurz und gut, man gewann den Eindruck, daß sich die Schlacht ihrem Ende zuneige; es bedurfte nur noch eines leisen Druckes, und der Befehl zum allgemeinen und gleichzeitigen Angriffe wurde daher an sämmtliche Abtheilungen ertheilt.

Wir hatten uns zu Pferde gesetzt und ritten gegen die Mitte zu; das Gewehrfeuer war auf der ganzen Linie nur noch mäßig; die Unruhe beim Feinde wurde von Moment zu Moment sichtbar größer. Endlich setzten ganze Bataillone desselben an der Waldlisière die Gewehre zusammen; die Mannschaften winkten mit den Taschentüchern und gaben sich gefangen; sie wußten in der That nicht mehr, wo sie hin sollten; nach Sedan konnten sie nicht mehr zurück, vor sich und hinter sich hatten sie den sicheren Tod. Unsere Aufmerksamkeit war einige Augenblicke durch diese Scene gefesselt, und als wir darauf unsere Blicke mehr nach rechts wandten, sahen wir den Serpentinenweg, welcher am steilen Hange herabführte, dicht bedeckt mit Franzosen: Tausende und aber Tausende, alles Leute, die sich gefangen gegeben hatten und nun bereits herunter transportirt wurden. Wir trennten uns hier von General v. Kirchbach und ritten nach jener Seite hin, um einen Einblick auf Sedan zu gewinnen. Zu unserer Freude bemerkten wir dabei, daß unser Verlust auf diesem Theile des Schlachtfeldes verhältnißmäßig gering war; innerhalb der feindlichen Position dagegen zeigte sich wiederum die furchtbare Wirkung unserer Geschütze in wahrhaft schreckenerregender Art. Nur mit äußerster Mühe konnte man sich zwischen den todten und verwundeten Franzosen zu Pferde bewegen, auch war das Terrain zerklüfteter, als es von Weitem erschien; tiefe Schluchten fanden sich vor, die man auf Umwegen umreiten mußte. Nach der letzten bewaldeten Crête, wo eine hübsche Villa, von hohen Mauern umgeben, lag, drängte sich unsere Infanterie und Artillerie in dichten Massen zusammen; dort angelangt, erkannte man bald den Grund, da sich jenseits auf kurze Entfernung bereits die nächsten Festungswerke von Sedan befanden.

Das elfte Corps, welches seinen commandirenden General v. Bose bereits in der Schlacht von Wörth schwer verwundet sah, hatte am heutigen Tage seinen Führer, Generallieutenant v. Gersdorf, eingebüßt, der von einer Gewehrkugel tödtlich getroffen worden war; für ihn hatte Generallieutenant v. Schachtmeyer das Commando übernommen; diesen, wie den Chef seines Stabes, General v. Stein, trafen wir hier oben und erhielten die erforderliche Information über den Stand ihrer Truppen. Inzwischen hatte das Feuer an allen Stellen aufgehört, selbst die große bayrische Batterie jenseits der Maas war verstummt; wir begaben uns daher von hier zurück nach St. Menges, wo General

v. Kirchbach sein Quartier nehmen wollte, um vor der Rückkehr in das große Hauptquartier von seinen Dispositionen über die beiden Armeecorps für den folgenden Tag Kenntniß zu erhalten.

Graf Nostitz hatte auch unter diesen schwierigen Verhältnissen schnell das Erforderliche zur Hand, um Hunger und Durst zu stillen. Sobald der General hier eingetroffen war, wurden die Geschäfte sehr bald erledigt, und begaben wir uns demnächst mit unseren Ordonnanzen und Handpferden auf den Rückweg. Bei der Trennung sprach General v. Kirchbach noch besonders seine Freude darüber aus, daß die Umstände ihm erlaubt hatten, das Blut seiner Soldaten am heutigen Tage zu schonen. Mir sind diese Worte um so mehr im Gedächtniß geblieben, als zu jener Zeit der General noch nicht wußte, wie unweit davon, in den Reihen der Garde, sein hoffnungsvoller Sohn an diesem Tage den Heldentod gefunden hatte.

Kaum waren wir eine Viertelstunde fortgeritten, als uns schon völlige Dunkelheit umgab; wir wählten den Weg längs der Maas, passirten vielfach schon auf dem Rücktransport befindliche Gefangenencolonnen und erreichten endlich, durch die verschiedenen Abtheilungen uns durchdrängend, Donchery, wo wir das große Hauptquartier zu finden hofften. Zufällig stießen wir im Gedränge auf einige unserer Generalstabsofficiere, die uns mittheilten, daß Napoleon seinen Degen dem Könige übersandt habe. Die Nachricht war um so überraschender, als wir wohl wußten, daß der Kaiser sich früher bei der Armee befunden habe, seine augenblickliche Anwesenheit aber nicht bekannt war. General v. Moltke und der Generalquartiermeister von Podbielski waren bereits im Orte anwesend, um die beginnenden Capitulationsverhandlungen zu leiten. Ich meldete mich bei diesen, und gingen wir auf General v. Moltke's Zimmer, woselbst sich Major de Claer, sein erster Adjutant, befand und allmälig auch die übrigen entsandten Generalstabsofficiere sich einfanden. —

So war das Ziel erreicht, welches man seit acht Tagen unabläßig im Auge behalten hatte, was man jeden Tag mit größerer Sicherheit zu erfassen glaubte! Mit dem Gedanken an das Resultat war Jeder somit längst vertraut, und trotzdem befanden wir uns jetzt Alle — fast ohne Ausnahme — unter dem Eindruck der ungeheuren Begebenheit. Eine der ersten Armeen der Welt, die sich mit heroischer Bravour geschlagen, die vor Kurzem noch nahe an 150,000 Mann gezählt hatte, eine französische Armee mit ihrem Kaiser an der Spitze, in einer Verfassung, in der Widerstand zur Unmöglichkeit wurde, gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben! Die Kriegsgeschichte kennt manche Katastrophe; eine so großartige, wie diese, hat sie in ihren Annalen noch nicht zu verzeichnen gewußt!

Wenn man sonst aus einem Gefecht zurückkehrte, hatte man über die Details des Kampfes zu erzählen und Hunderte von Fragen zu beantworten; heute wurde hierüber kein Wort verloren, nur dann und wann variirte der Eine oder der Andere, die wir dort zusammensaßen, den Gedanken: „welch' ungeheures Resultat!" oder „was werden sie in der Heimath dazu sagen!"

Es war ungefähr 11 Uhr Abends, als gemeldet wurde: General v. Wimpfen halte vor dem Hause. Derselbe hatte das Obercommando über die französische

Armee übernommen, da Marschall Mac Mahon frühzeitig durch eine der ersten Granaten verwundet worden war. Wir begaben uns nach dem am Flur liegenden Zimmer; auch Graf Bismarck war hier eingetroffen. General v. Wimpfen mit noch zwei Generalen und mehreren Adjutanten, alle noch die Spuren des Kampfes an sich tragend, traten in das Zimmer, welches dicht gefüllt wurde.

Eine seltsam wunderbare Scene! Zwei Candelaber mit heruntergebrannten Lichtern von verschiedener Größe und eine alte Schiebelampe reichten bei der vollgefüllten Stube nicht zur Beleuchtung aus; um den Tisch setzten sich die Generale und Graf Bismarck, wir Andern umstanden ihre Stühle. Die verschiedenen Uniformen, die feierliche Stille, die von Schweiß und Staub bedeckten ernsten Gesichter in der fast magischen Beleuchtung, Alles das wird uns unvergeßlich bleiben. Und zu alledem kam, daß, wo durch das ausgesprungene Stück der Lampenglocke ein Streiflicht die Wand hinauf glitt, dieses gerade auf ein vortreffliches Bild des ersten Napoleon fiel, der von oben herab wie aus einer Geisterwelt stumm fragend auf die wunderbare Scene zu seinen Füßen blickte.

Nun begannen die Unterhandlungen, in denen General v. Wimpfen nach Kräften versuchte, bessere Bedingungen zu erlangen, als die waren, welche General v. Moltke ihm eröffnete. Dabei war Wimpfen eine außerordentlich sympathische Soldatenerscheinung; er klagte: „Erst vor zwei Tagen bin ich, aus dem Innern Afrika's berufen, hier eingetroffen, um dies zu erleben." Aber vergeblich waren alle seine Deductionen. Graf Bismarck beleuchtete die politische Situation: „Seit 200 Jahren sind wir mehr denn zwanzig Mal von Frankreich im tiefsten Frieden angefallen worden; hätten wir mit einer angestammten Dynastie zu verhandeln, so würden sich leicht Bedingungen zum Frieden finden lassen, aber mit den Machthabern in Paris ist das unmöglich. Wir brauchen für die Zukunft materielle Garantien." Und General v. Moltke beharrte mit eiserner Energie auf den einmal gestellten Bedingungen: auf der Capitulation der Armee und der Festung Sedan. Wimpfen bemerkte zwar: „diese Bedingungen wären zu hart, er hätte das Commando in der Schlacht übernommen, wo er weder die Stellung der Truppen, noch die Disposition über dieselben gekannt, der folgende Tag könnte bei neuen Dispositionen die Situation ändern;" aber unser General antwortete: „Es ist eine reine Unmöglichkeit! Sie haben weder Munition, noch Lebensmittel; überzeugen Sie sich durch Ihre Officiere: eine Armee von mehr als sieben Armeecorps hat Sie umzingelt; wir sind im Besitz aller die Festung umgebenden Höhen; kein Mann in Ihrer Armee kann sich rühren, und jeder Widerstand ist unmöglich. Gehen Sie unsere Bedingungen nicht ein, so wird — so sehr ich es bedauere — morgen früh der Befehl zur Eröffnung des Bombardements gegeben, zu einem unnützen Blutvergießen, das Ihre Lage nur noch verschlimmert."

Schließlich forderte General Wimpfen, da er solche Bedingungen nicht allein eingehen könnte, sondern sich mit seinen Generalen erst besprechen müsse, eine vierundzwanzigstündige Bedenkzeit; auch diese wurde ihm mit den Worten abgeschlagen: „Wenn ich bis 9 Uhr früh nicht Ihre Antwort habe, erfolgt das Signal zum Beginn der Feindseligkeit." Nunmehr erklärte noch einer der französischen

Generale, er sei beauftragt, über die persönlichen Verhältnisse des Kaisers zu unterhandeln; ihm wurde erwidert: „dies hinge von Sr. Majestät dem Könige ab, man habe hier nur die militärischen Angelegenheiten zu Ende zu führen, und da der Kaiser das Obercommando der Armee abgegeben, hätte man auch hier über ihn nicht mehr zu verhandeln." Damit trennte man sich. Wimpfen versprach, seine Antwort bis am andern Morgen 10 Uhr herauszusenden.

General v. Moltke setzte sich demnächst hin, um mir den Entwurf für die Details der Capitulation zu dictiren. Bronsart*) und de Claer hatten ebenfalls hier noch zu arbeiten. Einige der anderen Herren wollten uns nicht allein lassen, schnarchten aber sehr bald ein derartiges Terzett zusammen, daß es uns unmöglich wurde, weiter zu schreiben, und wir viele Mühe hatten, sie zunächst wieder aufzuwecken.

Endlich wurde auch der Entwurf beendet, und nun suchte ich gegen 3 Uhr meine Lagerstätte auf. Bronsart erzählte mir noch Folgendes:

„Als am Schlachttage die feindlichen Höhen erstürmt waren, was vom Standpunkte des Königs wundervoll zu übersehen gewesen wäre, hätten die bayrischen Batterien den Befehl zum Bombardement erhalten. Demnächst wurde ihm der Auftrag zu Theil, nach Sedan hinein zu reiten, um dem Feinde die Capitulation anzubieten. Am Thore fand er die Bayern bereits in Verhandlung; in die Stadt eingelassen, verlangte er zum Obercommandirenden der französischen Armee geführt zu werden. Nicht wissend, zu wem man ihn brachte — er glaubte zu Mac Mahon — wurde er schließlich in ein Zimmer gewiesen, in welchem er sich plötzlich dem Kaiser Napoleon gegenüber befand, den er, wie er sich ausdrückte — nach Bildern eines bekannten Berliner Wochenblattes — sofort erkannt habe.

Dieser hätte sich mühsam aus einem Sessel erhoben, nach dem Könige gefragt und ihm dann den General Reille mit einem Briefe an Se. Majestät mitgegeben. Der Empfang dieses Generals auf der Höhe, woselbst inzwischen Se. Königl. Hoheit der Kronprinz und die fremden Fürstlichkeiten eingetroffen waren, hatte auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck gemacht." — — —

Kaum hatten wir am andern Morgen Toilette gemacht und Kaffee getrunken, so hieß es: „der Kaiser ist da und wartet in einem Hause, ungefähr $^1/_8$ Meile vor Donchery." Sogleich fuhren die Generale v. Moltke und v. Podbielski mit uns hinaus. Graf Bismarck, welcher zuerst Kenntniß davon erhalten hatte, befand sich schon dort.

Es machte den Eindruck, als ob es dem Kaiser unerwünscht gewesen wäre, noch länger in Mitte seiner Armee zu verweilen. Die Katastrophe hatte bei derselben die Banden der Disciplin aufgelöst; wurde die Vollziehung der Capitulation erst bekannt, so war von den aufgebrachten Soldaten Alles zu befürchten. Deshalb war er bereits frühzeitig bei unseren Vorposten erschienen. Wir fanden das Gefolge des Kaisers vor einem kleinen Bauernhause, welches, an der großen Straße liegend, nur durch einen kleinen Vorplatz, der etwas

*) Oberstlieutenant Bronsart von Schellendorf war Abtheilungs-Chef im Generalstabe des großen Hauptquartiers.

steil zu derselben abfiel, von ihr getrennt war. General v. Moltke trat in das Haus, vergeblich versuchte der Kaiser, bessere Bedingungen zu erwirken. Sehr bald kam General v. Moltke wieder heraus und fuhr mit der in der Nacht entworfenen Capitulation Sr. Majestät dem Könige entgegen, welcher von Vendresse sich wieder nach dem Punkt begeben hatte, von welchem aus er gestern die Schlacht geleitet. Dann erschien auch der Kaiser, ließ sich auf einem Stuhle vor dem Hause nieder, eine Cigarrette nach der andern rauchend. Ich sah ihn zum ersten Mal; er erschien mir klein, etwas corpulent, erdfahl, das Kinn auf der Brust ruhend, dabei sah er äußerlich ruhig, fast gleichgültig aus, nur dann und wann zeigte ein leises Aufathmen die innere Bewegung. Eine stattliche Escadron des Leib=Kürassierregiments, welche die Bewachung übernahm, erregte die Aufmerksamkeit der französischen Generale; sonst passirten nur Trains während der ganzen Zeit die Landstraße.

Für die eventuelle Zusammenkunft mit dem Könige hatte Graf Bismarck seine Wohnung in Donchery angeboten. Der Kaiser wollte jedoch nicht gerne in den Ort hinein; Generalstabsofficiere wurden daher ausgesandt, einen geeigneten Punkt ausfindig zu machen.

Eine Viertelmeile von uns, unweit des Dorfes Frénois und der Maas, blickte aus den Gebüschen ein kleines Schlößchen hervor; dies erwies sich als geeignet, und setzte sich der Zug dorthin in Bewegung. Wir fuhren voran, dann folgten zwei Züge Leibkürassiere, hierauf der Kaiser in seinem Wagen nebst seinem Gefolge, letzteres theils fahrend, theils reitend; den Schluß machte der Rest Kürassiere. Aus den an der Straße liegenden Bivouaks stürzte natürlich Alles an den Weg.

Das Schlößchen, halb im normannischen Style gebaut, war umgeben von einem gut gehaltenen Park und machte einen sehr hübschen Eindruck. An einen kleinen Thurm, der sich in der Mitte befand, stieß an der rechten Hälfte der Frontseite ein Glaspavillon, zu welchem einige Stufen führten. Der Platz bis an das eiserne Gitter, welches den Park nach der Straße zu abschloß, war nur klein; theils auf demselben hielten wir uns während der nächsten Stunden auf, theils gingen wir in das untere Geschoß, wo sich der geräumige und schön eingerichtete Speisesaal befand. Vor dem Garten stand eine bayrische Compagnie aufmarschirt, dahinter württembergische Batterien, abgeprotzt, bereit, jeden Augenblick ihr Feuer auf das vor uns liegende Sedan zu eröffnen.

Schon frühzeitig war ein Generalstabsofficier in die Festung hinein geschickt worden, um dem General v. Wimpfen mitzutheilen, daß, wenn er nicht zur festgesetzten Stunde die Antwort sende, die Beschießung erfolgen würde. Dieser Officier kehrte mit der Antwort zurück: „der General folge ihm auf dem Fuße."

Anderseits erschien nun auch General v. Moltke wieder: „Se. Majestät wäre mit dem Entwurf der Capitulation einverstanden, er würde den Kaiser aber nicht eher sehen, bis daß die Capitulation unterzeichnet wäre."

Letzteres hatte keine Schwierigkeiten mehr; nur wenige Worte wurden darüber unten im großen Speisesaal gepflogen, dann setzte ich mich mit dem französischen Generalstabs=Chef hin und fertigten wir die Capitulation in zwei

Exemplaren aus. Die Generale v. Moltke und Wimpfen unterschrieben; General v. Podbielski, aus dessen Feldschreibezeug die beiden benutzten Federn entnommen waren, hatte die Liebenswürdigkeit, mir eine derselben zum Andenken zu überlassen.

Unser General nahm die vollzogene Urkunde mit sich, warf sich auf das Pferd und ritt zum Könige, der noch immer auf der Höhe hielt.

Nach ca. 3/4 Stunden kehrte der General zurück: „der König käme auf der Stelle." Abgestiegen, überraschte er seine drei Abtheilungs-Chefs durch Ueberreichung des eisernen Kreuzes, welches er uns mitgebracht hatte, aussprechend, welche Freude es ihm mache, es uns gerade in diesem Moment im Namen des Königs geben zu können.

Wir hatten kaum Zeit, das Ehrenzeichen im Knopfloch zu befestigen, so erschien Se. Majestät mit großem Gefolge, begleitet vom Kronprinzen, Prinz Karl und sämmtlichen im Hauptquartier anwesenden Fürsten. Welch' bedeutungsvoller Augenblick! Worte giebt es dafür nicht! Was drinnen gesprochen, erfuhr zunächst Niemand, nur verlautete unter Anderem, daß der Kaiser gesagt habe: „er wäre zum Kriege gedrängt worden" und „durch unsere Artillerie wäre er persönlich besiegt." —

Nach einiger Zeit erschienen beide Monarchen im Glaspavillon, wo der König noch einige Worte mit der Umgebung des Kaisers sprach, auch der Kronprinz mit dem Kaiser redete; dann begleitete Letzterer unsern König bis an die Treppe. Mit jugendlicher Rüstigkeit warf sich die hohe Gestalt unsers Herrschers auf das Pferd; im Galopp davon sprengend, folgte ihm das zahlreiche und bunte Gefolge, welches bisher auf dem kleinen Platz nicht Raum gefunden und hinter den Büschen, auf den engen Wegen, weit hinein in den Park gestanden hatte — eine glänzende, wilde Cavalcade, auf die der Kaiser sinnend blickte, bevor er wieder in das Zimmer verschwand.

Draußen aber wirbelten die Trommeln der Bayern, ihre Musik blies das: „Heil' Dir im Siegerkranz", und weit hin begleitete noch das Hurrah der lagernden Truppen den Ritt des Königs, welchen es drängte, seinen siegreichen Truppen noch auf dem Schlachtfelde seinen königlichen Dank auszusprechen.

General v. Moltke nahm mich in seinen Wagen; schweigend fuhren wir nach Donchery zurück, wo neue Arbeit wartete.

Am andern Morgen zog der gefangene Kaiser, escortirt von zwei Husarenescadrons, bei unsern Fenstern vorbei, nach der belgischen Grenze zu; dann setzten auch wir uns in Marsch nach dem Hauptquartier des Königs, nach Vendresse, jetzt der ersten Etappe nach Paris.

Zur Kenntniß Kaulbach's.

Mittheilungen und Briefe an den Geh. Ober-Postrath Eduard Schüller.*)

Anton Springer hat neulich in einem Aufsatze über Kaulbach („Im neuen Reich" 1874, Nr. 16) gesagt: „Gern möchten wir über den persönlichen Bildungsgang eines Künstlers, der so kühn und selbstständig auftrat, bei dem keine Spur romantischen Wesens nachgewiesen werden kann, Näheres erfahren. Seine innere Entwickelung muß ungewöhnlicher Art gewesen sein; man möchte glauben, herbe Erfahrungen hätten daran mitgearbeitet, einen gewissen kaustischen Zug in seinem Wesen stehend zu machen. Der Schilderung harmloser Fröhlichkeit, naiver Anmuth blieb er stets unzugänglich. Sache des künftigen Biographen wird es sein, uns darüber aufzuklären und die dürftige Kunde, die wir bis jetzt über die früheren Lebensschicksale Kaulbach's besitzen, zu ergänzen." — Einer solchen Ergänzung wollen die nachfolgenden Blätter ein, wie der Herausgeber glaubt, nicht unwesentliches Material entgegenbringen: Mittheilungen und Briefe Kaulbach's an einen seiner intimsten Freunde, den verstorbenen Geheimen Ober-Postrath Eduard Schüller zu Berlin.

Es seien zunächst über diesen trefflichen Mann einige Worte gestattet. —

Eduard Schüller war der Sohn eines schlesischen Landgeistlichen, hatte als freiwilliger Jäger von 1813 bis 1815 die Freiheitskriege mitgemacht und dann einige Zeit der Armee als Officier angehört. Aus jener Epoche seines Lebens wird ein Zug mitgetheilt, der zu charakteristisch für ihn ist, um nicht aufbewahrt zu werden: Als Schüller einst, ein junger Lieutenant, zu Erfurt auf Thorwache war, fuhr ein Wagen herein; der Unterofficier trat heran und fragte nach damaliger Sitte den Insassen nach Namen und Stand. Da bog sich ein herrlicher Männerkopf vor, und eine tiefe Stimme antwortete mit präciser Deutlichkeit: „Minister von Goethe". Kaum hört das Schüller, so befiehlt er der Schild-

*) Die Papiere sind dem Herausgeber aus Schüller's Nachlaß in Folge ausdrücklicher Bestimmung des Verstorbenen zum Zwecke sachgemäßer Veröffentlichung übergeben worden. Wohl schwebte Schüller der Gedanke vor, diese Materialien für eine Biographie zu verwerthen; aber, um für eine solche den Grundstock abzugeben, reichen sie doch nicht aus, und so dürfte eine Publication, wie die vorliegende, den Absichten des Freundes und der Natur des Materials am meisten entsprechen. M. J.

wache „Heraus!" zu rufen. Die Wache springt ins Glied, Schüller zieht den Degen, kommandirt „Gewehr auf!" und „Achtung! Präsentirt's Gewehr!" — und Goethe, im ersten Augenblick stutzig über die ungewöhnliche militärische Ovation, erkennt schnell den Sinn einer persönlichen Huldigung, und während ein liebenswürdiges Lächeln die großen Züge erhellt, neigt er „das olympische Haupt" gegen den mit strahlenden Augen und gesenktem Degen doppelt salutirenden begeisterten Jüngling.

Nachmals zur Postverwaltung übergetreten, lebte Schüller im kräftigsten Mannesalter am Rhein als Ober-Postdirector, bis er in späteren Jahren zum General-Postamt nach Berlin versetzt wurde. Schüller war eine jener ächt deutschen, tief empfänglichen und reinster Begeisterung fähigen Naturen, die da, wo sie einmal lieben, ihr ganzes Wesen hingeben und nicht wieder loslassen. So liebte er die Kunst, so lebte er in jeder freien Stunde der Poesie, so hing er an seinen Freunden und an den von ihm verehrten Größen, vor Allem an Kaulbach. Mit ihm verband Schüller ebensowohl die Bewunderung des Großartigen und Tragischen in Kunst und Leben, als jene Neigung zur Satyre, welche durch fast alle Werke des großen Malers, wie durch die meisten der dichterischen Arbeiten Schüller's hindurchgeht. Diese poetischen Beschäftigungen waren Schüller ein unabweisliches Bedürfniß, und sie machten ihn wechselnd glücklich und unglücklich. Denn so rastlos sein Schöpferdrang, so reich seine Phantasie, so lebendig sein Humor auch waren — es fehlte dem geistreichen Manne das Geheimniß der Formvollendung; die Dinge wirkten meist nicht ganz so, wie sie sollten; er selbst fühlte das und ließ daher nur einen sehr geringen Theil des Geschaffenen an die Oeffentlichkeit treten.

Je tiefer er bei sich selbst aber diesen Mangel an formaler Energie empfand, um so begeisterter bewunderte er die leichte Technik, das souveräne Schalten eines Mannes wie Kaulbach, und bald trat die Neigung hervor, dieser gestaltenmächtigen Künstlernatur Goldstufen aus jenem Ideenschatze zuzuführen, welche selbst in Vollendung auszumünzen er verzweifelte, und denen nun der Freund den Stempel seines Genius aufprägen sollte. In der That bildete sich zwischen beiden Männern ein Gedankenaustausch, welcher bedeutenden Einfluß auf Kaulbach's Schaffen, namentlich bezüglich der Wandgemälde im Berliner Museum, gehabt hat. Die Documente darüber wären von einem Biographen vielleicht zu verwerthen. Hier sollen nur einige Gespräche Kaulbach's mit Schüller mitgetheilt werden, welche der Letztere unmittelbar nach dem Auseinandergehen aufgeschrieben hat und welche, zumal der Jugenderinnerungen Kaulbach's wegen, Wichtigkeit haben, und dann eine Reihe von Briefen, in denen sich Wesen und Art des Meisters ungeschminkt, und eben deshalb besonders liebenswürdig und bedeutend darthun.

Das erste dieser Gespräche fällt in den Herbst 1854, als Kaulbach sich zu München Haus und Garten gekauft. Schüller hatte das höchlichst gelobt: eine Heimath müsse der Mensch haben, wenn es irgend möglich sei. — Kaulbach war auf diese Bemerkung zunächst plötzlich verstummt, wie von einem Strome alter Erinnerungen bedrängt; dann aber fing er etwa folgendermaßen zu erzählen an:

„Du hast vorhin gesagt, eine Heimath müsse der Mensch haben. Ja, eine

Heimath! — Die wollte ich haben, und weißt Du, warum? Als ich in der Kindheit mit meinen armen Eltern von Ort zu Ort zog und wir nirgends recht zu Hause waren, da überkam mich oft das Gefühl, daß wir so heimathlos seien. Wenn andere Buben, meine Schulkameraden, von ihren Großeltern sprachen oder von Tanten, zu denen sie gehen wollten, da überfiel mich ein Schmerz, daß ich außer meinen armen Eltern so Niemand in der Welt hatte, der sich um uns kümmerte. Da dachte ich: „„eine Heimath muß der Mensch haben!““ — „Ueberhaupt,“ fuhr er später fort, „kommen aus meiner Kindheit einzelne Momente herüber, die von dem entschiedensten Einfluß auf mein Leben waren. — Ich erinnere mich eines Erlebnisses in Crefeld. Ich war mit meinem Vater als kleiner Bub dahingegangen. Dieser, ohne Erwerb — es ging ihm sehr schlecht — hoffte, dort durch Portraitmalen etwas zu verdienen. Er malte höchst schwache Dinge für ärmere Leute. Ermüdet und hungrig kamen wir an. Mein Vater ließ mir in einem Wirthshause etwas geben, nahm selbst aber nichts zu sich und ging fort, um zu sehen, ob sich etwas für ihn zu thun fände. Nach einiger Zeit kehrte er wieder, verstimmt, schweigsam. Er zahlte für mich mein kleines Frühstück, verzehrte selbst abermals nichts. Seine geringe Baarschaft mochte drauf gegangen sein. „„Wir wollen weiter,““ bemerkte er, „„hier ist es auch nichts!““ —

„Wir gingen bei heißer Mittagsonne auf der staubigen Landstraße fort. An uns vorüber fuhren die reichen Kaufleute in ihren Equipagen, Reiter und Fußgänger im Putz. Es war Sonntag. Wir zogen schweigend unsern Weg. Auf einmal bemerkte ich, daß mein Vater heftig weinte. Ich hatte das noch nie an ihm gesehn und fragte ihn verwundert: „„Vater, warum weinst Du?““ — Da sagte er: „„Mein Junge, ich weine, daß wir so unglücklich sind! Alle diese Menschen sind glücklich; nur wir nicht. Wüßten sie, wie mir zu Muthe, sie würden mir vielleicht etwas zu verdienen geben.““ „Da,“ setzte Kaulbach, mit den leuchtenden Augen mich anschauend, lächelnd hinzu, „da beschloß ich: du willst glücklich werden! — G l ü c k l i c h, j a g l ü c k l i c h wollte ich werden! Ich erkannte das Elend, was es an sich ist. Und von dem Augenblick an hatte ich keinen anderen Gedanken, als glücklich zu werden. — Und ich bin es geworden. — Ich habe eine Heimath. Was will ich mehr? Alles Andere ist Nichts dagegen! Ich habe eine treffliche Frau, liebe Kinder, Haus, Besitz. Was ist Ruhm, Nachruhm dagegen! Das Alles ist vielleicht Traum. Ich bin glücklich.“

Könnte ich nur die Art wiedergeben, wie er das sprach, wie so entschieden, fern von aller Sentimentalität, sein Ausdruck wahrhaft — antik war. Ein Grieche der schönsten Zeit schien neben mir zu sitzen, so ganz D a s e i n, höchstes, auf sich selbst beruhendes Dasein!

Als ich denn, ihn nur wenig unterbrechend, fragte, ob er frühzeitig sich der Kunst zugewendet, früh schon gezeichnet habe, und wann eigentlich der Kunsttrieb in ihm erwacht sei, sprach er ohngefähr folgendermaßen zu mir:

„Ich hatte schon als kleiner Bub die Idee, Maler zu werden. Mein Vater, ein so geringer er selbst war, wollte es. Aber es ging mir mit diesem Project seltsam.

Eines Tages kam ein armer Maler nach Mülheim, wo wir damals wohnten. Er ging auch wie mein Vater umher, um Portraits zu malen. Sein Talent mochte ein sehr geringes sein. Mein Vater, so arm er war, lud ihn ein, bei uns zu bleiben. Er hatte sich die Füße durchgelaufen, meine Mutter pflegte ihn. Wir theilten eben, was wir hatten. Da er nach einigen Tagen weiter gehen wollte nach Essen, gab mir mein Vater auf, ihn dahin zu geleiten, weil ich den Fußweg genau kannte; denn oft war ich ihn gelaufen, mit Aufträgen meines Vaters an Brüder (er war Freimaurer), um Geld zu borgen. Munter lief ich baarfuß neben dem sehr reducirt aussehenden Maler her. Er fragte mich: „„Junge, was willst Du denn werden?““ Ich sagte: „„Maler!““ — Da sah er mich groß an und entgegnete, ich solle um Gotteswillen so Etwas nicht wollen. Ich solle ihn ansehen, seinen abgeschabten Rock, seine durchgelaufenen Stiefel u. s. w. Die Kunst gehe nach Brode. Damit sei es nichts, als Hungerleiden. Da fuhr mir mein Gedanke: Du willst ja glücklich werden, durch den Kopf, und von da an war es aus mit dem Malerwerden, denn diese konnten ja nicht glücklich werden! — Ich hätte nun mögen Oekonom oder Jäger werden, nur etwas, das Einen glücklich mache! —

Nach einiger Zeit gestaltete sich das Ding jedoch anders. Ich hatte durch einen Schulkameraden einen Band des Conversations-Lexicons erhalten und fand in ihm unter Anderem die Lebensbeschreibung des Quintin Messis. Da las ich nun, daß der ein Schmied gewesen sei, eine Malerstochter geliebt habe, in die Fremde gegangen sei und ein geschickter Maler geworden wäre. Wie er heimgekehrt sei, habe ihm der Maler die Tochter gegeben, und er sei nun berühmt geworden und reich und glücklich.

Da ging mir ein Licht auf! Ich verschaffte mir mehr Bände des Conversations-Lexicons und las nur das Leben von Malern, auch das des Raphael, von dem ich schon gehört hatte; und da sie alle geehrt und glücklich gewesen, beschloß ich nun auch, ein Maler zu werden; denn ich konnte ja auch so glücklich werden. — Und — ich bin es geworden."

Im weiteren Verfolg des Gespräches äußerte Kaulbach: seine Jugendgeschicke, das Elend, welches er erlebt habe, hätten sehr dazu beigetragen, seinem Charakter die Richtung zu geben, welche, wie er wohl wisse, ihm nicht selten Tadel zuziehe. Das oft Bittre, Scharfe, Ironische seines Wesens sei eine Folge jener Jugenderfahrungen. Das Leben, das ihm früh so bös mitgespielt, hätte er nicht lieben, nicht achten können. Es habe ihn gereizt, demselben trotzig die Spitze zu bieten, Vieles zu verachten, was die Menge anbetet. Aus seiner Jugend sei sein ganzes Wesen zu erklären. Einzelne Erfahrungen hätten einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß sie seine geistige Form für immer bestimmt hätten. So sei der Unglaube, der Zweifel an einer die einzelnen Geschicke der Menschen leitenden Vorsehung in einer bestimmten Stunde, ja Minute in seine jugendliche Seele gekommen.

Ich führe ihn wieder selbstredend möglichst treu ein: „Es war auch so ein verunglückter Gang mit meinem Vater nach Düsseldorf. Er hoffte, dort Geld einzukassiren. Seine Baarschaft reichte diesmal eben hin, daß wir in einem anständigen Gasthause einkehren konnten. Sie mochte aber nicht weiter reichen,

als die Zeche zu bezahlen. Seine Erwartungen schlugen fehl. Wir verließen Düsseldorf, fuhren über den Rhein und verweilten in einer kleinen Bauernwirthschaft am jenseitigen Ufer. Da saßen wir vor der Thür auf einer Bank. Mein Vater war in sich versunken und still. Indeß kam eine rückkehrende Procession an uns vorbei, die übersetzen wollte. Mein Vater mochte nicht glauben, daß ich genau hörte, was er sagte, als er in einer Art von Selbstgespräch sich in die bittersten Verwünschungen des Pöbelglaubens, der auf Hülfe von oben hoffe u. s. w. ausließ. Diese schneidenden Worte schlugen tief in das kindliche Gemüth ein. Ich habe sie nie verwinden können. Das war einer meiner bösen Tage." —

Den 30. September 1854, Abends bei Kroll.

Das Theater zu dumm und langweilig. Wir gingen in die Nacht hinaus spazieren. Es wurde von der Einsamkeit gesprochen. Jeder Mensch von Genie müsse sich selbst genug sein, meinte Kaulbach. Er brauche keine anderen Menschen. Durch die That spreche er mit sich selbst, und die Stimmen Anderer vernehme er im Lesen eines großen oder schönen Gedankens. — Auf allerlei Einwürfe bemerkte Kaulbach, er habe eigentlich immer nur sich selber zur Freude geschaffen, um seiner selbst willen, weil er es gemußt hätte. Das wäre besonders bei der Hunnenschlacht der Fall gewesen. Als er mit diesem Gedanken umging, sei er eines Tages zu Cornelius gekommen, auf dessen Autorität er natürlich viel gab, und hätte diesem seine Idee, eine Geisterschlacht zu malen, mitgetheilt. Da habe denn Cornelius sich entschieden dagegen erklärt und ihm vorgehalten, er hätte erst kürzlich das „Narrenhaus" und den „Verbrecher aus verlorner Ehre" gezeichnet, Gegenstände, die gar nicht für die bildende Kunst geeignet wären. Ein solcher Einfall sei auch der jener Geisterschlacht. Cornelius rieth ihm ernstlich ab. Kaulbach ging verstimmt nach Hause, aber er erholte sich sofort an sich selber. „Nun," habe er gedacht, „so will ich denn die Hunnenschlacht für Niemanden malen, als für den Kaulbach!" — Und rüstig sei er darüber hergegangen. Es wäre gerade in den Flitterwochen seiner Ehe gewesen, der schönsten Zeit seines Lebens, und frisch und fröhlich habe er das Werk vollendet nur für sich, um sich Genüge zu thun, dem Kaulbach.

Auf meine Bemerkung, daß doch wohl im tiefsten Hintergrunde der Seele noch ein ganz kleiner Kaulbach gesessen habe, der geflüstert hätte: „Es wird schon der Welt gefallen," sagte er lachend, „wohl möglich, aber ich habe ihn nicht bemerkt." Nun kamen wir weiter auf die Hunnenschlacht zu sprechen. Es war grade an Cornelius' Hause. Ich war von der einseitigen Auffassung der großen Idee Kaulbach's erregt und dachte darüber nach, wie selbst ein so bedeutender Mensch und Künstler, wie Cornelius, so schiefe Ansichten über die Kunst haben könne, und da fiel mir all' das Geschwätz ein, das ich auch heut zu Tage noch so oft über Kaulbach's Richtung und seine Werke hören muß. Das Alles machte sich ohngefähr in folgenden Worten Luft:

„Es ist lächerlich, daß man in solchen Werken und namentlich in der Hunnenschlacht etwas dem Historischen Gegenüberstehendes finden will. Ich lese darin die wahre Geschichte. Mir wird diese Geisterschlacht zu einem allgemeinen Symbol der Geschichte an sich. Was wissen wir denn viel mehr von

ihr, als das, was in den Wolken vorgeht? Verhält sich unser Wissen von der Vergangenheit gegen die Realität der Dinge, wie sie wirklich waren, wohl viel anders, als eine Spiegelung durch ein gefärbtes Glas? Ist diese Spiegelung nicht die subjective Auffassung des Einzelnen, ja ganzer Zeitalter und Nationen, von alle dem, was geschehen und gewesen? — „„L'histoire est une fable convenue,““ sagte Voltaire, und er hat in gewisser Hinsicht Recht. Gehen die Perserkriege und die Schlachten von Marathon und Salamis nicht auch für uns so in den Lüften unserer Phantasie vor sich? und alles Große, was geschehen ist? Wissen wir mehr von dem, was die Dinge an sich waren, als was die Hunnenschlacht der Geister, von der blutigen Schlacht, die am Tage die Lebenden schlugen, uns darstellt? — In diesem Sinne ist mir Dein Werk das große Symbol der Geschichte an sich. Es ist das Abstractum eines verflossenen, undeutlich gewordenen Concreten. Was da geschieht, wiederholt sich allüberall! Der Kampf der Cultur mit der Barbarei, des Lichtes mit der Nacht, des einen Principes der Weltform mit dem anderen, des Lebens mit dem Tode. Das ist historisch, wahrhaft historisch, wahrer, gewisser, als irgend eine Handlung, von der wir doch nicht wissen, ob sie sich so oder so zugetragen hat.“ — Ohngefähr so sprach ich. Kaulbach blieb stehen und sagte in seiner ihm ganz eigenthümlichen Art: „Vortrefflich! O schreibe doch das ja auf, daß wir es einmal weiter besprechen können. Da ist Dir gelungen, etwas klar zu machen, was ich bei der Sache oft gefühlt habe.“

Er sprach nun noch mit Entzücken von seiner Schlacht von Salamis, die er malen will. „Das wird sich prächtig machen: wenn die Götter nun von Eleusis her zum Kampfe mit heranziehen, um für die Griechen zu kämpfen, ꝛc.“ — Mir wurde es wieder recht klar, wie in ihm Alles, jeder historische Stoff, gleich symbolisch-poetisch wird, wie er das einzelne Factum immer nur im großen Zusammenhange mit der Welt der Idee, mit dem Mythus, mit dem durch die Geschichte gehenden, nur den Geweihten sichtbaren Weltgeiste, denken und bilden kann. —

Was die Correspondenz zwischen Kaulbach und Schüller betrifft, so ist dieselbe Anfangs ganz einseitig, d. h. Schüller schreibt an Kaulbach, dieser aber, der, wie die meisten bildenden Künstler, nicht eben gern schrieb, pflegte nur indirect und gelegentlich zu antworten. Schüller selbst kennzeichnet dies Verhältniß in einem Briefe vom 19. Novbr. 1852, welcher folgendermaßen beginnt:

„Lieber Kaulbach! Jean Paul sagt irgendwo: „„Es giebt Briefwechsel, wo der Eine nur Briefe empfängt, aber keine wieder schreibt, wie der Schlötzer'sche. Solche Briefwechsel kommen in Romanen (auch in Ebert's Naturgeschichte — Briefe an eine Prinzessin —) vor.““ Meiner hat einen ganz gleichen Charakter. Aber das schadet nichts, und ich schreibe auch nur, wenn ich muß, und da Du nicht mußt, so ist es ganz natürlich, daß Du nicht antwortest. . .

Heute muß ich wieder, und aus mehreren Gründen. Der beste steht: Evangelium Marci Cap. 6, V. 34: Mir jammerte das Volk — vor dem Carton (der Blüthe Griechenlands); denn es war ihm zu Muthe, wie Einem, der seinen eigenen Namen vergessen hat u. s. w.“

Das erste Mal, daß Kaulbach selbst direct antwortet, ist nach einem Briefe Schüller's, in welchem dieser sich mit einiger Aufregung über die bekannte heftige Polemik äußert, die sich an des Meisters Pinakothek-Fresken knüpfte. Schüller hatte gerade lange nicht geschrieben. „Es geht mir," so fängt er seinen Brief an, „wie jenem Candidaten, von dem Jean Paul erzählt, daß er während des Vaterunsers so lange sich auf der Kanzel niedergedrückt habe, daß er hernach gar nicht mehr wagte, wieder aufzutauchen, worüber immer mehr Zeit verging, und er sich endlich genöthigt sah, unter Zurücklassung seiner Perücke auf dem Betpulte, leise, auf allen Vieren kriechend, sich zu entfernen. — So weiß ich gar nicht, ob ich noch an Dich schreiben darf, nachdem ich so lange geschwiegen habe: freilich — eine absolut lächerliche Idee von mir; denn was geht es Dich an, ob ich schreibe, da ich der allein Correspondirende bin, und also auch gar keine Verpflichtungen gegen Dich habe, im Gegentheil es Dir vielleicht ganz Recht ist, wenn ich diese Einseitigkeit aufgebe. Und doch fängt Karnickel wieder an!" Was Schüller treibt, sind eben die gehäuften Angriffe gegen den bewunderten Freund. Man erinnert sich, daß damals Julius Schnorr einen umfassenden Aufsatz in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte, in dem er „auf Grund der Erfahrungen, welche er als Augenzeuge gemacht," gegen Kaulbach's Darstellungen „protestirt" und sie „für unwahr und für ebenso beleidigend für Einzelne, wie für die Mitbürger dieser Einzelnen und für das ganze Volk, dem sie und ihre Werke angehören," erklärt. Es war dabei ganz vorzugsweise jenes seltsame Freskobild gemeint, auf welchem die Heroen der neuen klassischen und romantischen Kunst auf ergötzliche Weise den Geschmack der Perückenzeit und den alten akademischen Schlendrian bekämpfen, der als ein sonderbares Ungeheuer dargestellt ist. — Ihn über jene Angriffe zu beruhigen, schreibt nun Kaulbach an Schüller, wohl auch bewegt durch die tiefe, liebevolle Wärme und Hingebung, die aus des Freundes Brief spricht. Denn dieser, der eben von schwerer Krankheit genesen, sagt u. A.: „Ich lebe in großer Einförmigkeit fort und finde das bequem, oder vielmehr zweckmäßig. Denn der Dachs ruht sich auch in seinem Bau so lange aus, bis die Frühlingssonne die Natur wieder um ihn her belebt. Da kommt wohl St. Reinecke an seinen Bau und ruft hinein:

Oheim! Ihr schlaft wie ein Dachs! Schon rüstet sich Alles zum Pfingstfest!
Kommt heraus; denn von Rom kehr' ich mit Schätzen zurück!

Und nun erwacht Grimbart und hat genugsam ausgeschlafen, um sich an Reinecke's Schätzen recht gründlich zu erfreuen. . . Ich ziere mich eigentlich nur, und es ist reine Verlegenheit, daß ich es nicht vernünftig und laut ausspreche, wie ein natürliches Factum: — daß Du mir unbedingt das Liebste und Interessanteste bist, was ich noch auf der Welt habe. Nun wäre es heraus! Du weißt es aber schon. — Wenn Du fort bist, wird es mir erst recht klar, so wie es den späteren Jahrhunderten ja auch erst zu vollem Bewußtsein kommt, was die Gegenwart an großen Erscheinungen besaß."

So viel treue Wärme mußte am Ende jede Schreibefaulheit schmelzen, und so antwortet denn Kaulbach, und zwar nicht nur in Prosa, sondern auch im „schöndahinströmenden" Verse mit seltenen Reimen und kunstvoll zusammengeschweißten Wörtern, deren Bau einem Griechen Ehre gemacht hätte:

„München, 9. März 1853.

Guter Oheim, Deine Zeilen haben mir das Herz erquicket,
Sie sind mir Dein eigner Spiegel, worin ich Dein Bild erblicket,
Eingefaßt im reichen Rahmen tausendfält'ger Arabesken,
Worin sich der Ernst verschlinget mit dem Heitern und Grotesken.
Alter Grimbart, mir verbündet ist das ganze Heer der Lacher,
Darum bin ich wohl gerüstet wider alle Widersacher.
All' die Meister Kunstbahnbrecher, wie die Herren selbst sich nennen,
Wahrlich, Widderköpfe sind sie, Mauern damit einzurennen.
Mit dem Loche in der Mauer ist's noch lange nicht geschehen,
Da muß erst der Held erscheinen, siegreich dadurch einzugehen,
Muß darauf sein Banner pflanzen in dem hellsten Licht der Sonnen,
Daß es auch die Völker wissen, daß die Veste sei gewonnen.
Voran zieht der edle Ritter, Schnorr, der Künste Don Quixote,
Seine Rosinante setzt er, statt des Pegasus, in Trotte,
Heiliger Heß, sein Sancho Pansa, Du nicht liebst das offne Streiten,
Und Du läßt Dich sachte, sachte 'rab von Deinem Esel gleiten,
Doch sein hochberühmter Esel, Reisebuch und Kunstscribent,
Stürzt sich blindlings auf den Kampfplatz, als ob ihm sein Graukopf brennt.
Gegen jenes Ungeheuer ziehen sie zu Feld mit Phrasen,
Wie die sieben Schwaben einstmals ritterlich bekämpft den Hasen;
Auch um Waffen sich zu holen, zieht nach Augsburg dieser Troß;
Denn es nimmt die Allgemeine . . . . jeden auf im Schooß.
Doch so leicht ist's nicht geschehen; wie bei der lernäischen Hyder,
Hacken einen Kopf sie ab, wachsen gleich zwei neue wieder, —
Ach, das Kunstzopfungeheuer ist so leicht nicht zu ermorden;
Während du dawider streitest, giebt's dir seines Hauses Orden.
Was ist denn so großes Neues in der neuen Kunst geschehen?
Nichts, als was sie nicht der alten, längst vergang'nen abgesehen.
Wände ich auch Lorbeerkränze all' um diese Alltagsfratzen,
Würden sie sie doch nur zieren, zu bedecken hohle Glatzen!
Edles Reis! Dein' hohe Deutung ging ja längst für uns verloren,
Seit wir damit Rindfleisch würzen und bekränzen seichte Thoren.
Nur der Lorbeer konnt' Apollo trösten für verschmähte Lieb',
Denn das war der ganze Rest, der ihm von Daphnen übrig blieb.
Ueberlassen wir's der Nachwelt, über unsern Werth zu richten.
Ich erblicke nur den Unwerth und muß darum drauf verzichten.

Lieber, theurer Schüller!

Da hast Du einen Bogen voll der wundervollsten, drolligsten Poesie — nun will ich Dir aber auch sagen, was ich Ernstes die Zeit über getrieben habe. —

Ich habe mich seit Weihnachten Kopf über in den Shakespeare hineingestürzt und schwimme da in einem Meer von Wonne; früher habe ich nicht geglaubt, daß ich mich in den Dichter hineinleben würde; ich habe vor dem Riesen zurückgebebt und glaubte mich nicht fähig, ihm zu folgen. Trotz meiner Begeisterung weiß ich auch jetzt noch nicht, ob mir die Bilder gelungen sind, aber ich lebe doch der Hoffnung, mich ganz hineinzuarbeiten. — Drei Bilder zu Macbeth sind fertig, und ich würde sie schon unserem trefflichen Freund Parthey*)

*) Mitglied der Akademie der Wissenschaften, damals Besitzer der Nicolai'schen Verlags-Buchhandlung in Berlin.

gesendet haben, wenn ich sie nicht noch für die folgenden Bilder als Maßstab brauchte.

Das erste Blatt ist Macbeth, Banco mit den Hexen auf öder Haide.

Das zweite: Lady Macbeth: „alle Wohlgerüche Arabiens würden diese kleine Hand nicht wohlriechend machen."

Das dritte: Macbeth rüstet sich zum letzten Kampf.

„Kannst nichts ersinnen für ein krank Gemüth?
„Tief wurzelnd Leid aus dem Gedächtniß rufen?
„Die Qualen löschen, die in's Hirn geschrieben ꝛc."

Er steht wie ein Atlas mit seiner Sündenlast auf dem Rücken; in einer Wolke, die über ihm schwebt, voll blutiger Gestalten, König Duncan, die Familie des Macduff, Banco mit seinen Nachkommen, auf die er hohnlachend hindeutet — alle die Thaten, die er aufführen mußte, um sein Schicksal zu vollenden, habe ich hier in Eins zusammengefaßt. — Jetzt bin ich mitten im „Sturm" und mache meine Studien zu den einzelnen Charakteren, Prospero, Miranda, Ariel, diesem liebenswürdigen Elfen, der wie eine Blase im Champagner leicht aufsteigt, und gleich daneben das Ungeheuer Caliban, der an der Scholle festklebt. Welche köstliche Gestalten, immer neu, welche Mannigfaltigkeit! —

Lebe wohl und behalte lieb

Deinen treu ergebenen

W. Kaulbach.

Die besten und herzlichsten Grüße an Parthey und Schorn."

Der zweite Brief datirt vom 2. Februar 1854.

„Mein lieber, theuerster Freund!

Für Dein liebenswürdiges Schreiben und guten Wünsche für mein Wohlergehen meinen besten, meinen herzlichsten Dank. Ja, ich erkenne es in aller Demuth an, der Himmel ist mir gnädig gewesen seit vielen Jahren und hat sein Füllhorn über mich ausgegossen, mir auch in der letzten Zeit sogar einen sehr trefflichen Schwiegersohn gegeben. August Kreling, Director an der Kunstschule in Nürnberg, ist der junge Mann, der sich mit meiner Tochter Johanna im Mai verbinden wird. Aber Du zweifelst daran, daß der Schwiegerpapa mich gut kleiden werde? Ich leugne nicht, daß allerdings schon eine wackere und lustige Welt von Gestalten aus mir hervorgegangen ist, auch gebe ich Dir mein Wort, daß, so lange mir das Leben geschenkt ist, diese Geschöpfe sich noch weiter mehren werden, zu Deiner und Aller Freude, die dafür Sinn und Empfänglichkeit besitzen; doch will ich Dir offen gestehen, daß es mir noch eine große Lust wäre, ein blühendes Geschlecht von Kindern und Kindeskindern um mich zu sehen und darin fortzuleben, und ich erkenne darin der Götter Güte, daß sie mich — doch unberufen! — mit häuslicher Glückseligkeit reichlich gesegnet haben. Du bist also thätig an Deinem neuesten Werke, dem Judas*). Das

*) Judas Ischarioth. Eine Tragödie. Vielleicht das reifste und bedeutendste Gedicht Schüller's, das leider ungedruckt geblieben ist.

freut mich, denn es ist mir ein Beweis, daß Du Dich auch körperlich wohl fühlest. Doch Dein altes Mißtrauen auf die eigenen Kräfte und auf Deine alten Freunde könnten mich fast verletzen. — Wozu ist man thätig in der Welt? — Doch eigentlich nur, um sich selber zu genügen. Den zum Teufel, der nur für Andere schreibt! Der ist ein verlorener Mann. — Vor allen Dingen muß man sich selbst gefallen; gefällt man dann auch Andern, desto besser. —

Ich habe einem meiner hiesigen Bekannten die Idee von Deinem Judas mitgetheilt; der ist von dem Grundgedanken desselben entzückt, wie Du den Judas von einer zweitausendjährigen Anklage rettest, indem Du ihn nicht als einen gemeinen Verräther, sondern als einen religiös-politischen Fanatiker auffassest, der seinen Herrn und Meister, an dessen Messiaswürde er glaubt, zur endlichen Entscheidung drängen will. Welche köstliche poetische Aufgabe, würdig, mit aller Hingebung und Liebe vollendet zu werden!

Ich kenne nichts Köstlicheres, als in einem Werke, über welchem man brütet, vollständig aufzugehen, sich mit seinem ganzen Sein und Empfinden hineinzuleben; dann, auch nur so ist man der Wirkung auf die Andern gewiß. — Mein Lieblingsbuch wirst Du bei Deiner Arbeit doch auch wohl zu Händen genommen haben: Herder's Buch über die hebräische Poesie? Das ist ein vortreffliches Werk, eine wahre Perle in unserer Literatur. Der Stoff, den Du Dir gewählt, ist allerdings groß und mächtig; aber man muß oft mit seinem Stoffe ringen, bis man ihn unterkriegt, wie Jacob, der mit dem Engel rang; erst wenn man seiner Herr geworden, kann man etwas aus ihm formen und neugestalten, und nimmer darf der Stoff uns so bewältigen, daß wir wie Faust vom Erdgeiste sagen müßten:

Ach! die Erscheinung war so riesengroß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden sollte.

Statt Deines köstlichen Sprüchleins aber: „lieber etwas Kälte, als hohle flackernde Wärme," will ich Dir ein anderes ebenbürtiges hierhersetzen, welches das Deine zugleich bestätigt und weiter ausdeutet. Ich fand es in Heine's „Tanzpoem", wo er mit Bezug auf Göthe von den Griechen sagt: „Auch diese besaßen mehr harmonischen Formensinn als überschwellende Schöpfungsfülle, mehr gestaltende Begabniß als Einbildungs-Kraft, ja ich will die Ketzerei aussprechen, mehr Kunst als Poesie."

Stelle Du daher nur Deinen Hauptcharakter mit aller plastischen Wahrheit dar, zum Greifen, dann werde ich ihn auch so auf dem Papiere bilden, und ich bitte dann nur um die Erlaubniß, auch die Titelvignette zu Deiner Tragödie machen zu dürfen.

An Deine gute Fräulein Schwester, aber auch an unsere gemeinsamen Freunde Parthey und Schorn die besten Grüße.

Lebe wohl, theurer Freund! Bis in den Tod

Dein

W. Kaulbach.

Ich habe den trefflichen Probedruck von Macbeth erhalten und werde in diesen Tagen an unsern Parthey schreiben."

Der Beginn der Arbeit Kaulbach's am Shakespeare machte Schüller ganz glücklich, zumal die gewählten Scenen meist mit seinen Vorschlägen zusammenfielen. „Ich komme mir dabei vor," schreibt er, „wie der Holzhacker, der die Scheite klein gemacht hat, mit denen die Zimmer des Palastes geheizt werden, und der nun aus kalter Winternacht zu den erleuchteten Fenstern hinauf blickt und zähneklappernd sich freut, daß es da oben so schön warm ist. Liegen doch wirklich Scheite, die er spaltete, dort im Ofen!" — Schüller's Brief geht die einzelnen Bilder kritisch durch; reinstes Verständniß, volle, warme Begeisterung durchglüht jedes Urtheil; nur in Bezug auf die Königs-Scene aus King John macht er eine Ausstellung. Er sagt: „Kann ich nun des Lobes nicht genug haben für diese herrliche Composition, so sei doch eine Frage ausgesprochen: Welchen Grund hat der zeichnende Dichter gehabt, die Königin Eleonore so gar bissig darzustellen? Ein böser Satan ist sie; aber immer noch eine Königin! Wenn sie auch das Beginnen des Cardinals empört, so möchte das Furienhafte ihres Ausdrucks, möchten die Hände, die wie Krallen ihm entgegendrohen, dem Adel der ganzen Situation schaden."

Hierauf antwortet Kaulbach im Frühjahr 1855:

„Theurer Schüller!

Du beklagst Dich, daß ich Dir den Winter über nie geschrieben habe, aber lieber, bester Freund, was soll ich Dir noch schreiben, was Dich interessiren könnte. Ich habe Dir ja drei Shakespeare-Bilder gezeichnet, ich habe Euch das Beste, was ich im Vermögen hatte, gegeben. Was liegt Euch an meinen kümmerlichen Briefen!

Du weißt Deine Gedanken trefflich und geistreich durch das Wort auszusprechen; ich dagegen kann meine wenigen Ideen und Eingebungen nur durch bildliche Darstellungen zu Papier bringen. Wollte ich das, was ich Euch durch jene drei Zeichnungen gesagt habe, streng mit dem, was Du mir Schriftliches zusandtest, abwägen, so schuldetest Du mir noch einen Brief.

Schüller's Makamen	1
„ Brief vom 18. April . . .	1
Kaulbach's Zeichnungen	3
Schüller's Passiv-Rest .	1

Ich bitte, diesen Rückstand so bald, wie es Dero Kasse erlaubt, mir gefälligst zukommen zu lassen.

Daß Du für den alten Satan Eleonor eine Lanze mit mir brechen willst, überrascht mich im höchsten Grade. Wie — für dieses Höllenweib, die, so lange sie lebte, nur Zank und Unfrieden unter ihren Kindern stiftete, die ihre Söhne gegen den Vater hetzte und alle erdenkliche Zwietracht im Lande schüren half, dieses argwöhnische, grausame Weib! — für diese Dame reitest Du keck in die Schranken! Nein, das ist unerhört! —

Aber was Dich etwas Weniges entschuldigt, ist, daß Du ein ächter, in der Wolle gefärbter Royalist bist. Du willst also, ich soll dieses Weib, diesen Auswurf an Sitten, blos weil sie eine Krone trägt, edler und schöner darstellen wie andere niederträchtige Menschenkinder? Hu! hu! hu! mir graust es vor Dir!

Die Heiligen mögen es wissen, was für ein Geist in Euch Berliner gefahren ist. So schreibt mir unser trefflicher Patron Parthey, daß unser Freund Schorn (der gute Katholik!) seine Eminenz den Cardinal Pandulpho*) über die Maßen bewundere und hoch schätze.

Diese Sympathie bestärkt mich nur noch mehr in der Meinung, daß Schorn eigentlich seine Carrière verfehlt hat. Welch' eine herrliche Hoch- und Ehrwürden wäre er geworden! Habe ich ihn doch schon früher einmal als Cardinal porträtiren wollen. Nun erlaube ich mir die Frage aufzuwerfen, warum sich Schorn nicht unter den Lebendigen ein streng gläubiges Idol auswählt. In Berlin wäre ja doch die beste und schönste Auswahl zu finden.

Heute habe ich nun einmal die Passion, allen meinen Freunden eine Tonsur zu scheeren. — Ich bitte Dich, denke Dir unsern Schüller mit seinem lächelnden Faungesicht und durch strenge Kasteiungen ausgebildeten Habitus in dem kleidsamen Ordens-Costüm eines Benedictiner-Abts. O! welch' ein köstlicher Anblick!

Und nun bitte ich Euer Hochwürden Gnaden, mir das Amt eines Meßners, Meßnars, Stultus templi, gnädigst zu verleihen; für eine Glatze ist schon gesorgt.

Euer Hochwürden haben die Gnade, zu segnen Dero demüthigen, ergebenen Bruder W. Kaulbach."

Nach diesem Briefe läßt Kaulbach die Feder wieder drei Jahre lang ruhen; aber die Beziehungen der Freunde lockern sich nicht; mehrmaliger Aufenthalt des Malers in Berlin und zumal die liebenswürdige Vermittelung von Frau von Kaulbach, welche (wie das ja von Seiten der Damen nicht selten geschieht) die Briefsünden des Herrn Gemahls wieder gut macht, halten den Verkehr aufrecht. Endlich, im Herbst 1858, schreibt Kaulbach einmal wieder selbst.

„Lieber, theurer Schüller!

Dein Brief war mir eine Erquickung; es heimelte mich wirklich an, die alte bekannte Stimme wieder zu hören, die mich oft, wenn ich in Berlin auf den Sand gesetzt war, geistig flott machte. — Und selbst hier, wo ich das, was das Leben rüstig erhält, um mich habe, macht mir der liebenswürdige Ausdruck der Gesinnung eines so ächten Freundes, die ich in jeder Deiner Zeilen wieder finde, noch dieselbe frische und warme Empfindung wie vor Jahren. — Gut ist es nun, daß es Fäden giebt, welche die Ferne und, ich hoffe es, auch die Zeit nicht abspinnt oder zerreißt. Gern möchte ich Dir nun diesen neuen Faden, der durch Deinen lieben Brief wieder zwischen uns gezogen ist und den ich fest an mich geknüpft habe, durch einen gleichen erwidern, auch die freundliche Zusendung Deines jüngsten Kindes**) mit einer gleichen Freude Dir vergelten. — Ich denke aber nach, und es fällt mir ein, daß ich mit Dir durch ein Abbild meines neugebornen Burschens einen Tausch machen kann. Ich glaube, daß er seinen andern Verwandten und Geschwistern ähnlich sieht, wenigstens hoffe ich, daß er nicht aus der Art geschlagen ist. — Es soll auf des Königs Befehl ein großer Range werden, 33 Fuß lang, wozu er aber noch einige Jahre

*) Aus Kaulbach's Zeichnungen zu King John.

**) Don Quixote und Falstaff. Humoristische Novelle. Berlin, Nicolai, 1858.

tüchtige Kost und gute Zucht bedarf. Wie Du ihn hier siehst, ist er noch in seinen papiernen Windeln; ausgewachsen und im bunten Kleide wirst Du ihn später sehen*).

Dein Brief erinnert mich an ein Versäumniß, daß Du mir als eine freundschaftliche Unart so gelinde anrechnest; aber auch diese habe ich nicht auf meinem Gewissen. Ich glaubte damals, „Sesenheim" nicht durch Deine Hand, sondern durch die Buchhandlung erhalten zu haben, und ich hoffte, Dir meinen Dank dafür persönlich bald in Berlin selbst bringen zu können**). — Doch was ich nicht vergessen darf, Dir mitzutheilen, ist, daß wir im Kreise einiger Freunde das Werkchen mit großer Lust und Andacht uns zu Gemüthe führten. Meine Frau läßt Dir besonders dafür ihre Bewunderung und Respect ausdrücken. So auch wird es in den Winterabenden, wenn der Jubel und Trubel, welchen die Freunde in unser Haus bringen, zerstoben ist, am warmen Kamin mit Deinen beiden lustigen Rittern gehalten werden. Schon jetzt mit geschlossenem Visir staunt man über den genialen Einfall, diese beiden tollen Käuze Arm in Arm eintreten zu sehen. — In der That, ich bin Willens, mein altes Versprechen noch zu lösen und bei einer neuen Ausgabe ein Titelblatt dazu zu zeichnen. — Denke Dir, wie frappant es sich machen müßte, wenn man Beide in der oben erwähnten cordialen Weise in einem hell erleuchteten Salon, gefüllt mit schönen, staunenden Damen, darstellen würde, und wie Du, lieber Freund, mit Deinem wohlbekannten sarkastischen Lächeln sie der eleganten Gesellschaft ehrerbietig vorstellst. Das will ich machen!***) —

Wir hofften sicher, in dem Strom von trefflichen guten Freunden und Fremden, die aus allen Weltgegenden zu Tausenden seit einigen Monaten hierher flutheten, auch den lieben Geheimen Oberpostrath, dem doch die Verkehrs-Anstalten fest wie dem Merkur seine Flügel an die Stiefeln gewachsen sein mußten, zu finden; doch er blieb uns leider bis jetzt ein wirkliches Geheimniß. — Oft habe ich Dich hergewünscht, um an all' unsern Freuden, die wir in dieser Zeit erlebten, Theil nehmen zu können, an unseren geistigen und leiblichen Schmausereien. Alle Künste: Poesie, Musica und die ganze Spiegelfechterei der Malerei, ideale und reale, zeigten sich hier in ihrem Sonntagsstaate. — Wenn wir des Tages in dem gläsernen Dome unsere Erbauungsstunden gehalten hatten, lud im blumigen Garten beim plätschernden Bassin, unter schattigen Bäumen die Hausfrau die lieben Gäste ein, auch den Künsten ihrer Küche eine behagliche Aufmerksamkeit zu schenken, während gut gestimmte Geigen von dem Altane herunter mit Mozart'schen Hochzeitsmelodien die Stimmung am Tische in guter Tonart hielten. — In diese fröhlichen Wochen fielen auch einige Familienfeste, sogar, denke Dir, daß wir Beide, meine Frau und ich, im Schmuck des wohlverdienten silbernen Myrthenkranzes uns den hochzeitlichen Kuß geben konnten, umringt von rothbackigen Kindern und Enkeln. Ja, es war ein schöner, un-

*) Die Schlacht bei Salamis.

**) Das Pfarrhaus von Sesenheim. Liederspiel in 3 Aufzügen von Eduard Schüller. Berlin, Nicolai.

***) Ist leider nicht geschehen.

vergeßlicher Tag! Die Sonne des Sommers, noch nicht des Herbstes, hat uns recht durchwärmt und durchglüht. Selbst einige Freunde, Künstler und Kunstfreunde aus kühleren Gegenden, die dem Academie-Direktor die Honneurs zu machen sich verpflichtet hielten, vergaßen in diesem Kreise ihre Mission und empfanden in dem deutschen Familiencultus, womit ein solches Fest begangen wurde, vielleicht einige wärmere Herzensregungen, die sie in ihrer Heimath im Salon wohl nicht spüren mögen. —

Was soll ich Dir nun noch von den großen, unübertrefflichen Festen und Aufzügen, welche die Künstler und das Münchener Kind'l zur Verherrlichung seines Wiegenfestes feierten, erzählen? — die Zeitungen sind mir längst darin zuvorgekommen. —

Ebenso wird Dir auch wohl die Fama von dem historischen Congreß, in welchem der König Max präsidirte, der zu den großartigsten Erwartungen im Gebiete der geschichtlichen Forschungen berechtigt, Bericht erstattet haben. Genug jetzt! — Da Sing und Sang, Pauken und Trompeten verklungen sind, gedenken wir häufig der lieben Freunde, die das Mißgeschick zurück hielt, an unsern lachenden Fest- und Ehrentagen mit Theil zu nehmen; unter diesen, lieber, theurer Schüller, nennen wir immer Deinen Namen. —

Es ist mir während meines diesjährigen, kurzen Aufenthaltes in Berlin getreulich berichtet worden, daß in diesem Sommer der heimathliche Boden die beste Wirkung auf Dein Gemüth und Deinen Körper ausübte. — Wandern wir jetzt guten Muthes und getrost dem stillen Winter zu, und halten wir immer den lieben Musen ein warmes Herz zur Herberge bereit, damit sie gerne aus der frostigen Welt bei ihren Lieblingen einkehren mögen.

Und nun gute Nacht, mein lieber, theurer Freund! Schreibe bald und sei versichert, daß ich die Anhänglichkeit eines bewährten Freundes mit zu den Cardinaltugenden zähle, und ich glaube, wir Beide sind fest darin.

Unwandelbar Dein

München, 27. October 1858. W. Kaulbach."

Im Spätherbste 1858 schien die Frage wegen des sechsten Bildes im Treppenhause des Berliner Museums in die Krisis zu treten. Die Sache lag Schüller eng am Herzen, und er betrieb sie mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit. Schon früher hatte er sich erkundigt, ob es denn wirklich wahr sei, daß eine hochwürdige Autorität einen Schlagbaum im Museum errichtet habe, darauf geschrieben stehe: „Bis hieher und nicht weiter. Anno 1500." —

„Das wäre recht pfiffig ausgedacht, nur schade, nicht klug genug, um den Leuten begreiflich zu machen, daß die Weltgeschichte mit Anno 1500 aufhört. Denn da diese Leute zufällig im protestantischen Norden von Deutschland wohnen, da die Stadt, in der das Museum steht, zufällig entsetzlich protestantisch und modern ist, so wird es schwer halten, ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß sie keine Geschichte haben, die würdig wäre, ein vaterländisches Monument zu zieren. Aus dem Hause geworfen zu werden, ist unbequem; aus seinem eigenen Hause geworfen zu werden, ist über den Spaß." — Nun, am 18. November 1858, schürt Schüller das Feuer auf's Neue: „Eben war Freund Parthey bei

mir. Wir sprachen davon, daß das 6. Bild jetzt wieder sehr rumort, und daß die verschiedensten Gerüchte über das, was gemacht werden soll, sich kreuzen. Man glaubt, daß die Entscheidung nahe liege. — Ich lache dazu; denn die Entscheidung liegt bei Einem; nur dieser kann sie geben — und der bist Du! — Allgemein spricht man davon, daß Kaiser Maximilian gemalt werden solle. Wie? — Was? — In welcher weltgeschichtlichen Bedeutung? das scheint den Leuten noch wie ein Nebel vorzuschweben.

Wie dem auch sei: ich halte es für meine Pflicht gegen die Kunst, die Wahrheit, die Gedankenfreiheit, Dich um Deines Ruhmes willen zu beschwören: bleibe fest bei Deinem Gedanken! Gieb nicht nach und bedenke, daß kommende Jahrhunderte zu Gericht sitzen werden! — Soll ein so mächtiger Accord mit einer Dissonanz schließen? Soll sich das große weltgeschichtliche Kunst-Epos in eine platte Geschichte verlaufen?

Dein Gedanke war: jene Epoche des Uebergangs vom 15. zum 16. Jahrhundert in großartiger Weise zur Anschauung zu bringen. Was war es, das für immer den Vorhang über das zum Abschluß gekommene Mittelalter fallen ließ und eine neue Aera der Menschheit heraufführte? — die Einordnung des Planeten unter seine Geschwister (Copernicus), die Feststellung des Umfanges der Erde und die Aufhebung aller mythischen Vorstellungen von ihrer Größe, Gestalt &c. (Columbus). Das Wiedererwachen der Künste und Wissenschaften (Renaissance) und die Freimachung der Geister (Reformation). — Du hast den großen Gedanken, dies in symbolischer Verknüpfung künstlerisch herauszubilden. Wie? das weiß ich nicht; aber ich weiß, daß Du es vermagst! — Dein ganzes großes Werk verlangt einen solchen Abschluß. Es steht in seiner Art einzig da; es ist der erste, große Schritt zur Erhebung der Kunst in das Gebiet des weltgestaltenden Geistes. Noch stutzen die Menschen; noch können sie Vieles nicht fassen; aber es kommen andere Zeiten, und das Verständniß wird ihnen klarer und immer klarer aufgehen.

Die Gegenwart hat das Recht, von Dir zu verlangen, daß Du Dein ihr gegebenes Wort einlösest. Nicht oft wird es Einem geboten, so wie hier durch eine feste, edle Entschließung einen verworrenen Knoten zu lösen. Ergreife die Gelegenheit, und Dein Name reiht sich würdig denen an, die dieser Zeit den Stempel aufprägen!"

Kaulbach antwortete hierauf:

„Mein lieber Schüller!

Du hast zwar lange Zeit Nichts von Dir hören lassen; in Deiner letzten Sendung aber hast Du um so deutlicher und herzerfreuender gesprochen. Deine kleine Broschüre über die Shakespeare-Gallerie*) ist mit einer Wärme und einem künstlerischen Verständniß geschrieben, wie es heute zu Tage selten in der Kunst-Literatur getroffen wird. Niemand wird sie lesen, ohne dem Autor Beifall und Bewunderung zu zollen. — Bei mir mischten sich in diese Stimmung noch die Gefühle einer aufrichtigen Dankbarkeit; daß Du meine Museums-Angelegenheit

*) W. v. Kaulbach's Shakespeare-Album in photogr. Abbildungen, erläutert von Eduard Schüller. Berlin, Nicolai.

in Berlin mit Consequenz und Nachdruck vertrittst, hiervon bin ich völlig überzeugt. — Du warst von jeher mit meiner Idee einverstanden und hast mich ermuntert, meinen überkatholischen Widersachern hartnäckigen Widerstand zu leisten, was ich bisher auch redlich gethan habe. Deine Vermuthungen über diese Leute sind nicht unbegründet. Wie der treffliche Herr v. B. habe auch ich über mein 6. Bild einen predigtartigen Brief erhalten, welcher meine Seele mit Scrupeln erfüllen sollte. Der Verfasser, Geheimerath Schnaase, hat aber die Scheibe verfehlt. Dieser kenntnißreiche und gelehrte Herr weiß trefflich über vollendete Kunstwerke zu sprechen, er scheint aber nicht die Gabe zu besitzen, eine noch unverkörperte künstlerische Idee richtig zu gestalten.

Indessen meine Gegner zankten, habe ich gearbeitet. Die Materialien zu meinem 6. Bilde sind vollständig gesammelt. Ich war zu diesem Zwecke eigens in Nürnberg und habe dort über Gebräuche, Costüme und Bewaffnung rc. der Reformationszeit umfassende Studien gemacht. Ich habe über den Gang, das Ziel und die Träger der Reformation eine Menge guter Werke gelesen, und hat sich in mir noch mehr als bisher schon die Ueberzeugung befestigt, daß die Wahl meines Stoffes eine äußerst glückliche war, daß sich dieser großartige Stoff auch in großartiger Weise künstlerisch darstellen lasse, und daß mein 6. Bild nach seiner Vollendung seine fünf ältern Brüder an innerem und äußerem Werthe überragen wird. Ein Augenleiden hinderte den Fortgang meiner Arbeit. Dieses Leiden hat sich zwar inzwischen gehoben, ich bin aber dem ungeachtet nicht geneigt, mit der Composition des Bildes zu beginnen, weil mich die Berliner bis zur Stunde ohne alle officielle Mittheilung gelassen haben. — Eine Composition von solcher Schwierigkeit kann ich ohne feste Zustimmung von Seiten Eures Durchlauchtigsten Prinzregenten nicht beginnen.

Herzlich danke ich für die Batterie, welche mein getreuer und aufrichtiger Freund zu meinem Schutze vorbereitet hat. Gieb Feuer, wenn der Feind am Schlachtfeld erscheint. Deiner kriegserfahrenen und wohlorganisirten Artillerie werden die mittelalterlichen Feldschlangen und Donnerbüchsen meiner Gegner nicht lange zu widerstehen vermögen. Könnte ich eine Abschrift von Deinem Aufsatze erhalten, so wäre dies für mich eine besondere Freude. Komme ich nach Berlin, so stelle mir Deinen Julianus*) vor; ich möchte Deinen Sohn kennen lernen. Aechte Männlichkeit, Schwung der Phantasie und wahrer Gedankenreichthum wird sein Erbtheil sein. Viele Grüße von meiner Frau an Dich und Fräulein Schwester.

Von ganzem Herzen umarmt Dich

Dein W. Kaulbach."

München, 14. April 1859.

Daß Schüller von diesem Brief sehr befriedigt war, läßt sich denken. „Dein Wort," so schreibt er am 28. April 1859, „daß sich Dein sechstes Bild ebenbürtig an seine Brüder anschließen, ja sie überragen werde, kommt mir vor wie das des Cid:

---

*) Julianus Apostata, eine Trilogie, welche großartig angelegt, doch nicht ganz vollendet worden ist.

„Denn mein Wort ist in dem Kasten,
Und mein Wort ist laut'res Gold!“

Der nächste Brief Kaulbach's ist vom December 1859.

„Mein liebster, bester Freund!

Während ich Werther's Lotte den kleinen Geschwistern Butterbrod schmieren lasse, ist bereits der Entwurf des Reformationsbildes einer Sendung von todten Cäsaren an Parthey beigepackt und zu Euch nach Berlin unterwegs. So ist denn das, woran wir so lange gedoctert, einmal vom Stapel gelaufen, und ich wünsche, daß ihm die Sterne und Augen in Berlin günstig sind. — Wie oft habe ich bei dem Zeichnen Deiner gedacht und die Unterredungen zu benutzen gesucht, die wir über das Werk gepflogen, schon vor Jahren. —

Möge nun der Entwurf Euch Freude machen!

Ich bin sehr begierig, was man in den entscheidenden Kreisen darüber sagt, aber nicht minder, ja mehr noch möchte ich wissen, ob er Dir und den andern Freunden auch wirklich gefällt, oder was Ihr für Aenderungen, Vorschläge und Wünsche haben werdet. Die Erklärung liegt den Photographien bei.

Mit dem Winter zogen die stillen, traulichen Abende wieder bei mir ein, die so recht zum Schaffen und deutschen Brüten gemacht sind. Auch die Lampe, die alte Vertraute in so manchen glücklichen Winternächten, die ich mit Hunnen und Reinecke zubrachte, ist wieder vom Boden herabgestiegen, um mir getreulich zu dienen; im Kamin knistert das Feuer, der Thee brodelt, auch die unvermeidlichen Wolken des Cigarrendampfes umkreisen den Lampendeckel. — Genug, alle diese Dinge, die zum Wintercultus gehören, sind in vollem Gange. Der Tummelplatz der Fantasie ist fertig. — Den heutigen Abend bestimme ich nun dazu, mit Dir zu verplaudern. —

Im vergangenen Sommer dachte ich häufig an Dich; ich habe Vieles erlebt, wo Dein liebenswürdiger Humor mir gewiß, wie früher oft, ein guter Gesellschafter gewesen wäre. Doch ich mußte mich, wenn ich Dich in Gedanken aufsuchen wollte, wohl nach Deinem lieben Schlesien oder Hinterpommern wenden, wo ich Dich gewiß wieder in Deinem idyllischen Leben, wie Du es mir früher beschrieben, auch diesmal finden konnte. Wenn ich Dich zu guten, geistigen und leiblichen Genüssen, die ich kostete, auch gerne zu Gaste geladen hätte, so dachte ich gerade nicht daran, daß Du vielleicht eben so, wenn auch nicht bei Pauken und Trompeten, doch im Umgang mit der Poesie schwelgtest, und ich war nicht besorgt, daß Du in der Heimath des Grünebergers auch für Deine leiblichen Gelüste mit bessern Gewächsen Dich entschädigen würdest.

Für mich war in diesem Sommer nun einmal der weißblaue Schlagbaum an der Grenze, die ich so lange Jahre nach einander passiren mußte, geschlossen, und ich war recht froh darüber!! — So suchte ich mir, wie die Tage meiner Wanderzeit wiederkehrten, ein anderes Plätzchen aus, das etwas kühler, wie der Berliner Sand und das glühend heiße egyptische Museum zu meinen Füßen, sein mochte: — die Karthause in Nürnberg, ein altes, ehrwürdiges Gebäude mit einer Kirche im reinsten gothischen Styl und einem großen und kleinen Kreuzgang, reich mit Ornamenten versehen. — Hier nun, halb Mönch, halb Ritter und Künstler, hatte ich meine Muse, die ihrer griechischen Passion

und dem Berliner Gerüste diesmal entsagen mußte, in einen gothischen Himmel aus hohen Gewölben und steinernen Laubgängen geführt, wo sie, anfänglich etwas befremdet, sich doch bald behaglich fühlte. Ich hatte schon längst dem trefflichen und in seinen Bestrebungen eisenfesten Aufseß das Wort gegeben, ihm bei seiner sauern Arbeit, ein deutsches Museum zu Stande zu bringen hülfreiche Hand leisten zu wollen. Das Versprechen wollte ich nun einmal lösen. In kurzer Zeit war ich schon mit einigen Freunden, die mir bei dieser Arbeit Gesellschaft leisteten, so weit gelangt, daß Karl der Große in colossalem Maß bei Fackelschein leibhaftig auf die Wand gezaubert war.

Der Gegenstand, den ich gewählt, die ernste und stille Umgebung der hohen Kirche, der Zweck selbst, dem dieser Liebesdienst galt, hatten mich in eine Begeisterung gesetzt, die es möglich machte, in so kurzer Zeit das Bild zu vollenden. Um nun die gehörige Stimmung lebhaft zu erhalten, ließ Freund Aufseß es nicht fehlen, alle Register seiner launigen und sinnigen Einfälle los zu lassen. Bald ertönte in den Kreuzgängen eine unsichtbare Musik; es klang in der Ferne wie Orgel und Geigen; dann kamen die bekannten Sonatentöne Beethovens näher, und wenn diese verstummten, ließen sich um die Frühstückszeit andere, auch nette Töne, das Geklingel und Geklapper von Gläsern und Tellern vernehmen, die dann auch bald auf mit Blumen bekränzten Tischen aufmarschirten; ja die langen Gläser besaßen eine Anhänglichkeit, daß sie uns bis auf das Gerüst nachfolgten. Die Schwüle draußen war entsetzlich, und wir flüchteten uns nach dem Mittagstische, 5 Uhr, der mit untergehender Sonne in der Regel erst abgedeckt wurde, wieder in unsere Gewölbe und Laubengänge. Oben auf der Tribüne in der Kirche war's unterdeß lebhaft geworden; die vielen Kerzen da oben beleuchteten schöne, liebliche, herrliche Frauengestalten, die emsig beschäftigt waren, Notenblätter zu vertheilen. Unten in der Kirche und in den langen Gängen war es dunkel und einsam; nur hier und da waren die prächtigen Hochgräber und die alten christlichen Götzen an den Wänden der Kreuzgänge von Mond und Kerzenschein beleuchtet. — Ein wunderbarer Gesang begann, der in den weiten Räumen fremdartig widerhallte. Es kann kein besseres Plätzchen wie dieses geben, um sich mal aus der modernen Welt in eine längst verschollene Zeit hinein zu träumen. Dieses Abenteuer erlebte ich nun in der liebenswürdigsten Weise.

Die feierliche Enthüllung des Bildes, die nach sechs Wochen schon erfolgte, schloß mit Pauken und Trompeten, Fackelzug und Schmausereien in den reizenden Gärten und Landhäusern. Diese lustigen Tage von Nürnberg! Ich kann wohl sagen, daß ich wie an ein selbst erlebtes Märchen an diese Zeit denke.

Dieses, theurer Freund, war nun auch die beste Art, die politische Misère, worin wir lebten und noch jetzt leben, aus dem Sinne zu schlagen, und ich habe recht empfunden, wie glücklich wir Lieblinge der Musen sind, die wir, wenn uns diese Welt langweilt, nach eigenem Gefallen uns eine bessere schaffen, ein Eiland, wohin wir uns flüchten können.

Ich bitte Dich, liebster Freund, mir bald einige Worte zufließen zu lassen.

Frohe, heitere Feiertage und ein glückselig neues Jahr wünscht Dir und Deiner trefflichen Fräulein Schwester

Dein alter treuer Freund

München, 1859. W. Kaulbach."

Kaulbach's Entwurf für das Bild der Reformationszeit fand in Schüller einen begeisterten Anhänger, Erläuterer, Apologeten. Nur eine Gestalt des ursprünglichen Entwurfs erregte sein und aller Freunde Bedenken: In die Mittelgruppe des Vordergrundes drängte sich nämlich ein Kriegsknecht wallensteinischen Zuschnitts hinein und zerriß mit dem Degen einen Freiheits- oder Friedensbrief. Es war ganz im Geist und Sinn Kaulbach's, jede Consequenz der Situation zu ziehen; aber die Wirkung jener Gestalt war lediglich dissonirend und kein Accord im Stande, diesen Mißklang aufzulösen. Der Herausgeber dieser Blätter freut sich noch heute darüber, daß er wiederholt auf das Lebhafteste in Schüller drang, seinen ganzen Freundeseinfluß dahin zu verwenden, jene Gewaltsamkeit auszuscheiden. Schüller hat das gethan; mit warmer Klarheit hat er den großen Maler darauf hingewiesen, wie das Ganze doch eine Darstellung der siegenden Kirche der Vernunft, der Wissenschaft und Kunst sei, und die Menschenbrust sich tiefaufathmend erweitern solle bei dem Gedanken: „Das Alles that die Menschheit! diese Alle sind ihre großen Söhne!"

Im Januar 1860 antwortete ihm Kaulbach:

„Mein lieber, theurer Schüller!

Von angestrengten Arbeiten und vielen Besuchenden kam ich heute gegen Abend ganz schachmatt nach Hause, um durch Speise und Trank meine Lebensgeister etwas aufzufrischen; wie ich mich zu Tische setze, finde ich als erste Labung Deinen lieben Brief auf dem Teller liegen. Tausend Dank für Deine so treffliche Abhandlung über J. Cäsar. — Es ist mir mit derselben merkwürdig ergangen; ich las diesen Artikel schon einige Tage zuvor in der Illustrirten Zeitung, welche ein Freund die Güte hatte, mir zu bringen. Ich sowohl, wie Alle die ihn lasen, waren davon entzückt; einige literarische Feinschmecker behaupteten auf das Bestimmteste, den Verfasser nur in Heidelberg zu finden, Gervinus oder Häusser.

Wie freudig bin ich nun überrascht, in Dir, meinem lieben, besten Freund, den Verfasser zu begrüßen und Dir auf das Innigste und Wärmste zu danken für das Große und Schöne, was Du von dem Werke sagst. —

Dein vorletztes Sendschreiben über das Reformationsbild hat mich seither sehr beschäftigt; ich bin vollständig durchdrungen von der Richtigkeit und Wahrheit Deines Tadels und habe auch schon die mittlere Gruppe mit dem Berserker, hoffentlich zu Deiner Zufriedenheit, geändert. Du hast ganz recht in Deinem trefflichen Schreiben, diese Brutalität gehöre da nicht hin, der Kerl ist keinen Schuß Pulver werth — es geht mir damit, wie mit so vielem Andern — wenn man ein Werk längere Zeit bei Seite gestellt und mit frischem Sinn wieder davor tritt, dann fallen die Schuppen von den Augen.

Wie gesagt, ich habe diese mittlere Gruppe vollständig geändert, das wenige Gute, z. B. Contarini, ist stehen geblieben. Auch an den anderen Gruppen des Bildes müssen sehr wesentliche Verbesserungen vorgenommen werden.

Schon längst hätte ich Dir gerne einen neuen Abdruck mit den Verbesserungen zugesendet, aber der Photograph Albert ist so mit andern, sehr dringenden Arbeiten überhäuft, daß ich unmöglich neue Aufnahmen von ihm verlangen konnte; auch störte ihn der trübe Winterhimmel. — Du mußt mir daher nicht zürnen und Dich vorerst mit einem alten Abdruck begnügen. — Albert ist jetzt über Hals und Kopf für die Göthe-Galerie beschäftigt, davon die ersten Lieferungen im Mai erscheinen werden. Der Herausgeber, ein reicher Patrizier Frankfurts, Herr Bruckmann, wird in den nächsten Tagen nach Berlin kommen und, von mir empfohlen, Dir seinen Besuch machen; er ist ein gescheuter und unternehmender Mann.

Ich habe diesen Herrn besonders an Dich empfohlen, damit Du ihm aus Deinem reichen Schatzkästlein über Göthe's Wesen und Wirken Einiges mittheilen möchtest. — Auch werde ich später noch öfter Veranlassung und Bedürfniß haben, dieses Capitel bei Dir anzuregen, wenn ich z. B. die Frauengestalten aus Göthe's Jugendzeit darstellen werde.

Grüße doch unsern trefflichen Freund Parthey auf das Beste und sage ihm: auf Deinen und seinen Wunsch würde ich sehr bald die zweite Zeichnung: „Du sollst mich wiedersehen bei Philippi" vollenden. Lebe recht wohl, lieber, theurer Freund, und behalte warm in Deinem Herzen

Deinen Kaulbach."

Diesmal war es Schüller, welcher auf längere Zeit den Briefwechsel einschlafen ließ. Er war viel und ernstlich leidend. Im Juni 1861 schreibt er:

„Bald 67 Jahr alt, fühle ich das zunehmende Alter, und wenn meine Corpulenz bezeugt, daß ich, dem Ende zuwandelnd, die materielle Seite des Daseins nicht gerade vernachlässige, so schrumpft dafür meine Psyche immer mehr zusammen. Die letzte Lebensthätigkeit meines besseren Seins scheint die Bosheit zu sein; denn ich habe im letzten Winter, vom Altvater Aristophanes angeregt, ein Stück geschrieben, für welches ich vielleicht verdiente, verbrannt zu werden. Es heißt: „Oho!" mit einem Nachspiele „Aha!", welches aber zehntausend Jahre später spielt. Dir möchte ich wohl noch vor meinem Ende das Stück vorlesen. Ich glaube, es würde nicht ganz vor Dir zu Nichte werden."

Es geschah das im Juni 1863 in Libera's Garten zu Berlin, und Kaulbach zeigte sich vom „Oho!" sehr befriedigt, „Aha!" wurde zu lang, zu didaktisch befunden. — Dann kam das Gespräch auf das von Kaulbach beabsichtigte Sündfluth-Gemälde. Schüller's Notizen zufolge äußerte Kaulbach über dies: „Es wird doch wieder symbolisch. Jehova mit Engeln, sich abwendend von der dem Untergange geweihten Erde, schwebt durch einen Riß der Wolken in leuchtende Helle hinein. Die Wolkenschichten drängen gegen einander, um diese einzige Tageslücke sofort zu schließen. Die Fluth ist schon hoch gestiegen. Die Arche: ein Engel am vorderen Theil, ein anderer am Steuer mit ausgebreiteten Flügeln, die als Segel dienen. Um die Arche Schwimmende, auch auf Flößen und in Nachen, welche Aufnahme erflehen. Im Vordergrunde auf dem Plateau ein König mit Umgebung; Reichthümer werden zu bergen gesucht. Verzweiflung. Andere Gruppen ergeben sich in wahnsinniger Lust vor dem Tode wilder Ausschweifung. Auf einem aus der Fluth hervorragenden Felsen haften Männer

im Kampf mit vorsündfluthlichen Thieren, die sich ebenfalls retten wollen. Der Typus der menschlichen Gestalten ist der der Rossebändiger von Monte-Cavallo."

Ueber Familienverhältnisse kam zur Sprache, daß die Kaulbachs aus Franken stammen. Der Großvater oder Urgroßvater, ein stattlicher Mann, flüchtete mit ein oder zwei Brüdern, weil er einen Werber erschlagen hatte, in's Waldeck'sche.

Inzwischen trat der Gedanke in den Vordergrund: Friedrich den Großen im neuen Museum zu malen; vielfach abgelehnt und angefeindet, fand diese Idee in Schüller einen eifrigen Verfechter. — Hierauf bezieht sich der Anfang des folgenden, letzten Briefes von Kaulbach.

„Mein lieber Schüller!

Wenn Du die vielfachen und Zeit raubenden Vorbereitungen zur Verheirathung meiner guten Maria, sodann den Hochzeitsspectakel selbst und die mir auf den Schultern liegende Arbeitslast persönlich mit angesehen hättest, so würdest Du mir gewiß herzlich gerne verzeihen, daß ich Deinen lieben, trefflichen Brief so lange nicht beantwortet habe. — Derselbe enthält so merkwürdige Notizen und geistreiche Anschauungen über Preußens größten König, daß die Lectüre dieses Briefes mir in der That eine seltene Freude gewährt hat.

Ich bin auch fest überzeugt, daß ich in die Lage kommen werde, der preußischen Regierung gegenüber von Deinen sachkundigen Entwickelungen in ausführlicher Weise Gebrauch zu machen, weil wir voraussichtlich mit unsern Ideen über Friedrich den Großen im jetzigen Berlin auf mannigfaltige Hindernisse stoßen werden. — Doch tröstet mich der Gedanke, daß ich auch meine Composition, die Reformation, trotz zahlreicher giftiger Widersacher glücklich durchgebracht habe. — Ich habe Zutrauen zu meinem Glücke und hoffe daher, auch meinen Friedrich den Großen durch die von Zeloten aufgethürmten Klippen durchzusteuern. — Du kennst meine heißblütige Verehrung und tiefe Bewunderung für den unübertroffenen William, — könnte ich bloß meinen Gefühlen folgen, so würde ich Deinen Gedanken über die Herstellung eines Titelblattes zur Shakespearegalerie aus Anlaß des Jubiläums mit wahrer Begeisterung ausführen. Meinen Wünschen stehen aber meine aus abgeschlossenen Verträgen fließenden Verpflichtungen als unübersteigliches Hinderniß entgegen. — Ich bin ganz beladen mit Aufträgen und kann ohne Beeinträchtigung übernommener Verbindlichkeiten eine neue größere Arbeit (obgleich die Idee dazu vollständig fertig und ausgetragen ist) unmöglich beginnen. — Ich muß insbesondere die von Bruckmann verlegte Göthegalerie zum Abschlusse bringen; ist mir dieses gelungen, so will ich mich mit Vergnügen Parthey's Shakespearegalerie wieder zuwenden, sie fortsetzen und glanzvoll vollenden, und dann kann auch Shakespeare's Apotheose zur Ausführung gelangen. — Vielleicht, theurer Freund, ist es Dir nicht unangenehm, etwas von dem Bilde zu hören, mit welchem ich die Göthegalerie abzuschließen gedenke — ich will Göthe darstellen, wie er in Weimar in der Iphigenia als Orestes auftritt, während Corona Schrödter die Iphigenia spielt und Carl August den Pylades macht. — Das Theater ist im Freien, unter hohen, schattigen Bäumen und duftigen Blumen aufgeschlagen. Unter den Zuschauern befinden sich einige unserer großen Männer und manche höchst an-

muthsvolle Weiber — Schiller, Herder, der alte Wieland, die beiden Herzoginnen, die Frau von Stein, die Frau von Kalb, die Egloffstein ꝛc. Ich habe den Augenblick gewählt, wo das Schauspiel beendigt ist, Göthe unter die ihm zujubelnden Zuschauer herabtritt und die Corona ihm den Lorbeer aufsetzt. — Ich gehe mit Liebe und Begeisterung an diese Composition und freue mich herzlich, wenn sie seiner Zeit nach ihrer Vollendung und Herausgabe Deinen Beifall erlangen wird. —

In den nächsten Tagen werde ich einige Photographien an Dich absenden, Die Sesenheimer Friederike gehört Dir, Eleonore der liebenswürdigen Frau, Ida B. und Lotte der holden Frau N. Entschuldige mich bei den edlen Damen, daß ich nicht früher schon so aufmerksam war.

Meiner Frau habe ich den überraschend geistreichen Brief und Gedicht Deiner trefflichen Fräulein Schwester gegeben, und ich versichere Dich, daß er nicht nur in meinem Hause, sondern auch bei allen meinen Freunden, die ihn lasen, den angenehmsten und ergreifendsten Eindruck hervorrief. — Ich kann meine lange Epistel nicht abschließen, ohne Dir zum neuen Jahre meine herzlichsten Glückwünsche zuzusenden. Die Götter erhalten Deine gute Laune, dann wirst Du immer oben schwimmen und empfänglich bleiben für alles Gute und Schöne. Von ganzem Herzen

Dein getreuer

München, auf Drei Könige 1864. W. Kaulbach.

Botanische Probleme

von

Prof. Dr. **Ferdinand Cohn in Breslau.**

Wie alle idealen Geisteszschöpfungen, so hat auch die Naturwissenschaft ihre Geburtsstätte im alten Athen; die wissenschaftliche Botanik ist eine der letzten Früchte, welche aus der Blüthe Griechenlands heranreiften. Im Verlaufe der 150 Jahre zwischen den Schlachten von Salamis und Arbela waren große Staatsmänner und Helden, geniale Künstler, Dichter und Denker in ununterbrochener Reihe aufeinander gefolgt, und der hellenische Mutterboden begann sich in seinen eigenen Schöpfungen endlich zu erschöpfen, als gleichsam zum Abschluß jenes goldenen Zeitalters die beiden Riesengeister auftraten, welche die Aufgabe übernahmen, das gesammte Menschengeschlecht der classischen Bildung aufzuschließen, durch dieselbe zu befruchten und umzugestalten. Der große Alexander erlebte sein Ziel nicht; sein großer Lehrer Aristoteles aber wurde der Meister aller Wissenschaft für die nachfolgenden Geschlechter, il maestro di loro che sanno. Während die ionischen Naturforscher vor ihm mit der Leuchte dichterischer Gedanken die Mysterien der Weltordnung aufzuhellen gedachten, ohne der empirischen Naturbeobachtung zu bedürfen, sprach Aristoteles, als der erste es aus, daß die Erkenntniß des Naturganzen ausgehen müsse von einer genauen Beobachtung der einzelnen Naturerscheinungen. Derselbe Mann, welcher die höchsten logischen, ethischen und ästhetischen, politischen, kosmischen und metaphysischen Probleme mit einer Klarheit und Tiefe des Gedankens durchgearbeitet und zur Wissenschaft gestaltet hatte, wie Keiner vor ihm und sehr Wenige nach ihm, verschmähte es nicht, Jahre des gewissenhaftesten Studiums auf die Beobachtung der Lebensgeschichte, der Organisation und der Fortpflanzung der Thiere zu verwenden; so wurde Aristoteles der Schöpfer der wissenschaftlichen Zoologie. Auch zu den Pflanzen wendete sich des Aristoteles allumfassender Forschergeist; er erkannte sie als lebende und beseelte Wesen und entwickelte in scharfsinnig vergleichender Methode die allgemeinen Erscheinungen des Pflanzenlebens gegenüber denen der Thierwelt. Aber erst des Aristoteles Schüler und Nachfolger Theophrastos vollendete des Meisters Werk; er legte in zwei großen Büchern über die allgemeine Naturgeschichte und die Physiologie der Gewächse den Grundstein der wissenschaftlichen Botanik. Ohne Zweifel hatten schon vor Theophrastos

Wurzelgräber und Kräuterhändler eine genaue Kenntniß der Pflanzen besessen, die sie für ihre Zauber- und Heiltränke verwendeten, und schon in uralter Zeit hatten Gärtner, Winzer und Ackerbauer Beobachtungen über die Culturpflanzen angesammelt, an deren Gedeihen ihr Wohlstand geknüpft war. Aber das ist nicht Wissenschaft, was nur von praktischen Interessen angeregt, allein den materiellen Vortheil vor Augen hat; denn so wie des Kunstwerks Bedeutung nicht darin liegt, daß es einen Nutzen hat, sondern darin, daß es schön ist, so ist auch die Wissenschaft eine Schöpfung des sittlichen Geistes, welcher die Wahrheit allein um ihrer selbst willen anstrebt, weil er das Unwahre und Unklare nicht duldet. Die Wissenschaft beginnt erst, wenn der Forscher gelernt hat, eigene und fremde Beobachtungen kritisch zu prüfen, nach ihrem ursächlichen Zusammenhang zu verknüpfen, und aus den äußeren Erscheinungen das innere Wesen, aus dem Besondern und Zufälligen das allgemeine Gesetz zu erkennen; wenn derselbe nicht planlos Thatsachen aneinanderreiht, wie sie dem neugierigen Beobachter sich gleichsam von selbst aufdrängen, sondern wenn er sich in seinen Forschungen von leitenden Ideen führen läßt, wenn er sich Fragen stellt, deren Lösung er mit umsichtiger Methode beharrlich anstrebt. In diesem Sinn hat erst Aristoteles die Naturwissenschaft geschaffen und auch Theophrastos ist der Vater der wissenschaftlichen Pflanzenkunde; denn er sammelt nicht bloß eine überraschende Fülle unbefangener Beobachtungen über die Pflanzen seiner Heimath und des Auslandes von den Säulen des Herkules bis nach Indien, von den Katarakten des Nil bis zu den Ufern des Pontus; ihn interessiren nicht bloß die Gewächse von praktischem Nutzen, sondern in gleicher Weise auch die unscheinbarsten Pflanzen, wenn sie zur Lösung der allgemeinen Fragen beitragen, die das eigentliche Ziel seiner Forschungen ist: Welches sind die Unterschiede der Pflanzen vom Thiere? welche Organe besitzt die Pflanze, aus welchen Urbestandtheilen sind dieselben zusammengesetzt? welche Thätigkeit verrichten Wurzel, Stengel, Blätter, Früchte? wie alt werden die Pflanzen? wodurch erkranken sie? wie kann man ihren Krankheiten vorbeugen oder begegnen? welchen Einfluß auf ihr Gedeihen haben Hitze und Kälte, Nässe und Trockenheit, äußere Verletzungen, übermäßiges Fruchttragen, Cultur oder Vernachlässigung, Boden oder Klima? kann eine Pflanze von selbst entstehen? läßt sich eine Pflanzenart in eine andere umwandeln? wie unterscheiden sich die aus Samen gewachsenen Pflanzen von denen, die aus Ablegern gezogen sind? Mit diesen und ähnlichen Problemen beschäftigte sich Theophrastos; es sind größtentheils die nämlichen, welche noch die Forscher der Gegenwart in Anspruch nehmen. In der Stellung dieser Fragen zeigt sich die wissenschaftliche Reife der Schule des Aristoteles, weniger in den Antworten, für welche das Zeitalter noch nicht genügend vorgearbeitet hatte, denn treffend hebt Goethe hervor: „Wenn man die Probleme des Aristoteles ansieht, so erstaunt man über die Gabe des Bemerkens und für was Alles die Griechen Augen gehabt; nur begehen sie den Fehler der Uebereilung, da sie von den Phänomenen unmittelbar zur Erklärung schreiten, wodurch dann oft ganz unzulängliche, theoretische Aussprüche zum Vorschein kommen."

Wer von den 2000 Schülern, welche in den Schattengängen des Lyceum von Athen sich zu den Füßen ihres Lehrers Theophrastos versammelten, mochte

ahnen, daß zwei Jahrtausende vergehen würden, ehe der Bau der Naturwissenschaft, dessen Fundamente so eben gelegt waren, in des Meisters Geiste weiter geführt und zur Vollendung gebracht werden sollte! Der Geist der Menschheit hatte im Zeitalter Alexanders des Großen in raschem Aufschwung eine Höhe erklommen, über die er lange nicht hinaus konnte, und von nun an senkte sich der Pfad wissenschaftlicher Forschung wieder abwärts und verlor sich endlich in den verworrenen Tiefen mystischen Aberglaubens und verschrobener Scholastik. Eine Zeitlang wurden noch an den Höfen von Alexandria, Pergamum und Pontus, an denen, wie später wohl auch in Italien und Frankreich, ein wenig Giftmischerei zu den unentbehrlichen Regentenkünsten gerechnet wurde, wenigstens die Pflanzen emsig studirt, welche sich zu Giften und Gegengiften brauchen ließen; die Römer, enthusiastische Freunde der Landwirthschaft, fuhren fort, die Pflanzen ihrer Getreidefelder und Weinberge zu beobachten, und ihre griechischen Aerzte, Dioscorides und Galenus an der Spitze, wurden nicht müde, den Arzneischatz durch wirkliche und angebliche Heilpflanzen zu bereichern; aber vorüber war jenes ideale Streben, welches auch in der Welt der Pflanzen die Probleme des Lebens erforscht und ihre Beobachtung nicht wegen ihres praktischen Nutzens, sondern als ein wesentliches Glied der allgemeinen Naturwissenschaft anstrebt. Noch einmal wagte Plinius sich an die Riesenaufgabe, das gesammte Wissen seines Zeitalters zusammenzufassen, als wollte er mit Aristoteles wetteifern; aber welcher Abstand zwischen dem Griechen und dem Römer: jener nicht minder groß in der Beobachtung wie in den Ideen, Alles kritisch vergleichend, gedankenmäßig vertiefend, schöpferisch gestaltend; dieser mit lebendigem Interesse und riesigem Fleiße sammelnd, aber ohne selbstständiges Urtheil und eigene Beobachtung, daher ohne Kritik und ohne Sachverständniß. Mehr und mehr verlor sich mit dem Interesse an der Wissenschaft auch die Fähigkeit, die lebende Natur zu beobachten, und endlich versank die gesammte Geistescultur in jenen todesgleichen Schlummer, aus dem sie erst nach tausend Jahren wieder erweckt wurde durch den Geist der neuen Zeit, die mit dem 14. Jahrhundert über Italien anbricht. Es waren Dante, Petrarca, Boccaccio, denen Europa nicht nur die Schöpfung der ersten modernen Nationalliteratur verdankt, sondern auch die Wiederbelebung der classischen Studien, der alten griechischen und römischen Schriften. Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts erwachen in Italien alle Künste und Wissenschaften, eine nach der andern, aus dem langen Schlafe; gegen das Ende desselben wird auch die Botanik wieder in's Leben gerufen. Ein edler Byzantiner, der aus seiner von den Türken zerstörten Heimath nichts weiter, als seine Freiheit und sein Wissen nach Italien gerettet, übersetzt auf Befehl des Papstes den Theophrast aus dem Griechischen in's Lateinische. Auch Dioscorides und Plinius werden aus dem Staube der Vergessenheit hervorgeholt und durch den inzwischen erfundenen Bücherdruck zum Gemeinbesitz der literarischen Welt gemacht. Bald zeigt sich, daß zum Verständniß der botanischen Bücher die Kenntniß der alten Sprachen allein nicht genüge; man mußte auch etwas von den Gegenständen verstehen, von denen die Rede war, und mit Feuereifer begannen zuerst die Humanisten Italiens, das in allen Künsten und Wissenschaften dem übrigen Europa weit voraus geeilt war, sich endlich einmal wieder

in der freien Natur umzuschauen, und die Pflanzen aufzusuchen, mit denen die Alten sich beschäftigt; nachdem aber Reuchlin und Erasmus die Leuchte der classischen Studien auch jenseits der Alpen entzündet, welche bald in der reinigenden Flamme der Reformation auflodern sollte, pflanzte sich die Bewegung auch nach den Niederlanden und nach Deutschland fort, ja die berühmtesten unter den Vätern der Botanik im 16. Jahrhundert, welche in sorgfältiger Beobachtung und Beschreibung der vaterländischen Pflanzen die erste Stelle einnahmen, stammten größtentheils aus jener südwestlichen Ebene des Oberrheins, wo auch die Buchdruckerkunst im Wechselverkehr zwischen Mainz, Frankfurt und Straßburg ihren Ursprung genommen hatte. Die Botanik freilich, welche jene Männer suchten, war nicht die freie, die reine Wissenschaft, wie zur Zeit des Aristoteles; sie blieb die Magd der Philologie und der Medicin, denen das einzige Problem, mit dem sie sich beschäftigten, war: die Pflanzen des Theophrast, des Plinius, des Dioscorides wieder aufzufinden und den geheimen Kräften nachzuspüren, welche nach uraltem Aberglauben jeder Pflanze, bald zum Heile, bald zum Verderben der Menschen, innewohnen sollte. Aber es war doch wieder Tag geworden und es wurde heller von Stunde zu Stunde; die Wissenschaft, die während des ganzen Mittelalters in dumpfer Klosterzelle gefangen gehalten und trostlos verkümmert war, trat wieder heraus unter das lebendige Volk und in die freie Natur. Seit jener Zeit ist auch die Botanik in ununterbrochener Fortentwickelung geblieben, wenn auch die Aufgaben, mit denen sie sich beschäftigt, zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden gefaßt wurden; „denn je weiter," sagt Goethe, „das Wissen sich ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein."

Die Väter der modernen Pflanzenkunde lebten in dem naiven Glauben, daß die Pflanzen von Griechenland und Kleinasien sich sämmtlich in den Wäldern und Wiesen ihrer nordischen Heimath finden müßten; aber eine genauere Kenntniß der heimischen Flora ließ bald erkennen, daß dem nicht so sei; die Durchforschung fremder Welttheile, zu der das Zeitalter der großen geographischen Entdeckungen hinführte, brachte die Gewißheit, daß „ungleich gewebt der Teppich sei, mit dem die Vegetation den nackten Erdkörper bekleidet", und daß es weit mehr Pflanzen giebt, als in den Schriften der alten Griechen und Römer Erwähnung gefunden hatten. Die Zahl der unterschiedenen Gewächse wuchs so rasch, daß bald auch das glücklichste Gedächtniß sie nicht alle überschauen konnte; die alten Namen reichten nicht aus, man mußte neue erfinden; man bestrebte sich, die Beschreibungen möglichst anschaulich und die Abbildungen, die nach dem Muster der Griechen schon früher zur Erläuterung botanischer Schriften verwendet und durch die Kunst der deutschen Holzschneider ganz besonders gefördert wurden, möglichst naturgetreu zu machen. Aber immer dringender wurde das Bedürfniß, die gesammelten Pflanzenschätze übersichtlich zu ordnen; solch' eine Uebersicht nannte man System, und von nun an galt es als höchste Aufgabe der Botanik: ein System zu erfinden, das die leichteste Uebersicht gewährt und zu einer unbekannten Pflanze den richtigen Namen möglichst rasch finden läßt. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erstand der ordnende Geist, der die Menschen gelehrt hat, in der unübersehbaren Fülle der Pflanzen wie der Thiere sich zu orientiren; es war Linné, der, gewaltig über sein Zeitalter her-

vorragend, in dem Chaos der unendlich mannigfaltigen Naturgestalten den durchsichtigen Plan eines in Klassen, Ordnungen, Gattungen und Arten wohlgegliederten Naturreichs festhielt. Dennoch kam selbst Linné darum nur einen Schritt weiter, weil er die Aufgabe des Pflanzensystems nicht ausschließlich in der praktischen Brauchbarkeit erschöpft glaubte; er selbst strebte nach einem System, das diejenigen Pflanzen am nächsten aneinanderreiht, welche einander am ähnlichsten, oder, wie er sagte, am nächsten verwandt sind. Ein solches System nannte Linné ein natürliches; das natürliche System erklärte er für das höchste und letzte Problem der Botanik. Aber Linné selbst fühlte sich der Lösung desselben nicht gewachsen, doch war schon zu seiner Zeit in dem botanischen Garten von Klein-Trianon, dessen reizender Park durch Marie Antoinette berühmt geworden ist, eine Anzahl Pflanzen nach ihrer natürlichen Verwandtschaft geordnet; der Neffe jenes Gärtners von Trianon, Anton Lorenz Jussieu, der mit feinem Naturgefühl gründliche Studien verknüpft hatte, wurde bald darauf der eigentliche Schöpfer des natürlichen Pflanzensystems. Die systematische Richtung der Botanik, welche ihre Hauptaufgabe in der Beschreibung und Anordnung der Pflanzen sucht, vermehrte freilich unsere speciellen Kenntnisse von den Gestaltungen der Gewächse; aber je genauer sie deren äußere Verschiedenheiten beobachtete, desto mehr verlor sie das Bewußtsein, daß die Pflanze nicht eine starre Form, sondern daß sie ein lebendiges Wesen sei. Gewiß liegt ein eigener Reiz in der Beobachtung der „tausendfältigen Mischung unter dem Blumengewühl“ in freier Natur, der sich am schönsten in dem Wort von Jean Jaques Rousseau ausspricht: „Tant que j'herborise, je ne suis pas malheureux“ und dieser Reiz ist selbst in den getrockneten Pflanzenmumien der Herbarien nicht erloschen; ihm ist es zuzuschreiben, daß eine so einseitige Richtung, wie sie die alte Linné'sche Schule verfolgte, doch allgemein den größten Theil der Fachbotaniker gefesselt hat; noch heutzutage blüht — mehr noch in England und dem übrigen Europa, als bei uns — die Zunft der Wurzelgräber und Kräutersammler, über die schon Theophrast vor 2000 Jahren gespottet hatte. Während unter dem dominirenden Einfluß von Linné die Botanik immer mehr zu erstarren schien, war längst in anderen Naturwissenschaften ein frischer Geist eingedrungen. Der Kanzler der Königin Elisabeth von England, Lord Francis Bacon, hatte den Naturforschern ein neues Werkzeug in die Hand gegeben, welches Aristoteles noch nicht gewürdigt, und sie in eine neue Bahn gelenkt, die bald von Entdeckung zu Entdeckung leiten und die Verjüngung der gesammten Cultur der Menschheit herbeiführen sollte. Bacon lehrte: der Naturforscher darf sich nicht allein auf die reine Naturbeobachtung verlassen; denn die Antworten, welche die Natur freiwillig giebt, sind vieldeutig und unklar, gleich den Göttersprüchen der Orakel, und jede Lösung verbirgt neue Räthsel. Der Forscher muß es verstehen, mit kunstvoll ausgesonnenem Kreuzverhör die Natur in solche Lagen zu bringen, wo ihr nur eine klare und bestimmte Antwort übrig bleibt; er muß zu der Naturbeobachtung auch das Experiment zu Hülfe nehmen. Bacon's Lehre fiel befruchtend auf einen wohlbereiteten Boden; seit dieser Zeit gehen Experiment und Beobachtung Hand in Hand in jeder naturwissenschaftlichen

Untersuchung. Die Forscher der alten Zeit mußten sich oft mit dem schlechten Trost begnügen:

> „Geheimnißvoll am lichten Tag
> Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
> Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
> Das zwingst Du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Die modernen Naturforscher haben diesen Spruch widerlegt; mit den Hebeln und Schrauben ihrer physikalischen und chemischen Apparate, ihrer Teleskope, Mikroskope und Spektroskope haben sie der Natur ihre verborgensten Geheimnisse eins nach dem andern abgezwungen, die sie freiwillig nie enthüllt hätte.

Zuerst im Verlauf des 17. Jahrhunderts wurde die neue Experimentalmethode nutzbar gemacht, um die Kräfte der leblosen Natur, die Gesetze des Luft- und Wasserdrucks, der Schwerkraft, des Lichtes zu erforschen und der mathematischen Berechnung zu unterwerfen. Gegen das Ende des Jahrhunderts wird die nämliche Methode auch auf die Untersuchung des Thierlebens angewendet; die Entdeckung des Blutumlaufs ist ihre erste glänzende Frucht. Im 18. Jahrhundert wird endlich auch die Pflanze auf die Probe des Experiments gestellt; der Engländer Hales ist der erste, welcher die Lebensthätigkeiten in der Pflanze als Leistungen physikalischer Kräfte auffaßt und mit Wage und Maßstab bestimmt; er vergleicht die Kraft, mit welcher der blutende Weinstock seine Frühjahrssäfte aus der Schnittwunde emportreibt, mit dem Gewicht einer Quecksilbersäule von bestimmter Höhe oder mit dem Druck der Schenkelarterie eines Pferdes; er wiegt die Wassermenge, welche ein Birnbaum oder eine Sonnenrose in 24 Stunden mit ihren Wurzeln aus dem Boden aufsaugt; er schreibt im Jahre 1727 eine Statistik der Gewächse, als sei das ganze Pflanzenleben ein physikalisches Problem. Der Franzose Du Hamel veröffentlichte 1758 eine Physik der Bäume, worin er die Gesetze erforscht, welche die Störungen der Säfte in Holz und Rinde beherrschen; im nämlichen Jahre erscheint ein Buch über den Nutzen der Blätter, von dem Genfer Bonnet, in welchem die physikalischen Kräfte, welche die Blätter zum Lichte drehen und ihre Transpiration vermitteln, näher bestimmt werden. So tritt die Pflanzenphysiologie, auf die Physik gestützt, in die Reihe der exacten Wissenschaften, und als gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch die Chemie aus der Dämmerung alchymistischer Träumereien in das Tageslicht der Wissenschaft sich aufschwingt, tritt auch sie sofort in den Dienst der Botanik. Der Belgier Ingenhouß, der Engländer Priestley entdecken die wunderbare Wechselwirkung zwischen Pflanzen- und Thierleben, Sonnenlicht und Erdatmosphäre; sie zeigen, daß die Kohlensäure, welche die Thiere ausathmen, von der Pflanze eingesaugt wird, und daß umgekehrt der Sauerstoff, welchen die Pflanzen im Sonnenlicht ausscheiden, die Lebensluft der Thiere ist; gegen den Schluß des Jahrhunderts zeigt Theodor Saussure von Genf, daß für die Ernährung der Pflanzen die Luft ihre Kohlensäure, die Erde Wasser und Ammoniak, die Sonne ihre erregende Kraft in Licht und Wärme beisteuert und daß auch die Pflanzenasche nicht zufällige Verunreinigung, sondern unentbehrlicher Nahrungsstoff der Pflanzen sei, den ihre Wurzeln aus dem Boden einsaugen; so wird Saussure der Gründer der Lehre von der chemischen Er-

nährung der Pflanze, welche seitdem in unsern Tagen durch Liebig zur Basis des rationellen Ackerbaus fortgebildet worden ist.

Zu dem Aufbau der wissenschaftlichen Pflanzenkenntniß, wie wir bisher ihn verfolgt, hatten alle Nationen Europa's eine nach der andern beigetragen: Italiener, Engländer, Niederländer, Schweden, Franzosen, letztere seit dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten mit besonderem Reichthum originaler und einflußreicher Geister. Nur Deutschland hatte seit der Reformation aufgehört, sich an der fortschreitenden Entwickelung zu betheiligen; fehlte es auch nicht an fleißigen Arbeitern, so standen sie doch in zweiter und dritter Reihe, wandelten in den vom Ausland gebahnten Wegen, ohne eigene schöpferische Ideen. Aber mit dem Zeitalter Friedrichs des Großen tritt ein Wendepunkt ein; der deutsche Volksgeist verjüngt sich durch kräftiges Vordringen auf neuen Bahnen; auch in der Wissenschaft beginnt sofort die rückstauende Bewegung nach der langen Geistesebbe; von Jahr zu Jahr rauscht immer voller und höher die Fluth jugendlich frischen Lebens über das deutsche Land, und wie in einem gesegneten Frühling alle Bäume einer nach dem andern in Blüthe treten, so durchlebt unser Volk eine rasche Entfaltung, eine herrliche Blüthezeit der Literatur, der Musik, der Philosophie, der gesammten Wissenschaft. Auch die Botanik spürt sofort den Anbruch einer neuen Zeit. Schon während des siebenjährigen Krieges begründet der Berliner Caspar Friedrich Wolff eine neue Theorie der Erzeugung der Gewächse von nachhaltiger Bedeutung; Koelreuter, Hedwig, Kurt Sprengel enthüllen durch sinnreiche Experimente und Beobachtungen das Geheimniß der Pflanzenbefruchtung. Im gegenwärtigen Jahrhundert erfährt die wissenschaftliche Botanik in Deutschland einen Aufschwung, wie er noch nie erlebt war, und vorzugsweise durch deutsche Arbeit reiht sich die Botanik bald ebenbürtig in den Kreis der verschwisterten Naturwissenschaften, von denen sie eine Zeitlang überflügelt war.

Sollen wir den Ausgangspunkt der modernen Pflanzenkunde, die in Wahrheit das Werk einer Generation ist, an den Namen eines einzelnen Mannes knüpfen, so weiß ich keinen besseren, als Goethe. Zwar gehört Goethe nicht zur eigentlichen Zunft der Naturforscher, er hatte wenig Verständniß und noch weniger Sympathie für das stufenweise und vorsichtige Fortschreiten der inductiven Methode; „er verschloß seine Sinne nicht, aber der Gedanke überflügelte bei ihm die Beobachtung, und oft auch die Dichtung den Gedanken, bis sich aus der lieblichen Blüthe der Poesie die reife Frucht der Naturphilosophie entwickelte. Doch, wer mag läugnen," fügt der Geschichtsschreiber hinzu, dem wir diese Charakteristik entlehnen, „daß die begeisterte Seele des Dichters die Natur im Großen und Ganzen oft richtiger schaut, als das durch zahlreiche Kleinigkeiten getrübte mikroskopische Auge des Naturforschers?"

Der reformatorische Gedanke, welchen Goethe in der Beobachtung der lebendigen Natur eingeführt, ist die Idee der Entwickelung. Er erkennt das Wesen der Pflanze, des Thiers, des Menschen nicht in der starren Form, wie immer reich gegliedert dieselbe auch sei, noch in mechanischen Kraftanstrengungen, welche in steter Wiederholung das Spiel des Lebens verrichten; er erblickt in jeglichem Organismus einen Entwickelungsproceß, der mit dem Moment seiner Entstehung

anhebt und durch eine Reihe von Entwickelungszuständen seinem Endziel entgegengeführt wird. Wie wir für das Leben eines Staates kein Verständniß haben, wenn wir seine Geschichte nicht kennen, wie wir den einzelnen Mann nicht richtig würdigen, wenn wir nicht wissen, wie er geworden, so begreifen wir auch das einzelne Thier, die einzelne Pflanze nur durch die Geschichte ihrer Entwickelung. Wie von dem Weltganzen, so von dem Einzelnen gilt Goethe's schöner Spruch:

„Es muß sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln,
Nur scheinbar steht's Momente still;
Das Ew'ge regt sich fort in Allem,
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will."

Goethe verfolgte die Entwickelungsgeschichte der Pflanzen zurück bis in jene Vorgänge, durch welche die Keimpflanze ihre ungestalten Samenblätter in steter Fortbildung bis zu den entwickelten Formen des Laubes, zuletzt in höchster zweckmäßiger Metamorphose zu den Organen der Blüthe und Frucht umwandelt. Goethe's Idee von der Pflanzenmetamorphose wurde der Grundstein zu einer neuen Beobachtungsweise der Pflanzenwelt, der Pflanzenmorphologie, welche die verwirrende Mannigfaltigkeit der Pflanzenorgane auf den Dualismus von Blatt und Achse zurückgeführt, und auch der systematischen Botanik einen tieferen Ideengehalt unterbreitet hat. Wir stehen nicht an, als den Mann, welcher die Morphologie der Pflanzen durch die feinsten Untersuchungen ausgebaut, Alexander Braun in Berlin hier aufzuführen.

Durch die morphologische Betrachtungsweise ist auch die systematische Botanik der Gegenwart mit tieferem Gedankeninhalt erfüllt worden; es handelt sich heutzutage nicht mehr um die bloße Beschreibung äußerer Formen, sondern um das eingehende Verständniß des Aufbaues der Organe; seitdem Alexander von Humboldt durch seine, von dem Zauber großartiger Reiseeindrücke belebten Darstellungen die Pflanzengeographie zu einer selbstständigen Wissenschaft gestaltet, tritt überall auch der Zusammenhang zwischen den Arten, Geschlechtern und Familien der Pflanzen und dem Relief des Erdkörpers, seinen klimatischen Bodenverhältnissen zu Tage, und vor Allem befruchtend wirkten die Ideen, welche sich an das umwälzende Auftreten von Darwin knüpfen, indem sie die tausendfältigen Gestaltungen der Pflanzen nicht als zufällige, zusammenhangslose Formen, sondern als Glieder einer einzigen, ununterbrochenen Entwickelungsreihe auffassen lehren, welche mit dem ersten Auftreten des Lebens auf der Erde beginnt und durch alle geologische Zeitalter sich hindurchziehend, die Welt der Pflanzen in stets gesteigerter Vervollkommnung umgestaltet hat.

Goethe hatte die Entwickelung der Pflanzen bis zum Keime zurückgeführt; aber der Ausgangspunkt, mit dem er seine Betrachtung begonnen, der Moment, wo der im Samen eingeschlossene kleine Keim seine Hülle durchbricht, sein Würzelchen in die Erde senkt, seine Blättchen an das Licht hebt, ist nicht der wirkliche Anfang pflanzlicher Entwickelung; es bleibt noch das Problem: wie entsteht die Keimpflanze? Zur Lösung desselben reicht das unbewaffnete Auge nicht aus, noch die Lupe, mit der allein die Botaniker der Linné'schen Schule arbeiteten;

sie konnte erst in Angriff genommen werden, als das Mikroskop wieder in die Werkstätte des Botanikers eingeführt worden war. Ein eigenthümliches Geschick war diesem Instrument zu Theil geworden, das doch dazu berufen war, die Schranken niederzureißen, die der unvollkommene Bau des Auges der menschlichen Erkenntniß nach der Richtung des Kleinsten gesetzt, und ebenso unsern Gesichts- wie unsern Ideenkreis in's Unendliche zu erweitern. Schon 50 Jahre nach der Erfindung des Mikroskops, im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, hatten zwei Männer, Marcello Malpighi von Bologna und Nehemias Grew von London, unabhängig von einander sich die Aufgabe gestellt, den innersten Bau der Gewächse mit Hülfe des Mikroskops zu zergliedern; ein seltsamer Zufall fügte, daß Beider Werke am nämlichen Tage, am 29. December 1671, der Königl. Gesellschaft der Wissenschaft zu London überreicht wurden. Dieser Tag ist daher der eigentliche Geburtstag der mikroskopischen Pflanzenanatomie; seit dieser Zeit bereits wissen wir, daß die Pflanze nicht aus Fleisch und Blut, aus Adern Nerven, Sehnen besteht, wie Theophrastos gemeint hatte, sondern daß sie in allen ihren Theilen von der Wurzel bis zur Frucht aus unsichtbaren kleinen Bläschen oder Schläuchen aufgebaut ist, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Zellen der Bienenwaben den Namen der Pflanzenzellen bekommen haben und gleich jenen einen innern Hohlraum besitzen, welcher mit Säften gefüllt und von regelmäßigen Wänden ringsum begrenzt ist. Aber auffallender Weise fanden die Entdeckungen der Väter der Pflanzenanatomie kein Verständniß unter ihren Zeitgenossen; sie regten zu keiner Nachfolge an, die Kunst mikroskopischer Beobachtung wurde nicht weiter fortgebildet und war 100 Jahre später wieder verloren gegangen. Erst seit dem Anfang unseres Jahrhunderts wurde der Bau der Pflanzen wieder mit Hülfe des Mikroskops gründlicher durchforscht, als je zuvor, und seit dem dritten Decennium wurde das Mikroskop auch zur Lösung entwickelungsgeschichtlicher Probleme zu Hülfe gezogen.

Die erste Aufgabe, welche das Mikroskop zu lösen hatte, war, wie wir schon bemerkt, die Entstehung des Pflanzenkeims. Wir können hier nicht alle die einzelnen Phasen verfolgen, durch welche unter wetteiferndem Zusammenarbeiten zahlreicher Forscher und nach mancherlei Fehlgriffen und Abwegen endlich Schritt für Schritt der geheimnißvolle Vorgang aufgehellt wurde, durch welchen im Innern der Blüthe, eingeschlossen von den Geweben des Pflanzenei's, die Erzeugung eines neuen Pflanzenwesens sich vollzieht. Das Ergebniß war: daß jede Pflanze, von der Palme und Eiche bis zum niedersten Grase, zuerst als eine einfache mikroskopische Zelle erscheint, welche im Innern des Pflanzenei's durch einen Gestaltungsact in's Dasein tritt. Das war eine hochwichtige Entdeckung, ist ja doch die Entstehung eines neuen lebenden Wesens eine Neuschöpfung; es zeigte sich, daß das Geheimniß der Schöpfung in der Gestaltung einer Zelle ruht. Nun blieb noch das zweite Problem: wie entwickelt sich aus der ersten Zelle die zusammengesetzte Pflanze mit ihren mannigfaltigen Organen, deren jedes wieder aus zahllosen Zellen besteht? Das Mikroskop gab auch hierüber Aufschluß; quer durch den innern Raum jener ersten Zelle zieht sich, unter dem befruchtenden Einfluß des Blüthenstaubs, plötzlich eine Scheidewand und theilt denselben in zwei Kammern; jede dieser Kammern ist eine Zelle für sich und theilt sich

durch eine neue Scheidewand wieder in zwei Abtheilungen; indem Scheidewand auf Scheidewand sich zieht, entsteht das vielkammerige, vielzellige Gebäude, das wir eine Pflanze nennen. Wie beim Bau eines Hauses nach vorgeschriebenem Grundriß Baustein auf Baustein, Wand an Wand gesetzt wird, so fügt sich beim Aufbau der Pflanze Zelle an Zelle, nach einem eingeborenen Bauplan, der, bei jeder Pflanzenart verschieden, durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht sich überträgt. Eine umwandelbare Regel bestimmt, an welcher Stelle, in welcher Reihenfolge die Wände gerichtet, die Stockwerke über einander gesetzt, die Zellen ausgeweitet und ausgebaut werden sollen, wo zwischen der Zellenflucht leere Gänge offen gelassen, oder durch Wegräumen von Scheidewänden ganze Zellenreihen in einen einzigen Raum vereinigt werden sollen. Natürlich waren es die größeren blühenden Gewächse, mit deren Formen wir am meisten vertraut sind, auf welche das Studium der Entwickelungsgeschichte zuerst sich richtete; aber bald zeigte sich, daß gerade die unscheinbaren und einfacheren Pflanzen, welche Linné in ein besonderes Reich der Blüthenlosen oder Kryptogamen zusammengefaßt und von deren verborgener Fortpflanzung und Formgestaltung zuerst im siebzehnten Jahrhundert italienische Forscher den Schleier gehoben, daß Farne, Moose, Algen, Flechten, Pilze dem Forscher weit reichere Ausbeute gewähren. Denn je einfacher eine Pflanze, je unvollkommener ihre Organe, desto geringer ist die Zahl ihrer Zellen, desto klarer ihre Architektonik zu überschauen, ihre Entwickelung zu verfolgen. Aber gerade bei diesen niedersten Gewächsen ist die Entwickelung von den mannigfaltigsten und überraschendsten Vorgängen begleitet. Nur hier begegnen uns jene Fortpflanzungszellen, die gleich Infusorien gestaltet und wie diese unter lebhafter Bewegung im Wasser umher schwimmen. Dort zeigt sich Trennung der Geschlechter in einem unsichtbaren Kügelchen oder Fädchen, dann wieder eine unglaubliche Mannigfaltigkeit der Fortpflanzungsweisen, daneben überraschende Metamorphosen, bei Weitem mannigfaltiger und weitergehend, als Goethe sie geahnt, wo ein und dasselbe Wesen in verschiedenen Alterszuständen so verschieden aussieht, daß es nicht wieder zu erkennen ist. Kaum kann Derjenige, der solchen Untersuchungen fernsteht, sich eine Vorstellung machen von dem Zauber, mit dem oft ein ganz unscheinbares Pflänzchen Stunden, Tage, Wochen lang den Beobachter am Mikroskop festhält, bis es ihm gelingt, eine Lücke im Kreise seiner Entwickelungsgeschichte zu schließen. Kein Wunder, daß seit 25 Jahren fast alle bedeutenderen Botaniker sich mit der Entwickelungsgeschichte der Pflanzen beschäftigt haben; und nicht ohne Genugthuung kann ich es aussprechen, daß fast alle epochemachenden Entdeckungen von deutschen Forschern ausgegangen, welche seit einem Menschenalter in der Genauigkeit ihrer mikroskopischen Untersuchungen und in der Weite ihrer Ideen alle anderen Nationen hinter sich lassen. Auch im Gebiete der Botanik stehen die „chips from a german workshop", die Schnitzel aus deutscher Werkstatt, wie Max Müller eine Sammlung seiner Schriften genannt hat, in höchster Achtung bei dem Auslande, und gern ergreife ich die Gelegenheit, wenigstens die ersten der Meister zu nennen, deren Werke zu den bedeutendsten Schöpfungen deutscher Wissenschaft zählen: zuerst Schleiden, der durch seine Forschungen über die Entstehung der Zelle im Allgemeinen und des Pflanzenkeims insbesondere im Jahre 1838 den

mächtigsten Impuls gegeben, neben ihm der im vorigen Jahre geschiedene Hugo Mohl, dann Naegeli von München, Hofmeister von Tübingen, Pringsheim von Berlin, Hanstein von Bonn, Sachs von Würzburg, De Bary von Straßburg; unter der Führung dieser und anderer Meister hat sich, nachdem in den letzten 25 Jahren fast auf allen deutschen Universitäten öffentliche botanische Laboratorien, pflanzenphysiologische Institute errichtet wurden, eine Schule jüngerer Forscher herangebildet, welche die Entwickelungsgeschichte der Pflanzen so beharrlich und erfolgreich bearbeitete, daß gegenwärtig kaum noch eine wichtige Pflanzenart existirt, bei der nicht die Kette ihrer Entwickelung, Glied an Glied aneinandergereiht und zum geschlossenen Ringe zusammengefügt ist. Und da zu gleicher Zeit auch die Entwickelung der Thierwelt nicht minder vollständig und meist auch durch Deutsche beobachtet und erforscht wird, so sind wir gegenwärtig im Stande, die Entwickelung der gesammten lebenden Welt von den einfachsten Pflanzen bis zum höchsten Wesen, dem Menschen, zu verfolgen und durch Vergleichung ihrer Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten den allgemeinen Bauplan des Lebens zu ergründen.

Aber in der Entwickelungsgeschichte ist die Bedeutung nicht erschöpft, welche das Mikroskop für die wissenschaftliche Botanik gewonnen hat. Denn die Zellen, deren Gestaltung und Entwickelung das Mikroskop uns vorführt, sind nicht blos die Bausteine, durch deren Aufeinanderlegung der Pflanzenleib sich bildet; jede Zelle ist auch ein lebendes Wesen für sich, ja sie ist das eigentliche Leben in der Pflanze. Denn wenn der Baum aus der Erde seine Nahrung aufnimmt, so sind es die Zellen seiner Wurzeln, die sich mit dem Wasser sättigen, welches in den Poren des Bodens verborgen rinnt; wenn die Laubwipfel im Sonnenlicht Sauerstoff ausathmen, so sind es die grünen Zellen des Blattgewebes, welche aus der Atmosphäre Kohlensäure einschlürfen und aus dieser Luftart unter einer von der Sonne ausgehenden Erregung grünes Pigment, Stärke und andere Stoffe erzeugen, während sie den Sauerstoff in die Luft wieder ausstoßen. Wächst die Pflanze, so sind es ihre Zellen, die sich in Folge ihrer Ernährung dehnen und strecken; bilden sich nun Organe, so vermehren sich die Zellen durch Theilung in einer gewissen Region; erkrankt die Pflanze, so sind es die Zellen, welche in ihrer normalen Lebensthätigkeit gestört sind, und stirbt die Pflanze, so sind es wieder die Zellen, in denen das Leben erlischt. Wenn im letzten Jahrzehnt die Experimentalphysiologie der Pflanzen ihre Methoden vervollkommnet und die Beziehung des Pflanzenlebens zum Licht, zur Wärme, zur Schwere, zur Elektricität und zu den chemischen Anziehungskräften weit klarer entwickelt hatte, als das vor 100 Jahren möglich war, so hat sie doch nie die Aufgabe aus dem Gesicht verloren, die Erforschungen des Pflanzenlebens aus dem Leben der Zelle abzuleiten.

Nun wissen wir aber seit Schwann, daß auch der Entwickelungskreis jeglichen Thieres und sogar des Menschen mit einer einfachen Zelle beginnt, und daß alle Organe des Thiers aus Zellen zusammengesetzt und aus der Theilung jener ersten Zelle hervorgegangen sind. Aber die Thierzelle ist das nämliche Gebilde wie die Pflanzenzelle; es giebt nur Eine Zelle und Ein Leben. Wie aber der Mathematiker den Werth einer unbekannten Größe nur in einer einfachen

Gleichung bestimmen kann, so kann auch der Naturforscher die unbekannten Gesetze des Lebens am leichtesten in ihrer allereinfachsten Erscheinung in der Pflanzenzelle erkennen. Und wenn unter Virchow's genialem Vorgang die Lehre vom kranken Menschen, die Pathologie des Menschen, auf die Lehre von der kranken Zelle gebaut worden ist, so hat die Erforschung der Pflanzenzelle das wissenschaftliche Fundament dazu gegeben.

Eine ganz besondere Bedeutung hat in neuester Zeit die Entwickelungsgeschichte der Pilze gewonnen, indem sie in Beziehung tritt zu einer Reihe hochwichtiger Probleme, deren endgiltiger Lösung die Menschheit mit Spannung entgegensieht, da sie an ihnen mit ihrer ganzen Existenz betheiligt ist. Wir wissen, daß alle Gährung und Fäulniß das Werk unsichtbarer Pilze sind, deren Keime von Außen zugeführt werden, daß die Milch nicht sauer, der Traubensaft nicht zu Wein, der Wein nicht zu Essig werden, daß kein todter Körper in Fäulniß und Verwesung übergehen kann, wenn nicht die Keime gewisser Pilze Zugang finden und sich vermehren. Aber auch als Erreger von Krankheiten sind Pilze erkannt worden. Seit undenklichen Zeiten decimiren Rost, Brand und Mehlthau die Ernten; in den letzten 25 Jahren sind in rascher Aufeinanderfolge fast alle angebauten Gewächse von Epidemien heimgesucht worden, welche erst unbeachtet im Verborgenen umherschlichen, dann wie mit einem Male über weite Landstriche sich ausbreiteten und Mißwachs, Theuerung, Hungersnoth über die Völker brachten. Ganz besonders hat sich seit 1845 die Krankheit der Kartoffeln, seit 1848 die Traubenkrankheit furchtbar gemacht; selbst die Insecten, von den Stubenfliegen bis zu den Seidenwürmern und den Wälder verheerenden Kieferraupen, wurden von Seuchen befallen; die Krankheit der Seidenraupen, indem sie ein für die Industrie unentbehrliches Product vertheuerte, schlug dem Nationalwohlstand schwere Wunden. Alle diese Epidemien werden, wie wir jetzt wissen, von mikroskopischen Pilzen verursacht, deren Sporen von Pflanze zu Pflanze, von Insect zu Insect verbreitet, zugleich den Keim tödtlicher Erkrankung übertragen.

Nachdem diese Thatsachen festgestellt waren, mußte sich von selbst die Frage aufdrängen, ob nicht auch jene heimtückischen Seuchen, welche, von Land zu Land wandernd, an einzelnen Orten meist nur eine Zeit lang verweilen, dann verschwinden, um nach längeren oder kürzeren Zwischenräumen wiederzukehren, ob nicht Cholera und Typhus, Pocken und Diptherie, der Hospitalbrand und die Blutvergiftung der Wöchnerinnen, ob nicht Rinderpest, Milzbrand und Lungenseuche der Heerden von ähnlichen mikroskopischen Pilzen erzeugt werden? Fest steht, daß in allen diesen Krankheiten ein Giftstoff sich vom Kranken auf den Gesunden überträgt; in vielen dieser Fälle ist bereits der Beweis geführt, daß dieser Giftstoff an die Entwickelung außerordentlich kleiner Pilze geknüpft ist; wir halten an der Hoffnung fest, daß eine tiefere Durchforschung dieses dunklen Gebiets der Menschheit auch die Mittel bieten werde, sich vor ihren furchtbarsten Feinden zu schützen und zu wehren.

So ist die Botanik der Gegenwart hinausgetreten aus dem engen Rahmen, in den ihr beschränktes Forschungsgebiet sie festzubannen schien; sie hat sich zu den höchsten Problemen der Naturwissenschaft gewendet und ist ein einflußreicher

Factor geworden unseres gesammten Culturlebens; wir erhielten von ihr und erwarten von ihr noch weitere Aufschlüsse über die Cardinalfragen des Lebens: was ist Leben? was ist Tod? wie entsteht, wodurch erhält sich, wie vergeht das Leben? giebt es eine besondere Lebenskraft, die unwandelbar und unzerstörbar die nämliche bleibt, auch wenn das Einzelwesen vernichtet wird? oder ist Leben eine Erscheinungsform der allgemeinen Bewegung der Materie, ist es den anderen Kräften, dem Licht, der Wärme, der Schwere, dem Chemismus äquivalent, kann es nach dem Gesetz der Erhaltung der Kraft in diese umgewandelt werden und aus ihnen hervorgehen? auf welche Weise hat das Leben auf der Erde seinen Anfang genommen? wie hat es sich in den unzähligen Gestalten der Thier- und Pflanzenwelt verkörpert? wie hat es sich in den Perioden der aufeinanderfolgenden geologischen Zeitalter gewandelt? und sind die höchsten Lebensäußerungen, sind Selbstbewußtsein, Empfindung, Wollen, Vorstellen, Denken die Leistungen eines besonderen Princips, oder sind sie nur Erscheinungsformen des allgemeinen Lebens und lassen sich ihre verschleierten Anfänge bis hinab zu den einfachsten Wesen und selbst zu den Pflanzenzellen zurückverfolgen?

Es war nur meine Absicht, in dem eng begrenzten Raume, der mir hier zugemessen, die Probleme anzudeuten, an welche sich die wissenschaftliche Botanik der Gegenwart heranwagt, und deren Lösung sie vorzubereiten sucht, nicht durch theoretische Speculationen, sondern durch inductive Schlußfolgerungen aus sorgfältig beobachteten Thatsachen und planvoll ausgesonnenen Versuchsreihen. Wenig würde es frommen, wollte ich es versuchen, in aller Kürze die Antworten zusammenzufassen, welche wir bisher auf diese Fragen erlangten; denn nicht in abgerissenen Lehrsätzen läßt sich die geistige Arbeit der Wissenschaft davontragen: wer von ihr Gewinn haben will, darf sich nicht scheuen, den Weg selbst zu verfolgen, auf welchem die Resultate gewonnen und gesichert wurden. Wer am edlen Wein der Erkenntniß sich stärken will, muß selbst die Rebe pflanzen, die Traube pressen, er muß die trübe Gährung abwarten, ehe mit wiedergewonnener Klarheit sich Blume und Geist entwickelt.

Die Aufgabe, die ich mir hier gestellt, beschränkt sich darauf, vor dem Leserkreise dieser Revue, wie vor einer nationalen Jury, öffentliche Rechenschaft abzulegen von den Zielen, welche die Männer der Wissenschaft, in welcher ich selbst meinen Lebensberuf gefunden, anstreben, und welchen sie trotz der wechselnden Probleme der verschiedenen Zeitalter durch beharrliche Arbeit immer näher gekommen sind seit jenem Moment, wo die Botanik vor 22 Jahrhunderten durch das Genie des Aristoteles und Theophrastos zu einem selbstständigen Gebiete menschlicher Forschung gestaltet wurde. Es ist mein Wunsch und meine Hoffnung, auch in weiteren Kreisen eine erhöhtere Theilnahme zu erregen für die Leistungen unsrer Meister, welche auch an ihrem Theile dazu beitrugen, dem Namen deutscher Wissenschaft Ehre zu machen und der deutschen Nation in unserm Zeitalter die Hegemonie unter den Culturvölkern Europa's zu erkämpfen. Wenn gleichwohl die Strömungen, welche unsre botanische Welt so lebhaft erregen, in den weiteren Kreisen des Volks kaum empfunden werden, so liegt, wie ich gezeigt zu haben glaube, die Ursache nicht in der esoterischen Natur ihrer Probleme, welche gerade

zu den wichtigsten Aufgaben der Naturwissenschaft gehören; ich suche vielmehr die Schuld darin, daß unsre Schulen nach hergebrachter Methode in der aufwachsenden Generation den Sinn für die Natur und ihre Erscheinungen nicht genug wecken und ihr nicht die nöthigen Vorkenntnisse mitgeben, ohne welche freilich ein warmes Interesse und ein lebendiges Verständniß naturwissenschaftlicher Fragen unmöglich ist. Gerade in dem gegenwärtigen Augenblick, wo die Frage von der Erziehung des deutschen Volks wieder in Fluß gerathen und wo die Männer, welchen die Leitung unserer idealen Interessen anvertraut ist, es als ihre höchste Aufgabe erkannt haben, daß die Culturerrungenschaften unsrer bisherigen geschichtlichen Entwickelung, daß vor Allem die Zukunft des deutschen Reichs sicher zu stellen sei durch eine wissenschaftliche und sittliche Heranbildung der Jugend: halte ich es für meine Pflicht, bei jeder Gelegenheit dafür einzutreten, daß jene hergebrachte Vernachlässigung der Naturwissenschaften endlich aufhöre; und wie jener alte Römer am Schluß jeder seiner Reden sein ceterum censeo anbrachte, gleichviel ob es paßte oder nicht, will auch ich meine Darstellung botanischer Probleme mit den Worten schließen: Uebrigens meine ich, daß den Naturwissenschaften in dem öffentlichen Unterricht die Stelle angewiesen werde, die ihnen nach ihrer Bedeutung für die materielle Entwickelung und für die humane Bildung unseres Zeitalters gebührt.

Waldwinkel.

Novelle
von
Theodor Storm.

Ueber dem Dache des Rathhauses, das zugleich die Wohnung des städtischen Bürgermeisters bildete, kreuzten die ersten Schwalben in der Frühjahrssonne; auf der Vorstraße standen die „Bürgermeistersbuben" und suchten vergebens die Königin der Luft mit den Lehmkugeln ihres Pustrohrs zu erreichen. Drinnen aber in seinem Geschäfts- und Arbeitszimmer saß der Gestrenge selbst, der außer dem genannten Amte auch das eines Gerichtsdirectors und Polizeimeisters in seiner Person vereinigte, vertieft in einen dicken Actenfascikel, nicht achtend des heitern Glanzes, der durch die Fenster zu ihm hereinströmte. Da wurde draußen flüchtig an die Thür gepocht, und auf das verdrossene „Herein" des Beamten trat ein brauner stattlicher Mann über die Schwelle, der indeß die erste Hälfte der Vierziger schon erreicht haben mochte.

Der Bürgermeister erhob das rothe behagliche Gesicht aus seinen Acten, warf einen flüchtigen Blick auf den Eintretenden und sagte, als er die feinere Kleidung desselben bemerkt hatte, mit einer runden Handbewegung: „Wollen Sie gefälligst Platz nehmen; ich werde gleich zu Ihren Diensten sein." Dann steckte er den Kopf wieder in die Acten.

Der Andere aber war einen Schritt näher getreten. „Bist Du jetzt immer so fleißig, Fritz?" sagte er. „Du littest ehemals nicht an dieser Krankheit."

Der Bürgermeister fuhr empor, hakte die Brille von der Nase und starrte den Sprecher aus seinen kleinen gutmüthigen Augen an. „Richard, Du bist es!" rief er. „Mein Gott, wie gut Du mich noch kennst! Und doch, mein Scheitel ist kahl und der Rest des Haares grau geworden! Ja, ja, ein solches Bürgermeisteramt!"

Die kleine, beleibte Gestalt war hinter dem Actentisch hervorgekommen. Voll Erstaunen blickte er in das Antlitz des ihn fast um Kopfeshöhe überragenden Freundes: „Das," sagte er, und tätschelte mit seiner kurzen Hand über das noch glänzend braune Haar desselben, „das ist natürlich nur Perücke; aber die Augen, diese unnatürlich jungen Augen, das sind doch wohl noch die echten, alten aus unseren lustigen Tagen!"

Der Gast ließ lächelnd diesen Strom des Geplauders über sich ergehen, während der Bürgermeister ihn neben sich auf's Sopha niederzog. „Und nun," fuhr der Letztere fort, „wo kommst Du her, was bist Du, was treibst Du?"

„Ich, Fritz," erwiderte scherzend der Andere, „ich suche einen Inhalt für das noch immer leere Gefäß meines Lebens; oder vielmehr," fügte er etwas ernster hinzu, „ich suche ihn nicht, ich leide nur ein wenig an dieser Leere."

Der Bürgermeister sah ihm treuherzig in die Augen. „Du, Richard!" sagte er, „der auf der Universität alle Facultäten abgeweidet hat! Will doch ein alter Kamerad unter einem gewissen Anonymus sogar Deine Feder in einer botanischen Zeitschrift entdeckt haben!"

„Wirklich, Fritz? — Er hat nicht fehl gesehen."

Der kleine dicke Mann besann sich. „Du bist noch ledig?" fragte er. „Ja? Noch immer? Hmm! Du warst ein Schwärmer, Richard! Weißt Du noch, als wir Studenten auf der Dornburg tanzten? Du hattest derzeit die Braut zu Hause; Du wolltest nicht tanzen; Du saßest in der Ecke bei dem langen Wassermann, der wegen seiner großen Stiefeln nicht tanzen konnte, und trankest nur Wein, sehr viel Wein, Richard! Du wolltest die seligen Tänze nicht entweihen, die Du daheim mit ihr getanzt hattest!"

Der Andere war ein wenig still geworden, während der Bürgermeister in plötzlicher Unruhe seine goldene Uhr aus dem Abgrund seiner Tasche zog. „Sag' mir, Liebster," begann er wieder, „Du schenkst mir doch den heutigen Tag?"

„Ich muß am Nachmittag noch weiter."

„Immer noch der alte Meister Unruh?"

„Verzeih, die Extrapost ist schon bestellt! Ihr habt hier einige Meilen nördlich zwischen Haidesumpf und Wald noch eine wenig abgesuchte Flora!"

„Aha!" rief der Bürgermeister, „bei Föhrenschwarzeck, wo die verrückten Junker wohnen, die weder einen Baum fällen, noch ein Stück Haide aufbrechen wollen!"

Der Gast nickte. „So sagte man mir. Es soll dort in heimlichen Gründen noch allerlei sonst Verschwundenes zu finden sein."

„Nun, Richard, da könntest Du Dich ja im Narrenkasten einquartiren!"

„Im Narrenkasten?"

„Freilich! Der Vater der jetzigen Herren hatte noch seine Specialtollheit! Da ihm sein Schloß zu groß wurde, so baute er sich hinaus zwischen Haide und Wald; ein Häuslein, alle Fenster nach einer Seite und drum herum eine Ringmauer, zwanzig Fuß hoch! Und dies Castellchen nannte er den „Waldwinkel", die Leute aber nennen's noch heut' den „Narrenkasten". Dort hat er mitten zwischen all' dem Unkraut seine letzten Jahre abgelebt."

Der Andere hatte aufmerksam zugehört. „Wer wohnt denn jetzt darin?" fragte er.

„Jetzt? Ich denke, Niemand; oder doch nur Eulen und Iltisse."

— — Im Nebenzimmer schlug eine Uhr. Der Bürgermeister war aufgesprungen. „Schon elf!" sagte er. „Weißt Du, Alter! Ich habe noch einen gerichtlichen Actus vor mir; Du warst ja in der Verbindung unser Schriftwart," und schmunzelnd fuhr er fort: „da Du so eilig bist, wir würden noch ein

Plauderstündchen mehr gewinnen, wenn Du heute dieses Amt noch einmal im Dienste unserer hochnothpeinlichen Gerichtsbarkeit verrichten wolltest!"

Richard lachte. „Hast Du denn keinen Protokollführer?"

„Nein, Liebster; da ich die Würde und das Salarium eines Stadtsecretarius ebenfalls in meiner Person vereinige, so muß ich auch die Lasten dieses Amtes tragen, wenn nicht der Zufall einen so fähigen und gefälligen Freund mir in das Haus bringt."

— — Einige Minuten später saßen Beide am grünen Tisch in dem nebenan liegenden Gerichtszimmer. „Du wirst Dich vielleicht noch des gelbhaarigen Theologen erinnern," sagte der Bürgermeister, während er sich mit behaglicher Würde in dem etwas erhöhten Präsidentensessel niederließ, „den wir seiner Zeit wohl nicht mit Unrecht den Denuncianten nannten! Wir haben ihn seit Jahren hier am Ort; der Herr Magister betreibt ein einträgliches Pensionat und steht bei Adel und Honoratioren in hohem Ansehen; man wollte ihn eben auch noch mit dem Gottesdienst an unserem Landeszuchthaus hier betrauen."

„Was ist mit ihm?" fragte der improvisirte Actuarius, der schon seine Feder geschnitzt und den gebrochenen Bogen vor sich hingelegt hatte. „Ich entsinne mich eigentlich nur seines abgetragenen Frackes und seiner großen rothen Hände."

„Du wirst ihn gleich erscheinen sehen," sagte der Bürgermeister, mit der einen Hand den über dem grünen Tisch hängenden Glockenstrang erfassend; „er hatte die Vormundschaft über ein elternloses Mädchen; sie ist Jahre lang in seinem Hause gewesen und er hat sie theilweise mit durch seine Schule laufen lassen. Jetzt ist er eines versuchten Verbrechens gegen dieses Mädchen auf das Kläglichste verdächtig; es handelt sich heut' nur noch um eine Gegenüberstellung Beider."

Der Bürgermeister zog die Klingel, und der eintretende Gefangenwärter erhielt Befehl, den Magister vorzuführen.

Es war eine widerwärtige Erscheinung, die sich jetzt, dem an der Thür zurückbleibenden Gefängnißwärter vorbei, mit einem geschmeidigen Bückling in das Zimmer hineinwand.

„Sie brauchen nicht zu weit vorzutreten!" sagte der Bürgermeister, und der Magister zuckte sogleich um einige Fuß breit wieder rückwärts; gleich darauf erhob er seinen platten Kopf mit dem wie angeklebten Gelbhaar gegen die Zimmerdecke und begann sich zu den schwersten Eiden für seine Unschuld zu erbieten.

Ohne darauf zu achten, zog der Bürgermeister auf's Neue die Glocke, und „Franziska Fedders" trat herein.

Es war die schmächtige Gestalt eines eben aufgeblühten Mädchens; sie war nicht grade hübsch zu nennen; den Kopf mit den aufgesteckten dunkelblonden Flechten trug sie etwas vorgebeugt, der Mund war vielleicht zu voll, die Nase ein wenig zu scharf gerissen; und als sie jetzt ihre tiefliegenden grauen Augen aufschlug, murmelte der Actuarius unwillkürlich vor sich hin: „Scientes bonum et malum."

Mit abgewandtem Kopf und mit Gluth übergossen, aber mit unverrückter Sicherheit wiederholte sie jetzt die Hauptangaben ihrer früheren Aussagen gegen

ihren einstigen Vormund, während dieser seine knochigen Hände rang und seufzende Betheuerungen ausstieß.

Als sie geendet hatte, begann der Magister erst andeutungsweise, dann immer deutlicher sie eines Verhältnisses mit seinem Gehülfen zu beschuldigen; sie seien verschworen, ihn zu stürzen, um dann selbst das einträgliche Pensionat zu übernehmen.

Mit offenem Munde und vorgestrecktem Halse horchte das Mädchen diesen Beschuldigungen. Richard, der die Feder hingelegt hatte, glaubte zu sehen, wie von der Gluth des Hasses ihre Augen dunkler wurden. Plötzlich warf sie den Kopf empor. „Sie lügen, Sie!" rief sie, und wie eine scharfe Schneide fuhr es aus dieser jungen Stimme. Aber, wie über sich selbst erschrocken, flogen ihre Blicke unstät und hülfesuchend umher, bis sie in den ernsten Männeraugen haften blieben, die so ruhig zu ihr hinüberblickten.

Der Magister hatte beide Arme zum Himmel aufgestreckt. „Sie! Du nennst mich Sie, Franziska! Du, die ich in der Liebe des Lammes —" Er brach in sentimentale Thränen aus; er hatte etwas vom winselnden Affen an sich.

„Ich nenne Sie gar nicht mehr!" sagte Franziska ruhig, und ihre Augensterne ruhten noch immer in denen des ihr fremden Mannes, als habe sie hier einen Halt gefunden, den sie nicht mehr zu verlassen wage.

— — Ueber dessen Seele fuhr es wie ein Traum, das stille Haus am Waldesrand tauchte vor seinem innern Auge auf; ein einsamer Mann und ein verlassenes Mädchen wohnten dort. Sie waren nicht mehr einsam und verlassen; aber um sie her in der lauen Sommerluft war nur der schwimmende Duft der Kräuter, das Rufen der Vögel und, fernab aus der stillen Lichtung der unablässige Gesang der Grillen. — —

Der Klang der Botenglocke schrillte durch das Zimmer. Als Richard aufblickte, sah er eben das Mädchen aus der Thür verschwinden, der Magister wurde vom Gefängnißwärter abgeführt. — — „Ein gescheutes Rackerchen, diese Franziska," sagte der Bürgermeister, indem er das sauber abgefaßte Protokoll durch seine Namensunterschrift vollzog. „Schade, daß sie nichts in bonis hat; wir wissen nicht recht, wohin mit ihr; für den gewöhnlichen Mägdedienst hat sie zu viel, für eine höhere Stellung zu wenig gelernt."

Sein Gast war im Zimmer auf und ab gegangen. „Freilich, ein anziehendes Köpfchen!" sagte er; aber seine Worte klangen tonlos, als sei in der Tiefe die Seele noch mit Anderem beschäftigt.

„Hmm, Richard," fuhr der Bürgermeister, seine Acten zusammenbindend, fort, „da stimmst Du mit unserem Physikus; er meint — er hat mitunter solche Einfälle — die Augen seien ein halbes Dutzend Jahre älter, als das Mädchen selbst."

„Und wer ist jetzt ihr Vormund, Fritz?"

„Ihr Vormund? — Sie hat keine Verwandten; wir hatten augenblicklich keinen Andern; es ist der Schustermeister an der Hafenecke; seit Beginn der Untersuchung wohnt sie auch bei ihm."

— — Eine Stunde später sah man den Gast des Bürgermeisters aus einem

kleinen Hause an der Hafenecke treten und durch eine gegenüberliegende Straße aus der Stadt hinaus schreiten.

Draußen vor den letzten Häusern hielt ein offener Wagen. Ein großer, löwengelber Hund, den der auf dem Kutschersitze nickende Postillon an der Leine hatte, riß sich los und sprang, freudewinselnd und mit der mächtigen Ruthe den Staub der Straße peitschend, dem Kommenden entgegen.

„Leo, mein Hund, bist Du da? Ja, ich komme, ich komme schon!“ Ein lebensfroher Ton klang aus diesen Worten, unter denen der Hund die Liebkosungen seines Herrn entgegennahm.

Vor ihnen, im hellsten Sonnenscheine breitete sich ein weites Tiefland aus, zu dem in Wellenlinien sich der Weg hinuntersenkte. Bald saß der Wanderer auf dem Wagen, und während der Hund in großen Sätzen nebenher sprang, rollte das Gefährte in den jungen Frühling hinaus, der blauen Waldferne zu, die in kaum erkennbaren Zügen den Horizont begrenzte.

Oben in den Eichbäumen, die vor dem Kruge des Dorfes Föhrenschwarzeck standen, lärmten die Elstern, welche ihr Nest gegen zwei rothbrüstige Thurmfalken zu vertheidigen suchten; die Gäste in der Schenkstube konnten kaum ihr eigenes Wort verstehen.

„Weiß der Henker!“ rief der Krämer aus dem Nachbarstädtchen, der eben mit dem gegenübersitzenden Wirthe sein Quartalgeschäft gemacht hatte, „was Euch hier alles für Raubzeug um die Ohren fliegt! Dürfen denn auch die Falken nicht geschossen werden, Inspector?“

Der alte graubärtige Mann in brauner Joppe, an den diese Worte gerichtet waren, nahm mit der kleinen Messingzange eine Kohle aus dem auf dem Tische stehenden Becken, legte sie auf seine eben gestopfte kurze Pfeife und sagte dann, während er inmittelst die ersten Dampfwolken stoßweise über den Tisch blies: „Ich weiß nicht, Pfeffers, ich bin nicht für die Falken; da müßt Ihr den neuen Förster fragen.“ Er schien, obschon es noch in der Morgenfrühe war, schon weit im Feld umher gewesen und nur zu kurzer Rast hier eingekehrt zu sein; denn die hellen Schweißperlen standen noch auf seiner Stirn und seinen Strohhut hatte er vor sich auf dem Schooße liegen.

„Ein neuer Förster?“ fragte der Krämer. „Wo habt Ihr den denn her bekommen?“

„Weiß nicht genau,“ erwiderte der Alte; „da droben aus dem Reich, mein' ich; aber schießen kann er, wie gehext, und auf die Dirnen ist er, wie der Teufel!“

„Oho, Casper-Ohm! Da nehmt nur Eure Ann-Margreth in Obacht!“

„Wird sich schon selber wehren, Pfeffers,“ meinte der Wirth.

Aber der Krämer hatte noch mehr zu fragen. „Hmm, Inspector!“ sagte er, „Ihr bekommt ja allerlei Neues in Euren Wald; Eure Herren müssen auf einmal ganz umgängliche Leute geworden sein! Habt Ihr denn wirklich den alten „Narrenkasten“ an einen Fremden, an einen ganz landfremden Mann vermiethet?“

„Diesmal trefft Ihr in's Schwarze, Pfeffers,“ sagte der Alte, indem er einen ungeheuren, roh gearbeiteten Schlüssel aus der Seitentasche seiner Joppe

hervorzog; „ein Paar Wagen mit Ingut sind schon gestern aus- und eingepackt worden; hab' des Teufels Arbeit damit gehabt, und muß auch jetzt wieder hin, um Fenster aufzusperren und nach dem Rechten zu sehen; meinen Phylax hab' ich gestern Abend hinter die hohe Hofmauer gesperrt, damit doch eine vernünftige Creaturenseele bei all' den Siebensachen über Nacht bliebe."

„Und woher ist dieser Miethsmann denn gekommen?" fragte der Krämer wieder.

„Weiß nicht, Pfeffers, kümmert mich auch nicht," erwiderte der Alte; „kann's selbst nicht klein kriegen. Aber der Herr soll ein Botanicus sein; dergleichen Schlages liebt ja auch Alles, was wild zusammenwächst."

Der Wirth, der inzwischen seine mit Kreide auf die Tischplatte geschriebene Abrechnung mit dem Krämer noch einmal revidirt hatte, beugte sich jetzt vor und sagte, seine Stimme zu vertrautem Flüstern dämpfend, obgleich Niemand außer den Dreien im Zimmer war: „Wißt Ihr noch, vor Jahren, als in den Blättern so viel von der großen Studentenverschwörung geschrieben wurde, als sie die Könige all' vom Leben bringen wollten, — da soll er mit dabei gewesen sein!"

Der Krämer ließ einen langgezogenen Pfiff ertönen. „Da liegt's, Inspector!" sagte er, „ich weiß, Ihr hört's nicht gern; aber die Junker, wenn sie jung sind, haben schon mitunter solche Mucken; Euer Junker Wolf ist ja derzumalen auch bei dem Wartburgstanze mit gewesen."

Der Alte sagte nichts darauf; aber der Wirth wußte noch Weiteres zu erzählen, als wenn seine klugen Elstern ihm's von allen Seiten zugetragen hätten. — Hier aus der Gegend sollte der Fremde sein; aber drüben bei den Preußen hatte man ihn jahrelang in einem dunkeln Kerkerloch gehalten; weder die Sonne, noch die Sterne der Nacht hatte er dort gesehen; nur der qualmige Schein einer Thranlampe war ihm vergönnt gewesen; dabei hatte er ohne Kunde, ob Morgen oder Mitternacht, Tag aus, Tag ein, gesessen und viele dicke Bücher durchstudirt.

„Aber, Casper-Ohm," sagte der Krämer und hielt dem Wirthe seine offene Tabaksdose hin, „Ihr seid doch nicht etwa wieder in einen Grenzproceß verzwirnet?"

„Ich? Wie meint Ihr das, Pfeffers?"

„Nun, ich dachte, Ihr wärt wieder einmal in der Stadt bei dem Winkeladvocaten, dem Actuariatsschreiber gewesen, bei dem man für die Kosten die Lügen scheffelweis drauf zu bekommt."

Casper-Ohm nahm die dargebotene Prise. „Ja, ja, Pfeffers," sagte er, einen Blick durch's Fenster werfend, „wenn sie einen nicht in Frieden leben lassen! Hört einmal, wie da die armen Heisters schreien!"

„Freilich, Casper-Ohm. Aber wie ging's denn weiter mit dem Herrn Botanicus?"

„Mit dem? — Nun, glaubt es oder nicht! Eines Tages ist er plötzlich zu Hause angekommen; aber es ist für ihn doch immer noch zu früh gewesen; denn als er mit seinen blinden Augen über die Straße stolpert, wird er von einer Carriole zu Boden gefahren, die eben lustig über das Pflaster rasselt."

„Das verdammte Gejage!“ rief der Krämer.

„Ja, ja, Pfeffers; Ihr kennt das nicht, Ihr seid ein lediger Mensch; aber der Herr und die feine Dame, die darin saßen, konnten nicht zwischen die Pferdeohren hindurch sehen; sie hatten zu viel an ihren eigenen Augen zu beobachten.“

„Und hatte er denn Schaden genommen, der arme Herr?“

„Nein, Pfeffers, nein, das nicht! Aber es ist seine eigene Frau gewesen, die Dame, die mit dem Baron in der Carriole saß.“

Der Krämer ließ wieder seinen langen Pfiff ertönen. „Das ist 'ne Sache; so ist er verheirathet gewesen, als die Preußen ihn gefangen haben! Nun, die Frau wird er wohl nicht mit sich bringen!“

„Sollte man nicht glauben,“ meinte Casper-Ohm; „denn er soll sich's noch einen meilenlangen Proceß haben kosten lassen, um nur den Kopf aus diesem Eheknoten frei zu kriegen.“

„Und der Baron, was ist mit dem geworden?“

„Den Baron, Pfeffers? Den hat er todtgeschossen; und dann ist er in die weite Welt gegangen, um sich all' den Verdruß an den Füßen wieder abzulaufen. Nein, Freundchen, die feine Dame wird er wohl nicht mit her bringen, aber die alte taube Wieb Lewerenz aus Eurer Stadt, und das ist auch eine gute Frau. Sie hat ihren Dienst als Waisenmutter quittirt und kommt nun auf ihre alten Tage in den Narrenkasten.“

Der Inspector war inzwischen aufgestanden. „Schwatzt Ihr und der Teufel!“ sagte er, indem er lachend auf die beiden Andern herabsah; dann trank er sein Glas aus und schritt, den schweren Schlüssel in der Hand, zur Thür hinaus.

— — Unter dem Eichbaum durch, auf welchem der Falke von dem indeß eroberten Neste auf ihn herabsah, ging er aus dem Gehöfte auf den Weg hinaus, welcher hier, vom Nordende des Dorfes, zwischen dicht mit Haselnußbüschen bewachsenen Wällen auf die Hauptlandstraße hinausführte. Schon auf der Mitte desselben aber bog er durch eine Lücke des Walles nach Links in einen Fußweg ein; in der schon drückenden Sonne schritt er auf diesem über einige grüne, wellenförmig sich erhebende Saatfelder einer mit Eichenbusch besetzten Moorstrecke zu, hinter welcher in breitem Zuge und noch von dem bläulichen Duft des Morgens umgeben, ein aus Eichen und stattlichen Buchen gemischter Laubwald seine weichen Linien gegen den blauen Himmel abzeichnete. Der Alte trocknete mit seinem Tuch den Schweiß sich von der Stirn, als er endlich in diese kühlen Schatten eintrat; über ihm aus einer hohen Baumkrone schmetterte eine Singdrossel ihren Gesang in's weite Land hinaus.

Ein Viertelstündchen mochte er so gewandert sein und der ihn umgebende Laubwald hatte inzwischen einem Tannenforste Platz gemacht, als sich, aus einem Seitensteige kommend, zwei andere Wanderer zu ihm gesellten.

„Geht's denn recht hier nach dem Narrenkasten?“

Ein Bauernbursche fragte es, der einem zwar einfach, aber städtisch gekleideten Mädchen ihren Koffer nachtrug.

Der Alte nickte. „Ihr könnt nur mit mir gehen.“

„Aber ich will zum Waldwinkel,“ sagte das Mädchen.

„Wird wohl auf Eins hinauslaufen. Wenn Sie im Waldwinkel was zu bestellen haben, so ist's schon richtig hier."

„Ich gehöre dort zum Hause," erwiderte sie.

Der Alte, der bisher seinen Weg ruhig fortgesetzt hatte, wandte sich nach ihr zurück und seine Augen blickten immer munterer, während er sich das junge Wesen ansah. „Nun," sagte er, „die Frau Lewerenz hätte ich mir, so zu verstehen, um ein Paar Jährchen älter vorgestellt."

Aber das Mädchen schien für solche Späße wenig eingenommen. Sie sah ihn mit ihren grauen Augen an und sagte: „Ich heiße Franziska Fedders. Die Frau Lewerenz wird mit dem Herrn schon dort sein."

„Da irren Sie denn doch, Mamsellchen," meinte der Alte, indem er mit der einen Hand vor ihr den Hut zog und mit der andern ihr den großen Schlüssel zeigte; „die Herrschaft kommt erst heute Abend; aber Einlaß sollen Sie drum doch schon bekommen."

Sie stutzte; aber nur einen Augenblick ruhte der Zeigefinger an der Lippe. „Es ist gut," sagte sie, „es paßte nicht anders mit dem Fuhrmann; lassen Sie uns gehen, Herr Inspector!"

Und so wanderten sie auf dem schattigen, mit trockenen Tannennadeln bestreuten Steige mit einander fort; immer riesiger wurden die Föhren, die zu beiden Seiten aufstiegen und ihre Zweige über sie hinstreckten. Plötzlich öffnete sich das Dickicht; eine mit Wiesenkräutern bewachsene, muldenartige Vertiefung, gleich dem Bette eines verlassenen Flusses, zog sich quer zu ihren Füßen hin, während jenseits auf der Höhe wiederum ein Eichen- und Buchenwald seine Laubmassen ausbreitete. Nur ihnen gegenüber zeigte sich eine Lücke, durch welche man bis zum Horizont auf ein braunes Haideland hinausblickte. Zur Linken dieser Durchsicht aber, mit der andern Seite sich hart an den Wald hinandrängend, ragte ein altes Backsteingebäude, das durch sein hohes Dach ein fast thurmartiges Aussehen erhielt; eine Mauer, über welcher nur die vier Fenster des oberen Stockwerks sichtbar waren, trat, von den beiden Ecken der Fronte auslaufend, in ovaler Rundung fast an den Rand der Wiesenmulde hinaus.

Der Alte, der während des Gehens Franziska von seinen Einzugsmühen unterhalten hatte, war stehen geblieben und wies schweigend nach dem mit schwerem Metallbeschlag bedeckten Thore, das sich gegenüber in der Mitte der Mauer zeigte. Oberhalb desselben in einer Sandsteinverzierung befand sich eine Inschrift, deren einst vergoldete Buchstaben bei dem scharfen Sonnenlichte auch aus der Ferne noch erkennbar waren. „Waldwinkel" buchstabirte Franziska.

„Oho, Phylax!" rief der Inspector. „Hören Sie ihn, Mamsellchen; er hat schon meinen Schritt erkannt!"

Aus dem verschlossenen Hofe drüben hatte sich das Bellen eines Hundes hören lassen; zugleich erhob sich von einem Eichenaste, der aus dem Walde auf das Dach hinüberlangte, ein großer Raubvogel und kreiste jetzt, seinen wilden Schrei ausstoßend, hoch über dem einsamen Bauwerk.

Sie waren indeß auf der kaum noch sichtbaren Fortsetzung des Waldsteiges in die Wiesenmulde hinabgegangen. Die nach Süden gelegene Frontseite des immer näher vor ihnen aufsteigenden Gebäudes war von der Sonne hell be-

leuchtet, sogar an den Drachenköpfen der Wasserrinnen, welche unterhalb des Daches gegen den Wald hinausragten, sah man die Reste einstiger Vergoldung schimmern. Von den beiden Wetterfahnen, mit welchen an den Endpunkten die kurze First des Daches geziert war, hatte die eine sich fast ganz im grünen Laub versteckt, während die andre sich regungslos am blauen Himmel abzeichnete.

Und jetzt war das jenseitige Ufer erstiegen, und der Inspector hatte den schweren Schlüssel in dem Bohlenthore umgedreht.

Ein schattiger, mit Steinplatten ausgelegter Hof empfing sie, während der Pudel mit Freudensprüngen an seinem Herrn emporstrebte. — Zur Linken des Eingangs war ein steinerner Brunnen, neben dem ein augenscheinlich neu angefertigter mit Wasser gefüllter Eimer stand; an der Mauer des Hauses, an welcher eben der Sonnenschein hinabrückte, wucherten hohe, mit Knospen übersäete Rosenbüsche; die zu beiden Seiten der Hausthür auf den Hof gehenden Fenster wurden fast davon bedeckt. „Der alte Herr," sagte der Inspector, „hat sie selber noch gepflanzt."

Dann traten sie über ein paar Stufen in das Haus. — Zur Linken des Flurs lag die Küche; zur Rechten ein einfensteriges Zimmer, dessen Ausrüstung schon die künftige Bewohnerin erkennen ließ. Zwar das hohe Bettgerüst dort entbehrte noch des Umhangs wie des schwellenden Inhalts; aber in der Ecke standen Spinnrad und Haspel und über der altfränkischen Commode hing ein desgleichen Spiegelchen, hinter welchem nur noch die kreuzweis aufgesteckten Pfauenfedern fehlten. „Also, das ist nicht Ihr Zimmer, Mamsellchen!" sagte der Alte, noch einmal einen Scherz versuchend.

Als er keine Antwort erhielt, deutete er auf seinen Pudel, der lustig die zum obern Stockwerk führende Treppe hinaufsprang. „Folgen wir ihm," sagte er; „dort hinten sind nur noch die Vorrathskammern!"

Oben angekommen, schloß er die Thür zu einem mäßig großen Zimmer auf, das bis auf die Vorhänge völlig eingerichtet schien. Die beiden Fenster, mit denen es über die Wiesenmulde auf den Tannenwald hinaussah, waren die mittleren von den vieren, welche sie von drüben aus erblickt hatten. Vor dem zur Linken stand ein weich gepolsterter Ohrenlehnstuhl, an der Seitenwand des andern ein Schreibtisch mit vielen Fächern und Schiebladen; neben diesem, bereits im Ticktack ihren Pendel schwingend, hing eine kleine Kukuksuhr, wie sie so zierlich weit droben im Schwarzwalde verfertigt werden. Eine altmodische, aber noch wohl erhaltene Tapete, mit roth und violett blühendem Mohn auf dunkelbraunem Grund, bekleidete die Wände.

Schweigend, aber aufmerksam betrachtete Franziska Alles, während sie dem Alten die Fensterflügel öffnen half.

Zu jeder Seite dieses Blumenzimmers und durch eine Thür damit verbunden, lag ein schmäleres; beide nur mit einem Fenster auf den Tannenwald hinausgehend. In dem zur Linken befanden sich außer einigen Stühlen nur noch ein eisernes Feldbett und ein paar hohe Reisekoffer. Franziska warf nur einen flüchtigen Blick hinein, während ihr Führer schon die Thür des gegenüberliegenden geöffnet hatte.

„Und nun giebt's was zu lesen!" rief dieser. „Der Herr Doctor ist selbst hier außen gewesen und hat einen ganzen Tag da drinn' gesessen."

Und wirklich, es war eine stattliche Hausbibliothek, die hier in sauberem Einband auf offenen Regalen an den Wänden aufgestellt war. Aber während das Mädchen einen Band von Okens Isis herauszog, der ihr aus des Magisters Pensionat bekannt war, hatte der Alte dem Fenster gegenüber schon eine weitere Thür erschlossen.

Das Zimmer, in welches sie hineinführte, lag gegen Westen und im Gegensatz zu den sonnigen Räumen der Vorderseite noch in der Schatten-Dämmerung des unmittelbar daran grenzenden Waldes.

„Sie müssen nicht erschrecken, Mamsellchen," sagte der Alte, indem er auf ein Eisengitter zeigte, womit das einzige Fenster nach Außen hin versehen war. „Es ist kein Gefängniß, sondern auch nur so eine Liebhaberei vom alten Herrn gewesen."

„Ich erschrecke nicht so leicht;" sagte das Mädchen, indem sie, ihm nach, über die Schwelle trat.

„Nun, so wollen wir den Burschen Ihr Gepäck heraufbringen lassen; denn dort das Bettchen und das Jungfernspiegelchen hier auf der Commode werden doch wohl für Sie dahin beordert sein."

Als Franziska ihre Sachen in Empfang genommen und den Burschen abgelohnt hatte, meinte der Alte: „Und jetzt, Mamsellchen, werd' ich Sie in's Dorf zurück begleiten; es ist zwar ein Stündchen Wandern, aber einen guten Eierkuchen wird Ihnen Caspers Marg'reth schon zu Mittag backen, und gegen Abend wird der Herr Doctor dort zu Wagen einkehren, um von mir den Schlüssel in Empfang zu nehmen."

Allein das Mädchen schüttelte den Kopf. „Ich bin nun einmal hier; zu essen hab' ich noch in meiner Reisetasche."

Der Alte rieb sich das bärtige Kinn mit seiner Hand. „Aber ich werde Sie einschließen müssen; ich muß dem Herrn Doctor selbst den Schlüssel überliefern."

„Schließen Sie nur, Herr Inspector!"

„Hmm! — Soll ich Ihnen auch den Phylax hier lassen?"

„Den Phylax? Weshalb das? Da könnt's am Ende doch noch auf eine Hungersnoth hinauslaufen."

„Nun, nun, ich dachte nur, er ist so unterhaltsam."

„Aber ich habe keine lange Weile."

„Ja, ja; Sie haben Recht."

„Also, Herr Inspector."

„Also, Mamsellchen, soll ich schließen?"

Sie nickte ernsthaft; dann, ruhig mit ihm hinabschreitend, begleitete sie den Alten auf den Hof hinab. Als dieser aber aus der Ringmauer hinausgetreten und das schwere Thor hinter ihr abgeschlossen war, flog sie behende in das Haus zurück. Mit dem Kopf an den Fensterbalken lehnend, blickte sie droben vom Wohnzimmer aus dem Fortgehenden nach, der eben durch die Kräuter an der jenseitigen Höhe emporschritt. Als er nebst seinem Hunde

drüben zwischen den Föhren verschwunden war, trat sie in die Mitte des Zimmers zurück; sie erhob ihre kleine Gestalt auf den Zehen, athmete tief auf, und langsam um sich blickend, drückte sie beide Hände auf ihr Herz. Ein zufriedenes Lächeln flog über das in diesem Augenblicke besonders scharf gezeichnete Gesichtchen.

Gleich darauf ging sie durch die Bibliothek in ihre Kammer, wohin nun auch der Sonnenschein den Weg gefunden hatte. Vor den Spiegel tretend, löste sie ihre schweren Flechten, daß das dunkelblonde Haar wie Wellen an ihr herabfluthete. So kniete sie vor ihrem Koffer hin, kramte zwischen ihren Habseligkeiten und räumte sie in die leeren Schubladen der Commode. Ein Kästchen mit Saftfarben, Pinseln und Zeichenstiften, einige Blätter mit nicht ungeschickten Blumenmalereien waren dabei auch zum Vorschein gekommen. Als Alles geordnet war, flocht sie sich das Haar auf's Neue und kleidete sich dann so zierlich, als der mitgebrachte Vorrath es nur gestatten wollte.

Wie beiläufig hatte sie inzwischen ein Paar Butterbrödchen aus ihrer Reisetasche verzehrt; jetzt, als müsse sie innerhalb dieser Mauern jedes Fleckchen kennen lernen, schlüpfte sie auf leichten Füßen noch einmal durch das ganze Haus; durch alle Zimmer, in die Küche, in den von dort hinabführenden Keller; dann stieg sie auf einer bald von ihr erspähten Treppe auf den Hausboden, über welchem hoch und düster sich das Dach erhob. Es huschte etwas an ihr vorbei, es mochte ein Iltis oder ein Marder gewesen sein; sie achtete nicht darauf, sondern tappte sich nach einer der insgesammt geschlossenen Luken und rüttelte daran, bis sie aufflog. Es war die Hinterseite des Daches, und unter ihr unabsehbar dehnte sich die Haide aus, immer breiter aus dem Walde herauswachsend.

Hier in dem dunkeln Rahmen der Dachöffnung kauerte sie sich nieder; nur ihre grauen Falkenaugen schweiften lebhaft hin und her, bald zur Seite über die in der Mittagsgluth wie schlummernd ruhenden Wälder, bald hinab auf die kargen Räderspuren, welche über die Haide zu der so eben von ihr verlassenen Welt hinausliefen.

In der Zeit, die hierauf folgte, erfuhr das Wild in der Umgebung des „Narrenkastens“ eine ihm dort ganz ungewohnte Beunruhigung in der Stille seines Sommerlebens. Aus den Kräutern der jungen Tannenschonung springt plötzlich der Hirsch empor und stürmt, nicht achtend seines knospenden Geweihes, in das nahe Waldesdickicht; draußen im Moorgrund fliegen zwei stahlblaue Birkhähne gluckſend in die Höhe, die seit Jahren hier unbehelligt ihre Tänze aufführen durften; selbst Meister Reineke bleibt nicht ungestört.

In einem alten Riesenhügel hat er sein Malepartus aufgeschlagen und sitzt jetzt in der warmen Mittagssonne vor einem seiner Ausgänge, bald behaglich nach den über der Haide spielenden Mücken blinzelnd, bald auf seine jungen Füchslein schauend, die um ihn her ihre ersten Purzelbäume versuchen. Da plötzlich streckt er den Kopf und bewegt horchend seine spitzen Ohren; drüben vom Saum des Buchenwaldes hat die Luft einen ungehörigen Laut ihm zugetragen.

Einige Minuten später schreitet ein nicht mehr junger, aber kräftiger Mann

über die Haide; ein großer, löwengelber Hund springt ihm voraus und steckt die Schnauze in den Eingang des Hünengrabes, durch welchen kurz vorher der Fuchs und seine Brut verschwunden sind; doch sein Herr ruft ihn zurück, und er gehorcht ihm augenblicklich. Sie kommen eben aus dem Walde; jetzt schreiten sie weiter über die Haide; bald werden sie zusammen dort den Sumpf durchwaten. Sie sind unzertrennlich, sie thun das alle Tage; aber die Thiere brauchen sich vor ihnen nicht zu fürchten; denn der Hund hat nur Augen für seinen Herrn und dieser nur für die stille Welt der Pflanzen, welche, einmal aufgefunden, seiner Hand nicht mehr entfliehen können; heute sind es besonders die Moose und einige Zwergbildungen des Binsengeschlechts, die er unbarmherzig in seine grüne Kapsel sperrt.

Mitunter geht auch ein Mädchen an seiner Seite; doch dies geschieht nur selten und bei kürzeren Wanderungen. Meistens ist sie drüben an der Wiesenmulde, hinter den hohen Mauern des „Waldwinkels“; dort geht sie in Küch' und Keller einer alten Frau zur Hand, deren gutmüthiges Gesicht schon durch die Einförmigkeit seines Ausdrucks eine langjährige Taubheit verrathen würde, wenn dies nicht noch deutlicher durch ein Hörrohr geschähe, das sie wie ein Jägerhörnchen am Bande über der Schulter trägt. Das Mädchen weiß, daß die Alte einst die Wärterin ihres jetzigen Herrn gewesen ist; sie zeigt sich ihr überall gefällig und sucht ihr Alles an den Augen abzusehen. — Anders steht sie mit dem Herrn selber; er hat keinen Blick wieder von ihr erhalten, wie damals in der Gerichtsstube, als er der Actuar des Bürgermeisters war, so ungeduldig er auch oft darauf zu warten scheint. Zuweilen, wenn sie nach dem Mittagstische die Zimmer oben geordnet hat, was stets mit pünktlicher Sauberkeit geschieht, sitzt sie auch wohl am Fenster des kleinen Bibliothekzimmers und malt auf bräunliche Papierblättchen eine Rispe oder einen Blüthenstengel, den der Doctor allein oder sie mit ihm aus der Wildniß draußen heimgebracht hat. Dieser selbst steht dann oft lange neben ihr und blickt schweigend und wie verzaubert auf die kleine, regsame Hand.

So war es auch eines Nachmittags, da schon manche Woche ihres Zusammenlebens hingeflossen war. Er hatte einen Strauß aus Wollgras und gesterntem Bärenlauch vor ihr zurecht gelegt, und sie war emsig beschäftigt, ihn auf's Papier zu bringen. Mitunter hatte er ein kurzes Wort zu ihr gesprochen, und sie hatte ebenso, und ohne aufzublicken, ihm geantwortet.

„Aber sind Sie denn auch gern hieher gekommen?“ fragte er jetzt.

„Gewiß! Weshalb denn nicht? Bei dem Schuster roch das ganze Haus nach Leder; und Bettelleute waren es auch.“

„Bettelleute? — Weshalb sprechen Sie so hart, Franziska?“ — Es schien, als wenn er ihr zu zürnen suche; aber er vermochte es schon längst nicht mehr. Eine Weile ließ er seine Augen auf ihr ruhen, während sie eifrig an einem Blättchen fortschattirte; als keine Antwort erfolgte, sagte er: „Ich bin kein Bettelmann, aber einsam ist es hier für Sie.“

„Das hab' ich gern;“ erwiderte sie leise und tauchte wieder den Pinsel in die Farbe.

Neben ihr auf dem Tische lagen mehrere fertige Blättchen; er nahm eines

derselben, auf dem eine Blüthe der Cornus suecica gemalt war, und schrieb mit Bleistift darunter:

Eine andre Blume hatt' ich gesucht —
Ich konnte sie nimmer finden;
Nur da, wo Zwei beisammen sind,
Taucht sie empor aus den Gründen.

Er hatte das so beschriebene Blatt vor sie hin gelegt; aber sie warf nur einen raschen Blick darauf und schob es dann, ohne aufzusehen, wieder unter die andern Blätter, indem sie sich tief auf ihre Zeichnung bückte.

Noch eine Weile stand er neben ihr, als könne er nicht fort; da sie aber schweigend in ihrer Arbeit fortfuhr, so pfiff er seinem Hunde und schritt mit diesem in den Wald hinaus.

Es war ihm seltsam ergangen mit dem Mädchen. In augenblicklicher Laune, fast gedankenlos hatte er sie in den Kreis seines Lebens hineingezogen; eine Zuthat nur, eine Bereicherung für die einförmigen Tage hatte sie ihm sein sollen; — und wie anders war es nun geworden! Freilich, die alte Frau Wieb, für die trotz ihrer Taubheit die Welt kein störendes Geheimniß barg, vermochte es nicht zu sehen; aber selbst der löwengelbe Hund sah es, daß sein Herr in den Bann dieses fremden Kindes gerathen, daß er ihr ganz verfallen sei; denn mehr wie je drängte er sich an ihn und blickte ihn mit fast vorwurfsvollen Augen an.

Lange waren sie zweck- und ziellos mit einander umhergestreift; jetzt, da schon die Dämmerung in den Wald herabsank, lagerten Herr und Hund unweit des Fußsteiges unter einem großen Eichenbaum, in dem um diese Zeit die Nebelkrähen sich zu versammeln pflegten, bevor sie zu ihren stillen Schlafplätzen flogen.

Der Doctor hatte den Kopf gegen einen moosbewachsenen Granitblock gelehnt, auf dem Franziska sich einige Male ausgeruht, wenn sie mit ihm von einem Ausfluge hier vorbeigekommen war. Seine Augen blickten in das Geäst des Baumes über ihm, wo Vogel um Vogel niederrauschte, wo sie durch einander hüpften und krächzten, als hätten sie die Chronik des Tages mit einander festzustellen; aber die schwarzgrauen Gesellen kümmerten ihn im Grunde wenig; durch seine Phantasie ging der leichte Tritt eines Mädchens, desselben, deren müde Füßchen noch vor Kurzem an diesem Stein herabgehangen hatten, gegen den er jetzt seinen grübelnden Kopf drückte.

Was hatte eine Bethörung über ihn gebracht, wie er sie nie im Leben noch empfunden hatte? — Alles Andere, was er ein halbes Leben lang wie ein unerträgliches Leid mit sich umhergeschleppt, es war wie ausgelöscht, er begriff es fast nicht mehr. War es nur der Taumel, nach einem letzten Jugendglück zu greifen? Oder war es das Geheimniß jener jungen Augen, die mitunter plötzlich in jähe Abgründe hinabzublicken schienen? — So Manches hatte er an ihr bemerkt, das seinem Wesen widersprach; es blitzten Härten auf, die ihn empörten, es war eine Selbstständigkeit in ihr, die fast verachtend jede Stütze abwies. Aber auch das ließ ihm keine Ruhe; es war ein Feindseliges, das

ihn zum Kampf zu fordern schien, ja, von dem er zu ahnen glaubte, es werde, wenn er es bezwungen hätte, mit desto heißeren Liebeskräften ihn umfangen.

Er war aufgesprungen; er streckte die Arme mit geballten Fäusten in die leere Luft, als müsse er seine Sehnen prüfen, um sogleich auf Leben und Tod den Kampf mit der geliebten Feindin zu bestehen.

Ueber ihm in der Eiche rauschten noch immer die Vögel durch einander; da schlug der Hund an, und die ganze Schaar erhob sich mit lautem Krächzen in die Luft. Aber aus dem Walde hörte er ein anderes Geräusch; kleine, leichte Schritte waren es, die eilig näher kamen, und bald gewahrte er zwischen den Baumstämmen das Flattern eines Frauenkleides. Er drückte die Faust gegen seine Brust, als könnte er das rasende Klopfen seines Blutes damit zurückdrängen.

Athemlos stand sie vor ihm.

„Franziska!" rief er. „Wie blaß Sie aussehen!"

„Ich bin gelaufen," sagte sie, „ich habe Sie gesucht."

„Mich, Franziska? Es wird schon dunkel hier im Walde."

Sie mochte die Antwort, nach der ihn dürstete, in seinem Antlitz lesen; aber sie sagte einfach — und es war der Ton der Dienerin, welche ihrem Herrn eine Bestellung ausrichtet: „Es ist Jemand da, der Sie zu sprechen wünscht."

„Der mich zu sprechen wünscht, Franziska?"

Sie nickte. „Es ist der Vormund, der Schuster," sagte sie beklommen, und ihr Gesichtchen zuckte, als fühle sie das Pech an ihren Fingern.

„Ihr Vormund! Was kann der nur von mir wollen?"

„Ich weiß es nicht; aber ich habe Angst vor ihm."

„So kommen Sie, Franziska!"

Und rasch schritten sie den Weg zurück.

— — Es war ein untersetztes Männlein mit wenig intelligentem, stumpfnasigem Antlitz, das in dem Stübchen der Frau Lewerenz auf sie gewartet hatte. Richard führte ihn nach dem Wohnzimmer hinauf, wohin Franziska schon vorangegangen war.

„Nun, Meister, was wünschen Sie von mir?" sagte er, indem er sich auf dem Sessel vor seinem Schreibtisch niederließ.

Der Handwerker, der trotz des angebotenen Stuhles wie verlegen an der Thüre stehen blieb, brachte zuerst in ziemlicher Verworrenheit einige Redensarten vor, mit denen er die Veranlassung seines heutigen Besuches zum Voraus zu entschuldigen suchte. Endlich aber kam er doch zur Hauptsache. Ein alter Bäckermeister, reich, — sehr reich und ohne Kinder, wollte Franziska zu sich nehmen; er hatte fallen lassen, daß er sie sogar in seinem Testament bedenken werde, wenn sie treulich bei ihm aushalte; für ihn, den Vormund, sei es Gewissenssache, ein solches Glück für seine Mündel nicht von der Hand zu weisen.

Richard hatte, wenigstens scheinbar, geduldig zugehört. „Ich muß Ihre Fürsorglichkeit anerkennen, Meister," sagte er jetzt, indem er gewaltsam seine Erregung unterdrückte; „aber Franziska wird nicht schlechter gestellt sein in meinem Hause; ich bin bereit, Ihnen die nöthigen Garantien dafür zu geben."

Der Mann drehte eine Weile den Hut in seinen Händen. „Ja," sagte er endlich, „es wird denn doch nicht anders gehen."

„Und weßhalb denn nicht?“

Er erhielt keine Antwort; der Angeredete blickte mürrisch auf den Boden.

Das Mädchen hatte während dieser Verhandlung laut- und regungslos am Fenster gestanden. Als Richard jetzt den Kopf zurückwandte, sah er ihre großen grauen Augen weit geöffnet; angstvoll, in flehender Hingebung, alles Sträuben von sich werfend, blickte sie ihn an.

„Franziska!“ murmelte er. Einen Augenblick war es todtenstill im Zimmer.

Dann wandte er sich wieder an den Vormund; sein Herz schlug ihm, daß er nur in Absätzen die Worte hervorbrachte. „Sie verschweigen mir den wahren Grund, Meister,“ sagte er; „erklären Sie sich offen, wir werden schon zusammen fertig werden.“

Der Andre erwiderte nur: „Ich habe nichts weiter zu erklären.“

Franziska, die mit vorgebeugtem Kopf und offenem Munde den Beiden zugehört hatte, war hinter des Doctors Stuhl getreten. „Soll ich den Grund sagen, Vormund?“ fragte sie jetzt; und aus ihrer Stimme klang wieder jener schneidende Ton, der wie ein verborgenes Messer daraus hervorschoß.

„Sagen Sie, was Sie wollen,“ erwiderte der Handwerker, seine Augen trotzig auf die Seite wendend.

„Nun denn, wenn Sie es selbst nicht sagen wollen, — der Bäckermeister hat eine Hypothek auf Ihrem Hause; ich weiß, Sie werden jetzt von ihm gedrängt!“

Richard athmete auf. „Ist dem so?“ fragte er.

Der Mann mußte es bejahen.

„Und wie hoch beläuft sich Ihre Schuld?“

Es wurde eine Summe angegeben, die für die Verhältnisse eines kleinen Handwerkers immerhin beträchtlich war.

„Nun, Meister,“ erwiderte Richard rasch; aber bevor er seinen Satz vollenden konnte, fühlte er wie einen Hauch Franziska's Stimme in seinem Ohr: „Nicht schenken! Bitte, nicht schenken!“ Und ebenso leise, aber wie in Angst, fühlte er seinen Arm von ihr umklammert.

Er besann sich; er hatte sie sofort verstanden.

„Meister,“ begann er wieder; „ich werde Ihnen das Geld leihen; Sie können es sofort erhalten und brauchen mir nur einen Schuldschein auszustellen. Verstehen Sie mich wohl — so lange Ihre Mündel sich in meinem Hause befindet, verlange ich keine Zinsen! Sind Sie das zufrieden?“

Der Mann hatte noch allerlei Bedenken, aber es war nur des schicklichen Rückzugs halber; nach einigem Hin- und Widerreden erklärte er sich einverstanden.

„So gedulden Sie sich einen Augenblick! Ich werde Ihnen den erforderlichen Auftrag an meinen Anwalt mitgeben.“

Franziska hatte sich aufgerichtet; Richard rückte seinen Sessel an den Schreibtisch. Man hörte die Feder kritzeln; denn die Hand flog, die jene Worte schrieb.

Rasch war der Brief versiegelt und wurde von begierigen Händen in Empfang genommen.

Gleich darauf hatte Richard den Mann zur Thür geleitet; Franziska stand noch an derselben Stelle. Wie gebannt, ohne sich zu rühren, blickten Beide auf

die Thür, die sich eben wieder geschlossen hatte, als käme es darauf an, sich der schwerfälligen Schritte zu versichern, die jetzt langsam die Treppe hinab verhallten. Einen Augenblick noch, und auch das Auf- und Zuschlagen der Hausthür und nach einer Weile das des Hofthores klang zu ihnen herauf.

Da wandte er sich gegen sie. „Komm!" sagte er leise und öffnete die Arme.

Es mußte laut genug gewesen sein; denn sie flog an seine Brust, und er preßte sie an sich, als müsse er sie zerstören, um sie sicher zu besitzen. „Franzi! Ich bin krank nach Dir; wo soll ich Heilung finden?"

„Hier!" sagte sie, und gab ihm ihre jungen rothen Lippen. — —

Ungehört von ihnen war die Zimmerthür zurückgesprungen; ein schöner, schwarzgelber Hundekopf drängte sich durch die Spalte, und bald schritt das mächtige Thier selbst fast unhörbar in das Zimmer. Sie bemerkten es erst, als es den Kopf an die Hüfte seines Herrn legte und mit den schönen braunen Augen wie anklagend zu ihm aufblickte.

„Bist Du eifersüchtig, Leo?" sagte Richard, den Kopf des Thieres streichelnd; „armer Kamerad, gegen die sind wir beide wehrlos."

— — Auch auf diesen Abend war die Nacht gefolgt. Auf der schwarzwälder Uhr hatte eben der kleine Kunstvogel zehn Mal unter Flügelschlagen sein „Kukuk" gerufen, und Richard holte den großen Schlüssel aus seiner Schlafkammer, um, wie jeden Abend, das große Hofthor abzuschließen.

Als unten auf dem Flur Franziska aus der Küche trat, haschte er im Dunkeln ihre Hand und zog sie mit sich auf den Hof hinab. Schweigend hing sie sich an seinen Arm. So blickten sie aus dem geöffneten Thor noch eine Weile in die Nacht hinaus.

Es stürmte; die Tannen sausten, hinter dem Wald herauf jagte schwarzes Gewölk über den bleichen Himmel; aus dem Dickicht scholl das Geheul des großen Waldkauzes. Das Mädchen schauderte. „Hu, wie das wüst ist!"

„Du, hast Du Furcht?" sagte er. „Ich dachte, Du könntest Dich nicht grauen."

„Doch! Jetzt!" Und sie drängte ihren Kopf an seine Brust.

Er trat mit ihr zurück und warf den schweren Riegel vor die Pforte; von oben aus den Fenstern fiel der Lampenschimmer in den umschlossenen Hof hinab. „Der nächtliche Graus bleibt draußen!" sagte er.

Sie lachte auf. „Und auch der Vormund!" raunte sie ihm in's Ohr.

Er nahm sie wie berauscht auf beide Arme und trug sie in das Haus. — Und auch hier drehte sich nun der Schlüssel, und wer draußen gestanden hätte, würde es gehört haben, wie auf diesen Klang der große Hund sich innen vor der Hausthür niederstreckte.

Bald war auch in den Fenstern oben das Licht erloschen, und das Haus lag wie ein kleiner dunkler Fleck zwischen unzähligen andern in der großen Einsamkeit der Waldnacht.

Franziska war mit dürftiger Kleidung in ihre neue Stellung eingetreten, und obgleich Richard bei seiner ersten Verhandlung mit dem Vormunde in dieser Beziehung alle Fürsorge auf sich genommen hatte, so war bei dem abwehrenden

Wesen des Mädchens doch noch kein Augenblick gekommen, in dem er Näheres hierüber hätte mit ihr reden mögen. Freilich war auch dies Gepräge der Armuth und die Scham, womit sie stets bemüht war, es zu verdecken, nur zu einem neuen Reiz für ihn geworden; ein süßes, schmerzliches Licht schien ihm bei solchen Anlässen von ihrem jungen, sonst ein wenig herben Antlitz auszustrahlen. — Jetzt aber durfte es so nicht länger bleiben.

Drei Meilen südlich von ihrem Waldhäuschen lag eine große Handelsstadt, und eines Morgens in der Frühe hielt draußen vor dem Thore ein leichter, wohlbespannter Wagen, um sie dorthin zu bringen. Leo war im Hinterhause eingesperrt worden. Frau Wieb, nachdem sie von Beiden noch einige freundliche Worte durch ihr Hörrohr in Empfang genommen hatte, nickte munter nach dem Wagensitz hinauf, und fort rollten sie über die holperigen Geleise der Haide in die Welt hinaus.

Auf halbem Wege waren sie in einem Dorfkruge abgestiegen. Als die Wirthin die bestellte Milch brachte, fragte sie, auf Richard zeigend: „Der Herr Vater nimmt doch auch ein Glas?"

„Freilich," wiederholte Franziska, „der Herr Vater nimmt das andre Glas." Mit übermüthiger Schelmerei blickte sie zu ihm hinauf.

Es war noch früh am Vormittage, als sie die große Stadt erreichten.

Zuerst wurde für die Oberkleider eingekauft; klare, feingeblümte Stoffe für die heißen, weiche, einfarbige Wollenstoffe für die kalten Tage. Die Anfertigung der Kleider wurde in demselben Geschäfte besorgt, und Franziska mußte mit einer Schneiderin in ein anliegendes Kabinet gehen, um sich die Maaße nehmen zu lassen. Zuvor aber waren von Richard, unter lebhafter Mißbilligung der Verkäufer, die einfachsten Schnitte zur Bedingung gemacht: „Für's Haus und für den Wald!" Und Franzi hatte die mitleidigen Blicke, womit die jungen Herren des Ladens sie über den Eigensinn des „Herrn Vaters" zu trösten suchten, ohne eine Miene zu verziehen, über sich ergehen lassen.

Sie gaben ihre Adresse ab und gingen weiter.

Nachdem unterwegs Franziska's Malgeräth vervollständigt und bei einer Modistin zwei einfache, aber zierliche Strohhüte eingehandelt waren, traten sie in ein Weißwaarengeschäft. Bevor noch Franziska ein Wort darein reden konnte, hatte er ein Dutzend fertiger Hemden eingekauft.

„Sie sind ein Verschwender!" sagte sie; „das hätt' ich Alles selber nähen können."

„Du hast Recht!" erwiderte er, und kaufte das Zeug zu einem zweiten Dutzend.

„Wenn Sie so fortfahren, Richard, so gehe ich in keinen Laden mehr."

„Nur noch zum Schuhmacher! — Aber was soll das „Sie"? Bist Du mir böse, Franzi?"

„Nein, Du; aber Du siehst mir heut' so vornehm aus."

„Weiter!" sagte er.

Bald darauf standen sie in dem elegantesten Schuhwaaren-Magazin; und die Ladendame, nachdem sie etwas herabsehend die unscheinbare Gestalt des

Mädchens gemustert hatte, breitete gleichgültig einen Haufen Schuhwerk vor ihnen aus.

Ein Zug der Verachtung spielte um Franzi's Lippen, als sie auf diese Mittelwaare blickte; denn sie besaß eine Schönheit, welche an diesem Orte als die höchste gelten mußte, und deren sie sich vollständig bewußt war. Aber sie setzte sich gleichwohl auf den bereit stehenden Sessel und zog ihr Kleid bis an die Knöchel in die Höhe.

Das Frauenzimmer, das mit dem Schuhwerk vor ihr hingekniet war, stieß einen Ruf des Entzückens aus. „Ah! Welch' ein Aschenbrödelfüßchen! Da muß ich Kinderschuhe bringen."

Wie eine Fürstin saß Franzi auf ihrem Sessel; Richard, der diesen Sieg vorausgesehen hatte, verschlang den triumphirenden Blick, den sie zu ihm hinaufsandte.

Die Ladendame aber erschien ganz wie verwandelt; ihre Käufer waren offenbar plötzlich in die Aristokratie der Kundschaft hinaufgerückt; sie holte eifrig eine Menge zierlicher Stiefelchen von allen Farben und Arten aus den Glasschränken hervor, die aber sämmtlich nach dem Gebot der Mode mit hohen Absätzen versehen waren.

„Nein, nein," sagte Richard lächelnd, „das mag für gewöhnliche Damenfüße gut genug sein; Füße aus dem Märchen dürfen nicht auf solchen Klötzen gehen!"

„Sie haben Recht, mein Herr," sagte die Ladendame, „aber für die gewöhnliche Kundschaft müssen wir uns nach der Mode richten." Dann kramte sie wieder in ihren Schränken; und nun brachte sie Stiefelchen, so leicht, so weich; die Elfen hätten darauf tanzen können; gleich das erste Paar glitt wie angegossen über Franzi's schlanke Füßchen.

Noch einige Paare wurden ausgesucht, auch für die gemeinschaftlichen Wanderungen zu hoch hinaufreichenden ledernen Waldstiefelchen noch das Maaß genommen; dann trieben die Beiden weiter durch die wimmelnde Menschenfluth der großen Stadt. Sie hing an seinem Arm; er fühlte mit Entzücken jeden ihrer leichten Schritte, und unwillkürlich ging er immer rascher, als wolle er den Vorübergehenden jeden Blick auf das bezaubernde Geheimniß dieser Füßchen unmöglich machen, die nur ihm und keinem Andern je gehören sollten.

Mit sinkendem Abend hielt der Wagen wieder vor dem Hause des Waldwinkels.

— — Einige Tage später brachte die Botenfrau große Packen aus der Stadt; alle Bestellungen waren auf einmal eingetroffen. Franziska trug die Herrlichkeiten auf ihr Zimmer und schloß sich darin ein. Als sie nach geraumer Zeit in die Wohnstube trat, ging sie auf Richard zu, nahm ihn schweigend um den Hals und küßte ihn; dann lief sie in die Küche, um Frau Wieb heraufzuholen.

Es war aber nur noch ein Theil der Sachen und nur das Einfachste, das jetzt, auf Bett und Commode ausgebreitet, der gutmüthigen Alten zur Bewunderung vorgezeigt wurde. Dagegen hatte Franziska derzeit nicht vergessen, Richard an den Einkauf eines guten Kleiderstoffs und einer bunten Sonntagshaube für die Alte zu erinnern. Und jetzt, trotz deren Bitten, sie möge ihr eigen Weißzeug darum nicht versäumen, gab sie keine Ruhe, bis sie zu dem neuen Staat ihr Maaß genommen hatte und andern Tages schon zwischen zerschnittenen

Stoffen und Papiermustern in Frau Wieb's Kämmerchen am Schneidertische saß. So geschickt wußte sie es der alten Frau vorzustellen, daß sie noch keineswegs zu alt sei, um hier eine Rosette, dort eine Puffe oder Schleife aufgesetzt zu bekommen, daß diese immer öfter aus ihrer Küche in die Zauberwerkstatt hinüberlief und ihrem Herrn betheuerte, die Franziska mache sie noch einmal wieder jung.

Richard schien kaum dies Treiben zu beachten; nur einmal, als er dem Mädchen auf dem Flur begegnete, da sie eben mit allerlei Nähgeräth die Treppe herabgekommen war, hielt er sie an und sagte: „Aber Franzi, was stellst Du denn mit unserer guten Alten auf? Sie wird ja eitel wie Bathseba auf ihre alten Tage."

Franziska ließ eine Weile ihre Augen in den seinen ruhen. „Laß nur," sagte sie dann, „die Alte muß auch ihre Freude haben!" Und schon war sie durch die Kammerthür verschwunden.

Sie wohnten zwischen der Haide und dem Walde, in welche seit hundert Jahren keine Menschenhand hineingegriffen hatte; rings um sie her waltete frei und üppig die Natur.

Die Menschen waren fern, nur die Bienen kamen und summten einsam über die Haide. Einmal zwar war der alte Inspector eingekehrt und hatte wegen der nöthigen Feuerung mit der alten Frau Wieb einen Zwiesprach in deren Stübchen abgehalten; dann ein Paar Tage später war ein mächtiges Fuder schwarzen Torfes durch den Wald daher gekommen und vor dem Hause abgeladen worden; einmal auch hatte der Krämer aus der Stadt mit seinen neugierigen Augen sich herangedrängt, hatte glücklich ein Geschäft gemacht, war dann aber mit der Weisung entlassen worden, daß in Zukunft Alles brieflich solle bestellt werden. Sonst war Niemand da gewesen, als die Botenfrau, die zweimal wöchentlich Briefe und Blätter, und was ihr sonst zu bringen aufgetragen war, unten in der Küche niederlegte. Einen Besuch auf dem jenseit des Waldes liegenden Schlosse hatte Richard den Junkern zwar versprochen, aber er wurde immer wieder hinausgeschoben. So kam auch von dort Niemand herüber. Selbst die Zeitungen, welche von draußen aus der Welt Kunde bringen sollten, wurden seit Wochen ungelesen in einem unteren Fache des Schreibtisches aufgehäuft.

— — Aber an jedem Morgen fast schritten jetzt die Beiden mit einander in die würzige Sommerluft hinaus; Franzi in ihren hohen ledernen Waldstiefelchen, die Kleider aufgeschürzt, über der Schulter eine kleine Botanisirtrommel, die er für sie hatte anfertigen lassen. Meistens sprang auch der große Hund an ihrer Seite; mitunter aber, wenn der Himmel mit Duft bedeckt war, wenn still, wie heimlich träumend, die Luft über der Haide ruhte und der Wald wie dämmerndes Geheimniß lockte, dann wurde wohl der Löwengelbe, wenn er neben ihnen aus der Hausthür stürmte, in schweigendem Einverständniß von ihnen zurück getrieben; hastig warfen sie dann das schwere Hofthor zurück und achteten nicht des Winselns und Bellens, das von dem verschlossenen Hofe aus hinter ihnen herscholl. Eilig gingen sie fort, und endlich zwischen Busch und Haide erreichte es sie nicht mehr. Nichts unterbrach die ungeheuere Stille um sie her, als mitunter das Gleiten einer Schlange oder von fern das Brechen

eines dürren Astes; im Laube versteckt saßen die Vögel, mit gefalteten Flügeln hingen die Schmetterlinge an den Sträuchern.

Am Waldesrande waren jetzt in seltener Fülle die tiefrothen Hagerosen aufgebrochen. Wenn gar so schwül der Duft auf ihrem Wege stand, ergriffen sie sich wohl an den Händen und erhoben schweigend die glänzenden Augen gegen einander. Sie athmeten die Luft der Wildniß, sie waren die einzigen Menschen, Mann und Weib, in dieser träumerischen Welt.

— — Einmal, nach langer Wanderung, da die Sonne funkelte und schon senkrecht ihre Mittagsstrahlen herabsandte, waren sie unerwartet an den Rand des Waldes gekommen. Sanft ansteigend breitete ein unabsehbares Kornfeld sich vor ihnen aus; es war in der Blüthezeit des Roggens; mitunter wehten leichte Duftwolken darüber hin; bis gegen den Horizont erblickte man nichts, als das leise Wogen dieser bläulich silbernen Fluthen.

Da klang von fern das Gebimmel einer Glocke; weit hinten, drüben aus dem Grunde, wo wohl das Schloß gelegen sein mochte; gleich einem Rufen klang es durch die stille Mittagsluft, und wie hingezogen von den Lauten, schritt Franziska in das wogende Aehrenfeld hinein, während Richard, an einen Buchenstamm gelehnt, ihr nachblickte. — Immer weiter schritt sie; es wallte und fluthete um sie her; und immer ferner sah er ihr Köpfchen über dem unbekannten Meere schwimmen. Da überfiel's ihn plötzlich, als könne sie ihm durch irgend welche unheimliche Gewalt darin verloren gehen. Was mochte auf dem unsichtbaren Grunde liegen, den ihre kleinen Füße jetzt berührten? — Vielleicht war es keine bloße Fabel, das Erntekind, von dem die alten Leute reden, das dem, der es im Korne liegen sah, die Augen brechen macht! Es lauert ja so Manches, um unsre Hand, um unsern Fuß zu fangen und uns dann hinab zu reißen. — — „Franzi!“ rief er; „Franzi!“

Sie wandte den Kopf. „Die Glocke!“ kam es zurück. „Ich will nur wissen, wo die Glocke läutet!“

„Das gilt nicht uns, Franzi; das ist die Mittagsglocke auf dem Schloß!“

Sie wandte sich und kam zurück. Er schloß sie leidenschaftlich in die Arme. „Weißt Du nicht, daß das gefährlich ist, so tief in's Aehrenfeld hineinzugehen?“

„Gefährlich?“ Sie sah ihn seltsam lächelnd an. Dann tauchten sie in ihren Wald zurück.

— — Ein ander Mal, nach einem schwülen Tage, waren sie erst spät am Nachmittag hinausgegangen. — Als der Abend schon tief herabsank, ruhten sie am Ufer eines großen Waldwassers, das rings von hohen Buchen eingefaßt war. Zu ihren Füßen, trotz der regungslosen Stille, schwankte das Schilf mit leisem Rauschen an einander; drüben hinter dem jenseitigen Walde, der seine Schatten auf den Wasserspiegel warf, zuckte dann und wann ein Wetterschein empor; Irisduft wehte über den See, und ein lautloser Blitz erleuchtete ihn.

Er hatte sich über sie gebeugt und ließ es wie ein Spiel an sich vorübergehen, wenn ihr blasses Antlitz aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verschwand. „Weißt Du,“ sagte er, — „es heißt, man solle in den Augen eines Weibes noch mitunter das Schillern der Paradiesesschlange sehen. Eben, da der Blitz flammte, sah ich es in Deinen Augen.“

„Schillerte es denn schön?“ fragte sie, und hielt ihre Augen offen ihm entgegen.

„Bethörend schön.“

Und wieder flammte ein Blitz.

„Du bist ein Thor, Richard!“

„Ich glaube es selber, Franzi.“

Und er legte den Kopf in ihren Schooß, und, zu ihr emporblickend, sah er wieder und wieder die Wetterscheine in ihren dunkeln Augen zucken.

— — So floß die Zeit dahin. Eines Vormittages aber, als von den Fenstern des Wohnzimmers aus vor dem niederrauschenden Regen der Tannenwald nur noch wie eine graue Nebelwand erschien und die Drachenköpfe unaufhörlich ihr Wasser von sich spieen, stand Richard sinnend und allein an seinem Schreibtische, nur mitunter wie abwesend in den trüben Tag hinausblickend.

Franzi trat herein; er hatte sie heute noch nicht gesehen; am Frühstückstische hatte er vergebens auf sie gewartet. Jetzt ging sie schweigend auf ihn zu, drückte ihre Augen gegen seine Brust und hing an seinem Halse, als sei sie nur ein Theil von ihm. Er legte seinen Arm um sie, aber er küßte sie nicht; seine Gedanken waren bei anderen Dingen. Er merkte es kaum, als sie plötzlich wieder aus seinem Arm und aus dem Zimmer sich hinweggestohlen hatte.

Als bald darauf wegen einer wirthschaftlichen Bestellung Frau Wieb in's Zimmer trat, fand sie ihren Herrn vor einer aufgezogenen Schieblade stehen, aus der er allerlei Papiere auf die Tischplatte hervorgekramt hatte. Es waren zum Theil Scheine, deren Vorlegung bei gewissen Lebensacten die bürgerliche Ordnung von ihren Mitgliedern zu verlangen pflegt.

„Sag' mir, Wieb,“ rief er der Eintretenden zu, „an welcher Kirche bin ich denn getauft? Du bist ja damals doch dabei gewesen.“

„Wie?“ fragte die Alte und hielt ihr Hörrohr hin. „An welcher Kirche?“

„Nun ja; mir fehlt der Taufschein; man muß seine Papiere doch in Ordnung haben.“

Nachdem er noch einmal in das Hörrohr gerufen hatte, nannte sie ihm die Kirche.

Aber er hörte schon kaum mehr darauf.

„Nein, nein!“ sagte er mit leisen, aber scharfen Lauten vor sich hin, indem er wie abwehrend seine Hand ausstreckte. „Wen geht's was an! Es soll mir Niemand daran rühren!“

Als er sich umwandte, stand seine alte Wirthschafterin noch im Zimmer; das Muster der Tapete, das sie mit Aufmerksamkeit betrachtete, schien sie festgehalten zu haben. Er fragte sie: „Was siehst Du denn an den verblichenen Blumen, Wieb?“

Die Alte nickte. „Die sitzen da nicht von ungefähr,“ erwiderte sie. „Der Herr Inspector, da er neulich wegen der Feuerung da war, hat es mir erzählt. Vergessen und Vergessenwerden, Herr Richard!

Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl diese Beiden
Zu lernen und zu leiden!

Der alte Herr vom Schlosse drüben — der Großvater ist's gewesen von dem

jetzigen — hat nur einen Sohn gehabt, den aber hat er fast übermäßig geliebt und ihn nimmer, auch da er schon in die reiferen Jahre gekommen war, aus seiner Nähe lassen wollen; der junge Herr wäre darüber fast zum Hagestolz geworden. Endlich gab's denn doch noch eine Hochzeit, und wie der Vater in ihn, so ist der Sohn in seine junge Frau vernarrt gewesen. Der alte Herr aber hat es nicht verwinden können, daß seines Kindes Augen jetzt immer nur nach einer Fremden gingen; er hat den Beiden das Schloß gelassen und hat sich in die Einsamkeit hinausgebaut. Die Tapete hier in diesem Zimmer, wo er noch Jahre lang gelebt, ist derzeit von ihm selber ausgewählt; es seien die Blumen des Schlafes und der Vergessenheit, so soll er oft gesagt haben. — Haben Sie noch etwas zu befehlen, Herr Richard?"

Er hatte nichts.

Als die Alte hinausgegangen war, blickte auch er noch eine Weile auf die rothen und violetten Mohnblumen; dann fielen seine Augen auf ein Wandgemälde, das oberhalb der vom Flur hereinführenden Thür die Tapetenbekleidung des Zimmers unterbrach.

Es war eine weite Haidelandschaft, vielleicht die an dem Waldwinkel selbst belegene, hinter welcher eben der erste rothe Sommerduft heraufstieg; in der Ferne sah man, gleich Schattenbildern, zwei jugendliche Gestalten, eine weibliche und eine männliche, die wie schwebend gegen den Morgenschein hinausgingen; ihnen nachblickend, auf einen Stab gelehnt, stand im Vordergrunde die gebrochene Gestalt eines alten Mannes.

Als Richard jetzt von dem Bilde auf die Umrahmung desselben hinüberblickte, trat ihm dort, halb versteckt zwischen allerlei Arabesken, eine Schrift entgegen, die, bei näherem Anschauen, in phantastischen Buchstaben um das ganze Bild herumlief.

Dein jung' Genoß in Pflichten
Nach Dir den Schritt thät' richten;

Da kam ein andrer junger Schritt,
Nahm Deinen jung' Genossen mit;

Sie wandern nach dem Glücke,
Sie schau'n nicht mehr zurücke.

— Lange stand Richard vor dem Bilde, das er früher kaum beachtet hatte.

Würde das Antlitz jenes einsamen Alten, wenn es sich plötzlich zu ihm wendete, die Züge des Erbauers dieser Räume zeigen, oder war diese Gestalt das Alter selbst und würde sie — nur eines vermessenen Worts bedurfte es vielleicht — sein eigenes Angesicht ihm zukehren? — Wehte nicht schon ein gespenstisch kalter Hauch von dem Bilde zu ihm herab? — Unwillkürlich griff er sich in Bart und Haar und richtete sich rasch und straff empor. — Nein, nein; es hatte ihn noch nicht berührt, aber, wie lange noch! so mußte es dennoch kommen, und dann? — —

Er wandte sich langsam ab und trat an seinen Schreibtisch. Die Papiere, die dort noch umher lagen, legte er in die Schublade zurück, aus der er sie vorhin genommen hatte. — Draußen strömte unablässig noch der Regen.

In den nächsten Tagen schien wieder die Sonne; nur der Wald war noch nicht zu begehen. Aber durch die Haide hatten Richard und Franziska am Nachmittage einen weiten Ausflug gemacht; auf dem Riesenhügel, in welchem Meister Reineke wohnte, hatten sie ihr mitgenommenes Vesperbrod verzehrt, während Leo, der diesmal nicht zurückgetrieben war, an den Eingängen des geheimnißvollen Baues seine vergeblichen Untersuchungen fortgesetzt hatte.

Mit der Dämmerung waren sie heimgekehrt. —

Als Franzi in das Wohnzimmer trat, ging sie schon wieder in den leichten Stiefeln, die sie stets im Hause zu tragen pflegte.

„Du bist blaß," sagte Richard; „es ist zu weit für Dich gewesen."

„Oh, nicht zu weit."

„Aber Du bist ermüdet, komm'!" Und er drückte sie in den großen Polsterstuhl, der dicht am Fenster stand.

Sie ließ sich das gefallen und legte den Kopf zurück an die eine Seitenlehne; die schmächtige Gestalt verschwand fast in dem breiten Sessel.

„Wie jung Du bist!" sagte er.

„Ich? — Ja, ziemlich jung."

Sie hatte ihr Füßchen vorgestreckt, und er sah wie verzaubert darauf hinab. „Und was für eine Wilde Du bist," sagte er; „da geht ja schon wieder quer über den Spann ein Riß!" Er hatte sich gebückt und ließ seine Finger über die wunde Stelle gleiten. „Wie viel Paar solcher Dinger verbrauchst Du denn im Jahr, Prinzeßchen?"

Aber sie legte nur ihren kleinen Fuß in seine Hand, löste ihre schwere Haarflechte, die sie drückte, so daß sie lang in ihren Schooß hinabfiel, und streckte sich dann mit geschlossenen Augen in die weichen Polster.

Im Zimmer dunkelte es allgemach; draußen in der Wiesenmulde stiegen weiße Dünste auf und drüben im Tannenwalde war schon die Schwärze der Nacht. — Da schlug draußen im Hofe der Hund an und Franzi fuhr empor und riß ihre großen, grauen Augen auf.

Nein, es war wieder still; aber von jenseits des Waldes kam jetzt mit dem Abendwind Musik herübergeweht.

„Laß doch," sagte Richard, „das kommt nicht zu uns."

Aber sie hatte sich vollends aufgerichtet und sah neugierig in die Abenddämmerung hinaus.

„Es ist nur eine Hochzeit, Franzi; sie werden mit der Aussteuer drüben am Waldesrand herumfahren."

„Eine Hochzeit! Wer heirathet denn?"

„Wer? Ich glaube: des Bauervogts Tochter; ich weiß es nicht. Was kümmert es uns; wir kennen ja die Leute nicht."

„Freilich."

Sie standen jetzt Beide am Fenster; er hatte den Arm um sie gelegt, sie lehnte den Kopf an seine Brust. Ein Paar Mal, aber immer schwächer, wehten noch die Töne zu ihnen her; dann wurde Alles still, so still, daß er es hörte, wie ihr der Athem immer schwerer ging.

„Fehlt Dir etwas, Franzi?" fragte er.

„Nein; was sollte mir fehlen?"

Er schwieg; aber sie drängte ihr Köpfchen fester an seine Brust. „Du!" sagte sie, als brächte sie es mühsam nur hervor.

„Ja, Franzi?"

„Du — warum heirathen wir uns nicht?"

Es durchfuhr ihn wie ein elektrischer Schlag; eine Kette qualvoller Erinnerungen tauchte in ihm auf; die Welt streckte ihre grobe Hand nach seinem Glücke aus.

„Wir, Franzi?" wiederholte er, scheinbar ruhig. „Wozu? — Was würde dadurch anders werden?

„Freilich!" Sie sann einen Augenblick nach. „Aber wir lieben uns ja doch!"

„Ja, Franzi! Aber" — er blickte ihr tief in die Augen und seine Stimme sank zu einem Flüstern, als wage er die Worte nicht laut werden zu lassen — „es könnte einmal ein Ende haben — plötzlich!"

Sie starrte ihn an. „Ein Ende? — Dann müßte ich wohl fort von hier!"

„Müssen, Franzi? Weh' mir, wenn Du es müßtest!"

Sie schwiegen Beide.

„Wie alt bist Du, Franzi?" begann er wieder.

„Du weißt es ja, ich werde achtzehn."

„Ja, ja, ich weiß es, achtzehn; ich bin ein Menschenalter Dir voraus. Ueber diesen Abgrund bist Du zu mir hinübergeflogen, mußt Du immer zu mir hinüber. — Es könnte ein Augenblick kommen, wo Dir davor schauderte."

„Was sprichst Du da?" sagte sie. „Ich verstehe das nicht."

„Verstehe es nimmer, Franzi!"

Aber während sie athemlos zu ihm emporblickte, zuckte es plötzlich um ihren jungen Mund; es war, als flöhe etwas in ihr Innerstes zurück.

Hatten seine Worte die Schärfe ihres Blicks geweckt und sah sie, was ihr bisher entgangen war, einen Zug beginnenden Verfalls in seinem Antlitz? — Doch schon hatte sie sein Haupt zu sich herabgezogen und erstickte ihn fast mit ihren Küssen. Dann riß sie sich los und ging rasch hinaus.

Als sie fort war, machte er sich an seinem Schreibtische zu thun. Mit einem besonders künstlichen Schlüssel öffnete er ein Fach desselben, in welchem er seine Werthpapiere verwahrt hielt. Er nahm aus den verschiedenen Päckchen einzelne hervor, schlug einen weißen Bogen darum und setzte eine Schrift darauf. Als das geschehen war, nahm er einen zweiten, dem, womit er das Fach geöffnet hatte, völlig gleichen Schlüssel, paßte ihn in das Schlüsselloch und legte ihn dann neben die Papiere auf die Tischplatte.

Der Abend war schon so weit hereingebrochen, daß er Alles fast im Dunkeln that; über den Tannen drüben war schon der letzte Hauch des braunen Abenddufts verglommen.

Als Franziska nach einer Weile mit der brennenden Lampe hereingetreten war und schweigend das Zimmer wieder verlassen wollte, ergriff er ihre Hand und zog sie vor den Schreibtisch.

„Kennst Du das, Franziska?" fragte er, indem er einige der Papiere vor ihr entfaltete.

Sie blickte scharf darauf hin. „Ich kenne es wohl,“ erwiderte sie; „es ist so gut wie Geld.“

„Es sind Staatspapiere.“

„Ja, ich weiß; ich habe bei dem Magister einmal zu solchen ein Verzeichniß machen müssen.“

Er zeigte ihr ein Convolut, worauf in frischer Schrift ihr Name stand und nannte ihr den Betrag, der darin enthalten war. „Es ist Dein Eigenthum,“ sagte er.

„Nein, das viele Geld!“ Sie blickte mit scharfen Augen auf das verschlossene Päckchen.

„Versteh' mich, Franzi,“ begann er wieder; „schon jetzt ist es Dein; am allermeisten aber“ — und er verschlang die junge Gestalt mit seinen Blicken — „in dem Augenblicke, wo Du selber nicht mehr mein bist. Du wirst dann völlig frei sein; Du sollst es jetzt schon sein.“

Er sah sie an, als erwarte er von ihr eine Frage, eine Bitte um Erklärung; da sie aber schwieg, sagte er in einem Tone, der wie scherzend klingen sollte: „da Du jetzt eine Capitalistin bist, so muß ich Dir auch den dazu nöthigen Eigenthumssinn einzupflanzen suchen.“

Und er nahm eine von den Zeitungen, die umherlagen, zog die Geliebte auf seinen Schooß und begann die Rubrik der Curse mit ihr durchzugehen. Dann aber, als sie ihm aufmerksam zuzuhören schien, lachte er selbst über sein schulmeisterliches Bemühen. „Es ist spaßhaft! Du und Staatspapiere, Franzi! Du hast natürlich kein Wort von alle dem verstanden!“

Aber sie lachte nicht mit ihm; sie war von seinem Schooße herabgeglitten und begann eingehende Fragen über das eben Gehörte an ihn zu richten.

Er sah sie verwundert an. „Du bist gefährlich klug, Franzi,“ sagte er.

„Magst Du lieber, daß ich's nicht verstehe, wenn Du mich belehrst?“

„Nein, nein; wie sollte ich!“ — —

Sie wollte gehen, aber er rief sie zurück. „Vergiß den Schlüssel nicht!“ Und indem er sie an den Schreibtisch führte, setzte er hinzu: „Dieses Fach enthält jetzt mein und auch Dein Eigenthum. Möge es nie getrennt werden!“

Sie hatte indessen eine Schnur von ihrem Halse genommen, woran sie eine kleine goldne Kapsel mit den Haaren einer früh verstorbenen Schwester auf der Brust trug, und war eben im Begriff, daneben auch den Schlüssel zu befestigen aber ihre geschäftigen Hände wurden zurückgehalten.

„Nein, nein, Franzi,“ sagte er. „Was beginnst Du?“ — Er hatte das Mädchen zu sich herangezogen und küßte sie mit Leidenschaft. — „Leg ihn fort, weit fort! zu Deinen andern Dingen. Was denkst Du denn! Soll ich den Kassenschlüssel an Deinem Herzen finden?“

Sie wurde roth. „Was Du auch gleich nur für Gedanken hast,“ sagte sie und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Es war in der ersten Hälfte des August. Schwül waren die Tage, trübselig in der Mauser saßen die Vögel im Walde; nur einzelne prüften schon das neue Federkleid zum weiten Abschiedsfluge; aber desto schöner waren die Nächte

mit ihrer erquickenden Kühle; draußen im Waldwasser, wo vordem die Iris blühten, wie auf dem Hofe in der Tiefe des offenen Brunnens spiegelten sich jetzt die schönsten Sterne; im Nordosten des nächtlichen Himmels ergoß die Milchstraße ihre breiten, leuchtenden Ströme.

Richard hatte während einiger Tage den nächsten Umkreis des Waldwinkels nicht verlassen; ein Körperleiden aus den Jahren seiner Kerkerhaft, die nicht nur im Kopfe des Winkeladvocaten spukte, war wieder aufgetaucht und hatte wie eine lähmende Hand sich auf ihn gelegt.

Jetzt saß er, die linde Nacht erwartend, auf einer Holzbank, welche draußen vor der Umfassungsmauer angebracht war; an seiner Seite lag sein löwengelber Hund. Stern um Stern brach über ihm aus der blauen Himmelsferne; er mußte plötzlich seines Jugendglücks gedenken. — Wo — was war Franziska zu jener Zeit gewesen? — Ein Nichts, ein schlafender Keim; wie lange hatte er schon gelebt! — — Die Thalmulde entlang begann ein kühler Hauch zu wehen; er hätte wohl lieber nicht in der Abendluft dort sitzen sollen.

Da schlug der Hund an und richtete sich auf. Gegenüber aus den Tannen ließen sich Schritte vernehmen, und bald erschien die schlanke Gestalt eines Mannes, rasch auf dem Fußsteige hinabschreitend. „Ruhig, Leo!“ sagte Richard, und der Hund legte sich gehorsam wieder an seine Seite.

Der Fremde war indessen näher gekommen und Richard erkannte einen jungen Mann in herkömmlicher Jägertracht, mit dunklem krausem Haar und kecken Gesichtszügen; sehr weiße Zähne blinkten unter seinem spitzen Zwickelbärtchen, als er jetzt, leichthin die Mütze rückend, „guten Abend“ bot.

„Sie wünschen etwas von mir?“ sagte Richard, indem er sich erhob.

„Von Ihnen nicht, mein Herr; ich wünsche, das junge Mädchen in Ihrem Hause zu sprechen.“

Es war eine Zuversichtlichkeit des Tons in diesen Worten, die Richard das Blut in Wallung brachte. „Und was wünschen Sie von ihr?“ fragte er.

„Wir jungen Leute haben auf Sonntag einen Tanz im Städtchen drüben; ich bin gekommen, um sie dazu einzuladen.“

„Darf ich erfahren, wem sie diese Ehre danken sollte? Ihrer Sprache nach sind Sie nicht aus dieser Gegend.“

„Ganz recht,“ erwiderte in seiner unbekümmerten Weise der Andre; „ich verwalte nur während der Vacanz die erledigte Försterei der Herrschaft.“

„Aber Sie irren sich, Herr Förster; die junge Dame, die in meinem Hause lebt, besucht nicht solche Tänze.“

„O, mein Herr, es ist die anständigste Gesellschaft!“

„Ich zweifle nicht daran.“

Der Andre schwieg einen Augenblick. „Ich möchte doch die junge Dame selber fragen!“

„Es wird nicht nöthig sein.“

Richard wandte sich nach der Pforte. Da der Förster auf ihn zutrat, als wollte er ihn zurückhalten, streckte der Hund seinen mächtigen Nacken und knurrte ihn drohend an.

„Bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Förster!“ sagte Richard.

Ein scharfer Blitz fuhr aus den Augen des jungen Gesellen; er biß in seinen Zwickelbart; dann rückte er, wie zuvor, leichthin die Mütze und ging, ohne ein Wort zu sagen, den Fußsteig, den er gekommen war, zurück. Auf halbem Wege wandte er sich noch einmal und warf einen Blick nach den Fenstern des Waldwinkels; bald darauf verschwand er drüben in dem schwarzen Schatten der Tannen.

— Während der Hund, wie zur Wache, noch unbeweglich an dem Rand der Wiesenmulde stand, war Richard in's Haus zurückgegangen. Als er oben in das Wohnzimmer trat, sah er Franziska am Fenster stehen, die Stirn gegen eine der Glasscheiben gedrückt; ein Staubtuch, das sie vorher gebraucht haben mochte, hing von ihrer Hand herab.

„Franzi!" rief er.

Sie kehrte sich, wie erschrocken, zu ihm.

„Sahst Du den jungen Menschen, Franzi?" fragte er wieder; „es war derselbe, der uns in letzter Zeit ein Paar Mal im Oberwald begegnet ist."

„Ja, ich bemerkte es wohl."

„Hast Du ihn sonst gesehen?"

In Richards Stimme klang etwas, das sie früher nie darin gehört hatte. Sie blickte ihn forschend an. „Ich?" sagte sie. „Wo sollte ich ihn sonst gesehen haben?"

„Nun — er war so gütig, Dich zum Tanz zu laden."

„Ach! Tanzen!" Und ein Blitz von heller Jugendlust schoß durch ihre grauen Augen.

Er sah sie fast erschrocken an. „Was meinst Du, Franzi?" sagte er. „Ich habe ihn natürlich abgewiesen."

„Abgewiesen!" wiederholte sie tonlos, und der Glanz in ihren Augen war plötzlich ganz erloschen.

„War das nicht recht, Franzi? Soll ich ihn zurückrufen?"

Aber sie winkte nur abwehrend mit der Hand. — Ohne ihn anzusehen, doch mit jenem scharfen Klang der Stimme, der sich zum ersten Mal jetzt gegen ihn wandte, fragte sie nach einer Weile: „Hast Du je getanzt, Richard?"

„Ich, Franzi? Warum fragst Du so?" — Ja, ich habe einst getanzt."

„Nicht wahr, und es ist Dir eine Lust gewesen?"

„Ja, Franzi," sagte er zögernd, „ich glaube wohl, daß ich es gern gethan."

„Und jetzt," fuhr sie in demselben Tone fort, „jetzt tanzest Du nicht mehr?"

„Nein, Franzi; wie sollte ich? das ist vorbei. — Aber Du nimmst mich ja förmlich in's Verhör!"

Er versuchte zu lächeln; aber als er sie anblickte, standen die grauen Augen so kalt ihm gegenüber. „Vorbei," sagte er leise zu sich selber, „der Schauder hat sie ergriffen; sie kommt nicht mehr herüber."

Er ließ es still geschehen, als sie nach einer Weile an seinem Halse hing und ihm eifrig in's Ohr flüsterte: „Vergieb! Ich habe dumm gesprochen! Ich will ja gar nicht tanzen."

Richard's Unwohlsein hatte in einigen Wochen so zugenommen, daß er das Zimmer nicht verlassen konnte. Ein Arzt wurde nicht zugezogen, da ihm aus früheren Zufällen die Behandlung selbst geläufig war; sogar Frau Wieb's aus Wachs und Baumöl gekochte Salben wurden unerbittlich zurückgewiesen. Besser wußte Franziska es zu treffen. Sie saß neben seinem Lehnstuhl, wo er, an einem künstlich von ihr aufgebauten Pulte, einen Aufsatz über hier aufgefundene, seltne Doldenpflanzen begonnen hatte; sie holte ihm die betreffenden Exemplare aus dem mit ihrer Hülfe angelegten Herbarium oder aus der Bibliothek die Bücher, deren er bedurfte; sie suchte darin die einschlagenden Stellen für ihn auf und las sie vor. „Wenn ich noch einmal Professor werde," sagte er heiter, „welch' einen Famulus besitz' ich schon!" Aber sie war nicht nur sein Famulus, sie war auch das Weib, deren stille Nähe ihm wohlthat, die schweigend seine Hand, wenn sie von der Arbeit ruhte, in die ihre nahm, die ihm die Polster und den Schemel rückte und ihm mit sanfter Stimme den Trost auf baldige Genesung zusprach.

Heute — es war am Nachmittag — hatte er sie fortgeschickt, um ein buntes Lippenblümchen aufzusuchen, das nach seiner Rechnung sich jetzt erschlossen haben mußte; am Waldwasser, das sie Beide zu allen Tageszeiten oft besucht hatten, standen hier und da die Pflänzchen. — Er selbst war in seinem Lehnsessel bei der begonnenen Arbeit zurückgeblieben; auf Stühlen um ihn her lagen Bücher und Blätter, von Franziska's Hand, vor ihrem Weggange, sorgsam nahe gerückt und geordnet. Eben hatte er eine ihrer Zeichnungen hervorgesucht, die nach seiner Absicht dem Aufsatze beigedruckt werden sollte; aber seine Gedanken gingen über das Blatt nach der Malerin selbst, die jetzt dort drüben der Wald vor ihm verbarg. Ihre hingebende Sorge an seinem Krankenstuhle wollte ihm auf einmal fast unheimlich scheinen; denn — er konnte es sich nicht verhehlen — Franzi hatte sich in letzter Zeit ihm zu entziehen gesucht, sie war fast wieder scheu geworden wie ein Mädchen. Sollte dies demüthige Dienen ein Ersatz sein? Es war etwas Müdes in ihrem ganzen Thun und Wesen.

Richard hatte den Kopf zurückgelehnt und blickte aus dem Fenster, in dessen Nähe seine Krankenstatt aufgeschlagen war. Durch die klare Luft flog eben ein Zug von Wandervögeln; als der verschwunden war, fielen seine Augen auf einen Vogelbeerbaum, der drüben vor den Tannen an der Wiesenmulde stand; eine Schaar von Drosseln tummelte sich flatternd und kreischend zwischen den schon rothen Traubenbüscheln, die in dem scharfen Strahl der Nachmittagssonne aus dem Grün hervorleuchteten.

Fern aus dem Walde hallte ein Schuß.

„Bartholomäustag!" sagte Richard bei sich selbst; „die Junker haben ihre Jagd eröffnet. — Wenn nur Franzi schon zurück wäre!"

Eine ungeduldige Sehnsucht nach ihr ergriff ihn. Er hatte ihr etwas versagt, woran sie nur einmal und nie wieder erinnert hatte; aber es schien ihm plötzlich klar geworden, dies Versagen drückte sie. Wenn er nur erst gesund wäre! Sie konnten hier nicht ewig bleiben; auch er fühlte jetzt mitunter eine Beklommenheit in dieser Stille, einen Drang, an den Dingen da draußen wieder frischen Antheil zu nehmen. Dann, wenn sie unter Menschen lebten,

mußte schon Alles nachgeholt sein; was er ihr und sich selber einst entgegengesetzt hatte, er schalt es kranke Träume, die den Dünsten des öden Moors entstiegen seien. Nein, nein! Sein junges Weib zur Seite, wollte er wieder in's volle Leben hinaus; ein ganzer froher Mann, befreit von allem grauen Spinngewebe der Vergangenheit. „Franzi, süße Franzi!" rief er und streckte beide Arme nach ihr aus.

Aber sie kam noch nicht.

Er versuchte es, seine Arbeit wieder aufzunehmen, er blätterte in den umherliegenden Büchern, er schrieb eine Zeile, dann legte er die Feder wieder hin. — Von den Eichbäumen, die zu Westen der Umfassungsmauer standen, fielen die Schatten schon über den ganzen Hof; nur seitwärts durch die oberen Scheiben drang noch ein Sonnenstrahl in's Zimmer. Da sah er es drüben aus den Tannen schimmern; Franziska trat aus dem Dunkel und schritt langsam auf dem Fußsteige hin; ein Paar Mal blieb sie wie aufathmend stehen, während sie durch die Wiesenmulde heraufkam.

Als sie dann zu ihm in's Zimmer getreten war, legte sie einen Strauß von blauem Enzian und Haideblüthen vor ihm hin, auch ein Stengel jenes Lippenblümchens war dabei, aber die Knospen waren noch nicht erschlossen; vergebens — so sagte sie — habe sie sich überall nach einer aufgeblühten Pflanze umgesehen; aber morgen oder übermorgen werde sie gewiß schon eine bringen können.

Ihre Augen glänzten, ihre Wangen waren heiß. Er ergriff ihre Hand und wollte sie an sich ziehen: „Du hast wohl weit umher gesucht!" sagte er.

Aber er fühlte ein leises Widerstreben. „O, ziemlich weit! Es war ein wenig feucht, ich muß die Schuhe wechseln."

„So thue das erst, komm' aber bald zurück! Ich habe fast um Dich gesorgt."

„Um mich? Das war nicht nöthig."

„Ja, Franzi, wenn man krank im Lehnstuhl sitzt! — Ich hörte schießen, drüben vom Waldwasser her. Hast Du es nicht gehört?"

„Ich? Nein, ich hörte nichts." Sie hatte im selben Augenblick den Kopf gewandt. „Ich komme gleich zurück," sagte sie, ohne umzusehen, und ging rasch zur Thür hinaus.

Als sie gegangen war, kam der Hund herein, der es bald gelernt hatte, mit seiner breiten Pfote die Zimmerthür zu öffnen. Er legte den Kopf auf seines Herrn Schooß und blickte ihn wie fragend mit den braunen Augen an. Richard ließ seine Hand liebkosend über den Nacken des schönen Thieres gleiten. „Sei ruhig, Leo!" sagte er, „wir Beide bleiben doch beisammen!" — Er theilte mit den Fingern das seidenweiche Haar unter dem Behang des Kopfes. „Laß sehen! Hast Du denn die Narbe noch? — Das war ein wilder Strauß mit dem lombardischen Strauchdieb damals! So tolle Wege gehn wir nun nicht mehr! — Aber schön wird doch auch die neue Fahrt mit Deiner jungen Herrin, wenn sie mit ihren lichten Falkenaugen in die vorüberfliegende Landschaft blickt, und Du, mein Hund, voran in weiten Sprüngen, wie einstens, da wir noch allein die Welt durchstreiften! Denn hinaus wollen wir wieder, weit hinaus, und Du, mein Thier — gewiß, wir bleiben bei einander!"

Er hatte sich hinabgebeugt, aber Leo schloß wie beruhigt seine Augen und nur die Fahne des mächtigen Schweifes bekundete in sanften Bewegungen die Zufriedenheit seines Innern. So saßen sie still beisammen, wie sie es sonst so oft gethan, Tags an der offenen Landstraße, wie Abends im behaglichen Quartier. Der reichbegabte Mann und die scheinbar so weit von ihm getrennte Creatur — in diesem Augenblicke legte sich das Gefühl der gegenseitigen Treue wie erquickender Thau auf beider Haupt.

— — Richard war nicht dazu gekommen, Franzi seinen so freudig gefaßten Entschluß mitzutheilen; auch als sie bald darauf wieder eintrat, und selbst in den folgenden Tagen gelangte er nicht dazu. — Franzi ging wiederholt in den Wald hinaus. Sie brachte ihm die erschlossene Blume, um derenwillen sie zuerst hinaus gegangen war; sie brachte auch andre, die zu seiner Arbeit in Beziehung standen; jedes Mal hatte sie etwas Neues vorzulegen. In der Vase, welche auf dem Schreibtische stand, ordnete sie fast täglich einen neuen Strauß von Gräsern und wilden Blumen, zwischen denen jetzt auch schon Zweige mit rothen oder schwarzen Beeren glänzten.

Wenn sie ihn verlassen hatte, fühlte er eine Unruhe, die er sich selber zu gestehen schämte. Denn was konnte ihr geschehen hier im Walde! — Einen Schuß hatte er nicht wieder gehört; die Jagd mußte, wenn sie überhaupt betrieben wurde, nach einem entfernteren Theile des Reviers verlegt sein.

Aber allmälig und immer rascher fühlte er sich genesen; bald ging er im Hause, bald mit Leo oder Franzi auch schon draußen in der nächsten Umgebung desselben umher; mit vollen Zügen athmete er die klare, würzige Herbstluft. Und jetzt erfaßte ihn auf's Neue eine Ungeduld, bevor noch hier die Blätter fielen, seine Pläne zu verwirklichen. Mit raschem Entschluß setzte er sich an den Schreibtisch und theilte seinem Freunde, dem Bürgermeister, seine Absicht nebst einer dessen Persönlichkeit entsprechenden Begründung mit, zugleich kündigte er seinen Besuch auf die nächsten Tage an. Neben ihm unter dem Briefbeschwerer lag die jüngst verfaßte Arbeit, in sauberer Reinschrift von Franziska's Hand und fertig zur Versendung an die Redaction einer botanischen Zeitschrift. Alles sollte noch heute die Botenfrau zur Post bringen.

Als er die Abhandlung hervorzog, um sie einzusiegeln, kreuzte beim flüchtigen Einblick ein Gedanke seinen Kopf, der ihn antrieb, noch einmal ein in seiner Bibliothek befindliches Fachwerk nachzuschlagen.

Gleich, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, kam Franziska durch die Außenthür herein. Als sie den offenen, frisch geschriebenen Brief auf dem Tische liegen sah, trat sie auf leisen Sohlen näher; vorsichtig reckte sie den Kopf und ihre Augen flogen darüber hin, als wollten sie die Schrift einsaugen. Ein paar Secunden stand sie noch, ihre Finger fuhren an die Zähne, ein heftiges Erschrecken lag auf ihrem Antlitz. Dann, als nebenan in der Bibliothek sich Schritte rührten, entfloh sie, aus dem Zimmer, aus dem Hause und draußen über den Hof; an die Mauer gedrückt, lief sie in die Haide hinaus, die an der Rückseite des Gebäudes lag. Eine Weile saß sie hier zwischen dem Eichengebüsch auf dem Boden, die Hände um die Knie gefaltet; ihre Blicke flogen von den Wetterfahnen des Hauses, welche goldschimmernd in der Morgensonne aus dem

Laub hervorragten, nach dem Wald hinüber und vom Walde zurück zu dem alten Gemäuer, das dort so friedlich in dem Grün der Bäume stand. Plötzlich sprang sie auf; die ganze schmächtige Gestalt bebte, aber ihre Augen blickten entschlossen nach dem Wald hinüber. Durch das Gebüsch der Haide lief sie seitwärts an der Wiesenmulde entlang. Als sie beim Zurückblicken das Haus nicht mehr gewahren konnte, ging sie durch die wuchernden Kräuter in dieselbe hinab und verschwand dann jenseits zwischen den Stämmen der Waldbäume.

— Als sie nach reichlich einer Stunde wieder in's Haus trat, schien jede Spur einer Aufregung aus ihrem Angesicht verschwunden.

„Bist Du endlich da, Franzi?" sagte Richard, der ihr auf dem Flur entgegen kam; „ich suche Dich seit einer Stunde."

Franziska drückte ihm leicht die Hand. „Verzeih', daß ich Dir's nicht sagte. Mir war der Kopf benommen, ich mußte einen Gang in's Freie machen."

Er legte ihren Arm in seinen. „Komm'!" sagte er und zog sie mit sich die Treppe hinauf nach dem Wohnzimmer.

Hier faßte er sie an beiden Händen und blickte sie lang und liebevoll mit seinen ernsten Augen an.

Sie senkte den Kopf ein wenig und fragte: „Was hast Du, Richard? Du bist so feierlich."

„Franzi," sagte er, „gedenkst Du wohl noch der Hochzeitsmusik, die Abends vom Waldesrand zu uns herüberwehte?"

Sie nickte, ohne aufzusehen.

„Und jener Worte, die ich damals zu Dir sprach? — Ich war ein Thor, Franzi; die ungewohnte Einsamkeit hatte mir den Muth gelähmt. Doch jetzt bin ich ein eigensüchtiger Mensch; ich kann nicht anders, ich muß Dich halten, unauflöslich fest, auch wenn Du gehen wolltest! Ich ertrag's nicht länger, daß Du frei bist. — Das ist Selbsterhaltung, Franzi, ich kann nicht leben ohne Dich."

Immer inniger ruhten seine Augen auf ihr, immer näher hatte er sie an sich gezogen.

Bebend hing sie in seinen Armen. „Wann," sagte sie, „wann denkst Du, daß es sein sollte?"

„Macht's Dich beklommen, Franzi?" — Er legte seine Hand auf ihre dicke, seidene Flechte und drückte ihren Kopf zurück, daß er ihr Antlitz sehen konnte. „Ich hab' Dich überrascht, besinne Dich! — Wir brauchen keine Hochzeitsmusik; In dieser Stille, wo Du mein geworden, mag auch die Außenwelt ihr Recht bekommen. Die alte gute Wieb, ihr Freund, der Inspector; wir brauchen keine andern Zeugen! Und übermorgen reise ich zu Deinem Vormund, zu unserem Freund, dem Bürgermeister; die Paar Tage noch bist Du Strohwittwe; dann, Franzi, dann verlassen wir uns nicht mehr."

Er schwieg.

Sie öffnete die Lippen; aber es war, als wenn die Worte nicht hinüber wollten. „Und wann," sagte sie endlich, „wirst du wiederkommen?"

„Am Sonnabend reise ich; am Dienstag bin ich wieder da. Dann hoff' ich, Alles mitzubringen: die nöthigen Scheine, die Licenz, das Hochzeitskleid.

— — Ja, Franzi, die Tage Deiner Freiheit sind gezählt! Du wirst mir doch indeß nicht etwa fortgeflogen sein?" —

Mit dem glücklichsten Lächeln blickte er sie an. „Und nun geh', mein geliebtes Weib! Ich hab' noch Mancherlei für uns zu ordnen."

Die letzte Nacht vor der Abreise war gekommen. — Die drei Bewohner des Waldwinkels befanden sich in ihren Schlafgemächern; Leo, der treue Wächter, lag, wie stets um diese Zeit, unten im Flur quer vor der Hausthür hingestreckt. Im Hause war Alles still, wenn nicht mitunter ein Husten der alten Frau Wieb aus deren Gardinenbett hervorbebte, oder droben im Wohnzimmer der Uhrenkukuk von Stunde zu Stunde die Stationen der Nacht in die schweigenden Räume hinausrief. — Draußen aber wühlte der Wind in den Bäumen; die Wetterfahnen kreischten auf dem Dache, und allerlei Stimmen schwebten, wenn der Sturm zu neuem Zuge den Athem anhielt, aus dem Wald herüber.

— — Horch! Klang da nicht ein Fenster? Das einzige an der Westseite des Hauses, wo die Eichenzweige die Mauer fast berühren?

Nein, nur in den Lüften brauste es stärker; es schien sich weiter nichts zu rühren; die alte Frau Wieb hustete; oben rief der Kukuk Eins! — Die Nacht rückte weiter; nichts, was nicht sonst auch da war, ließ sich hören. Die wenigen Sterne, die durch die vorüberjagenden Wolken blinkten, erblichen nach und nach.

— — In der ersten Dämmerung stand Franziska vor Richard's Bette. Er schlief noch; sie kniete nieder und küßte seine Hand, die über den Rand des Bettes herabhing; und als er die Augen aufschlug, sagte sie: „Du mußt aufstehn, Richard; der Wagen wird bald da sein!"

„Franzi!" rief er, die Augen zu ihr aufschlagend, und nach einer Weile, da der Nebel des Schlafs von seiner Stirn gewichen war, setzte er hinzu: „Hast Du den Eulenschrei gehört heut' Nacht? Auf der Uhr drinnen rief es just zu Eins."

Sie zuckte leise in den Schultern. „Das hören wir ja jede Nacht," sagte sie.

„Nein, nein, Franzi; es war nicht der Waldkauz, den wir hier herum haben; es klang ganz anders, seltsam! Ich zweifelte zuerst, ob's auch nur einer seiner Vettern sei; drunten vom Flur herauf hörte ich, wie Leo sich aufrichtete und einige Male hin und wieder ging."

„Ich hab' es nicht bemerkt," sagte sie leise.

„Dann hast du fest geschlafen, Franzi; denn das Thier muß in einem der nächsten Bäume hier gesessen haben."

Sie saßen noch beim Frühstück mit einander, aber Franzi brachte kaum ein Krümchen über ihre Lippen. Dann stieg er in den Wagen. „Vergiß es nicht; drei Tage!" rief er ihr noch zurück, und fort rollte das Gefährte über die Haide; mit lautem Bellen sprang der Hund voraus.

Lange stand sie und blickte mit unbeweglichen Augen hinterher, bis nur noch die dunkle Linie des Steppenzuges sich am Horizonte abhob.

Am Nachmittage trat Richard zu seinem Freunde, dem Bürgermeister, in das Zimmer.

„Nun, Waldmensch!“ rief dieser, ihm drohend die kleine runde Hand entgegenschüttelnd; „was treibst denn Du für Streiche?“

„Du hast also meinen Brief erhalten?“

„Freilich! Wie Du einen alteriren kannst! Es sind natürlich lauter Scherze!“

„Ich bin in vollem Ernst zu Dir gekommen.“

„Höchst merkwürdig:“ sagte der Bürgermeister; „romantisch, ganz romantisch! — Ich wette, Du weißt noch nicht einmal, wer Vater und Mutter zu dem Mädchen gewesen sind.“

„Was geht das mich an!“

„Nun, nun; Du brauchst doch einen Taufschein — —“

„Ich brauche noch mehr, Fritz! Vielleicht gar Deine obervormundschaftliche Hülfe, wenn der wackere Schuster seine Mündel etwa wieder bei einem reichen Bäcker sollte in Versorgung geben wollen.“

„Meine Hülfe, Richard? Nein, nein; wo denkst Du hin? Das ginge denn doch gegen mein Gewissen.“

Richard lächelte. „Aber Du bist ja nicht mein Obervormund; ist Dir der Mann nicht gut genug für Deine Mündel?“

„Bei Gott, Du hast Recht, Richard! Mir war in diesem Augenblick, als seist Du noch mein Leibfuchs. Da werd' ich freilich nichts dagegen machen können.“ Der Bürgermeister hatte seine goldne Brille von der Nase genommen, putzte die Gläser mit seinem gelbseidenen Schnupftuche und sah dabei den Freund kopfschüttelnd aus seinen kleinen Augen an. „Hmm, solch' ein Schwärmer!“ sagte er; „es ist doch seltsam, daß Euere Sorte immer — —“

Aber Richard ergriff den kleinen guten Mann bei beiden Händen. „Du disputirst sie mir nicht ab,“ sagte er innig. „Laß gut sein, Fritz; sprich lieber, wie steht es mit dem Herrn Magister?“

„Er sitzt!“ erwiderte der Bürgermeister mit einem höchst fröhlichen Erwachen seiner Stimme.

„Aber sein Proceß?“

„Still; weck' ihn nicht! Der schläft.“

„Und Franziska?“

„Wird nicht mehr beunruhigt werden. Die Acten sind eingesandt; das Urthel kommt zu seiner Zeit.“

„Nun, Fritz, so hilf mir und laß uns Alles rasch besorgen!“

— — Und Alles wurde besorgt; schon am nächsten Vormittage hatte Richard die Licenz und alle nöthigen Scheine in seinen Händen. Es war sein Plan gewesen, die Reise noch auf jene Großstadt auszudehnen; aber wieder befiel ihn eine fast angstvolle Sehnsucht und trieb ihn nach dem Wald zurück; die beabsichtigten Einkäufe ließen sich ja auch am besten in Gemeinschaft mit Franziska machen.

So befahl er denn die Heimkehr. „Frisch zu, Kutscher,“ sagte er; „es gilt ein doppeltes Trinkgeld!“

Der Kutscher brauchte seine Peitsche; noch am Nachmittag erreichten sie das Dorf; aber auf dem holperigen Steinpflaster lief ein Rad von der Achse, und zur Ausbesserung bedurfte es einer halbstündigen Arbeit in der Dorfschmiede. Richard, von Leo begleitet, war nach dem Krug hinübergegangen. Bei seinem Eintritt in die Außendiele stieß der Hund ein dumpfes Knurren aus, und in demselben Augenblick ging der junge Förster, der eben aus der Gaststube trat, ohne Gruß an ihm vorüber aus der Hausthür; nur ein flüchtiger Blick der blanken Augen hatte ihn gestreift.

Richard blieb unwillkürlich stehen. Als er durch die offene Hausthür wahrnahm, daß der Andre den Hof verlassen hatte, ging auch er wieder hinaus und sah ihn eilig auf dem nach Norden führenden Landwege dahinschreiten. Der Mensch war ihm verhaßt; er wußte selber kaum, weßhalb er hier am Wege stand, ihm nachzublicken.

Er wandte sich rasch wieder nach dem Hause. Dort hörte er von der Gaststube aus lebhaftes und vielstimmiges Gespräch, wovon er bei seiner ersten Einkehr nichts bemerkt hatte. Als er mit seinem Hunde eintrat, fand er viele Gäste an den Tischen sitzen, denn es war Sonntag-Nachmittag. Aber das Gespräch verstummte plötzlich; statt dessen kam der Wirth ihm entgegen und erkundigte sich geflissentlich nach seiner Reiseungelegenheit. Von einem der Tische her hörte er noch den Namen des Försters, den er zufällig erfahren hatte; doch der Sprecher erhielt von seinem Nachbar einen Stoß mit dem Ellenbogen; und allmälig kam wieder ein lautes Gespräch in Gang, wie es die Bauern über Erndte und Fruchtpreise um solche Jahreszeit zu führen pflegen.

Endlich war die Achse hergestellt und der Wagen rollte fort. Richard saß in sich versunken; eine unklare, unbehagliche Stimmung hatte ihn ergriffen; er konnte sich nicht freuen auf die Heimkehr; formlose, gespenstische Gebilde aus irgend einem fernen grauen Nebel drangen auf ihn ein. Wenn er nur erst da wäre, nur erst Franziska's Antlitz wieder sähe!

Und weiter ging es, und immer näher kam er zu den Wäldern. Schon rumpelte der Wagen zwischen dem Eichenbusch über den harten Haideboden, und endlich stieg das Dach des Hauses vor ihm auf und er sah die Wetterfahnen in der Abendsonne schimmern.

Aber dort, was seitwärts aus dem Schatten des Waldes trat, das war sie ja selbst; ihr helles Kleid, ihr Strohhütchen, ganz deutlich hatte er es erkannt. Sie schien den Wagen nicht bemerkt zu haben, denn sie schlug die Richtung nach dem Hause ein; aber er beugte sich vor und rief über die Haide: „Franzi! Franzi!“ — Da blieb sie stehen, und als er noch einmal gerufen hatte, wandte sie sich und kam langsam näher. Endlich konnte er ihr Antlitz sehen; die Augen standen so groß und dunkel über den blassen Wangen; er meinte, sie noch niemals so gesehen zu haben. Bevor der Wagen hielt, war er schon hinab gesprungen und schloß sie in die Arme. „Gott sei gedankt!“ rief er und athmete auf, als fiele eine Bergeslast von seiner Brust; mir war, als könnt' ich Dich verloren haben!“

Sie sagte nur: „Was Du für Träume hast!“

Aber während ihr Kopf an seinem Herzen lag, waren ihre Augen auf den

an ihrer Seite stehenden Hund gefallen. Der hatte die Nase nach dem Walde ausgestreckt, aus welchem sie soeben hergekommen war, und schnoberte immer heftiger in der Luft umher. Fast mechanisch griff ihre kleine Hand in das metallene Halsband des Thieres. „Laß uns heim, Richard," sagte sie hastig; „und halte den Hund, damit er nicht, wie neulich, nach den Rehen jagt!"

Er sah nicht hin, er hatte nur Augen für die junge Gestalt, die er in seinen Armen hielt, die er wie ein Kind jetzt in den Wagen hob. Dann pfiff er seinem Hunde und bald hatten sie die kurze Strecke bis zum Hause zurückgelegt.

Er fand dort Alles in gewohnter Ordnung; die alte Wieb trat im saubersten Sonntagsanzug ihm entgegen, voll Freude über seine unerwartet schnelle Heimkehr. Aber er sagte ihr, daß der Wagen schon auf morgen wieder bestellt sei, daß er in der großen Stadt zu thun habe und daß Franziska mit ihm reisen werde. Und dieser flüsterte er zu: „Du bist es doch zufrieden, Franzi? Wir gehen wieder zu der entzückten Ladendame; kleine seidene Stiefelchen soll sie Dir anmessen! Du sollst Dir Alles selber aussuchen — doch nein! Du bist zu anspruchslos, Du würdest doch nur Kleider für Dich kaufen. — Ich aber — in weißen Duft will ich Dich hüllen, so leicht wie ein Nichts, so zart, daß auch eine Wolke davon das Leuchten einer Rose nicht verbergen könnte!"

Er sah es nicht, wie sie die weißen Zähnchen auf einander biß und wie ihre Lippen zitterten.

„Nun, Franzi," fuhr er fort, „was meinst Du, bist Du es zufrieden?"

Sie zog schweigend seine Hand an ihre Lippen; dann sagte sie mit jenem scharfen Klang der Stimme: „Ich meine, daß Du wieder einmal verschwenden willst und daß Du Dich täuschest über mich arme Dirne, die ich bin."

„Und ich meine, daß jetzt Du die Thörin bist."

Der Abend kam. Richard hatte, wie gewöhnlich, das äußere Bohlenthor und die Hausthür abgeschlossen; vor der letzteren auf dem Hausflur lag der Hund; der große Schlüssel zu dem ersteren hing an dem Thürpfosten in seinem Schlafgemache. Dann legte er sanft den Arm um Franzi's Leib, die müßig am Fenster des Wohnzimmers stand und nach dem dunkeln Wald hinüberschaute, und führte sie durch die Bibliothek bis an die Schwelle ihrer Kammer. Sie war ihm wieder wie eine unberührte Braut, er überschritt die Schwelle nicht. „Schlaf süß, meine Franzi!" sagte er. „Mir ist auf einmal wieder, als stünde das Glück mir noch in ungewisser Ferne."

Sie hatte schon die Thür geöffnet; da riß er sie noch einmal an sich. „Gute Nacht, gute Nacht, Franzi!"

Dann war sie fort; nur ihre kleinen, leichten Schritte hörte er noch hinter der geschlossenen Thüre.

Langsam ging er durch das Wohnzimmer. Im Vorübergehen hob er die brennende Kerze, welche er dort vom Tisch genommen hatte, gegen das alte Thürbild und warf einen flüchtigen Blick darauf; dann trat er in sein Schlafgemach.

Und bald, nach den Ermüdungen dieser letzten Tage, lag er in festen Schlaf

gesunken. Weder das Rauschen der Wälder draußen in der dunkeln Herbstnacht, noch der Zeitruf des kleinen Kunstvogels aus der nebenan liegenden Stube drang in die Tiefe seines Schlummers. Schon war die höchste Stufe der Nacht erklommen; zwölf Mal hatte es drüben von der Uhr gerufen; er schlief traumlos weiter, und weiter rückte die Nacht. Eins rief es von der Uhr; — dann Zwei; — dann Drei! Da kamen die Träume; und was am Tage nur wie beängstigender Nebel vor seinem Blick geschwommen, jetzt wurde es zu farbigen Gestalten, von grellem oder fahlem Licht beleuchtet, das keiner Zeit des Tages angehörte. — Wie bleich ihm Franzi in den Armen hing! Und seltsam, immer wollten ihre Augen ihn nicht ansehn! Aber dort hinter den Bäumen stand der Jäger. — —

Stöhnend warf er sich umher auf seinem Lager; aus seinem Munde brachen heftige, zusammenhangslose Laute. Plötzlich aber fuhr er empor und saß aufgerichtet in den Kissen; der Nachhall irgend eines Schalles lag in seinen Ohren; und jetzt schon wußte er es, vom Hofe drunten mußte es gekommen sein. Im selben Augenblicke stand er auch am Fenster; kaum die erste graue Dämmerung war angebrochen; aber dennoch sah er es, wie eben das schwere Hofthor zuschlug. Wie noch im Traume hatte er eine seiner beiden Pistolen von der Wand gerissen; eine Fensterscheibe klirrte, und klatschend fuhr die Kugel drunten in das Bohlenthor.

Dann blieb Alles still. Er riß die andere Pistole von der Wand, und ohne Kleidung, im nackten Hemde, stürzte er aus dem Zimmer; im Hinausgehen griff er nach dem Haken an der Thür, aber der Schlüssel fehlte.

„Leo, Leo!“ rief er auf der Treppe draußen. „Mein Hund, wo bist Du?“ — Nichts regte sich. Noch einmal rief er und stieg dann in den noch dunkeln Hausflur hinab.

Da wurden seine Füße durch etwas aufgehalten, was nicht weichen wollte; als er sich bückte, fuhr seine Hand über langes, seidenweiches Haar. — Er stieß einen lauten Schrei aus. Noch einmal bückte er sich; dann rannte er — er wußte selbst nicht weshalb — in die Kammer seiner alten Dienerin; aber die taube alte Frau lag ruhig athmend in ihrem Bette; er nahm das auf dem Tische stehende Licht, zündete es an und trat wieder auf den Flur hinaus. Da lag sein Hund, die Beine steif gestreckt, die braunen Augensterne groß und offen. — Er warf sich nieder und leuchtete mit der Kerze dicht hinan; ein bläulicher Flor schien den Glanz der Augen zu bedecken; kalt und wie in stummer Klage starrten sie ihn an. — — Auf einmal war ihm, als würden die Mauern durchsichtig, als sähe er zwei jugendliche Gestalten über die Haide fliehen und im brennenden Morgenschein verschwinden.

Er sprang auf und stand im nächsten Augenblicke oben in Franziska's Kammer. — Sie war leer, das Bett nur leicht berührt; man sah, sie hatte nur zu flüchtiger Rast sich auf die Decke hingestreckt; das Kissen zeigte noch den Eindruck, wo sie ihren Arm gestützt hatte. Er hätte es nicht lassen können, er legte seine Hand hinein, als liebkoste er noch diese letzte Spur ihres Lebens. Da klirrte durch eine zufällige Berührung die Waffe in seiner andern Hand, und jäh schoß ein neuer Gedankenstrom durch seinen Kopf. Schon war er draußen auf der

Treppe; aber er kam nicht weiter. — Was wollte er denn noch? — Schon einmal waren seine Hände roth geworden. Langsam stieg er die Treppe hinauf nach seiner Schlafkammer; er hängte die Schußwaffe an ihren Platz; dann kleidete er sich völlig an. Als er fertig war, trat er in das Wohnzimmer, zog die Vorhänge der Fenster auf und öffnete dann mit seinem Schlüssel das Fach des Schreibtisches, worin die Werthpapiere ihren Platz hatten.

Er wußte vorher schon, was er finden würde. Was ihm gehörte, lag unberührt; das Päckchen mit Franziska's Namen war verschwunden. — Eine Weile suchte er noch nach einem Zettelchen von ihrer Hand, einem Wort des Abschieds oder was es immer sei; er räumte das ganze Fach aus, aber es fand sich nichts. —

Durch die Fenster brach der erste Morgenschein und ließ das alte Thürbild aus der Dämmerung hervortreten. Als er zufällig den Blick dahin warf, überkam ihn ein wunderlicher Sinnentrug; der einsame Alte dort am Wege hatte ja den Kopf gewandt und sah ihn an.

Die Sonne stieg höher, an den Tapeten leuchteten die Blumen der Vergessenheit. Richard hatte die Augen noch immer nach dem Bilde. Es war sein eignes Angesicht, in das er blickte.

Der October war in's Land gekommen. Im Kruge zu Föhrenschwarzeck saßen eines Nachmittags der Wirth und der kleine Krämer aus der Stadt sich gegenüber. Der ganze Tisch war voll von Kreidezahlen, sie hatten wieder einmal Quartalstag gehalten; das Facit war gezogen und genehmigt worden; die noch übrige Zeit gehörte vergnüglicheren Gesprächen, und sie waren auch schon in vollem Gange.

„Man will gar wissen," sagte Casper-Ohm geheimnißvoll, „daß es sein eigen Blut gewesen sei; freilich hat er's nicht Wort haben wollen, denn sie ist auf den Namen Fedders getauft und bei einem Magister aufgezogen worden; sogar einen eigenen Vormund hat er ihr von Gerichtswegen setzen lassen!"

„Casper-Ohm!" sagte der kleine Krämer, „Ihr seid wieder einmal bei Eurem Advocaten in der Stadt gewesen!"

„Nun, nun, Pfeffers, glaubt's oder glaubt's nicht! Der Vormund ist selbst bei mir eingekehrt gewesen; da, wo Ihr jetzt sitzt, hat er gesessen und seinen Schnaps getrunken; sie haben's drüben im Narrenkasten eben mitsammen fertig gehabt, daß das arme Kind einen reichen Bäckermeister freien sollte, so einen alten wurmstichigen Mehlkneter; denn sie ist was wild gewesen, und die alte Waisen-Wieb hat nicht mehr mit ihr hausen können. — Nun, Pfeffers, was soll man dazu sagen, daß sie lieber mit dem schwarzen Krauskopf" — — Er nickte dem Krämer zu und blies bedeutsam durch seine ausgespreizten Finger.

„Das ist eine gewaltige Geschichte, die Ihr da erzählt, Casper-Ohm," meinte der Andre, „aber laßt uns einmal anstoßen und freut Euch, daß er Eure Ann'-Margareth' nicht auch noch mitgenommen hat; denn er sah mir just nicht aus, als wenn er lange mit einer Einzigen zufrieden wäre."

Casper-Ohm lachte und blickte durch die Fensterscheiben. „Da kommt auch der Inspector!" sagte er.

Der Genannte war eben in Begleitung seines Pudels unter der alten Eiche

durchgegangen, in deren Wipfel jetzt das leere Nest zwischen den schon gelichteten Zweigen sichtbar war.

Der Wirth empfing ihn an der Stubenthür. „Nun, Herr Inspector!" rief er munter, „Alles wieder auf dem alten Stand?"

„Ausgekehrt und abgeschlossen!" erwiderte der Alte, indem er den großen Schlüssel zum Außenthor des Waldwinkels auf den Tisch und sich selbst auf einen Stuhl warf. „Gestern ging das letzte Fuder nach der Stadt, um dort unter'm Hammer weggeschlagen zu werden; all' das schöne Ingut! Die alte Lewerenz bekommt das ganze Geld dafür."

„Und der Herr Doctor?" fragte der Wirth. „Wo ist denn der geblieben?"

„Weiß nicht," sagte der Alte, „kümmert mich auch nicht; — fort — in die weite Welt."

Der kleine Pfeffers nahm den Schlüssel von der Tischplatte und hielt ihn über den Köpfen der beiden Andern: „Wer bietet auf den Narrenkasten? — Nummer Eins: der alte Herr; Nummer Zwei: der Herr Botanicus — wer bietet zum dritten auf den Narrenkasten?"

„Laßt die Possen, Pfeffers!" sagte der Alte und nahm ihm die Schlüssel aus der Hand. „Mir thut's nur leid um den Löwengelben; ich sag' Euch, es war ein Capitalvieh; er ging noch über meinen Phylax."

Literarische Rundschau.

Was wir an dieser Stelle fortlaufend zu geben denken, wird selbstverständlich auf bibliographische Vollständigkeit nach irgend einer Richtung nicht Anspruch machen. Weder würde der Raum sie gestatten, ohne den Gedanken in hartem Lakonismus erstarren zu lassen, noch könnte unsern Lesern überhaupt damit gedient sein. Denn nicht an irgend ein Fachpublicum wenden sich diese Blätter: vielmehr an die Gesammtheit der gebildeten Deutschen, denen es Bedürfniß ist, der Culturarbeit dieser gewaltigen Zeit selbstdenkend zu folgen. Somit werden unsere Berichte sich auf eine, wenn auch geringe, so doch mit Bedacht gewählte Zahl solcher Werke beschränken, welche durch Inhalt oder Form sich der Aufmerksamkeit jedes Gebildeten empfehlen, insofern sie, im Guten oder im Schlimmen, ein wesentliches Moment des Zeitbewußtseins zu selbstständig wirksamem Ausdruck bringen, oder charakteristisch für die Bewegung des Zeitgeschmackes sind. Für Dutzendwaare, und wäre sie an sich und in ihrer Sphäre noch so brauchbar und tüchtig, ist hier kein Raum, ebensowenig für irgend eine Art der Reclame. Dagegen denkt der Unterzeichnete, seiner alten Art treu, sich auch von aller Scandalsucht und Nörgelei fern zu halten, weniger nach der Gunst der Lacher, als nach der der Denker zu trachten, und grundsätzlich positive, d. h. anregende, ermuthigende, womöglich verständigende Kritik zu treiben, soweit die zugemessene Kraft ausreicht. Unausfüllbar wird nur, nach wie vor, die Kluft bleiben, welche ihn von zwei schlimmen Erbschaften unserer staatlichen, durch innere Widersprüche gelähmten Vergangenheit trennt: auf der einen Seite von dem charakterlosen, unklaren und dabei so dünkelvollen Gefühls-, Stimmungs- und Phrasenwesen, welches so gern als deutsche Gemüthstiefe und Geisteshoheit sich ausspielt; auf der andern von dem Abfall zu romanischer Unfreiheit, gleichviel ob in ultramontaner oder anderer Form. Da wird es unter Umständen ehrlichen, offenen Krieg gelten, wenn auch selbstverständlich den Personen gegenüber mit möglichster Schonung. Wo es aber gestattet sein wird, eine gesunde, aufsteigende Kraft mit ermunterndem „Glückauf!" zu begrüßen, da wird der Kritiker einige jener guten Stunden haben, die mit dem nicht immer dankbaren Berufe versöhnen müssen und können. — Und somit denn zur Sache, und mögen es die Lebenden nicht übel vermerken, wenn wir sie von vorne herein bitten, der Erinnerung an ein Paar, freilich sehr lebendige, Todte den Vortritt zu lassen.

David Friedrich Strauß, in seinem Leben und seinen Schriften geschildert von Eduard Zeller. Bonn. Emil Strauß. 1874. VII. 126.

Philosophie und Naturwissenschaft. Zur Erinnerung an David Friedrich Strauß. Von Carl Gustav Reuschle. Bonn. Emil Strauß. 1874. VIII. 119.

„Den Lessing des neunzehnten Jahrhunderts" nennt Reuschle seinen berühmten Landsmann und Jugendfreund, indem er sich anschickt, die Summe seiner Lebensarbeit zu ziehen. „Nein! Vielmehr der deutsche Voltaire!" schallt es aus allen Ecken entgegen, nicht nur von Kanzel und Katheder. Mit den zünftigen Vertretern der Kirche

und der „Wissenschaft" haben die der Parteien bis zur letzten Stunde gewetteifert, den Mann zu schmähen, der keiner Gewalt diente, als der des Gedankens. Welche Erfahrungen hat er machen müssen, von den Denunciationen der Steudle, Menzel, Eschenmeyer, Hengstenberg bis zu jenen Massenangriffen, mit denen fast die gesammte Tagespresse, auch die „freisinnige", seine letzte, abschließende That glaubte vergelten zu sollen. Seine erste Schrift verschließt ihm in Deutschland die akademische Laufbahn (1835); vier Jahre später genügt der Klang seines Namens, um „freie Schweizergemeinden" gegen eine Regierung in Aufstand zu bringen, die dem Geächteten einen Wirkungskreis bot; dann endigte eine kurze Periode der Volksgunst (1848) mit einem solennen Mißtrauensvotum der Wähler, und nicht viel besser stellten sich bei Wiederaufnahme des nationalen Herstellungs- und Befreiungswerkes gerade die Träger der Fortschrittsfahne gegen den Veteranen ihrer eigenen Sache. Sind sie es doch, denen es gelingt, ihm zum ersten Male, 1865, ein wirklich bitteres Wort zu entreißen. In frischestem Andenken steht endlich der Wetteifer, mit welchem zuletzt Freunde und Feinde des alten Glaubens über den Verkünder des „neuen Glaubens" herfielen. Da fragt man dann wohl: Wer in aller Welt sind die „Wir", für die der Mann schrieb? Nun, man wende sich an seinen Verleger um Antwort. Das „Leben Jesu" erlebte zwischen 1835 und 1840 vier Auflagen, „der alte und der neue Glaube" gar deren sieben in einem Jahre. Nicht gleich schnell und massenhaft waren die Erfolge seiner übrigen Schriften; aber auch unter ihnen ragen namentlich „Hutten" und „Voltaire" (drei Auflagen von 1870—72) durch für deutsche Verhältnisse und für ihre Gattung ganz ausnahmsweise Erfolge hervor. Und wer immer während der beiden letzten Jahrzehnte mit offenem Sinn sich in deutschen gebildeten Kreisen bewegt hat, der wird, wenn er ehrlich ist, eingestehen: Wenn irgend ein Schriftsteller dieser Epoche, so hatte Strauß ein Recht auf jenen pluralis majestatis. Die Thatsache aber, daß er stets zu den Schriftstellern gehörte, die man eifriger las, als (öffentlich) lobte und anerkannte (nach Lessing nicht eben die schlechtesten), sie war das eigenste Ergebniß seiner Natur und der Art seines Wirkens. Strauß hat unsere Zeit und unser Volk vielleicht tiefer und nachhaltiger angeregt, als irgend ein Zeitgenosse, wie denn die seinem Geiste entstammende Bewegung den Höhepunkt ihrer Wirkung noch lange nicht erreicht hat. Und dennoch hat dieser so tief und so gewaltig „agitirende" Schriftsteller in seinem Wesen Nichts von einem „Agitator" gehabt. Es war kein Blutstropfen in ihm von einem Parteiführer, während doch die Gewalt seines Gedankens und seines Wortes ganz neue Wege und Aussichten eröffnete auf dem von den Parteien bestrittenen Boden. Das erklärt seine persönlichen Mißerfolge, das wird aber auch einmal den Maßstab geben für seine, das ganze Parteitreiben vieler Fachgelehrten um eines Hauptes Länge überragende Bedeutung. Ein Familienzug geht durch Alles, was er gemacht hat: es ist ihm sichtlich nie um den augenblicklichen äußeren Erfolg zu thun, desto mehr aber stets um Klarstellung der Sache. Er geht immer ganz auf in dem Gegenstand der Untersuchung, er vergißt dabei sich und die Welt. Sein Gedanke ist der des Philosophen, sein Apparat der des schwer gerüsteten Gelehrten, seine Art zu gestalten die des liebenden, ächten Künstlers. Erkennen und das Erkannte klar legen, den Samen des Geistes streuen in die Furche der Zeit, unbekümmert um die Ernte: das war das Werk seines Lebens. Uud damit ist auch die Antwort auf die Frage bereit: ob Lessing, ob Voltaire? Von verschiedenen Standpunkten aus, aber in gleich schlichter, gediegener Weise wird sie in den eben vorliegenden Schriften gegeben, lieb, treu und dankenswerth, wenn auch der Natur der Sache nach keineswegs erschöpfend und abschließend. Reuschle weist in durchsichtiger, allgemein verständlicher Ausführung auf den entscheidenden Punkt hin, an welchem Strauß, am Ende seiner Laufbahn, zwischen der theologisch-philosophischen Zeitströmung auf der einen, und der exacten, mächtig vordringenden Wissenschaft auf der anderen Seite so zu sagen die galvanische Kette schloß. Von zwei Seiten her, von der naturwissenschaftlichen zuerst, dann von der philosophisch-theologischen dringt er auf die Hauptfrage ein, indem er hier wie dort die nach Jahrhunderte langer

Entfremdung unaufhaltsam consequente Bewegung der Geister zur Anschauung bringt. Wie man weiß, fiel der äußerste Punkt jener Entfremdung mit dem Triumphe des Hegel'schen Idealismus zusammen. Indem der Philosoph sich vermaß, die reale Welt aus dem Gedanken zu construiren, zwang er die Wissenschaft, sich vor aufdringlicher Phantasterei in die kühle, klare Luft der nüchternsten Beobachtung und Rechnung zu retten. Der Größe der Anmaßung entsprach die Schroffheit der Abwehr. Der souveräne Gedanke sprach der Erfahrung Hohn; so wies die Erfahrung dem Gedanken die Thür, wie z. B., als die Poggendorfischen Annalen eine Abhandlung Friedrich Mohr's „Ueber die Natur der Wärme" zurückwiesen, „weil dieselbe keine neuen Experimental-Untersuchungen enthalte". Nicht besser erging es auch 1837 vor demselben Forum jener Abhandlung J. R. Mayer's, „Ueber die Kräfte der unbelebten Natur," welche später, als 1842 Liebig's Annalen sie brachten, die Literatur der mechanischen Wärmetheorie eröffnete. Es war eben Krieg, und berechtigter Krieg, so lange die Speculation sich von der Erfahrung zu emancipiren vermaß. Dann läßt auf beiden Seiten die Spannung nach, und nach dem ewigen Fortschrittsgesetz beginnt man hüben und drüben vom Gegner zu lernen. Von Sieg zu Sieg, auf dem von Humboldt eröffneten Wege, dringt die philosophische Naturforschung der Gegenwart vor. In den Namen der Helmholtz, Faraday, Dubois-Reymond, Darwin, Wallace, Fechner, Liebig, Bunsen, Kirchhof, Häckel u. A. symbolisirt sich die Belebung der exacten Wissenschaft durch den speculativen Gedanken, und auf der festen Grundlage der Beobachtung und Rechnung erhebt sich die Anschauung der Einheit des Alls. Elektricität, Galvanismus, Magnetismus, Licht und Wärme erweisen sich als Bewegungsformen des einen Urstoffs; die Gleichartigkeit der Welten, durch die Newton, Kant, Laplace ahnend geschaut, wird durch die Spectral-Analyse zur Gewißheit, und Darwin's geniale Hypothese beleuchtet mit dem Lichte einer wissenschaftlichen Offenbarung das Geheimniß der Geheimnisse, den Werdeproceß des organischen Lebens. So erheben sich, auf dem Wege der exacten Forschung, „die Fähnlein jener Zukunfts-Eisenbahn," die spätere Geschlechter geflügelt dahin führen wird zu der Einheit von Glauben und Wissen, von Denken und Schauen. Aber auch von der anderen Seite her ist die Annäherung nicht ausgeblieben. In demselben Maße, wie die Naturwissenschaft philosophisch wurde, ging die Philosophie wieder bei der Naturwissenschaft in die Schule, die sie seit Kant, nicht zum Heile, etwas voreilig verlassen hatte. Noch freilich hat sie der Wissenschaft nicht mit ebenbürtigen Gegengeschenken gedankt. Schopenhauer verfiel nach schönem Anlaufe in unphilosophischen Pessimismus, Hartmann läßt sich durch den mystischen Cultus seines „Unbewußten" zu Halbheiten verleiten; aber das Ziel der Bewegung ist unverkennbar, und Strauß hat es mit jener furchtlosen Sicherheit bezeichnet, die nur der reinen, interesselosen Hingebung an die Ueberzeugung erwächst. Von Schelling bis zu Hegel, nicht unberührt von den mystischen Einflüssen der romantischen Naturphilosophie, und dann einen Augenblick, wie damals alle Welt, trunken von dem Souveränetätsbewußtsein der absoluten Idee, hatte er die Ergebnisse der zeitgenössischen Gedankenarbeit sich endlich erobert. Dann ward ihm, unter Schleiermacher's Einfluß, zuerst die Befreiung aus dem unnatürlichen Bündnisse zwischen Autoritätsglauben und Philosophie. Er ging den steilen, mühsamen Weg der historischen Kritik bis an's Ziel und bezeichnete dann, auf den Trümmern einer wissenschaftlich überwundenen Weltanschauung, wenigstens den Grundriß des zukünftigen Tempels. — Dies die Grundgedanken der klaren, gediegenen Darlegung Reuschle's, der wir recht viele und nachdenkliche Leser wünschen.

Zeller's Büchlein ergänzt sie in erfreulicher Weise durch Mittheilungen über das persönliche Werden und Walten seines großen Lehrers und Freundes. Unsere Theilnahme und Wißbegierde wird überall angeregt, wir erhalten Einsicht in das Jugend- und Familienleben des Verewigten, und seine Studienzeit zu Tübingen und Berlin*) führt uns an die Quellen der Geistesbewegung, welche die Gegenwart ge-

*) Strauß, geboren am 27. Januar 1808 zu Ludwigsburg, bezog 1825 die Universität seiner

staltet hat. Und welche Erinnerungen knüpfen sich dann an „Das Leben Jesu" (1835), an die Streitschriften zu dessen Vertheidigung (1837), an den Ruf nach Zürich (1839), die „Christliche Glaubenslehre" (1840—41), an die literarhistorischen Werke über Schubart (1848), Hutten (1857), Voltaire (1870), an die Volksausgabe des „Leben Jesu" (1864), an den Kampf gegen „Die Halben" (1865) bis zu jenen mächtigen, letzten Geistesthaten, unter deren frischesten Eindrücken wir Alle stehen, Freund und Feind! Zwischen diesen hoch ragenden Säulen des Tempels aber schlingen sich, von Stein zu Stein, friedliche Kränze der Erinnerung an den Menschen hinüber, an den Menschen, der im Kritiker, Gelehrten, Künstler, Philosophen nie unterging, vielmehr in aufsteigender Linie sich entwickelte, reinigte, läuterte. Sie vor Allem wünschten wir hier reicher, voller. Wie dankbar fände uns (oder sagen wir lieber, wird uns finden?) eine vollständige, eingehende Lebensbeschreibung von Strauß aus der Feder eines so competenten Verfassers! Die Gegner der Strauß'schen Weltanschauung möchten wir ganz besonders auf den einfachen, so ganz und gar nicht panegyrisch zurecht gemachten Bericht Zeller's über die letzte Krankheit des Meisters aufmerksam machen. Sie fürchten Schädigung der Moral, Herabsinken zu trostlosem Materialismus von einer Ueberzeugung, welche Ernst macht mit der Hingabe an das unwandelbare Naturgesetz, mit der Einheit und Majestät des Universums, mit der selbstlosen Anerkennung der Grundbedingungen alles Einzeldaseins. So mögen sie denn einmal jene Krankenstube betreten, in welcher jener „gottlose, materialistische Zweifler" die Symptome des herannahenden Todes Monate lang in heiterer Ruhe verfolgt, wie einen Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung; sie mögen die herzigen Lieder lesen, in denen, fast bis zum letzten Tage, seine Theilnahme an den Freuden und Leiden seiner Lieben sich Luft macht!

„Auch du, ohne Klage,
„Gedenke der Tage,
„Die froh wir verlebt.
„Wer Gutes empfangen,
„Der darf nicht verlangen,
„Daß nun sich der Traum ins Unendliche webt."

Das ist sein letzter Weihnachtsgruß an die geliebte, fern von ihm weilende Tochter, wenige Wochen vor dem mit Sicherheit erwarteten Tode. Und bis zum letzten Augenblicke hat er an der Wissenschaft, am Vaterlande, an dessen schwerem, eben beginnendem Culturkampfe den vollsten, warmen Seelenantheil genommen. Nun, wer von menschlichen Dingen Etwas erlebt und gelernt hat, der weiß schon, daß man kein Philosoph und kein berühmter Schriftsteller zu sein braucht, um jene phantastische Selbstsucht zu überwinden, die sich tugendhaft glaubt, wenn sie das kleine, eigene Ich frischweg mit den Attributen des Universums oder der Gottheit schmückt. Aber der Leuchtthurm auf dem Berge ist weiter sichtbar, als das Lämpchen in der Hütte, und so freuen wir uns denn doppelt des Zeugnisses, welches Strauß in der Todesstunde für die Echtheit seines Lebensgedankens abgelegt hat. Seine Jugend-, Lebens- und Geistesgenossen Reuschle und Zeller aber haben sich durch ihr gediegenes Eintreten für sein Andenken Ansprüche auf herzlichen Dank erworben.*)

---

schwäbischen Heimath, wirkte 1830—31 als Pfarrvicar und Lehrer und ging 1831 nach Berlin, um Hegel und Schleiermacher zu hören.

*) Während des Druckes geht uns, verspätet, das sehnlich erwartete Büchlein zu:

David Strauß. Eine Charakteristik von Wilhelm Lang. Leipzig. Hirzel. 1874. 60.

Man kennt die Sympathien Lang's mit jenen „Halben" (um mit Strauß zu reden), die er hier selbst (S. 39) so aufrichtig und treffend kennzeichnet: „Diese Richtung wird nicht wissenschaftliche Ansprüche machen wollen, desto größer ist ihre praktische Bedeutung. Sie entspringt nur einer Eigenthümlichkeit unserer Volksnatur, welcher das romanische Nebeneinander von Aberglauben und Unglauben widerstrebt, und sie hängt zusammen mit der Erneuerung unseres nationalen Lebens, die nur einseitig wäre, wenn sie auf das politische Gebiet sich beschränkte". Je weniger nun Strauß geneigt war, dieser Richtung zu folgen oder sie auch nur gelten zu lassen, um so wohlthuender berührt die aufrichtige, pietätsvolle Hochachtung, aus der heraus diese Charakteristik geschrieben ist. Sachkenntniß und treffende Form sind bei Lang selbstverständlich, und so

Ludwig Uhland's Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Wittwe. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchh. 1874.

Das ist ein wahres Schatzkästlein lieber Erinnerungen und dankenswerther neuer Aufschlüsse, der Gemeinde Ludwig Uhland's, d. h. der über Deutschland und den Erdkreis verbreiteten Gemeinde des deutschen Liedes, von treuem Herzen geboten, und zwar in ebenso anspruchsloser als des Gegenstandes würdiger Form. Nicht der leiseste Ansatz zur Phrase, kein Zurschautragen der Gesinnung, kein aufdringliches Schönthun. Knapp, gemessen, auf das Nothwendigste in den eigenen Zugaben sich beschränkend, und doch, mit wie herzlicher Liebe und mit wie feinem Tacte stellt Frau Uhland aus Familienpapieren, Mittheilungen von Freunden und Verwandten, aus Uhland'schen Concepten und Briefen, aus eigenen Erinnerungen endlich, das Bild des unvergeßlichen Sängers und Forschers, des edelsten Menschen und Bürgers zusammen. Wir belauschen Uhland bei seinen Knabenspielen, sehen sein Talent sich entwickeln, nehmen ernst-freudigen Antheil an den Kämpfen seiner männlichen Jahre, an den Erfolgen und Belohnungen seines reich gesegneten Lebensherbstes, und scheiden dann von ihm, wie von einem alten Freunde. Merkwürdig, wie des Mannes Talent und Art frühzeitig und bestimmt ihre Richtung nehmen, im Aufstreben und freiwilliger Beschränkung immer sich selbst gleich. Der Bericht über die Knabenjahre (1787—1801) erzählt nicht von einem jener träumerisch-stillen Wunderkinder, die in der literarhistorischen Mythologie eine so große Rolle spielen. Ludwig Uhland war ein derber, kerngesunder, munterer Junge, eher ein Bischen wild, allem Sentimentalen und Ueberschwänglichen sehr fern. Aber auch von einem Anmuthszauber, wie er Wolfgang Göthe umfloß, war bei ihm so wenig als bei seinem Landsmann Schiller die Rede. Kam er mit seinem älteren (früh verstorbenen) Bruder Fritz irgendwo zum Besuch, so hieß es wohl: „Grüß' Gott, lieber Fritz, das ist schön, daß du zu uns kommst!" Und dann eine Octave tiefer: „Louis, du kommst auch mit?" Liebenswürdig, was man so nennt, ist dann Uhland auch später bekanntlich niemals geworden. Sein verschlossenes, hier und da schroffes Wesen hatte aber mit Hochmuth nicht das Geringste zu thun, entstammte vielmehr der Energie, mit der er von den ersten Jünglingsjahren an in die Gegenstände seiner geistigen und gemüthlichen Theilnahme sich versenkte, so daß unnöthige Störungen seines Gedankenganges oder seiner Stimmung (und alles bloß Formelle und Ostentatorische erschien ihm sehr unnöthig) ihm sehr lästig wurden. Bekannt ist sein Abscheu gegen demonstrative Huldigungen, der zu mancher ergötzlichen Scene führte. Rief doch einmal (1853, auf dem Naturforschertage in Niedernau) ein Festgenosse: „Schmeißt den Kerl zur Thüre hinaus," als Uhland gegen einen Toast auf „den Dichter Uhland" protestirte, denn der Naturforschung gehöre der Tag, nicht den Dichtern. Wie sehr ihm seine feste, auf sich selbst ruhende Art zu Zeiten den äußern Lebensweg erschwerte, mag man den zahlreichen Stoßseufzern seiner besorgten Mutter wohl glauben: „Von den Franzosen solle er gute Manieren und Lebensklugheit lernen," schrieb sie ihm nach Paris, als ihr Ludwig dort mehr mit den Paladinen Karls des Großen verkehrte, als mit den Akademikern der „grande nation". Von vornherein und ganz von Innen heraus nahm Uhland's poetische und wissenschaftliche Neigung übrigens die Richtung auf die vaterländische Vorzeit, viel weniger in bewußtem Zusammenhange mit der romantischen Reaction gegen die französische Aufklärung, als dem Zuge des Instinctes folgend, in dem der Geist der Zeit dann freilich gar mächtig wurde. Die Alten schienen ihm zu abgeschlossen, zu fertig, die Neuen zu rhetorisch und absichtlich. Dort, in den Sagen unserer Vergangenheit aber fand er, was er bedurfte: „frische Gestalten und Bilder mit tiefem Hintergrunde, die die Phantasie beschäftigten und ansprachen". So ist denn seine Lyrik fast durchweg nur die gelegentlich hervorbrechende Blüthe eines markigen Stammes gediegenster Studien und ernstester, sittlich

---

glauben wir, einen warmen Dank an den Verfasser nicht zurückhalten zu dürfen, wenngleich der Raum weiteres Eingehen leider verbietet. Auch „die Entschiedenen", nicht nur die „Halben", werden das Büchlein mit Freude und Genugthuung lesen.

geschlossener Lebensführung. Seine Lieder, seine Balladen entstanden nicht planmäßig, zusammenhängend, sondern oft in weiten Zwischenräumen, durch Jahre strenger Arbeit und Forschung getrennt, wie gerade die glückliche Stunde, oft ohne allen äußeren Anstoß, sie brachte. Treulich hat er selbst nach jenem trefflichen Rathe gehandelt, den er einmal einem der knospenden Genies ertheilte, welche das verhängnißvolle „Singe, wem Gesang gegeben" ihm auf den Hals zog: „Selbst bei entschiedener Dichtergabe müsse die ausschließliche Beschäftigung mit dem Idealen, ohne einen Widerhalt in positiven Kenntnissen und ohne eine gemessene Thätigkeit im wirklichen Leben der Poesie zum Nachtheile gereichen." Man weiß, mit welcher Selbstverleugnung Uhland den Poeten und selbst den Gelehrten zu vergessen wußte, sobald das Leben den Mann und den Bürger in Anspruch nahm. Und wie wenig diese Pflichterfüllung oft seiner Neigung entsprach, wie schmerzliche Opfer sie forderte, das zeigen die hier zusammengestellten Urkunden in eindringlicher Weise. Es ist gewiß nicht falsche Bescheidenheit, wenn Uhland am 7. März 1848 an Paul Pfizer schreibt: „Es fehlt mir der innere Beruf zu der Stellung, die ich einnehmen soll. Die einfache Ursache ist, daß Politik, Rechts- und Staatskunde nie meine Lebensaufgabe waren; nur als Freiwilliger, als Bürger, als Einer aus dem Volke trat ich mit an." Was ihn gleichwohl seine schönsten Jahre der wenig dankbaren kleinstaatlichen Politik hat opfern lassen, das war einfach jenes fast leidenschaftliche Rechtsgefühl, welches, neben der Begeisterung für germanisches Volksthum in Sage und Lied, so zu sagen die Substanz seines Seelenlebens bildete. Der Kampf um's Recht war die einzige Form, in welcher seine ideale Gesinnung den lebendigen Berührungspunkt mit den Bestrebungen der realen Gegenwart fand, während er in den vaterländischen Einheits- und Machtfragen (freilich dem Kern jeder erfolgreichen deutschen Politik) über eine gewisse platonische Theilnahme kaum hinaus kam. Wohl hat auch er von deutscher Einheit und Größe gesungen; wohl zeigen seine Briefe aus dem Jahre 1813 auch ihn bereit, sobald die Pflicht des württembergischen Unterthanen es verlangen würde, mit seiner Person für die gute Sache einzutreten. Doch gab er gleichzeitig seiner Mutter das, denn auch gehaltene, Versprechen, sich nicht etwa muthwillig vorzudrängen, und seine Frau bemerkt dazu: „Wenn auch die napoleonische Herrschaft in Württemberg unbeliebt war, so war die Erbitterung gegen ihn doch nicht so groß, als in Preußen". Wegen der „preußischen Spitze" entzweite Uhland sich schon 1832 ein wenig mit seinem Freunde Paul Pfizer; er konnte sich ein deutsches Reich ohne Oesterreich gar nicht denken, und wie er 1848 in der Paulskirche das Einheitsbedürfniß der Nation durch einen von sechs zu sechs Jahren zu wählenden Präsidenten, bei Conservirung aller Einzelstaaten und Dynastien, abzufinden gedachte, ist ja noch in gutem Gedächtniß. Die nicht ganz zu umgehende Frage nach der „Hausmacht" wurde dabei mit der recht poetischen Wendung abgethan: „Wenn wir den rechten Mann an die Spitze gestellt hätten, ich denke, das ganze deutsche Volk wäre seine Hausmacht gewesen". Desto positiver und praktischer war sein Auftreten, wo immer es um die öffentlichen Rechtszustände seiner schwäbischen Heimath sich handelte. Da räumt der Poet ganz und gar dem zähen, nüchternen Juristen das Feld, hält an der Ueberlieferung, dem geschriebenen Recht, dem Vertrage fast eigensinnig fest und zeigt sich bereit, demselben jedes nothwendige Opfer zu bringen, selbst das schwerste, das des lieb gewonnenen Lebensberufes. Man weiß, wie Uhland zuerst seine Beamtenlaufbahn im Verfassungskampfe daran gab und wie er dann, als er in der endlich gewonnenen Professur zu Tübingen die schönste innere Befriedigung gefunden, ohne Weigern diese gesegnete Thätigkeit wieder mit dem Sisyphusstein der Landtagsarbeiten vertauschte, als man ihm nur zwischen Neigung und Ehrenpflicht die Wahl ließ. In frischem Gedächtniß ist noch heute Uhland's über alles Lob erhabenes Verhalten während der schweren Krisis der fünfziger Jahre; dennoch sind wir der Verfasserin für die vollständige Wiedergabe der beiden herrlichen Briefe an Humboldt (vom December 1853) in Angelegenheiten des Ordens pour le mérite civil, zu besonderem Danke verbunden. Auch sonst enthält das Buch einen rechten Schatz von schönen und inhaltsreichen (wenn auch niemals geistreich-pikanten)

Briefen und manches treffliche, bisher ungedruckte Gedicht. Das Ganze ist ein Denkmal der Liebe, wie der unvergeßliche Mann es sich gewünscht haben würde: schlicht, gediegen, ohne alle Rhetorik, aber durchaus wahrhaftig, klar, menschlich warm und sachgemäß. Uhland ist wohl, Alles in einander gerechnet, einer der glücklichsten Menschen gewesen, von denen unsere Literatur zu berichten hat: glücklich, weil fest und harmonisch angelegt, kerngesund an Körper und Geist und deshalb auch von vornherein in sicherm Instinct nicht zweifelhaft über die einzuschlagende Richtung. Aeußere Glücksgunst hat ihn nicht eben verwöhnt, ihm die redlich erworbene aurea mediocritas einer bescheidenen Unabhängigkeit nicht gestört. Aber einen Schatz, und den besten, hat er doch auch wohl der Fortuna zu verdanken gehabt: eine Lebensgefährtin von einem Geist und Charakter, wie er, für den Kundigen nicht mißverständlich, aus diesem Büchlein uns anspricht. Dasselbe darf, neben Uhland's Gedichten, in keiner deutschen Hausbibliothek fehlen.

Pädagogisches Skizzenbuch von Ludwig Noiré. Leipzig. Veit und Co. 1874. X. 331.

Wer ist Noiré? „Kein ganz gewöhnlicher Schulmeister," werden die Leser der „Gegenwart" antworten, in frischer, hoffentlich dankbarer Erinnerung an die dort unlängst gegebenen Proben aus diesem „pädagogischen Skizzenbuche". Hier liegt nun das Ganze vor uns, und wer es nicht, wie der Berichterstatter, ohnehin wüßte, daß wir es mit einem Manne von gründlicher Bildung, trefflichem Charakter und ganz hervorragendem Talente zu thun haben, dem würde ein Blick in diese Blätter es zeigen. Es sind Herzensergüsse, aus der Fülle tiefen Gemüthslebens heraus; sie behandeln eine Reihe allerwichtigster Bildungsfragen unserer Zeit, und überall, auch da, wo der Fachmann vielleicht ein wenig einseitig wird und wo die Wärme der Darstellung vielleicht an's Superlativische streift, hält der volle, tiefe Brustton der Ueberzeugung und die frische Originalität der Auffassung und Darstellung die Theilnahme in Athem. Noiré ist enthusiastischer Philologe; so gelten denn seine beredtesten Ausführungen vor Allem einer Reihe von Zeiterscheinungen auf dem Gebiete der Sprachcultur (nicht nur des Schulunterrichtes). Rein und schön bringt die fünfte Abhandlung („Das Sprachstudium, die Grundlage höherer Geistesbildung") den hohen Alten den Zoll des Dankes und der Liebe. Wem sie aber hier und da zu weit zu gehen, vielleicht ein wenig an den bekannten furor philologicus zu streifen scheinen möchte, der wird sich durch die trefflichen Ausführungen „Ueber die Gefahr der Einseitigkeit der Sprachstudien" (VI.), „Ueber todtes Wissen" (VII.) und „Ueber die Behandlung der deutschen Classiker in der Schule" (II., III., IV.) leicht überzeugen, daß wir es hier mit keinem philologischen Zunft-Pedanten, sondern mit einer vollen und reichen, nur etwas heißblütigen Mannes- und Künstlernatur zu thun haben. Daß es hier und da scharf hergeht, wird jeder ehrliche Sachkenner in der Ordnung finden, mögen die „Kärrner" unserer Bildungsarbeit, nämlich nach Noiré u. A. „die Akademiker", „die Feuilletonisten" und „die Philologen einer gewissen Art", auch gelegentlich etwas unbarmherzig gehudelt werden. Nur an einer Stelle möchten wir den Verfasser nicht gerne beim Worte nehmen. Es ist ja schon recht und gut, wenn man auf die Gefahren und die Uebelstände hinweist, welche das professionsmäßige Literatenthum begleiten, und kein Einsichtiger wird die unermeßlichen Vortheile verkennen, welche die Alten in ihrer (beiläufig doch recht kurzen) guten Zeit durch ihre aristokratische Freiheit und Unbefangenheit vor unserer etwas plebejischen Alltagsarbeit voraus hatten. Es ist eben gar schwer, einfach und unbefangen das Vorhandene, die Existenz, darzustellen und des Effectes nicht zu gedenken, wo, wie doch fast immer bei uns, die Arbeit zwischen dem Stachel des Bedürfnisses und den Lockungen des Erfolges sich vollzieht. (Erscheinungen der englischen Literatur, wie Buckle, Grote ꝛc. ergänzen den Beweis durch die Gegenprobe.) Aber haben wir darum ein Recht, auf den Reichthum, die Vielseitigkeit, die überall anregende und bildende Kraft unserer demokratischen und, wie gesagt, immerhin etwas plebejischen Massenarbeit so gar hart und vornehm herab zu sehen? „In nicht ferner Zukunft," meint Noiré (p. 12), „werden von unserm ganzen herrlichen Vorrath vielleicht nur veraltete Werke eines Lessing und

Kant, vielleicht die Schriften eines unscheinbaren jüdischen Lehrers in Frankfurt am Main (Lazarus Geiger), oder das Geschichtswerk des großen Generalstabes sich auf die grüne Insel der Classicität und Schulfähigkeit gerettet haben." Nun, so schlimm wird's wohl nicht werden. Und selbst, wenn etwas Wahres daran wäre: Würde darüber die emsige, treue, nie rastende Culturarbeit der Gegenwart ihren Werth und ihre Frucht verlieren? Es müssen ja viele Grashalme und Blumen verdorren und viele Aehren gemäht werden, ehe eine Eiche groß wird. Aber deshalb soll man die Grashalme und Blumen und Aehren nicht verachten oder muthwillig zertreten. Nur freilich wird sie auch kein Verständiger für Eichen ausgeben.

Doch nichts für ungut. Bei einem Schriftsteller, dem das heiße Lebensblut so in den Adern pulsirt, wie Noiré, muß man auch einmal ein etwas luxuriöses Fortissimo mit in den Kauf nehmen. Seine hier und da hervorbrechende Schroffheit liegt weit mehr im Temperament und im Ausdruck, als im Gedanken. Wie brächte sonst dieser begeisterte Philolog den weltgestaltenden Fortschritten der modernen Naturwissenschaft eine so warme und so intelligente Huldigung, wie sie die achte der vorliegenden Skizzen enthält? Und woher nähme ein liebeleerer Verächter der Gegenwart wohl den Humor, von dem die Abhandlungen „Schulmeisterkrankheiten" und „Zum Leben der deutschen Sprache" mit der angehängten „grammatischen Novelle" nur so übersprudeln? Ref. hat Thränen gelacht bei diesen aus dem vollen Leben gegriffenen Prachtbildern, wird aber hier Nichts von ihnen verrathen. Man lese und freue sich selbst. Die Ausführungen über „Ideale Bildung" enthalten, ein Paar Ueberschwänglichkeiten vielleicht abgerechnet, wahrhaft goldene Worte über die Aufgaben unserer Nationalerziehung. „Verschmelzung der Naturkraft des Alterthums und der ethischen Kraft des Christenthums in einer höhern Einheit, dem wahrhaft Menschlichen." So ist's recht. Das Ziel ist richtig bezeichnet, und wenn nicht Alles täuscht, so werden ja auch die Kämpfe dieser trüben und bewegten Tage das Ihrige beitragen, uns ihm näher zu bringen. — Wie wir erfahren, hat Noiré (der kürzlich auch die deutsche Shakespeare-Gemeinde durch seine „Zwölf Briefe eines Shakespearomanen", gegen den Benedix'schen Bildersturm, erfreute) ein populär-philosophisches Werk in der Presse: „Zur Entwickelungslehre. Bausteine zu einer monistischen Weltanschauung." Mögen die wenigen Worte, welche über den trefflichen Mann hier vergönnt waren, auch auf diese Leistung von vornherein die Aufmerksamkeit lenken.

Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Vorlesungen, gehalten an der Kopenhagener Universität von **G. Brandes**. Uebersetzt und eingeleitet von **Adolf Strodtmann**. Band 1, 2 und 3. Berlin. Franz Duncker. 1874.

Die Vorlesungen von **Brandes** sind mehr als ein geistreiches, gut geschriebenes Buch. Sie sind eine That, eine That des Dänen, der, unbeirrt durch nationale Empfindlichkeiten, sich in das europäische und ganz besonders das deutsche Geistesleben vertieft, und, was noch schwerer wiegt, eine That des Denkers, der sich nicht scheut, mit einer ganzen Phalanx verrotteter Vorurtheile und geisttödtender Gewohnheiten zu brechen. Seit den Jahrzehnten der allgemeinen europäischen Reaction und der romantischen Geistesströmung steht das religiös-literarische Dänemark seitab von der Gedankenarbeit der großen Culturvölker, insonderheit Deutschlands. Um so mehr halten wir uns verpflichtet, eine so hervorragende Kundgebung selbstständigen und vorurtheilsfreien Denkens, wie sie in Brandes' Buche vorliegt, nach ihrem vollen Werthe zu schätzen. Der Verfasser hielt diese Vorlesungen an der Universität Kopenhagen im Winter 1872—73, unter einem mächtigen Zudrange von Hörern, der in den leidenschaftlichen Angriffen fast der gesammten Presse seinen Rückschlag äußerte. In bekannter Altweibertactik (wir kennen sie ja auch) wurde die Frage des freien Gedankens auf das Gebiet der Moral, des Gewissens hinüber geschmuggelt. „Der freie Gedanke ist die freie Lust!" „Deine Ideen sind Petroleusen!" rief man dem furchtlosen Kritiker zu. Man nahm keuschen Anstoß daran, daß er dichterische Darstellungen der Liebe in den Kreis seiner literarischen Betrachtungen zog (man weiß ja sattsam auch

aus deutscher Erfahrung, auf welchem Boden solche Blümchen wachsen); und als es zur Besetzung der Professur der Aesthetik kam, für welche der sterbende Professor Hauch sich Brandes zum Nachfolger gewünscht hatte, wagte nur ein Professor, diesem seine Stimme zu geben. In seinem, jetzt auch in trefflicher deutscher Bearbeitung vor uns liegenden Werke appellirt nun Brandes von jenen Parteiurtheilen an die öffentliche Meinung Deutschlands und Europa's, und wir sind überzeugt, daß sein Vertrauen nicht getäuscht werden wird. Diese „Vorlesungen" sind nicht Literaturgeschichte im herkömmlichen Sinne; durchaus Original in Anlage und Ausführung folgen sie keiner der bekannten Methoden. Sie geben weder biographisch durchgeführte Schriftstellerportraits in mehr oder weniger genetischer Verbindung, noch folgen sie, wie neuerdings Julian Schmidt es versucht hat, von Jahr zu Jahr den Ergebnissen der geistigen Arbeit. Von Bibliographie ist auch keine Rede und selbst die ästhetische Kunstkritik im engeren Sinne kommt nur gelegentlich im Dienste der Hauptaufgabe zu Wort. Wer also das Buch zur Hand nähme, um etwa auf eine Prüfung über Literaturgeschichte sich vorzubereiten, der ginge gewiß an die falsche Adresse. Was Brandes in der Literatur aber aufsucht und mit Meisterschaft anschaulich macht, das ist die gemeinsame, rastlose Gedankenarbeit, das sind die maßgebenden Stimmungswechsel und Geistesströmungen, die das Leben der Culturvölker dieses Jahrhunderts bedingen. Er giebt so zu sagen nicht Literaturbeschreibung, nicht Literaturanatomie, sondern die Physiologie der Literatur. So werden ihm diese ersten drei Bände zu einer pathologischen Psychologie der deutschen und der französischen Gesellschaft, gegründet auf Durchforschung der Gedanken- und Empfindungs-Symptome, welche in der Nationalliteratur der ersten beiden Jahrzehnte sich ausprägen. Dabei ist von dürrem Schematisiren, von schulmäßigem Spielen mit abstracten Begriffen und Formeln nirgends die Rede. Auffassung und Sprache ist immer concret, bestimmt, in der frischen Farbe des Lebens glühend. Man fühlt überall, daß der Gedanke, die Schlußfolgerung aus lebendigster Anschauung, aus innigster Vertiefung in die Erscheinung hervorwächst. Das Schlagwort, die Anecdote wird nicht verschmäht, aber auch nicht gemißbraucht. Natürlich ist eine solche Darstellung, von solchem Geiste getragen, viel zu scharf, bestimmt, entschlossen, um auf aller Welt Beifall rechnen zu dürfen; um so sicherer aber wird sie sein, den Gedanken anzuregen, ja herauszuzwingen, in dem passiven Zuschauer unserer Culturarbeit zunächst den Beobachter, dann den Mitarbeiter zu wecken. „Die Reaction gelte es darzustellen, welche das neunzehnte Jahrhundert in seinen ersten Decennien gegen die Literatur des achtzehnten in's Werk setzte, und die Ueberwindung dieser Reaction." So wird die Aufgabe bezeichnet, und wie ein großes, sechsactiges Drama gruppirt sich dem Verfasser der zu ordnende Stoff. Der erste Act umfaßt „die Emigrantenliteratur", das will sagen, die Zersetzung der triumphirenden revolutionären Humanitätsidee unter den Einflüssen der revolutionären Excesse und der deutsch-englischen Bildung. Dann folgt im zweiten Act die deutsche katholisirende Romantik, im dritten die triumphirende Reaction der heiligen Allianz, im vierten der Stimmungsumschlag unter dem Einfluß Byron's und seiner Freunde, im fünften die französische liberalisirende Romantik, im sechsten der moderne Liberalismus. Daß diese Eintheilung nicht ganz ohne Lücken noch ohne Bedenken ist, ergiebt schon ein Blick auf die erste und die dritte Abtheilung. Die „Emigrantenliteratur" umfaßt ja neben Dichtungen, wie Réné, Atala, Oberman, Delphine, Corinne auch de Bonald's „théorie du pouvoir" und de Maistre's „Soirées de Petersbourg", sowie auf der andern Seite den Essay sur l'influence des passions und das Buch de l'Allemagne, d. h. es liegen in ihr die Keime nicht nur der romantischen Gefühlszersetzung und des Weltschmerzes, sondern auch die der triumphirenden Reaction neben denen des siegreichen politischen wie literarischen Liberalismus; es geht also bei der hier beliebten Eintheilung ohne willkürliche Trennungen und Wiederholungen nicht ab. Der sechste Abschnitt aber (seine Ausführung liegt noch nicht vor) wird seine Mühe haben, eine Fülle von scharf geschiedenen Geistesströmungen der Gegenwart

ohne Zwang unter einen Gesichtspunkt zu bringen. Doch das sind am Ende untergeordnete Bedenken, denn in solchen Dingen bleibt die Ausführung die Hauptsache, und diese ist in den drei vorliegenden Bänden überall lebendig, farbenkräftig, reich an selbstständigen, scharf einschneidenden Gedanken. Daß Brandes entschieden die Sache des befreienden, wissenschaftlich-humanen Geistes gegen die Phantome der Leidenschaft und gegen die Trägheitsgewalt der Gedankenlosigkeit vertritt, bedarf nach dem Gesagten nicht mehr der Bemerkung. Er zeichnet mit schonungsloser Schärfe die romantische Gefühlsverwirrung und Phantasieüberreizung, den verzweifelnden Abfall vom Geiste, die anmaßende Erhebung der Routine und der „Autorität" gegen das gleichwohl unaufhaltsam vordringende wissenschaftliche Bewußtsein der Neuzeit. Ueberall sind ihm schlagende Beispiele, lebendige, packende Ausführungen zur Hand: und so läßt sich der Zorn der Zionswächter wohl begreifen, aber auch unsere freudige Theilnahme. Wir sehen den noch ausstehenden drei Bänden mit Verlangen entgegen. Die Einleitung Strodtmann's ist inhaltreich und klar, die Uebersetzung liest sich vortrefflich. So ist uns für den Erfolg des Werkes in Deutschland nicht bange.

Gallier oder Teutone? Betrachtungen über unsere zukünftigen Alliirten. Von Lord Dunsany. Uebersetzt von A. Kolb, Redacteur der deutschen Londoner Zeitung. Berlin. G. van Muyden. 1874.

Aeußerungen des zeitgenössischen Englands, zumal seiner „geborenen Gesetzgeber", über deutsche Politik begegnen bei uns nachgerade eher der Vorsicht, als dem Enthusiasmus. Nicht ganz mit Unrecht. Haben wir doch seit sechzig Jahren den reichen, zugeknöpften „Herrn Vetter" nur zu oft in unserm Wege gefunden, so oft wir einen Schritt vorwärts versuchten. Und stand er nicht gerade im Wege, so stand er doch als unfreundlicher Zuschauer daneben, bereit, unsere Fehlschläge zu verhöhnen und unseren Erfolgen unfreundliche Gesichter zu schneiden. Welche Reihe von unliebsamen deutsch-englischen Erinnerungen, vom ersten Pariser Frieden bis zu der „wohlwollenden" Neutralität des Jahres 1871! Selbst der Verfasser des vorliegenden Buches wagt es nicht, unsern Kampf gegen Dänemark anders als mit dem Prädicat „unwürdig" zu erwähnen, während er uns gleichzeitig die Hand, oder doch die Fingerspitzen zum Bruderbunde herüber reicht. So hat denn Gefühlspolitik auch weiter nichts mit unsern guten Wünschen für den Erfolg des Werkes in Deutschland und zumal in England zu thun, aber diese Wünsche sind darum nicht weniger aufrichtig. Lord Dunsany hat einen sehr bestimmten und, wie es uns scheint, vernünftigen Zweck vor Augen und geht echt englisch, geschäftsmäßig, methodisch auf ihn los, etwas breit, nicht ohne Wiederholungen, aber gründlich und klar. Mit vernichtender Schärfe trifft er die ungeschickte Benedetti-Grammont'sche Gaunerpolitik (das Facsimile des berüchtigten Vertragsentwurfes ist eine willkommene Zugabe) und den Größenwahnsinn des Erfinders der napoleonischen Legende. Man muß wohl, auch jenseits des Meeres, eben ein persönliches Interesse daran haben, die Augen zu schließen, um über Urheber und Beweggrund des Krieges im Zweifel zu bleiben. Recht belehrend und anziehend, auch für den deutschen Leser, wird dann jene lange Reihe von Eifersüchteleien und Perfidien geschildert, welche die officielle Geschichte dieses Jahrhunderts mit dem Namen der „Entente cordiale" zu bezeichnen pflegt. Und wenn dann an den Vorschlag einer englisch-deutsch-österreichisch-italienischen Friedensliga auch einige etwas stark englische Ausführungen über den „Ausverkauf" der europäischen Türkei sich knüpfen, so trifft der Plan doch in der Hauptsache wohl den springenden Punkt unserer Friedenshoffnungen, insofern dieselben über die nächste Zukunft hinaus gehen. Die Rechnung ist gut; aber wie steht es mit den Factoren? so fragt vielleicht Mancher. Nun, auch Lord Dunsany hat vielleicht seine Zweifel, die er als kluger Mann den Leuten nicht gleich in's Gesicht sagt. Auf jeden Fall aber ist sein Votum immerhin ein erfreuliches Zeichen allmälig nachlassender Gallomanie. Wünschen wir ihm aufmerksame Leser hüben und drüben. — Die Uebersetzung ist lesbar, könnte aber, so wie der Druck, correcter und sorgfältiger sein. F. Kreyssig.

Berliner Chronik.

Die Theater.

September 1874.

Zur Zeit des schönsten Sonnenscheins halten die größeren Städte ihren Sommerschlaf. Wohl geht das Alltagsleben darin seinen gewohnten Gang mit Essen und Trinken, Klopfen und Hämmern weiter, aber es ist nur ein verschlafenes Leben. Der Genius fehlt. Mit der parlamentarischen Beredtsamkeit verstummt die tragische Muse, und die komische, die etwa zurückbleibt, hält es selten für nöthig, uns in dieser Frist mit einem besonderen Lächeln zu erfreuen. Die Vereine, die politischen wie die erziehenden und geselligen, haben ihre Wirksamkeit beinahe eingestellt, und nur der Unermüdlichkeit der Ultramontanen — der alte Homer nickte zuweilen ein, aber der Orden Jesu schläft nie — haben wir es zu verdanken, daß wir trotz der Julihitze das erhebende Schauspiel einer Volksversammlung hatten. Leider nur im „geschlossenen Raum" und nur von achthundert Männern besucht. Allein auf dem Rütli waren ihrer bekanntlich nur dreiunddreißig und doch — welche Scene hat Schiller daraus zu machen gewußt! Berlin hat somit die beste Aussicht, für den Winter ein neues Theater zu seinen schon bestehenden zweiundzwanzig Bühnen zu erhalten, einen politisch-katholischen Centrumsverein mit öffentlichen Versammlungen, feurigen Rednern und dem von der ganzen Versammlung gesungenen Schlußchor: Dies irae, dies illa. Ungewiß sind wir Freigeister nur, ob es auf der Anzeige heißen wird: „Gäste willkommen," oder ob mit einem jährlichen Beitrag von fünfzehn Silbergroschen auch „das Opfer des Intellects" zum Besuch dieser historisch-politischen Schaubühne erforderlich ist?

Wo immer das Theater zur Blüthe und zu einer entscheidenden Wirkung auf das Volksleben gelangte, stand es in innigster Beziehung mit den politischen, religiösen, socialen Ideen der Zeit. Wie früher Kirche und Bühne einander bedingten, so übt jetzt die vorwiegend politische Stimmung der Zeit ihren Einfluß auf das Schauspielwesen, nach seinem Inhalt und in seinen Formen, aus. Mit der Freigebung des Theaterbetriebs ist ein vollständiger Umschwung im Reiche der dramatischen Kunst eingetreten; aus einer sehr streng gegliederten, durch das Monopol und die Theatercensur geschützten Oligarchie sucht sich eine Demokratie auf breitester Grundlage zu entwickeln. In diesem Gährungsproceß befinden wir uns, und kaum ist es zu hoffen, daß innerhalb eines Jahrzehnts sich die neue Ordnung festgesetzt und eingebürgert haben wird. Bis dahin werden wir, mehr oder minder, darauf verzichten müssen, edlen Wein in krystallenen Schalen vorgesetzt zu erhalten.

Die Theaterfreiheit hat eben so viele Freunde wie Gegner, und wenn allmälig die Zahl der ersten zunimmt, so geschieht es, weil ein viel stärkerer Teufel als die Freiheit, die Concurrenz, die meisten Befürchtungen der Gegner vernichtet hat. Vor

allen andern Städten ist dies in Berlin sichtbar geworden. Zwanzig und einige Theater, sagt verächtlich der Bewunderer früherer Tage, ebenso viele Schaubuden, den Geschmack des Publicums zu verderben und die Schauspielkunst ausarten zu lassen! Sieht man aber näher zu, so bemerkt man, daß von sämmtlichen Neuschöpfungen im Grunde nur drei Bühnen sich zu den alten gesellt haben: eine Zahl, die mit der zunehmenden Bevölkerung in einem durchaus normalen Verhältniß steht. Im Anfang der sechziger Jahre, bei einer halben Million Einwohner, besaß Berlin außer einigen hier und dort vor den Thoren auftauchenden und wieder verschwindenden Sommerbühnen sieben größere, stehende Theater: die königliche Oper und das königliche Schauspiel; das Friedrich-Wilhelmstädtische-, das Wallner-, das Victoria-, das Vorstädtische Theater und endlich den Kroll'schen Saal, wo auf einer sehr bescheidenen, engen Bühne kleine Possen abwechselnd mit Operetten aufgeführt wurden. Zu diesen Theatern haben sich mit einem Erfolge, der allein eine Dauer verspricht, seit der deutschen Gewerbe-Ordnung nur drei neue gesellt: das National-, das Residenz-, das Belle-Alliance-Theater. Alle anderen Versuche sind, trotz mancher löblichen Bestrebungen, über die Wehen und Leiden des Anfangs nicht hinausgekommen. Je nach der Laune des Zufalls tritt eins dieser dritten oder vierten Theater — selbst die „Walhalla" hat einmal durch eine französische Liedersängerin ihre Sonnentage gehabt — durch das Gastspiel irgend eines Virtuosen, der sich im Niedergang befindet, durch eine originelle Erscheinung, wie es im Woltersdorff'schen Theater, dem ehemaligen Hennig'schen Sommertheater, in den letzten Wochen das „plattdeutsche" Theater aus Hamburg war, in den Vordergrund, um dann eben so plötzlich wie der Coggia'sche Komet, wenn auch nicht auf Jahrtausende, zu verschwinden und wieder zu erstarren. Die Bevölkerung der Stadt ist in den letzten fünfzehn Jahren auf beinahe eine Million gestiegen, der Zuwachs an Theatern gehört somit zu den Nothwendigkeiten des modernen Lebens. Auch nach der alten Ordnung wäre er nicht zu verhindern gewesen, und wer die Geschichte und die „leitenden" Persönlichkeiten bei manchem unserer älteren Theater kannte und kennt, der weiß auch, daß die damals, in der Periode der Reaction wie in der neuen Aera, vom Gesetz geforderten „Garantien der Bildung" in gleicher Weise von dem Director wie von dem Coulissenschieber erfüllt wurden. Stellt man gar die Theater den Kirchen, Kapellen und Bethäusern gegenüber, so befindet sich die dramatische Kunst hier im offenbaren Nachtheil. Seit dreißig Jahren sind viel mehr Kirchen, im weiteren Sinne des Wortes, als Theater in Berlin gebaut worden. Ich hüte mich wohl, einen Schluß daraus zu machen.

Der Kampf um's Dasein hat bald jede bedeutendere Bühne in eine bestimmte Richtung hineingedrängt. So ist die Friedrich-Wilhelmstadt beinahe ausschließlich der Darstellung jenes Operetten-Genre's gewidmet, in dem Jacques Offenbach, halb Franzose, halb Carnevals-Kölner, die erste Violine spielt; das leider nun zerpflückte vierblättrige Kleeblatt, Helmerding, Reusche, Neumann und Anna Schramm, hat dem Wallner-Theater seine Specialität, die eigentliche Berliner Posse, gegeben. Die Größe seiner Bühne weist das Victoria-Theater auf die Ausstattungsstücke hin; die im Kroll'schen Garten und Haus immer vorherrschende Capelle hat der Oper, während der Sommermonate, hier eine willkommene Stätte bereitet. Mit diesen Verhältnissen hatten die drei neuen Theater zu rechnen. Das Monopol des königlichen Theaters, hinsichtlich der ausschließlichen Aufführung der klassischen Dramen, war gefallen, aber damit waren Shakespeare und Schiller, Lessing und Göthe, Calderon und Molière nur eine Beute für jeden Kühnsten geworden. Noch dazu hatte die Nebenbuhlerschaft des königlichen Schauspieles etwas, auch Verwegene abzuschrecken. Erst die Meininger haben diesen Zauber gebrochen, indem sie unwiderleglich bewiesen, daß ein vortrefflich eingeübtes Ensemble auch die beste Einzelleistung aus dem Felde schlägt, daß schließlich das Dichtwerk immer jede moderne Verballhornisirung in Schatten stellt. Das einzige Theater, das mit einer gewissen Consequenz dem Cultus des Klassischen sich hingab, war das National-Theater. Jeder Wetteifer, jede Concurrenz mit dem Hoftheater war hier sowohl durch die unvergleichlich geringeren Kräfte und Mittel als durch

das wesentlich verschiedene Publicum ausgeschlossen. Das National-Theater liegt im östlichen Theil der Stadt, da wo noch vor Kurzem Gemüsegärten, Kartoffel- und dürftige Kornfelder sich ausbreiteten. Die Bevölkerung setzt sich aus Arbeiterfamilien und einem Kern erbangesessener Bürgerschaft zusammen, die zu einem festen Wohlstande gelangt ist. Den Einen war der Besuch des königlichen Theaters unerschwinglich, den Andern war das Haus zu „vornehm". Sie hatten sich an die in ihrer Mitte gelegene, unter ihnen emporgekommene Bühne des „Vorstädtischen Theaters" gewöhnt. Das National-Theater hat den Geschmack, die Stimmung, die Eigenthümlichkeiten dieses Theils der Berliner Bevölkerung vortrefflich zu beurtheilen und ihnen zu genügen gewußt. Im besten Sinne hat es die erziehende Thätigkeit der Bühne geübt. Ein weites, für den Massenbesuch geeignetes Haus, ist es eine Heimstätte der klassischen Dichtung geworden. Shakespeare und Schiller bilden den Grundstock seines Repertoires, Gastspiele hervorragender Talente — so der Frau Marie Seebach und Otto Lehfeldt's — haben ihm eine gewisse Weihe gegeben. Auch an bedeutsamen Versuchen hat es nicht gefehlt; Hebbel's „Maria Magdalena", das indische Drama „Sakuntala" sind nicht ohne tiefere Wirkung über diese Bretter gegangen. Was Allen, denen es ernsthaft um die Bildung und Erziehung unseres Volkes durch die Kunst zu thun ist, die Theaterfreiheit werth gemacht hat: die Möglichkeit, auch der Menge würdige und erhebende theatralische Genüsse zu gewähren — eine Aufgabe, welche die Hoftheater ihrer Enge und ihrer Kostspieligkeit wegen nicht mehr erfüllen können — das National-Theater hat diese Hoffnungen und Wünsche annähernd verwirklicht. Selbstverständlich darf man seine Aufführungen nicht mit dem höchsten Maßstab, weder in Bezug auf die Ausstattung noch auf die Darstellung, messen: es galt hier zunächst nur, einem großen Publicum, das thatsächlich von jedem höheren theatralischen Genuß bisher ausgeschlossen war und in seiner Mehrzahl niemals Richard III. und Wallenstein auf der Bühne hatte erscheinen sehen, das Verständniß und die Anschauung dieser Meisterwerke zu vermitteln.

Einen andern Theil des dramatischen Gebiets hat sich das Residenz-Theater zu eigen gemacht. Von dem Platz, auf dem es gelegen — dem ursprünglichen kleinen Wallner-Theater — hat es gleichsam eine Tradition aus den fünfziger Jahren geerbt und dieselbe neu belebt. Damals war das Wallner-Theater das Asyl der „Cameliendamen". In Wien hatte Heinrich Laube der mehr als zweideutigen dramatischen Literatur des zweiten Kaiserreichs, den Augier, Sardou, dem jüngeren Dumas und selbst ihren schwächlichen Nachahmern, bereitwillig die Pforten des Burgtheaters geöffnet; in Berlin öffneten sich ihnen nur die viel bescheideneren Thüren des Wallner-Theaters. Meiner Meinung nach ist es ein Ruhm des Berliner Hoftheaters und seines Leiters dieser Literatur nur in den seltensten Fällen — der bedenklichste ist Octave Feuillet's „Montjoye" — den Zugang zu seinen weltbedeutenden Brettern gestattet zu haben. Das Wallner-Theater besaß damals in der Frau Agnes Wallner eine geistvolle und anmuthige Darstellerin der französischen tragischen Heldinnen: sie war die erste, welche die Berliner mit der „Cameliendame" und „Demi-Monde" bekannt machte. Auf diesem Zweig der dramatischen Kunst ruht hauptsächlich das Residenz-Theater. Seine Beliebtheit in der Stadt verdankt es vor Allem der Aufführung von Sardou's „Fernande". Kein anderes französisches Stück dieser Gattung, so viele ihrer auch versucht worden, hat einen ähnlichen Erfolg errungen; die letzten Schöpfungen des jüngeren Dumas: „Prinzeß Georges" und „Das Weib des Claudius", haben sogar eine sehr derbe Zurückweisung erfahren. Ueber den ästhetischen Werth des französischen Schauspiels seit 1850 wird sich streiten lassen; über seine „moralische" Bedeutung sind, im negativen Sinne, Bewunderer und Tadler einig, und der hervorragendste und talentvollste deutsche Nachfolger der Sardou und Augier, Paul Lindau, hat es durch eine empfindliche Niederlage büßen müssen, daß er ihnen auch in ihre moralische Atmosphäre folgen wollte. Verdienen nun diese französischen Dramen eine Aufführung auf deutschen Bühnen? Ich nehme — und dem Chronisten mag es erlaubt sein, gleich in seiner ersten Schilderung den Standpunkt anzudeuten, von

dem aus er den Strom und die Bewegung des künstlerischen Lebens zu betrachten gedenkt — in dieser Frage eine mittlere Stellung ein. Es hieße sich eines Genusses berauben und sich absichtlich, seine Phantasie wie seinen Verstand, ärmer machen, wollte man von vornherein auf die Komödie eines so geistreichen Volkes verzichten, ganz abgesehen davon, daß die außerordentliche Fruchtbarkeit der französischen dramatischen Muse immer von unserer Seite her eine Anleihe bei derselben wünschenswerth, zuweilen sogar nothwendig machen wird. Einzelne Komödien Augier's und Sardou's, Feuillet's, Dumas', Ponsard's, der Georges Sand sind in ihren Grundgedanken so tief und bedeutsam, in ihrer Anlage so originell, in ihrer Ausführung so geschickt, in ihrem Dialog so witzsprühend, anregend, hier anmuthig und dort sinnreich, daß sie den besten deutschen Schauspielen seit 1840 vollkommen ebenbürtig sind und sie in der richtigen Zeichnung des modernen Lebens, in der Wiedergabe seiner eigenthümlichsten und verhängnißvollsten Schwächen und Neigungen, Stimmungen und Bestrebungen ohne Zweifel übertreffen. Welch' eine Thorheit wäre es, wollte man solche Werke, die eine Ehre für den französischen Genius und zugleich ein Genuß, vielleicht eine Lehre für die ganze Welt sind, von den deutschen Bühnen grundsätzlich verbannen! Sie haben ein unbestreitbares Recht darauf und werden gern willkommen geheißen werden. So erscheint mir das Bestreben des Residenz-Theaters, das Berliner Publicum von der Entwickelung des französischen Drama's durch die Vorführung der neuesten Erscheinungen in Kenntniß zu erhalten, durchaus des Lobes und der Anerkennung werth. Was dem ausschließlichen Charakter des Hoftheaters wenig entspräche, geziemt sich wohl für eine zweite Bühne. Nur darf oder sollte doch diese Uebertragung französischer Dichtungen nicht ohne Auswahl geschehen. Weil ein Stück den Parisern gefallen, das macht es noch nicht der Auszeichnung würdig, in Berlin zu erscheinen. Wir sind nicht klügere, vielleicht nicht einmal halb so geistreiche Leute als die Pariser; aber wir haben das Glück gehabt, sie zu besiegen, und sollten es verstehen, mit Anstand ihre Feinde zu sein. Eine gewisse Zurückhaltung der französischen Mode und dem Boulevard-Geschmack gegenüber wäre dem deutschen Publicum und noch mehr den Theaterdirectoren zu wünschen.

Zu diesen zwei Theatern hat sich als drittes, das mit einer gewissen gleichmäßigen Bestimmtheit geleitet wird, das Belle-Alliance-Theater in der südlichen Vorstadt Berlins, unweit des Kreuzberges, gesellt. Der innere Ausbau ist hier noch am weitesten zurückgeblieben, nur allzu Vieles erinnert noch an ein Café chantant, auch die schauspielerischen Kräfte stehen unter denen der anderen Bühnen; nicht ohne Erfolg aber hat es das Belle-Alliance-Theater versucht, eine Anzahl neuerer Stücke, die von den Hofbühnen zurückgewiesen worden waren, zur Aufführung zu bringen. Ihm verdanken wir die erste Aufführung von A. Lindner's „Bluthochzeit". Daß es uns eine solche hervorragende Schöpfung noch nicht wieder geboten hat, ist nicht seine Schuld. Trotz des unleugbaren Aufschwunges, den das Theater durch die Eröffnung neuer Schauplätze, durch die reichere Ausstattung der Scene, durch die wachsende Schaulust des Publicums genommen hat, setzt weder die dramatische Dichtkunst, noch die Schauspielkunst neue Blüthen an. Beide Künste sind, wonach sie so lange und eifrig verlangten, frei geworden, aber die Dichter, obwohl sie nicht mehr von dem Zwang und den Rücksichten zu leiden haben, die ihnen die Hoftheater mit ihrem Form- und Etiquettenwesen auferlegten, bleiben in ihrer Mehrzahl der Bühne fern; und die Schauspielkunst entfaltet sich, gerade wegen der Fülle der Theater, die auch dem unbedeutenderen Talent Stellung und Auskommen gewährt, nicht über ein mittleres Maß hinaus. Hier macht sich am empfindlichsten der Mangel an Pflege des Talents, an einer richtigen Schulung geltend.

Unter solchen Verhältnissen, was kann allein die Aufgabe einer Hofbühne, in unserm Falle die des Berliner Hoftheaters sein? An Schnelligkeit in der Vorführung von Novitäten, in der Auswahl des Kecksten und „Packendsten" steht es naturgemäß hinter den anderen Bühnen zurück. Weder „Fernande" noch „die Bluthochzeit" gehören auf die Bretter des königlichen Theaters: aber es ist kein Zweifel,

daß man sich durch diese nothwendigen Rücksichten bedenklich einschränkt. Die Möglichkeit, sich dennoch an der Spitze der künstlerischen Bewegung zu halten, wird in der vollendeten Darstellung der klassischen Stücke und in der Vorführung wirklich bedeutender Werke bestehen. Nach beiden Richtungen hin war die vergangene Saison für die Hofbühne keine glückliche. Wie man auch über die Aufführungen der Meininger denken mag: sie zeichneten sich durch ihre Frische und Originalität vor der trockenen, schematischen Eintönigkeit der altgewohnten Darstellung Schiller'scher und Shakespeare'scher Dramen vortheilhaft aus; sie gaben uns endlich den Dichter, während wir auf der Hofbühne ein ganzes Jahr hindurch statt Shakespeare Herrn Oechelhäuser zu hören bekamen, einen Mann, der aus „Hamlet" Fortinbras streicht und mit beneidenswerther Keckheit bald hier, bald dort ein Dutzend Verse hinzudichtet. Alle Diejenigen, die den britischen Dichter wirklich kennen, fanden denn auch bald heraus, daß in dieser congenialen Wiederbelebung seiner Dichtungen, nicht in dem bunten Theaterpomp der eigentliche Zauber der Meininger läge. Nicht besser ist es dem Hoftheater mit seinen Novitäten ergangen. Außer dem Sophokleischen „Oedipus" in der Wilbrandt'schen Bearbeitung und Grillparzer's „Des Meeres und der Liebe Wellen", Stücken, denen keine stärkere Zugkraft innewohnt, die aber zu dem Ehreninventar eines jeden Hoftheaters gehören sollten, hat es kein Stück aufgeführt, das irgend welche künstlerische Bedeutung gehabt oder einen dauernden Erfolg errungen.

Jede privilegirte Anstalt hat von gerechten und ungerechten Klagen, Wünschen und Beschuldigungen zu leiden. Dies ist klar, daß jetzt eine ganz andere Energie als früher nöthig ist, um das Hoftheater würdig an seiner hervorragenden Stelle zu halten. Eine Weile, so lange die neuen Theater noch den doppelten Kampf um's Dasein ringen, nämlich um den Besuch des Publicums und um den Erwerb genügender schauspielerischer Kräfte, wird jeder Dichter es vorziehen, sein Stück auf der altbewährten Bühne, statt auf einer jüngeren aufgeführt zu sehen. Trotz aller guten und schlechten Witze der Satiriker über Schinkel's Haus, dem Schiller den Rücken zukehrt, umschwebt noch immer ein poetischer, weihevoller Hauch diese Stätte. Niemand, der die Wahl hat, wird zunächst noch im Belle-Alliance-Theater wohnen wollen, wenn er im Schauspielhause wohnen kann. Aber dieser Nimbus wird allmälig schwinden; ohne den Genius der Rachel hätte selbst bei den autoritätsgläubigen Franzosen nicht eine zweihundertjährige Tradition das théâtre français in der Periode von 1837—1850 aufrecht erhalten. So lange das Hoftheater im ausschließlichen Besitz der klassischen Werke war, hat es niemals daran gedacht, daß dieses Recht auch eine Pflicht in sich schloß. Wenn es 80—100 klassische Vorstellungen in einem Jahre gegeben, glaubte es, gerechtfertigt wie Shylock auf seinem Schein stehen zu können. Jetzt sieht es, daß diese klassischen Stücke für eine jede Bühne, die systematisch mit ihnen vorgeht, zu einem Reizmittel, das Publicum heranzuziehen, werden. Wer kennt nicht Nathan's drei Ringe? Wer den echten besitzt, muß es erweisen. Hier stellen sich einer Hofbühne, die sich etwas von dem erziehenden und bildenden Charakter der Schaubühne bewahren will, neue und schwierige, aber auch lohnende Aufgaben.

Auch die Lage der Schauspieler ist eine andere geworden; Niemand unter ihnen wird mehr die Anstellung an einem Hoftheater als das höchste Ziel seines Strebens betrachten. Schon jetzt geizen die zweiten Theater nicht mit ihren Honoraren; es ist bekannt, wie viele und vortreffliche Kräfte sich gerade unser Hoftheater von dem Wiener Stadttheater hat entführen lassen. Alles in Allem, wird dem Berliner Hoftheater in den nächsten Jahren ein harter Kampf beschieden sein. Mit dem Wachsthum der Concurrenz, mit der geringeren Stellung des Theaters im öffentlichen Leben — man darf nie vergessen, wenn man die heutigen Theaterzustände mit den früheren vergleicht, daß von 1780—1848 das Theater der einzige Ausdruck des gesammten öffentlichen deutschen Lebens gewesen — ist die Pflege der dramatischen Kunst mühsamer und schwieriger als je geworden.

Nicht zum geringsten für den Dichter. Zwar das Tantièmen-Gold der Posse ist, bei günstigen Sternen, leicht genug zu gewinnen. Man erstaunt, mit welch' geringen Kosten an Geist und Witz die Berliner Posse Hunderttausende eingebracht hat und noch immer einbringt. Zuweilen ist es mir erschienen, als wäre hier ein Preis auf den höheren Blödsinn gesetzt, als könnte nur Derjenige ihn erringen, der jeder dichterischen Eigenschaft bar sei. Aber von einer geistvollen, die Schwächen und Laster der Zeit geißelnden Komödie — wie weit sind wir noch entfernt! Eine Bühne lebt mit und zunächst nur für ihre Zeitgenossen. Undenkbar, daß wahre Theaterdichter wie Lope, Shakespeare und Molière immer die Nachwelt und ihre gelehrten Ausleger im Auge gehabt hätten! Sie schrieben für ihr Publicum; fiel etwas dabei für die Nachwelt ab, auch gut! Ein Reicher kümmert sich nicht um die Brosamen, die von seinem Tische fallen. Unsere Zeit ist nun eine wesentlich politische, wir wollen ihren Widerschein auf der Bühne finden. Genügsam, wie wir sind, begnügen wir uns schon mit Anspielungen und Andeutungen. Ohne das mehr oder minder „gepfefferte" politische Couplet kann keine Posse ihr Dasein fristen. Dennoch will es noch immer nicht glücken, diese einzelnen Aehren zu einer vollen Garbe zusammenzubinden. In dem letzten, vor Kurzem veröffentlichten Bande seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" bemerkt Eduard Devrient, daß die strenge Theatercensur und die Rücksichten der Hoftheater in dem Zeitraum von 1820—1855, den er behandelt, wohl schwerlich eine wahrhaft großartige, tragische Dichtung verhindert hätten; daß sie aber freilich der Entwickelung der Komödie durchaus nicht günstig gewesen seien. Eine Ansicht, der ich mich anschließe; alle Trauerspiele jener Zeit, die man jetzt wieder zu beleben sucht, Immermann's „Andreas Hofer", Minding's „Sixtus V.", wollen auf der Bühne keine Wurzel fassen. Der Schaden, den man damals dem deutschen Lustspiel zugefügt, ist jetzt nicht wieder gut zu machen; die Gegensätze, die sich im Jahre 1840 noch humoristisch behandeln ließen, haben seitdem eine solche Schärfe und Bitterkeit erlangt, daß sie eben nur noch von einem großen und zugleich Alles wagenden Poeten, wie Aristophanes, auf die Bühne gebracht werden könnten. Dennoch — und dies sollte nicht gering angeschlagen werden — ist jetzt dem Talente wenigstens die Bahn freigegeben. Gerade den kühnsten Dichter wird man in der Komödie willkommen heißen. Die Entwickelung der dramatischen Dichtkunst beruht, nach der Stimmung und dem Geiste unserer Zeit, in und auf der Komödie, das Wort im weitesten Sinne gefaßt, wo es die „Ritter" des Aristophanes ebenso wie Shakespeare's „Sturm" und Molière's „Misanthrope" in sich schließt. Ob dann einmal wieder später Raum für die Tragödie gewonnen wird, ist eine Betrachtung, die ganz außerhalb der Sphäre eines Chronisten liegt.

All' die bunten und wechselnden Vorgänge auf zwanzig Theatern zu schildern, wird ihm nicht möglich sein; aber er glaubt auch nicht, daß die Leser der „Deutschen Rundschau" diese Vollständigkeit von ihm erwarten. Sie müssen ihm schon vertrauen, daß er stets das Beachtenswerthe hervorheben wird — bescheiden, schlicht, vielleicht selbst trocken — denn die Zeiten, wo der Theaterkritiker, der witzige zumal, ein „gefürchtet Haupt im Staat" war, sind längst dahin. In den seltesten Fällen erregt jetzt noch ein theatralisches Ereigniß ein leidenschaftliches Für und Wider in größeren Kreisen. Für die volkreichen Hauptstädte Berlin und Wien ist eine solche Bewegung seit fünfzehn Jahren beinahe zur Mythe geworden. Wenn eine Posse im Wallnertheater nicht die hundertste Vorstellung erreicht, kommt sie gar nicht zur eigentlichen Kenntniß der Stadt. Dasselbe gilt, für andere Schichten der Bevölkerung, von den Vorstellungen im Schauspielhause und in der Oper. Niemand kann sich mehr als der Chronist dieser etwas herabgedrückten Stellung des Theaters bewußt sein. Immerhin aber ist das deutsche Theater noch ein Factor des öffentlichen Lebens, während es in England längst aufgehört hat, irgend welche Bedeutung in dieser Richtung, auch nur in Sachen des künstlerischen Geschmacks, zu besitzen. Die Verbindung der dramatischen Kunst mit dem Leben des Volkes und dem Geist der Zeit aufzuweisen, wird darum das erste Bestreben des Chronisten sein. Sub specie aeterni die schnell

wechselnden Erscheinungen dieser Laterna magica zu betrachten, muß er einem Besseren überlassen; wenn er die eine und die andere Gestalt, ehe sie für immer dahin fliehen will, in einem Augenblicksbilde festgehalten hat, meint er, das Seine redlich gethan zu haben. Wenn für ein Ding auf Erden, so paßt für die Bühne und Alles, was mit ihr zusammenhängt, das tiefsinnige Wort von der Kürze des Lebens und der Länge der Kunst. Wie schal und nichtig auch das Einzelne, Gegenwärtige erscheinen mag, der Blick in eine glorreiche Vergangenheit und die Ahnung einer unbegrenzten Zukunft tröstet immer und überall den Freund und den Chronisten des Theaters.

Karl Frenzel.

Wiener Chronik.

Die Komische Oper.

Wien, Ende August 1874.

Gegen ein Probeheft, das in der Saison morte erscheint, dürfte auch wohl der Musikreferent das Recht ansprechen, todt zu sein. Ein Musikbericht im Monat August, wo die Thüren des Opernhauses und der Concertsäle seit geraumer Zeit geschlossen sind? So wähle ich denn für meinen ersten Brief eine Art von Nekrolog und erzähle Ihren Lesern den kurzen Lebenslauf eines vielverheißenden, jungen Wesens, der kürzlich verstorbenen „Komischen Oper" in Wien.

Das Entstehen, Blühen und Abwelken dieses neuen Theaters bietet nicht nur ein in sich abgeschlossenes Bild, es bedeutet zugleich die wichtigste und interessanteste Erscheinung der abgelaufenen Musiksaison. Ich will es gleich hier als meine innigste Ueberzeugung aussprechen, daß die „Komische Oper" wieder auferstehen werde, — sie hat gerade lange genug gelebt, um ihre künstlerische und gesellige Unentbehrlichkeit darzuthun. Im Augenblick freilich will sich noch immer kein Retter zeigen für diese unter finanziellen Keulenschlägen hingesunkene Muse. Allein ein Institut, welches — zwar zur Schwindelzeit, aber nicht vom Schwindelgeist geschaffen — aus richtiger Erkenntniß künstlerischer Nothwendigkeiten entstand, ein solches Institut kann zeitweilig durch feindselige Verhältnisse lahm gelegt, jedoch nicht für immer ausgestrichen sein. In dieser Perspective gewinnt unsere „Komische Oper" eine höhere Bedeutung, als die eines definitiv und für immer todten Körpers, sie darf den Anspruch erheben, daß man sich mit ihr noch beschäftige.

Die treibenden Gedanken, welche hier zur Gründung der „Komischen Oper" führten, waren im Wesentlichen folgende:

Mit der Eröffnung des neuen Hofoperntheaters, im Jahre 1869, hatte Wien eines der prächtigsten Schauspielhäuser in Europa, wenn nicht das prächtigste, erhalten. Nur auf einer Bühne von so riesigen Dimensionen, solchem Reichthum des Maschinen- und Decorationswesens, nur mit so außerordentlich starkem Orchester, Chor und Ballet wurden Vorstellungen Meyerbeer'scher, Gounod'scher, Wagner'scher Opern möglich, wie wir sie gegenwärtig im neuen Opernhause sehen. Ein einziges Bedenken und Bedauern hat der imposante Bau alsbald hervorgerufen: daß hier der komischen und Spieloper die Lebensluft fehlen werde, daß sie in diesen weiten Räumen wirkungslos verflüchtigen müsse, wie eine zu zarte Stimme, ein zu feines Gesicht. Der Verlauf der letzten Jahre hat die Besorgniß gerechtfertigt. Anfänglich hielt man sich die Spieloper gänzlich vom Leibe, die Mitglieder hatten vollauf zu thun mit der großen Oper. Dann griff man zu dem Auskunftsmittel, an ein bis zwei Abenden der Woche im alten Kärntnerthortheater das kleinere Repertoire zu spielen. Die Maßregel bewährte sich auf's Beste. Dem Publicum waren seine kleineren, heitern Lieblingsopern bereits empfindlich abgegangen, und wer einige Abende hindurch an dem Schaugepränge und den Masseneffecten der großen Oper sich

schwelgerisch gesättigt hatte, der kehrte dann noch einmal so gern zu dem kleineren, alten Theater zurück, um die angestrengten Sinne in den klaren Fluthen einfacherer Musik zu laben. Opern, wie Fra Diavolo, die Weiße Frau, der Freischütz, Mignon, versammelten jetzt ein noch weit dankbareres Publicum, als ehedem. Das war die Rückwirkung des neuen, großen Hauses; man fing an, daneben das kleine erst recht lieb zu gewinnen. Wiederholt erlaubte ich mir, dafür zu plaidiren, es möge das neue Opernhaus sich auf Ballete und große Opern beschränken, der Spieloper hingegen das alte Kärntnerthortheater als feste Stätte verbleiben, „so lange wenigstens, als nicht ein neues, eigenes Haus für dieses kleinere, nicht minder werthvolle Genre erbaut wird.“ Die gesammte Literatur der komischen und Conversationsoper, des musikalischen Familien- und Rührstücks mit gesprochenem Dialog, sei dieser Bühne zuzutheilen und dort mit gleicher Sorgfalt wie die Opern im neuen Hause zu pflegen. Dieses reiche, lohnende Feld würde allmälig seine eigene Ausbildung und für die Hauptpartieen sein eigenes Personal verlangt haben; es sollte mit der Zeit nicht blos der Lückenbüßer, sondern der gleichgeachtete und gleichbeschäftigte Rival der „großen Oper“ sein.

Die zeitweilige Benutzung des alten Kärntnerthortheaters für einige der beliebteren Spielopern war jedoch von kurzer Dauer. Durch den unerforschlichen Rathschluß hoher und höchster Hofbehörden wurde das alte Opernhaus „definitiv aufgelassen“, Decorationen und Requisiten eiligst verkauft und jedem künftigen Käufer oder Pächter des Hauses die unerbittliche Bedingung gestellt, daß darin niemals mehr eine Theatervorstellung stattfinden dürfe. Diese selbst im „Reiche der Unwahrscheinlichkeiten“ überraschende Verfügung, durch welche das ehrwürdige Kärntnerthortheater ohne feierliche Schlußvorstellung, gleichsam bei Nacht und Nebel, heimlich hingerichtet wurde, hatte zur Folge, daß nun auch für die komischen Opern das neue große Haus alleinige Stätte ward. Es brachte deren einige, aber mit sehr bedingtem Erfolg. Mochte die Besetzung noch so gewählt, die Vorbereitung noch so sorgfältig sein, das Publicum hatte doch jederzeit die Empfindung, es sei dies nicht der rechte Ort für das musikalische Lustspiel. Der intime Reiz dieser feinen Genrebilder von Auber, Boieldieu &c. ging verloren in den weiten Hallen. Die Schritte und Armbewegungen der Schauspieler wurden nothgedrungen länger, ihre Mimik gewaltsamer, ihre Conversation nachdrücklicher, als sie in der Spieloper sein sollten und auf einer kleineren Bühne sicherlich gewesen wären. Man wurde nicht heimisch dabei, nicht einmal bei ernsten Spielopern, wie der „Wasserträger“, oder „Joseph und seine Brüder“, noch weniger bei eigentlich komischen Opern, welche ein viel feineres Mienenspiel und raschere pointirte Behandlung des Dialogs erfordern. Kurz, die Ueberzeugung begann allmälig in einigen musikalischen Köpfen aufzudämmern, daß in Wien eine eigene Unternehmung für die komische Oper noththue. In dem Maße als Wien — das über Nacht zur Weltstadt aufgeblühte — sich nach allen Dimensionen noch vergrößerte, mußte hier ein zweites, kleineres Opernhaus Bedürfniß werden. Besitzt doch Paris drei große lyrische Bühnen, abgesehen von der Italienischen Oper und den kleineren Theatern, welche Offenbach spielen! So thaten sich denn einige geschäftstüchtige und vermögende Kunstfreunde zusammen, bildeten eine Actiengesellschaft und bauten das neue Theater auf dem Schottenring. Der dafür gewählte Name, „Komische Oper,“ empfahl sich als wörtliche Uebersetzung von „Opéra comique“ und war in demselben Sinne zu verstehen, wie von jener berühmten Pariser Bühne, welche das musikalische Lustspiel zwar vorzugsweise, aber nicht ausschließlich pflegt. Da man bei uns die strenge Clausulirung der französischen Theaterprivilegien nicht kennt, so durfte die „Komische Oper“ in Wien ihr Repertoire noch viel weiter ausdehnen, italienische Opern mit Recitativen (Barbier, Liebestrank &c.) geben, sich den Luxus eines Balletcorps erlauben, nach Herzenslust von Grétry bis Lortzing, von Dittersdorf bis Donizetti und Offenbach sich ausbreiten. Die Wiener „Komische Oper“ konnte unter glücklichen Verhältnissen allmälig zur „Opéra comique“ von Deutschland werden. Ein Gedanke, „des Schweißes des Edlen wohl werth!“ Denn

von dem alten Joh. Friedr. Reichardt an, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts Briefe aus Paris schrieb, bis auf Otto Jahn, Eduard Devrient und Alfred v. Wolzogen haben alle deutschen Theaterkenner die Opéra comique in Paris der großen Oper vorgezogen, — ein Urtheil, das ich aus eigener Erfahrung vollständig unterschreibe. Freilich kann ein in der Nation so festwurzelndes Institut von künstlerischem altem Adel wie die Opéra comique nicht sofort von einem neuen deutschen Unternehmen erreicht werden. Die Anfänge waren schwierig, sie ließen trotzdem eine erfreuliche Entwickelung hoffen.

Die „Komische Oper" wurde am 17. Januar 1874 mit Rossini's „Barbier von Sevilla" eröffnet. Die Façade des schönen Hauses am Schottenring war festlich beleuchtet und der elegante, ganz in sanftes Gold getauchte Zuschauerraum versetzte das Publicum in die allerbeste Stimmung. Der für 18—1900 Zuschauer berechnete Saal hat gerade die rechte Größe für Aufnahme des musikalischen Lustspiels, dessen feinere Wirkungen in größeren Theatern versagen. Nach ihren Dimensionen erscheint die „Komische Oper" als eine Schwester unseres Stadttheaters (vulgo Laubetheaters), nach der inneren architektonischen Anordnung als ein Sprößling des Hofoperntheaters. In der Disposition des Orchesters zeigte sich ein lobenswerther Fortschritt. Das Orchester der „Komischen Oper" liegt nämlich merklich tiefer, als jenes des Hofoperntheaters, entzieht somit die Musiker und ihre mit Armen, Fingern und Backen arbeitende Gymnastik mehr dem Anblick des Publicums. Es nähert sich wenigstens dem Ideal dieser Einrichtung, dem Münchener Orchester, dessen Herabsenkung eine Wohlthat für das Auge des Zuschauers und für die Stimmen der Sänger geworden ist. Wenn man hierüber Orchestermitglieder befragt, so vernimmt man natürlich nur heftige Opposition gegen die Münchener Reform, und es mag vom Standpunkt menschlicher Schwäche verzeihlich erscheinen, daß die geigenden Künstler auch gesehen sein wollen. Vom Standpunkt des dramatischen Vortheils ist es aber nicht verzeihlich. Wie die Musik des neuen Hauses, so fand auch die Beleuchtung und die Ventilation einhellige Anerkennung. Gegen die Wahl des „Barbier von Sevilla", gerade zur Eröffnungsfeier, hatten wir manches Bedenken. Nicht weil die Composition von einem Italiener herrührt — sind wir Deutschen an eigenen komischen Opern doch recht arm — aber weil eine vollkommene, lebenswahre Darstellung des „Barbier" fast unzertrennlich ist von italienischem Naturell. Auf deutschen Bühnen habe ich selten eine gute Rosina gefunden, noch seltener einen annehmbaren Almaviva, gar nie einen glaubwürdigen Figaro. Den ersten Schaden erleidet die Rossinische Oper schon durch ihre Uebersetzung aus der italienischen in die deutsche Sprache. Den zweiten durch jene aus dem italienischen in's deutsche Temperament. Man denke an den Sechsachteltact in Figaro's erster Arie; muß nicht jede Zunge zerschellen an diesem deutschen Steinregen, der italienisch zum muntern Geplätscher wird? Die südliche Beweglichkeit, Laune und Pfiffigkeit, die ganze Tonart dieses Humors, sind unsern Sängern nicht natürlich; kein deutscher Figaro glaubt an sich selbst, noch viel weniger glauben ihm die Andern. Wer einmal eine gute italienische Buffovorstellung gehört, wie deren in Wien so viele stattfanden, der wird die natürliche Superiorität der Italiener auf diesem ihrem eigenen Grund und Boden nicht bestreiten. Indessen, die deutsche Aufführung des „Barbier" in der Komischen Oper fiel gut aus. Das neue Institut war in der glücklichen Lage, zwei Hauptrollen (Rosina und Almaviva) besser besetzen zu können, als es gegenwärtig irgend eine deutsche Bühne vermag; die übrigen Rollen wenigstens ebenso gut, wie man sie durchschnittlich auf deutschen Hofbühnen sieht. Fräulein Minnie Hauck, früher eine Zierde des Hofoperntheaters, wurde durch ihre „Rosina" sofort auch der erklärte Liebling des Publicums der „Komischen Oper". Die haarscharfe Reinheit ihrer Intonation in den gewagtesten Sprüngen und Modulationen, die flötenartig weiche Behandlung des Mezza-voce gewannen ihr gleich in der Eingangsarie die Achtung aller Kenner; ihre natürliche Munterkeit und Frische entzückte das Publicum. Minnie Hauck blieb unter den Sängerinnen der „Komischen" Oper weitaus die erste, zugleich die einzige Anziehungs-

kraft. Die gut besuchten Vorstellungen waren ohne Ausnahme diejenigen, in welchen die Hauck mitwirkte, und es galt für das erste Zeichen der Unfähigkeit der Direction, als diese — mittelmäßigen Rivalinnen zulieb — die Hauck wenig beschäftigte und ihr keine neuen Rollen gab. Eine überraschende Leistung war der Almaviva des Herrn Anton Erl, dessen nicht starke, aber sehr angenehme Stimme in Passagen und Trillern mit solcher Leichtigkeit sich bewegt, daß gleich nach der ersten Serenade ein Sturm von Beifall losging. Wenn ein wehmüthiges Gefühl an diesem Abend sich einschleichen konnte, so war es die Trauer, daß der kurz vorher noch muntere alte Erl, einst der Achilles unter unsern Heldentenoren, den ersten großen Erfolg seines Sohnes nicht mehr erlebt hat. Auch der Darsteller des Figaro, Hermany, nahm durch seine wohlklingende, biegsame Baßstimme, seine deutliche Aussprache, endlich durch seine herzgewinnende Erscheinung das Publicum schnell und nachhaltig für sich ein. Endlich lösten die beiden Baßbuffo's, Hölzl (Basilio) und Robert Müller (Bartolo), ihre Aufgaben ganz tüchtig, und so ward denn der Erfolg des Eröffnungsabends zum guten Omen für die Komische Oper.

Es ging leider bald abwärts mit den Vorstellungen. Nur noch eine Oper unter Herrn Swoboda's Direction wurde gut gegeben und übte längere Zugkraft: „Das Glöckchen des Eremiten" (Les dragons de Villars), von A. Maillart. Die Oper war bereits 1861 im Hofoperntheater gegeben worden, verschwand jedoch bald. In der „Komischen Oper" hatte sie entschiedenen Erfolg. Das Werk selbst hat freilich in diesen 13 Jahren nicht an Tiefe und Ideenreichthum zugenommen, aber unsere Armuth im musikalischen Lustspiel hat seither zugenommen. Diese betrübende Thatsache läßt heute das anspruchslose „Glöckchen" in viel hellerem Licht erglänzen. Für's Erste ist das Textbuch vortrefflich gemacht; es giebt heiteren und gemüthlichen Bildern einen ernsten historischen Hintergrund: die Cevennenkriege und die Verfolgung der protestantischen Camisarden durch die Dragoner des Marschalls Villars. Ohne übermäßig complicirtes Intriguenspiel hat das Stück doch eine lebhaft fortschreitende, gut gegliederte Handlung, munteren Dialog und zwanglos herbeigeführte, wirksame Situation. Die Spannung auf den Ausgang der Sache ist so geschickt erhalten, daß kaum ein Zuschauer vor der Schlußscene seinen Platz verläßt. In der Hauptfigur, Rose Friquet, bringt diese Oper einen sehr anziehenden, lebensvollen Charakter, der zwar seine Herkunft der „Petite Fadette" George Sand's verdankt, aber auf dem Gebiet der Oper neu und eigenthümlich erscheint. Gegen Meyerbeer's „Dinorah", welche gleichfalls aus der „Grille" herausgemeißelt ist, aber als pathologische Carrikatur, ist die Rose Friquet eine recht poetische Erscheinung. Das Libretto zum „Glöckchen des Eremiten" gehört zu jenen Dingen, bei welchen uns sofort der Titel des trefflichen Essays von H. v. Sybel einfällt: „Was wir von den Franzosen lernen können!" — Der kürzlich verstorbene Componist des „Glöckchens", Aimé Maillart (geb. 1807) zählt zu den zahlreichen Epigonen der Auber'schen Schule. Ohne hervorstechende Originalität, ohne bedeutende dramatische Energie, besitzt er doch jene traditionell französischen Eigenschaften, welche auch das geringere musikalische Talent befähigen, auf Grund eines guten Textbuchs zu reussiren: vollkommene Kenntniß des Bühnengemäßen, technische Gewandtheit und Sicherheit, Anmuth, Esprit, endlich über alledem den wohlthuenden Hauch einer formellen Bildung. Von höherer musikalischer Bedeutung ist kaum eine einzige Nummer der Partitur; aber in ihrem lebhaften, zwanglosen Anschließen an das Dramatische wirkt sie so günstig, daß wir von der ganzen Oper den Eindruck des Feinen, Anständigen und Liebenswürdigen mit nach Hause nehmen. Auch in dieser Vorstellung der „Komischen Oper" leisteten die Hauptpersonen: Minnie Hauck (Rose Friquet), Erl (Sylvain) und Hermany (Sergeant Belamy) ganz Vortreffliches; die kleineren, aber für den Erfolg der Oper sehr wichtigen Rollen des Pächters und seiner Frau fanden in dem vielseitig verwendbaren Ausim und der talentvollen, graziösen Widermann gleichfalls gute Darsteller. In der Rolle der Rose Friquet alternirte einigemal mit Fräulein Minnie Hauck die Gattin des Directors, Frau Swoboda-Fischer, mit recht gutem Erfolg. Zwar ist ihre

Stimme im Verblühen und ihre Gesangstechnik unzureichend für solche Aufgaben, allein der frische Realismus ihres Spiels und ihr natürlicher, treuherziger Ton gediehen dem dramatischen Theil der Rolle zu großem Vortheil.

Alle übrigen Vorstellungen unter Herrn Swoboda's Direction waren mehr oder weniger ungenügend und verriethen einen ganz verfehlten Standpunkt. Es waren nämlich lauter Aufführungen ganz abgespielter Opern mit mittelmäßigen Kräften. Die Direction hätte einsehen müssen, daß sie nur mit Novitäten oder mit ganz vortrefflichen Darstellungen bekannter Opern das Publicum nachhaltig heranziehen könne. Herr Swoboda brachte aber (mit Ausnahme einer durchgefallenen einactigen Kleinigkeit: „Gute Nacht, Nachbar," von Charles Poise) gar keine Novität, sondern ermüdete seine Abonnenten durch ganz ungenügende Aufführungen von „Martha", „Stradella", „die Regimentstochter" u. s. w. Betrachten wir z. B. die letztgenannte Oper, so finden wir darin drei bis vier schöne Gesangsnummern, die sämmtlich der Titelrolle angehören und alles Uebrige tief in Schatten stellen. Wir haben in Wien die Regimentstochter von der Lind, der Artôt, der Lucca, von tüchtigen fremden und einheimischen Primadonnen gehört und den unumstößlichen Erfahrungssatz gewonnen, daß es eines außerordentlichen Talents in der Titelrolle bedarf, um dieser Oper jetzt noch Zugkraft zu verleihen. Fräulein Deichmann reicht dafür nicht aus; ihre Sopranstimme hat jugendlichen Wohllaut, ist aber durch fehlerhaften Ansatz und eine Hemmung der Sprachwerkzeuge beeinträchtigt. In ruhiger Cantilene stark tremolirend, bewegt sich Fräulein Deichmann in Trillern und Bravourpassagen mit natürlichem Geschick und viel Courage, aber man ist immer unsicher, ob ihr eine Passage heute glücken werde oder nicht. Ihr Spiel ist gewandt, lebhaft, nicht ohne Geist, aber affectirt und geziert. Auf ihren rechten Platz gestellt, hätte Fräulein Deichmann der „Komischen Oper" von erheblichem Nutzen werden können; eine ganze Oper allein zu tragen, war sie zu schwach. Deshalb konnten auch die Vorstellungen der „Regimentstochter", der „Martha", des „Fra Diavolo" u. A. das Publicum unmöglich befriedigen. Eine noch weit unzweckmäßigere Acquisition war Frau Lederer-Ubrich. Wir hatten sie im Winter 1868 als Concertsängerin von bedeutender Bravour, aber von so geringer Wärme kennen gelernt, daß wir uns damals — anspielend an Friedrich Schlegel's Wort von der gefrorenen Architektur — den schlechten Witz von „gesungenem Schnee" erlaubten. Seither hat Frau Ubrich den Schmelz der Stimme eingebüßt, ja sogar die Reinheit der Intonation schien ihr häufig untreu geworden. Am bedenklichsten gerade für die „Komische Oper" war Frau Ubrichs completter Mangel an schauspielerischem Talent, an Lebendigkeit und Wärme. Dieser phlegmatischen üppigen Dame die Rosina im „Barbier von Sevilla", den Ausbund jugendlichen Muthwillens, zuzutheilen, war ein Mißgriff, über den kein Wort zu verlieren ist. Aber sie war auch nicht besser in andern Rollen, welche (wie Miß Anna in der „Weißen Frau") keinen Wildfang, sondern nur eine verständige Darstellerin verlangen mit natürlicher Sprechweise und freier Bewegung. Frau Ubrich hat aber auch solche Rollen nicht „gespielt", sondern nur aufgesagt, starr und eintönig, wie ein Schulmädchen sein Neujahrsgedicht. Für das Concert noch immer eine schätzbare Kraft, war Frau Ubrich für die „Komische Oper" eine — Unmöglichkeit. Neben den genannten Sängerinnen tauchte noch eine Reihe von Anfängerinnen auf, mit denen man gewagte Experimente machte. Wenn es noch rechtschaffene „Experimente" gewesen wären, d. h. Unternehmungen, welche eine Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich haben! Wir haben aber auch solche Versuche erlebt, welchen schon die Generalprobe jede vernünftige Hoffnung auf ein Gelingen abschneiden mußte. So folgten einander die Vorstellungen von Kreutzer's „Nachtlager in Granada", jede mit einer anderen „Gabriele". Davon war richtig keine einzige zu brauchen. Kreutzer's „Nachtlager", einst eine Lieblingsoper der Wiener und seit lange nicht gehört, hätte bei durchaus guter Besetzung gewiß ein dankbares Auditorium gefunden; so aber konnte man höchstens an der Leistung des Herrn Rollet einige Freude haben, dessen „Prinz-Regent" durch Wohllaut der Stimme,

hübschen Vortrag und männlich schöne Erscheinung hinreichend gefiel, um die Mängel des Spiels und des gesprochenen Dialog's vergessen zu lassen. Es liegt mir ferne, hier jede Vorstellung der „Komischen Oper" erwähnen zu wollen. Der falsche Gesichtspunkt der Direction bestand darin, die „Komische Oper" nicht als ein erstes Theater, als eine Residenzbühne, sondern als ein über „die Linie" hereingeschobenes Provinztheater zu leiten. Sollte die „Komische Oper" ihre Mission erfüllen, so mußte sie in ihrem Fach Mustergiltiges leisten, sie mußte die Vorstellungen ihres Repertoires so gut besetzen und ausführen, wie das Hofoperntheater seine großen Opern, wie das Stadttheater seine Lustspiele, wie das Carlstheater seine „Madame Angot" oder „Prinzessin von Trapezunt". Das Wiener Publicum konnte aber unmöglich Verlangen tragen, Werke, die es im Hofoperntheater regelmäßig sehr gut aufführen hört (Figaro's Hochzeit, Weiße Frau), in ungenügender, provinzmäßiger Darstellung der „Komischen Oper" zu besuchen. Ein Theater kann nicht floriren, das heutzutage innerhalb zehn Wochen vierzehnmal den „Czar und Zimmermann", zwölfmal den „Barbier", neunmal die „Regimentstochter" u. s. f. auftischt. Der Mangel an Novitäten und die nicht ausreichende Qualification so vieler engagirter Mitglieder waren die beiden artistischen Hauptfehler von Swoboda's Direction. An Novitäten und halbvergessenen älteren Opern hatte dieser Director eine stattliche Anzahl officiell versprochen, aber dies Versprechen nicht gehalten.*) Der Personalstand war quantitativ sehr groß, ja er enthielt mehr Solosänger als der des Hofoperntheaters (!); darunter waren leider neben einem Halbdutzend hervorragender Kräfte dreimal so viel ungenügende; ja es wurden sogar Sänger engagirt und gezahlt, die nie zum Auftreten kamen.**)

Hand in Hand mit den artistischen Fehlgriffen der Direction gingen finanzielle, in erster Linie das ganz überflüssige Engagement eines kostspieligen Balletpersonals mit Solotänzerinnen und männlichen Drehkreiseln, womit man ein einziges kleines mittelmäßiges Divertissement („der Schmied von Gretna-Green") zu Stande brachte. Außerdem wurde dem Director Swoboda verschwenderische Gebahrung in Ausstattungssachen, unpassender Nepotismus — er hatte seinen Vater, seine Frau und seine Schwester mit unverhältnißmäßig hohen Gagen engagirt — u. dgl. zum Vorwurf gemacht. Ich bin zu sehr Laie in der Finanzwissenschaft und zu abgesagter Feind von Theaterklatschereien, um hier tiefer in Motive des so raschen Directionswechsels einzugehen. Genug, daß Swoboda sehr bald sowohl die Sympathien des

---

*) Nach einem in der Handschrift des Directors Swoboda mir vorliegenden Communiqué waren für den Monat Januar versprochen: „Der Barbier von Sevilla," „Doctor und Apotheker," „Czar und Zimmermann," „Die beiden Füchse" (von Mehul), „Die Regimentstochter," „Mozart und Schikaneder," „Der Brauer von Preston" (von A. Adam), „Das Nachtlager in Granada," „Das Glöcklein des Eremiten" (von Maillart), „Die Hochzeit des Figaro," „Der Liebestrank," „Jeannettens Hochzeit," „Gute Nacht, Nachbar!," „Zwei Billette," „Don Cäsar de Bazan," außerdem ein Ballet, „Gretna-Green," und ein zweites Ballet von Opfermann. Für den Monat Februar: „Die weiße Frau," „Der schwarze Domino," „Fra Diavolo," „Martha," „Der Postillon von Lonjumeau," „Maurer und Schlosser," „Stradella," „Des Teufels Antheil." Außerdem als zunächst zur Aufführung bestimmt: „Johann von Paris," „Der Blitz" (von Halévy), „Die Musketiere der Königin," „Der Wildschütz," „Der Zweikampf" (Die Schreiberwiese), „Die Krondiamanten," „Der Freischütz," „Der Wasserträger," „Aschenbrödel" (von N. Isouard) und die neu aufgefundene, noch unbekannte komische Oper von Franz Schubert, „Des Teufels Lustschloß." In Wahrheit ist aber von den hier versprochenen Opern nicht die Hälfte gegeben worden.

**) Das Personalverzeichniß der Komischen Oper nennt folgende Namen: Sopransängerinnen: Minnie Hauck, Friederike Fischer-Swoboda, Hulda Otter, Emma König, Kathinka v. Byrls, Julie Will, Elise Wiedermann, Elise Teichmann, Asminde Ubrich-Lederer, Henriette Linné. Mezzosoprane: Mathilde Peréchon, Bertha Frey, Rosa Caspari. Für Alt-Partien und komische Rollen: Ludmilla Dietz, Therese Mink. Tenore: Joseph Lederer, L. Braun-Brini, Albin Swoboda, Anton Erl. Zweite Tenore: Alb. Telek, Hermann Deckner, Karl Dittrich, Georg Wanitschek. Baritone: G. Nollet, Ed. Hermany, Leopold Müller. Bassisten: C. Delle-Aste, Ladislaus Seydemann, L. Malfert, J. Pollak. Für Buffo-Partien: Gustav Hölzl, Robert Müller, Joseph Ausim. — Außerdem eine erkleckliche Anzahl verunglückter Gastspieler und Debütanten.

Publicums, als des ihm vorgesetzten Verwaltungsrathes einbüßte, seine Entlassung ansuchte und sie auch ohne Zögern erhielt. Diejenigen, welche ihn aus längerem Verkehr näher kannten, hatten Swoboda's Qualification für den Directorposten von allem Anfang bezweifelt, indem eine so schwierige, Kraft, Kaltblütigkeit und starke Nerven erfordernde Aufgabe selten von einer reizbaren, ehrgeizigen und verzärtelten Künstlernatur noch gelöst worden ist. Herr Swoboda ist übrigens mit einer sehr namhaften Abfertigungssumme bedacht worden, hat also jedenfalls von allen Interessenten der „Komischen Oper" noch das beste Geschäft gemacht.

Nach Swoboda's Rücktritt übernahm die Zügel ein aus dem Verwaltungsrath der „Komischen Oper" gebildetes Comité, unter dem Präsidium des Grafen Albrecht v. Wickenburg, dessen persönliche Liebenswürdigkeit und unermüdliche Thätigkeit allen Mitgliedern in bester Erinnerung bleiben wird. Als künstlerischer Beirath par excellence fungirte der als Componist und hochgebildeter Kunstkenner bekannte Sectionschef Vesque von Püttlingen (J. Hoven), als administrativer Leiter der Generalsecretär Hasemann. Bei dem redlichsten Eifer verfiel diese Regierung doch unrettbar dem doppelten Uebel des Provisoriums und der vielköpfigen Leitung. Zu hoch hatten sich bereits die artistischen und die finanziellen Calamitäten der Komischen Oper angehäuft, zu vernehmlich war das Mißtrauen des Publicums, die Verzagtheit der Künstler laut geworden. Die Hoffnung auf ein glückliches Ueberwinden des Deficits, auf gesteigerte Zahlungsfähigkeit schwand immer mehr, je näher die theaterfeindlichen Sommermonate herankamen. Dennoch kann diese letzte provisorische Direction sich einer tüchtigen und glücklichen Leistung rühmen, nämlich der Aufführung der neuen komischen Oper „Le roi l'a dit" (Der König hat's gesagt) von Léo Delibes. Dieses Werk hat durch seinen spannenden, heiteren Lustspielstoff, sowie durch die graciöse, charakteristische, in vielen Nummern geradezu vorzügliche Musik einen entschiedenen und anhaltenden Erfolg errungen. Es war von dem talentvollen Kapellmeister Adolph Müller sehr sorgfältig einstudirt und in den Hauptrollen von Fräulein Minnie Hauck und Herrn Erl auf das Gewinnendste dargestellt. Diese Oper — die einzige Novität, welche die „Komische Oper" während ihres $4^1/_2$monatlichen Bestandes gebracht hat — war stets sehr gut besucht und lieferte in elf Vorstellungen den namhaften Ertrag von nahezu 22,000 Gulden.

Es ist dies ein deutlicher Fingerzeig, wie ganz anders das Schicksal der „Komischen Oper" sich gestalten konnte, wenn sie von Anfang an unter einer kräftigen und einsichtsvollen Leitung gestanden hätte. Mit drei solchen Novitäten wie „Der König hat's gesagt" wäre diese schöne Unternehmung wahrscheinlich dem Schiffbruch entgangen. Der Erfolg dieser Oper lieferte von Neuem den Beweis, daß das Publicum die „Komische Oper" niemals im Stiche ließ, so oft dort Gutes gut gegeben wurde. Diese Thatsache rechtfertigt unsre Anfangs ausgesprochene Ueberzeugung, daß die „Komische Oper" wieder aufleben und sich dauernd behaupten kann, wenn es ihr gelingt, die besten ihrer Mitglieder sich zu erhalten und einen Director vom Schlage Heinrich Laube's zu gewinnen. Was die Errichtung einer eigenen „Komischen Oper" in Wien veranlaßte, war keine phantastische Projectmacherei, es waren aus dem Wesen der Sache mit Nothwendigkeit fließende Erwägungen, künstlerisch unanfechtbare Gründe. Diese Gründe, diese Erwägungen bestehen heute genau so wie damals — das momentane Mißgeschick, das die „Komische Oper" in den Wirbel einer allgemeinen Finanzcalamität mit hineinriß, kann nichts daran ändern. Das Princip der Arbeitstheilung, das in Wissenschaft, Kunst und Industrie unser modernes Leben durchdringt, verlangt auch auf der Schaubühne sein Recht. Eine Bühne, die wie das Wiener Hofoperntheater auf die glänzende Repräsentation der großen Oper angewiesen und bis in's Detail daraufhin eingerichtet ist, kann unmöglich die Spieloper in gleicher Ausdehnung und mit gleichem Erfolge pflegen. Selbst wenn sie es wollte, ihre Mittel würden den Dienst versagen. Die Sänger der Großen Oper, die ja hauptsächlich mit Rücksicht auf starke, ausdauernde Stimmen und leidenschaftlichen Gesangsvortrag ausgewählt werden, sind in der Regel ungeeignet für die leichte Conversationsoper;

sie werden es von Jahr zu Jahr mehr, in dem Maße, als in ihrem Theater die musikalische Tragödie immer entschiedener Alleinherrscherin wird. Nur in einem eigenen, stabilen Theater können sich Specialitäten für die komische Oper ausbilden, ein Styl, eine Schule des Singens und Spielens in diesem Kunstfache. Ohne die Opéra comique in Paris wären eine große Zahl der reizendsten Talente niemals zur Entfaltung gekommen, wahrscheinlich hätten sie zeitlebens sich als Nebenfiguren in der Großen Oper gefristet. So verkümmern zur Stunde in Deutschland zahlreiche Künstler, welche durch die Natur ihrer Stimme und ihres Talents für die komische Oper geschaffen, sich dennoch zu mittelmäßigen Wagner- und Meyerbeersängern hinaufschrauben, weil sie nur in diesem Fach eine Carrière zu hoffen haben. Ist wieder einmal die „Komische Oper“ in Wien auf solider Basis eröffnet, so dürften Talente dieser Art aus ganz Deutschland ihr zuströmen und sich zur Meisterschaft entfalten. Geradeso wie jeder jugendliche Theateraspirant, der Stimme besitzt, sich der Großen Oper widmet, so macht sich in Deutschland fast jeder Musiker, dem etwas einfällt oder auch nichts einfällt, an die Composition einer heroischen oder tragischen Oper. Wo sollte er auch eine komische Oper zur Aufführung anbringen? Und ist sie angebracht, welch' kurze, zweifelhafte Laufbahn steht ihr weiter noch in Aussicht? In Paris ist es ganz anders, das Bedürfniß nach Novitäten für die Opéra comique und für das Théâtre Lyrique hält die Production in Fluß, und die bloße Existenz dieser Bühnen hat manchen Componisten, dessen anmuthiges Talent an einem tragischen Stoff zerschellt wäre, dem heitern Genre und damit einem glücklichen Wirkungskreis zugeführt. Wir erwarten und hoffen noch immer, daß eine Wiedererweckung der „Komischen Oper“ in Wien die erschreckende Sterilität des musikalischen Lustspiels in Deutschland allmälig brechen und für die Composition neuer komischer Opern den kräftigsten Hebel bilden werde. Darum wollen wir den Muth nicht sinken lassen und die Hände nicht in den Schooß legen. Wien ist die erste deutsche Stadt — ja, meines Wissens, die erste Stadt außer Paris —, welche ein eigenes großes Theater für die „Komische Oper“ errichtet hat. Es muß ein Ehrenpunkt für Wien sein, daß in die glänzenden Räume der jetzt verlassenen Komischen Oper bald wieder neues Leben einziehe.

Eduard Hanslick.

Tristan und Isolde.

Oper von Richard Wagner.

Aufführungen in Weimar am 14., 17. und 21. Juni 1874.

Alex. v. Humboldt hat das Leben einmal eine „Gleichung von Bedingungen" genannt*). In gewissem Sinne gilt dies auch vom Kunstwerk, denn was wir das Harmonische an ihm nennen, wird sich immer auf ein Gleichgewicht seiner Proportionen und ihrer Causalität zurückführen lassen. Man hat in Werken, welche dieses Gesetz einhalten, das Gefühl, daß Alles an der rechten Stelle steht, daß nichts auf Kosten des Anderen lebt, nichts begünstigt, nichts übervortheilt wird, und die einzelnen Glieder sich naturgemäß dem Ganzen vermählen. Aber jedes Gesetz hat seine Feiertage. Harmonisch in jenem ausschließlichen Sinne ist weder die göttliche Komödie, noch der Lear, noch das Medizeergrab M. Angelo's, noch manche der letzten Quartette Beethoven's. Sie gleichen mehr ewigen Räthseln, vor denen die Seele wollüstiges Grauen ergreift und der Schatten des Fremdartigen, Ungeheuren die reinen Reflexe des Anschauens verdunkelt. Daher neben aller Bewunderung so viel Verwunderung, aufgescheuchtes, nirgends ganz ungestörtes Genießen und jenes gewitterhafte Bangen, welches in dem Gefühl einer uns beherrschenden, in ihrem letzten Grunde aber unfaßbaren Naturgewalt wurzelt. Ein Werk dieser Gattung ist der „Tristan" Wagner's. Es ist unmöglich, dieser Partitur gegenüber mit seinen fünf Sinnen auszukommen. Hiermit ist eine Verurtheilung im Sinne des gemeinen Kunstverstandes reichlich ausgesprochen, und wenn Jemand sagt, ich desorganisire mich keiner Sache zu lieb, ich will nichts mit einem Kunstwerk zu thun haben, welches meiner Constitution ein Supplement aufnöthigt, so läßt sich nichts dagegen einwenden, es sei denn, daß mit dieser unbedingten Ablehnung in einem so verwickelten Fall wenig gewonnen ist, um so weniger, als das erhöhte Aufgebot der Ansprüche nicht von den Vorzügen, sondern von den Mängeln des Werkes erhoben wird. Mit den Fehlern eines wirklich großen Kunstwerkes wird man aber schließlich immer zu einem Compromiß gelangen, und für ein großes, oder doch großartiges Werk muß der „Tristan" erklärt werden, schon weil er, ganz abgesehen von seiner eminenten musikalischen Bedeutung, der durchgeführteste Versuch des Wagner'schen Grundgedankens ist, Drama und Musik in den unmittelbarsten Contact zu setzen, d. h. die Handlung eigentlich nur musikalisch erklingen zu lassen. Der „Tristan" ist Wagner „tout cru".

Ueber das Buch der Oper ist so viel geschrieben worden, daß man es fast als unbekannt voraussetzen könnte. Den Stoff jedoch kennt wohl jeder Gebildete, wenn auch nicht aus Gottfried von Straßburg, so doch aus dem Immermann'schen Gedicht.

*) „La vie est une équation des conditions."

Er verlangt altdeutsche Nerven und eine etwas reckenhafte Sittlichkeit, welche noch unangekränkelt ist von dem sanfteren Sittengesetz des Christenthums. Man hat die Leidenschaft Tristans und Isoldens witzig „chemische Liebe" genannt, dabei aber vergessen, daß der Liebestrank eigentlich nur die Rolle eines appetitreizenden, späterhin entlastenden Mittels spielt, denn beide Menschen stehen schon vor dem Genuß desselben im Zustande des unverkennbarsten Liebesaffectes. Der Liebestrank löst nur ihre Zungen, ist aber nicht die chemische Ursache ihrer Liebe. Wäre er dieses, so kämen wir aus dem Laboratorium nicht heraus, und nur der Physiologe hätte ein Interesse an der Entwickelung solcher Seelenzustände. Auch ist es Brangäne, welche den Trank kredenzt, nicht Isolde, welche mit ihrem Geliebten den Todeskelch zu theilen wähnt. Sie weiß nichts von der Verwechselung der Phiolen. C. E. v. Baer definirt den „Zufall" sehr geistreich als „ein Geschehen, das mit einem anderen Geschehen zusammentrifft, ohne mit ihm in einem ursächlichen Zusammenhang zu stehen". In diesem Baer'schen Sinne ist der Liebestrank Tristans und Isoldens ein Zufall, weil er mit ihrer Liebesleidenschaft in keinem ursächlichen Zusammenhange steht. Freilich bleiben die pathologischen Wirkungen nicht aus, aber es ist doch immer ein Unterschied, ob ein Rausch mir das Bekenntniß meiner Leidenschaft entreißt, oder ob ich meine Leidenschaft dem Rausch allein verdanke.

Was nun die Dichtung Wagner's betrifft, so muß man ihr wie all' seinen Operntexten ein geschicktes Scenarium und dramatisches Gefühl nachrühmen. Aber zum Dichten gehört mehr wie dies, man muß auch der dichterischen Sprache Herr sein. Rein als Dichtwerk betrachtet, wird das Buch ohne komische Rührung nicht gut zu lesen sein. Eine orakelhafte Mystik der Sprache, ein subcutanes Wesen schwer zu beschreibender Art unterbricht jeden Augenblick die süße Gewohnheit des Athmens. Man fragt sich bei vielen Stellen, ob die Sprache denn wirklich nur dazu da sei, den Gedanken zu verheimlichen und keiner natürlichen Wendung das Wort zu lassen. Nirgends findet man jenen schönen Faltenwurf der Dichtung, der sich veredelnd um die Gestalten schmiegt. Ueberall ein bombastisches Rauschen, altdeutsches Wortgepränge, ein Flor, der sich über die Sprache legt, als traure sie um ihre verlorene Unschuld. Man schlage das Buch auf, wo man will. Gleich zu Anfang singt der junge Matrose: „Sind's deiner Seufzer Wehen, die mir die Segel blähen?" Blähende Seufzer, welch ein obstruktives Bild! Statt alles Weiteren seien hier nur die nachfolgenden, berüchtigt gewordenen Verse hergesetzt, nach denen Tristan und Isolde „in gänzlicher Entrücktheit" (der Setzer verlese sich nicht) auf die Blumenbank sinken:

Barg im Busen uns sich die Sonne,
Leuchten lachend Sterne der Wonne.
Von deinem Zauber sanft umsponnen,
Von deinen Augen süß zerronnen;
Herz an Herz dir, Mund an Mund,
Eines Athems ein'ger Bund.
Bricht mein Blick sich wonn'erblindet,
Erbleicht die Welt mit ihrem Blenden:
Die uns der Tag trügend erhellt,
In täuschendem Wahn entgegengestellt,
Selbst dann bin ich die Welt:
Wonnehehrstes Weben,
Liebeheiligstes Leben,
Niewiedererwachens
Wahnlos hold bewußter Wunsch!

Ich vermuthe, daß Wagner mit diesen Strophen das Ende alles Denkens im Lieben und den Beginn einer ganz natürlichen Krisis hat bezeichnen wollen, obwohl einem Dichter, welcher im Stande ist, mit einem so frugalen Bilde wie das des „Tags" und der „Nacht" und seiner noch frugaleren Allegorie zwei Acte lang (in

dem Liebesduett des zweiten und der Hallucination Tristans im dritten Act) die Hörer zu foltern, auch zuzutrauen ist, daß er obige Verse für ernsthafte Poesie gehalten und gegeben hat. Vielleicht ist die geistige Impotenz hier nur eine Tochter der Trunkenheit. Wo Sterilität und Besinnungslosigkeit jedoch gemeinschaftliche Sache machen, ist die Primogenitur von keinem Interesse. Intimere Kenner Wagner'schen Dichtens wittern übrigens in dieser und anderen Stellen, z. B. in Isoldens Liebesverklärung am Schluß der Oper ein Schopenhauer'sches Element. Es wäre ein pikanter Anachronismus, ein Liebesverhältniß zwischen sagenhaften Gestalten in die Essenz der modernsten Philosophie zu tauchen. Schopenhauer'sche Weltanschauung ist kalt und hell wie Schneelicht, und man müßte ein Pyrotechniker der verwegensten Art sein, wollte man es mit Wagner'schem Denken und Dichten, welches immer an vulkanischer Erhitzung krankt, zusammen auf die Bühne bringen.

Süß ist der Spott, aber süßer noch ist die Bewunderung; und so wollen wir von Wagner, dem Dichter, hier Abschied nehmen und von Wagner, dem Musiker, reden, der ein eben so großer Meister ist als jener ein mäßiger Dilettant. Die Musik zu Tristan und Isolde gehört zu dem Merkwürdigsten, was die Tonkunst hervorgebracht hat. Aber man muß sich mit ihrer Eigenthümlichkeit recht sehr vertraut machen, man muß sie studiren und wieder studiren, ehe man über sie urtheilen darf. Vieles darin stößt im ersten Augenblick zurück oder entzieht sich durch Seltsamkeit der Combination dem verfolgenden Ohr. Es ist damit wie mit manchen Problemen der sittlichen Welt. Der strenge Moralist wendet sich mit Entsetzen von jeder Verletzung seiner Ordensregel weg; er vergißt, daß das, was wir das Sittliche nennen, nur in seinen einfachsten Grundbegriffen das ewig Geltende bleibt, daß die verschiedenen Weltalter mit ihren Traditionen, die verschiedenen Völkerschaften mit ihren Klimaten unablässig an der Auslegung desselben arbeiten und es in ihrer Weise kodificiren. Mit den sittlichen Idealen ist es wie mit den Göttern, welche nach D. Strauß nur unsere personificirten Wünsche sind. Ebenso wenig wie der Bluträcher mit dem Raubmörder in eine Linie gestellt werden darf, ebenso wenig wird man in der künstlerischen Welt z. B. das jüngste Gericht M. Angelo's nach dem Codex beurtheilen dürfen, der für Cimabue maßgebend war. Jede neue Kunst bringt auch ihren neuen Maßstab mit, und man muß Oulibicheff sein, um nicht einzusehen, daß Beethoven nur mit sich selbst, nicht aber mit Mozart gemessen werden darf. Die heroische Sinfonie ist auch aus der größten Sinfonie Mozarts nicht zu erklären. Sie ist eine völlig neue Kunst, wie der Faust ein völlig neues dramatisches Gedicht war. Daß Wagner in seinen neuesten Opern, den „Meistersingern", dem „Tristan" und der „Tetralogie", eine neue Kunst geschaffen, wird selbst von denen nicht mehr geleugnet werden, denen diese Kunst nicht zusagt. Gibt es doch noch heute Personen, welchen Mozart das höchste Ideal in der Kunst vertritt, nicht nur im Don Juan und Figaro, sondern auch im Quartett und der Sinfonie, während Beethoven, namentlich in seiner zweiten und dritten Stylperiode, ihnen eine unbequeme Größe bleibt, mit der sie nie einen rechten Herzensbund schließen können. Auch jede geistige Campagne hat ihre Marodeure. Sie sind die beklagenswerthen Opfer einer Anstrengung, der sie nicht gewachsen waren; aber den Ausgang der Schlacht bestimmen sie nicht. Nun hat jedes treue Festhalten an dem für recht Erkannten, Ueberlieferten etwas Verehrungswerthes, und es sind nicht die schlechtesten unter den lebenden Musikern, die sich ihr Verhältniß zur Wagner'schen Kunst langsam und schwer erstritten haben. Erleichternd war für sie der übersichtliche Entwickelungsgang Wagners, der sich vom „Rienzi" bis zur „Walküre" und „Siegfried" fast staffelartig verfolgen läßt. Die „Walküre", und in ihr wieder der erste Act, ist meines Erachtens das Vollkommenste, was Wagner geschaffen. Die „Meistersinger" sind das geistreichste, der „Tristan" das genialste unter seinen Werken. Alle handgreiflichen Fehler, die an dem letzteren hier bloßgelegt werden sollen, stoßen dieses Urtheil nicht um, denn der Genialität ist es eben so leicht gemacht, Fehler zu begehen, als der Trivialität schwer. Wie soll denn ein gut liniirter Kopf darauf kommen, im Zickzack zu denken?

Der Oper, die Wagner übrigens nur „Handlung in drei Aufzügen" genannt hat, geht ein kurzes, das Motiv des Liebestrankes verwebendes Vorspiel voraus, fast traumartig gehalten, Anfang und Ende leise verhallend, nur in der Mitte sich leidenschaftlich steigernd. Das überirdisch weiche Motiv wollen wir uns nicht dem Zauber der Phiole, sondern lieber dem Blick entsprungen denken, der Isolde aus Tristans Augen traf, als sie vor dem in ihre Gewalt Gegebenen das Schwert sinken läßt. Isolde erzählt ihrer Genossin Brangäne den Vorgang in der dritten Scene des ersten Acts. Es ist ein feiner dramatischer Instinkt, daß sich der Ursprung von Isoldens Liebe aus dem Momente herleiten läßt, welcher, den Tod Morolds zu sühnen, das rächende Schwert in ihre Hand legt. Viel mehr als durch den Liebestrank wird durch diese Genesis das Dämonische ihrer Leidenschaft charakterisirt. (Wagner hat für den Liebestrank und für den Blick aus Tristans Auge zwei gesonderte Motive. Unbegreiflicherweise treten dieselben im Vorspiel in falscher Chronologie auf.)

Wenn sich der Vorhang hebt, erblickt man Isolde mit Brangänen auf dem Vorderdeck eines Schiffs, welches durch einen Teppich zeltartig von dem Hintergrunde getrennt ist. Man hört die Stimme eines jungen Seemanns eine volksliedartige Weise singen. Isolde, in höchster Erregung und wie aus Träumen erschreckt, fragt: „Wo sind wir?" Brangäne erwidert ihr, begleitet von einem Stück aus dem Matrosenliede, daß sie vor Abend sicher noch „Cornwall's grünen Strand" erreichen würden. Isolde läßt nun vor Brangänen zum ersten Male ihrer Leidenschaft freien Lauf. Die trotzende, hinstürmende Musik mit ihren finsteren Bässen begleitet den Ausbruch höchster Verzweiflung vortrefflich. Hier sei um der Gerechtigkeit willen auch einer der wirklich schönen Stellen des Gedichtes gedacht: „Zerschlag' es dies trotzige Schiff," ruft sie zum Meere gewendet, „des zerschellten Trümmer verschling's, und was auf ihm lebt, den wehenden Athem, den laß ich euch Winde, zum Lohn." Isolde schreit nach Luft und befiehlt den Vorhang zu öffnen. Man erblickt in der zweiten Scene das Schiff bis zum Steuerbord, Seevolk, Ritter und Knappen darauf, Tristan etwas abgesondert von ihnen, den Blick nach dem Horizonte gerichtet. Wieder erklingt ein Theil des immer bedeutungsvoller erscheinenden Seemannsliedes. Eine Scene entspinnt sich, schwer in Worten wiederzugeben. Isolde, starr versunken in den Anblick des jungen Helden, läßt ihn durch Brangäne zuerst spöttisch, dann herrisch zu sich entbieten. Tristan, sich meisternd, sucht dem Antrag durch seine Unentbehrlichkeit am Steuer auszuweichen. Sein Knappe Kurwenal legt sich in's Mittel und singt die Romanze vom Morold, welcher zu Meere zog, in Cornwall Zins zu holen. Die Schiffsmannschaft wiederholt im Refrain die Katastrophe seines Todes durch Tristans Schwert. In der dritten Scene erfolgt das oben erwähnte Bekenntniß Isoldens, wie sie Tristan zuerst gesehen als siechen Mann, der in kleinem Kahn an Irlands Küsten landete, von ihr mit Heilsalben und Balsamsaft gepflegt, und an einer Scharte seines Schwertes als jener Held erkannt wird, der Morold bezwungen. Und diesem selben Helden, der Irlands Erbin für Cornwall's „müden König", seinen Ohm, zur Ehe begehrt, ist sie jetzt überantwortet. Isolde will solchen Verrath mit dem Tode strafen. „Tod uns beiden!" Brangäne erinnert sie an die Künste ihrer Mutter, an „die mächtigen Zaubertränke, welche der Minne Macht bannen." Isolde wählt aus der kleinen goldenen Truhe den Todestrank. Hier unterbricht das Schiffsvolk mit wildem Jubelgeschrei die Scene. Das Land ist sichtbar. Im vierten Auftritt meldet Kurwenal das nahe Ende der Fahrt und fordert Isolden auf, sich zur Begrüßung König Marke's in Bereitschaft zu halten. Isolde erklärt, nur unter der Bedingung an Tristans Seite das Land zu betreten, daß er vorher „Vergessen und Vergeben für ungebüßte Schuld" von ihr begehre. Sie befiehlt Brangänen, den Sühnetrunk bereit zu halten. Im fünften und letzten Auftritt des ersten Acts steht Tristan Isolden gegenüber. Tristan beruft sich vergeblich auf die Sitte, daß der Brautwerber die Braut zu meiden habe. Es würde zu weit führen, den ganzen Inhalt des jetzt folgenden Streites wiederzugeben, nur muß erwähnt werden, daß

Isolde sich hier zum ersten Male als die Verlobte des von Tristan erschlagenen Irenhelden Morold bekennt. Sie trinken endlich in dem vermeintlichen Todestrunk den Becher der Minne. Seine augenblickliche Wirkung verwandelt die Sträubenden in verzückt Liebende. Der Act schließt mit dem Einbruch Kurwenals und des Schiffsvolkes, welche die Landung verkünden. Der auseinander gerissene Teppich zeigt die unmittelbare Nähe der Königsburg von Cornwall.

Man sieht, etwas Dramatischeres als dieser erste Akt ist nicht zu denken. Die Entwickelung schreitet geflügelt vor; nirgends Stillstand oder Rathlosigkeit. Mit elektrischer Spannkraft folgt die Musik der Handlung, jeder Wendung willfährig, jedem Aufschwung gewachsen. Die geheimnißvolle Widerstandslosigkeit Isoldens, die edle und stolze Zurückhaltung Tristans, welche der Pflicht kaum die Neigung einzugestehen wagt, sind mit einer wunderbaren musikalischen Divination geschildert. Man sucht trotz aller realistischen Kraft vergebens nach einem rohen Moment in der Partitur. Nur fehlt es wie immer bei Wagner an der Oekonomie der Ruhe; seine Leidenschaft schöpft nicht genug und oft an der falschen Stelle Athem. So ist die Krisis nach dem genossenen Trank, ehe die Liebenden sich in die Arme sinken, unzweifelhaft zu lang. Es wäre nicht nöthig gewesen, dem physiologischen Phänomen hier so viel Spielraum zu lassen; ja angenommen selbst, es gäbe Liebestränke in Wirklichkeit, und ihre Incubation nähme nachweislich eine solche Zeit in Anspruch, so wäre der Dichter doch immer im Unrecht, hier streng der Natur zu folgen. Ebenso oft wird er das zeitlich Bemessene verdichten müssen, wie er andrerseits es wieder zu erweitern berechtigt ist. Die sonst vortreffliche Darstellungskunst des Vogl'schen Ehepaars erlahmte an der Schwierigkeit dieser Scene, und ein bedeutender Schauspieler bemerkte treffend, daß Tristan und Isolde in diesem Moment nur auf den mimischen Ausdruck beschränkt bleiben müßten, weil jede Bewegung mit den Armen, jedes „Langen" auch sogleich zum Umfangen auffordern würde.

Vom dramatischen Gesichtspunkt ist der erste Act weitaus der bedeutendste. Wagner hat den Fehler, so leicht in Selbstvergessenheit zu versinken. Der Zauber einer Situation, namentlich einer lang vorbereiteten, nimmt ihn in solchem Grade gefangen, daß er das Maß ihrer zeitlichen Berechtigung aus den Augen verliert. Der zweite und dritte Akt leiden an wahren Wüstenlängen, aber nicht immer amortisirt Wagner solche Schuld durch die volle Auszahlung seiner musikalischen Kunst, wie im „Tristan".

Im zweiten Act stellt die Scene einen Garten mit hohen Bäumen vor dem Gemach Isoldens vor. Sommernacht. Eine jener Sommernächte, in denen die goldenen Wellen des Lichts noch leise dämmernd nachfluthen, wo jedes bebende Blatt den wonnigen Athem des Waldes aushaucht. Alles ist still und sanft wie Kinderschlaf, dazwischen nur das Flüstern der Zweige und das Rieseln des Quells wie Traumesrede der schlummernden Natur. In solcher Nacht wartet Isolde Tristans. Aus der Ferne, immer weiter und weiter, klingt Jagdgetön. König Marke ist zu nächtlichem Jagen ausgezogen. An der geöffneten Thür ist eine brennende Fackel aufgesteckt, deren Verlöschen dem Geliebten künden soll, daß Alles in Sicherheit und die süßeste Stunde seiner harrt. Isolde, Brangäne treten auf, jene feurig bewegt, diese beklommen, weil sie die zu so seltener Stunde verabredete Jagd für einen Fallstrick hält, den Melot, der Freund des Königs, den Liebenden gelegt. Isolde steht ganz im Banne einer Leidenschaft, welche von der nächsten Stunde jede Erfüllung erwartet. In solcher Nacht kann man nur lieben und vertrauen, nicht zweifeln. Das Klopfen ihres Busens übertönt jeden Hörnerschall, nur die rauschende Nacht, die plätschernde Quelle dringen noch an ihr Ohr. Vergeblich alles Warnen der Genossin, die in ihrer Besorgniß die Verwechselung der Phiolen bekennt. „Dein Werk?" ruft Isolde, „Frau Minne kenntest du nicht?" . . . . . „Des Todes Werk, nahm ich's vermessen zur Hand, Frau Minne hat es meiner Macht entwandt", und mit dem Rufe „die Leuchte, und wär's meines Lebens Licht, lachend sie zu löschen zag' ich nicht!" reißt sie die Fackel herunter und verlöscht sie. — Wenn man einige Lieder

von Schubert, Schumann und Franz ausnimmt, so gibt es vielleicht in der ganzen musikalischen Literatur nichts, was mit solcher Stimmungskraft den Localton einer poetischen Scene trifft, wie der Anfang dieses Actes. Wie sich das Jagdgetön, das beim Aufgehen des Vorhangs noch stark von der Bühne vernehmbar ist, allmählich verliert, wie C- und F-Hörner gleich Nebelbildern erst durch einander rinnen, ehe sie sich zu reinen Linien niederschlagen, wie das Rieseln und Rauschen der Quelle, das zögernde Grauen erwartender Liebe, wie endlich das Näherkommen Tristans in den unruhig aufsteigenden, sich weiter spinnenden Cellogängen gemalt ist — man muß es gehört haben, um sich sagen zu müssen, nur ein Mensch von der höchsten Genialität konnte das machen.

Es folgt nun das große Duett, wo der Dichter sich von dem oben erwähnten Bilde gar nicht trennen zu können scheint. Tag und Nacht, Nacht und Tag — eine äquinoctiale Bilderjagd, von der selbst die passionirteste Musik den onomatopöischen Zwang nicht abschütteln kann. Auch sie will das Dunkel und das Hell malen, aber auf ihrer Palette rinnen die Farben durcheinander und es entsteht eine schwüle Dämmerung, von welcher sich die Gestalten nur verschwommen abheben. Hat es schon an und für sich etwas Unwahrscheinliches, daß Menschen im höchsten Affect immer nur parabolisch mit einander reden, so vermehrt sich solche Unwahrscheinlichkeit noch durch die unmittelbare Nähe der nun folgenden Katastrophe, welche — wenigstens nach dem Willen der Natur — von Allegorie das reine Gegentheil ist. Die Liebenden sinken auf das Blumenlager. Es fehlt hier der Musik nicht an den hinreißendsten Momenten, so das „Sink' hernieder, Nacht der Liebe" mit seinen zuckenden Triolen im Orchester, das weiche, wie auf Moos gebettete „Soll ich lauschen", und endlich das letzte große Motiv, welches auch den Hauptinhalt von Isoldens Apotheose am Schlusse der Oper bildet, aber man hat das Gefühl, als ob man zu lange in einen Opal, den geistreichsten unter den Steinen, geblickt: das Schillern in so viel Lichtern macht das Auge zuletzt blind.

Ein Schrei Brangänens schreckt die Liebenden empor. Ihr Verdacht hat sich bestätigt: König Marke stürzt mit seinem Troß auf die Bühne und überrascht die der Welt Entrückten in ihrer Umarmung. Ich weiß nun nicht, ob es so völlig anders organisirte Menschen wie mich gibt, welche bei des Königs, auf Tristan deutenden, Worten: „Sieh' ihn dort, den treu'sten aller Treuen; blick' auf ihn, den freundlichsten der Freunde: seiner Treue frei'ste That traf mein Herz mit schmerzlichem Verrath," etwas Anderes empfinden als den unwiderstehlichsten Drang zum Lachen. Der König in seiner onkelhaften Resignation, seiner redselig breiten Sentimentalität ist eine total mißrathene Figur. In einer Situation, in welcher jeder Mann, der ein Schwert zur Seite trägt, dreinschlägt, und doppelt dreinschlägt, wenn sie ihm durch den treu'sten der Treuen bereitet ist, verharrt er in eunuchenhafter Unentschlossenheit, hält den vortrefflichen Eigenschaften des Verräthers und den von ihm geleisteten Diensten eine Lobrede und zerbricht sich über den Sinn der That mit einer Gründlichkeit den Kopf, die einem Geschworenen alle Ehre machen würde. Eine beklagenswerthe Symmetrie der Partitur macht die Scene auch musikalisch zur langweiligsten der Oper. Wie in einem Papierkorb sammeln sich in ihr die Enveloppen aller erledigten Conceptionen, und man gewinnt die alte Stimmung erst wieder zurück, wenn Tristan spricht. Unverständlich, wie dieselbe Feder so abweichende Handschriften zeigen kann. — Melot zieht endlich für Marke das Schwert und verwundet Tristan tödtlich. Isolde sinkt an seine Brust, der Vorhang fällt.

Dem dritten Act geht ein Präludium voraus, welches wieder Wagners Talent für die Stimmungsmalerei zeigt. Gleich die ersten Tacte schildern die bleierne Schwere, welche über Tristans Krankenlager ruht, unübertrefflich. Die Geigen legen sich mit ihren heimathlosen, lang gedehnten Terzengängen wie Spinnweb über den Schläfer. Hin und wieder wirft eine klagende Melodie ihre Epheuranken dazwischen. Alles ist gruftartig und öde. Wenn der Vorhang aufgeht, erblickt man Tristan in einem zerfallenen Burggarten auf einem Lager ausgestreckt, vom treuen Kurwenal behütet.

Ein Hirtenreigen, von einem englischen Horn geblasen, läßt sich von Außen vernehmen. Der unbeschreibliche Reiz dieser rhapsodischen Weise offenbart sich erst ganz, wenn sie bei ihrer Reprise, von einem Tremolo der Bogeninstrumente begleitet, Tristans früheste Kindererinnerungen wieder auferwecken hilft. Wie wunderbar wird das „Sehnen und Sterben" durch das langgezogene, beim ersten Hören unerklärliche „Ges" ausgedrückt! In der Illustration solcher Seelenzustände vermittelst eines aus derselben Wurzel sich entwickelnden polyphonen Stimmengezweiges ist Wagner unerreicht. Seine Phantasie hat etwas von der kronenbildenden Kraft eines schönen Baums. — Tristan erwacht, aber sein Bewußtsein ringt noch mit den Nebeln des Traums. Kurwenal erzählt ihm, daß er sich in seiner Heimath, auf der Burg seiner Väter befinde. Alles, was Tristan hierauf erwidert, ist wie das Haschen eines Nervenkranken nach Bildern, unter deren Bann er lange gestanden und die ihm zu entrinnen drohen. Ein Zug echt Wagnerischer Poesie ist wieder die Stelle seiner Rede, zu der die Contrabässe das bleischwere Motiv des Präludiums intoniren. Tristan gewinnt seine volle Besinnung erst wieder, wenn Kurwenal ihm die Ankunft Isoldens verheißt, nach der er Boten ausgesandt. Ich will die Wandlungen des Fieberparoxysmus bis zum Erklingen der Schalmei, welche das Schiff in Sicht meldet, hier nicht schildern. Sie wären ohne die Musik schwer genießbar. Daß Wagner den Wechsel vom tiefsten Leid zur höchsten Freude zu malen weiß, braucht Keinem versichert zu werden, der den ersten Act des „Lohengrin" kennt. Tristan reißt, während Kurwenal Isolden entgegeneilt, den Verband von seiner Wunde, um seiner jauchzenden Bewegung freien Lauf zu lassen. Der Fünfviertel-Tact, der hierzu auftritt, ist von einer Natürlichkeit der Genialität, daß man im ersten Augenblick das wohlbekannte Thema kaum wiedererkennt. Diejenigen Künstler, welche noch immer an der Legitimität des Wagner'schen Genius zweifeln, sollten sich wenigstens die Mühe geben, das kolossale Variationsvermögen zu untersuchen, das er bei seinem thematischen Arbeiten entwickelt. Die Kunst, ein Motiv umzubilden und weiterzuführen, es bis zu seinem innersten Kern zu verdichten und wieder bis zu seiner äußersten Peripherie auszudehnen, stellt Wagner allein unter die ersten Musiker aller Zeiten. Eine ganz andere Frage ist es, ob sein Ideal der Oper das allein richtige ist. Der Versuch einer neuen Kunstgattung wird aber durch ihn mit einer Energie und einem Reichthum an Geist und Mitteln geführt, die bei aller anfänglichen Zurückhaltung, bei aller Bedenklichkeit, die ein so rücksichtsloses Verfolgen eines gewiß einseitigen Princips hervorrufen wird, doch immer wieder zu dem Entschluß drängen, das Ungewöhnliche zunächst als Phänomen zu acceptiren.

Der Schluß der Oper ist mit wenig Worten erzählt. Isolde erscheint und Tristan stirbt in ihren Armen, erschöpft von dem Blutverlust und dem Dämon seines Schicksals. Da meldet die Wache ein zweites Schiff. Kurwenal, welcher die Stimmen des Königs und seiner Trabanten erkennt, macht in seiner Verblendung den Versuch, die Burg zu halten. Er erschlägt Melot, fällt aber selbst darauf unter den Schwertern der Eindringenden. Marke, dem Brangäne das Geheimniß des Liebestrankes enthüllt, war nur erschienen, um Isolden zu Gunsten Tristans zu entsagen. Isolde ist während des ganzen Tumultes wie in Erstarrung über der Leiche ihres Geliebten zusammengesunken. Nach Marke's Klage erhebt sie sich ein letztes Mal, um in völliger Erdenentrückung, wie die Dichtung sagt, „in dem tönenden Schall, in des Weltathems wehendem All" sich aufzulösen und zu versinken. Das Aufgehen des Individuums im All, das Verklingen und Verwehen des Einzelnen im Allgemeinen, dieser supernaturalistische Gedanke ist sehr treffend durch eine Steigerung der Tonarten ausgedrückt, welche sich in Terzen übereinander heben, bis das Thema — das Einzelne — sich schließlich zu Atomen verflüchtigt. Es ist einer jener glücklichen Momente Wagners, wo sich die Grenze zwischen dem Reflektirten und Spontanen schwer oder gar nicht ziehen läßt. Unzweifelhaft gibt es eine unerforschliche Wechselbeziehung zwischen beiden Kräften, die nur der geniale Instinkt zu finden weiß. Sie

bilden in der dunklen Reihe psychischer Vorgänge, aus denen sich das künstlerische Schaffen zusammensetzt, vielleicht die unentwirrbarste Stelle.

Es sei mir gestattet, noch wenige Worte über die Instrumentation zu sagen. Keine unter den Wagner'schen Opern ist mit solcher Discretion und zugleich mit solcher Verschwendung im Detailcolorit behandelt. Ein Stoff, so tättowirt mit den brennendsten Zeichen der Leidenschaft, verlangt natürlich auch seine brennenden Farben. Ueberwiegend trägt der Orchesterklang aber den Charakter des Saitenquartetts und der feineren, namentlich der Holzblasinstrumente. Vieles in der Behandlung der einzelnen Factoren ist ganz neu, z. B. die des Kontrafagotts, welches mit eigenthümlichem Schmelz bedeutungsvollere Partien der Bässe zu heben versteht. Lärmend ist eigentlich nichts, schwierig Alles, und es muß hier der durch einige ausgezeichnete Künstler verstärkten Weimarischen Kapelle das höchste Lob nachgerühmt werden. Etwas mehr Bogeninstrumente wären freilich erwünscht gewesen. Mit drei Contrabässen und sechs ersten Geigen ein solches Werk zu bewältigen, zeigt von enormer Kraft. Bässe, Hörner und die ersten Holzbläser waren von der seltensten Vortrefflichkeit. Lassen dirigirte diese schwierigste aller Opern mit einer Ruhe und Sicherheit, als hätte er die Partitur von Belmonte und Constanze vor sich.

Die mise en scène war einfach, aber angemessen. Die Oper verlangt fast gar keine Ausstattung, weil alles Interesse durch die beiden Hauptdarsteller absorbirt wird. Herr und Frau Vogl waren der übermenschlichen Aufgabe nach jeder Richtung gewachsen. Eine jüngere Isolde wird die deutsche Bühne vielleicht einmal haben, eine bessere gewiß nicht. Das Publicum, welches den seltenen Aufführungen beiwohnte, war ebenso distinguirt wie die Partitur. Wohin das Auge sich wendete, erblickte es Celebritäten aus allen Gauen Deutschlands. Könnte man dem Wagner'schen Schaffen nichts weiter nachrühmen, als daß es die Geister in Bewegung und Berührung setzt, so wäre diese Wirkung zweiter Ordnung allein schon bedeutsam genug und recht wohl geeignet, den Ausgangspunkt einer billigen Verständigung unter den Parteien zu bilden.

Der „Tristan" ist, als Ganzes betrachtet, gewiß nicht zu jenen Kunstwerken zu rechnen, welche auf einer vollkommenen „Gleichung ihrer Bedingungen" beruhen. Er trägt seine Gebrechen frei zur Schau und heuchelt keine Perfection, die ihm durch mehr als eine Bestimmung versagt bleiben mußte. Es gibt aber in der Kunst unmeß- und unwägbare Erscheinungen, denen mehr Gewalt über den Menschen gegeben ist, als jenen heitern Mächten, deren „Götterjugend Rosen", wie Schiller singt, „wandellos im ewigen Ruin blühen". Nicht an jeder Wiege haben, wie an der Gluck's, die Götter Griechenlands gestanden. Um den Genius Wagner's flattern wie auf dem Kaulbach'schen Bild der Sage die nächtlichen Raben, und die Gewalt, welche er über die Gemüther der Menschen ausübt, gleicht dem Runenzauber einer alten Sage, die uns halb erschreckend, halb verlockend anzieht.

Louis Ehlert.

Politische Rundschau.

Berlin, September 1874.

Die sonst politisch stillste Sommerszeit war in diesem Jahre, wenigstens auf dem Felde der hohen Politik, eine Epoche mannigfacher Aufregungen. Der tückische Mordanfall gegen das Leben des deutschen Reichskanzlers, eben da er am Heilbrunnen Genesung von schweren Leiden suchte, leitete die bewegte Periode gleichsam ein. Der gesammten deutschen Nation rief dies Attentat auf's Neue in das Gedächtniß, wie sehr die Existenz des neu gegründeten deutschen Reiches mit der gewaltigen Kraft dieses Mannes eng verbunden sei. Beruhigte die Gewißheit der Errettung aus so drohender Gefahr die Meisten für den Augenblick, so war die Thatsache des Anfalls selbst für den tiefer Blickenden doch nur wieder eine unerquickliche Mahnung an die vergleichsweise Unfertigkeit der Zustände, an welcher Deutschland, innerhalb seines neuen, politischen Rahmens, noch laborirt. Unmännlich wäre es, wollte man wirklich zugeben, daß die Geschicke des neuen deutschen Reiches lediglich an die beiden Augen dieses bedeutenden Mannes gebunden seien. Nur einem sclavischen Sinne mag es ketzerisch erscheinen, wenn auch in der Politik das Wort: „Niemand ist unersetzlich!" zur Geltung gebracht werden soll. Allein der Reichskanzler selbst ist der Erste, der trotz des Geschrei's eines blinden Anbeterchores den Gedanken, den er in so scharfer Ausprägung verkörpert, über seine persönliche Lebensdauer zu stellen gewöhnt ist. So glücklich wir uns daher auch zu schätzen haben, daß Deutschland für's Erste noch vor dem herben Geschick Italiens bewahrt blieb, das seinen Staatsmann gar zu frühzeitig verlor: so sehr müßte uns auch das memento mori von Kissingen dazu drängen, auf den Ausbau der Reichsinstitutionen eifriger als bisher Bedacht zu nehmen, damit künftighin dem Zufall so wenig als möglich Spielraum verbleibe.

Jedenfalls hatte das Attentat das eine Gute, aller Welt in unwiderleglicher Weise vor Augen zu führen, wie tiefgewurzelt der Gedanke der deutschen Reichseinheit in allen Theilen des gemeinsamen Vaterlandes, als etwas unveräußerlich Erworbenes, zur Erscheinung gelangte. Leider aber ist die Art und Weise, in welcher man dies köstliche Ergebniß feststellen mochte, nicht immer von jener tactvollen Zartheit des Empfindens geleitet worden, welche thatsächliche Besitzergreifungen in moralische Errungenschaften umzugestalten vermag. Ein unfaßbarer Begriff, die „officiöse Presse," hat in dieser Richtung manch' Unheil gestiftet und nicht selten rücksichtslos jenen vaterländischen Aufschwung zurückgestaut, der gerade gern bei solchen Gelegenheiten, wie sie eben das mißlungene Attentat darbot, sich zu höherem Fluge anschickt.

Dennoch aber wäre es höchst ungerecht, wollte man Alles, was nicht gerade in den verhältnißmäßig engen Umfang der Tagesströmung zu passen scheint, in dieser

Beziehung als eine „officiöse Ungeschicklichkeit“ verurtheilen. Die Meister im politischen Schachspiel bedürfen so oft der falschen Züge und Gegenzüge, um irgend welche Ziele zu erreichen, die dem Auge des gewöhnlichen Sterblichen vorerst noch verborgen bleiben, daß zuweilen dies oder jenes publicistische Strategem von denselben Beurtheilern mit dem großen Bann belegt wird, welche schließlich nicht müde werden, die damit erzielte Consequenz als besondere Großthat zu lobpreisen.

Die vom Fürsten Bismarck weniger zu Gunsten der Regierungsgewalt des Marschalls Serrano, als vielmehr zum Nachtheil des legitimen Prätendenten Don Carlos eingeleitete diplomatische Action ist in ihrem Verlaufe, unter dem oben bezeichneten Gesichtspunkte, verschieden beurtheilt worden. Realpolitiker werden zugeben, daß die Ermordung des Hauptmanns Schmidt alles Andere eher, als das leitende Motiv für das Verhalten des deutschen Reichskanzlers gewesen sein kann. Bismarck's Stärke bestand von jeher weniger in eigener origineller Conception eines weitaussehenden Kriegsplanes, als vielmehr in der unvergleichlich geschickten Ausbeutung der Fehler seiner Gegner. Die Erschießung des Hauptmanns Schmidt war ein solcher tactischer Fehler des Carlismus. Gegen den Carlismus an sich hätte ein Mann von der Vergangenheit des deutschen Kanzlers schwerlich etwas einzuwenden gehabt. Allein Don Carlos hatte sich zum Standartenträger des Ultramontanismus hergegeben; er hatte seine Sache bereitwilligst mit derjenigen aller offenen und geheimen Gegner Deutschlands auf's Innigste verschmolzen; nach dem Triumph dieses Kämpen für „Thron und Altar“ hätte es für die im Vatican allmächtige Jesuitenpartei schlechterdings keine Pyrenäen mehr gegeben und man brauchte eben keinen besonders umfassenden diplomatischen Scharfblick zu besitzen, um zu erkennen, daß ein definitiver Erfolg des Don Carlos in Spanien, überall da, wo die Affiliirten der Gesellschaft Jesu von Einfluß geblieben sind, einen mächtig wirkenden Rückschlag erzeugen müßte, dessen electrische Schläge zunächst in Deutschland verspürt werden würden.

Diese Erwägung also mußte das Vorgehen Bismarck's hinlänglich motiviren. Freilich hatte er vom Anbeginn seiner Action selbst im eigenen Lager mit nicht geringen Hindernissen zu kämpfen. Es wird schwerlich ein Staatsgeheimniß verletzt, wenn wir darauf hinweisen, daß der stramme, altpreußische, specifisch königliche Geist sehr wenig davon erbaut sein dürfte, die preußisch-deutsche Diplomatie einen Weg einschlagen zu sehen, der in nur zu vielen Stücken von der Ueberlieferung abwich. Wenn man erwägt, daß noch am Ende der dreißiger Jahre der junge Adel, die thatendurstige Officierswelt Preußens überzeugungsvoll in das Lager des älteren Don Carlos geeilt war, — ich erinnere nur an zwei besonders hervorragende Namen, an Göben und Rahden — so wird man die Wandlung, die im Staatsorganismus vor sich gegangen sein muß, ziemlich beträchtlich finden; denn heute handelte es sich ja darum, einem königslosen Regiment, ich will es nicht einmal ein „republikanisches“ nennen, in Spanien gegen den legitimen Herrscher die moralische Unterstützung Europa's zu verschaffen. Und ein preußischer Minister sollte für ein solches Unternehmen eintreten! Gar manchem „treuen Diener seines Herrn“ wollte dies wenig einleuchten.

Allein Fürst Bismarck, der sich wohl bewußt war, daß es auch am Ebro nur der Auskämpfung des tausendjährigen Ringens zwischen Ormuzd und Ahriman gelte, durfte diese Bedenken einer überwundenen Epoche nicht mehr zur Geltung gelangen lassen, um so weniger, als er ja in sich selbst dieselbe Metamorphose bereits durchgemacht, die er im Verfolge seiner neuen Politik auch den Anderen zumuthete.

Schon seit drei Jahren war er überdies bestrebt gewesen, mit geschickter Hand die Gegensätze zwischen seiner deutschen Politik und den altconservativen Traditionen zu überbrücken, mit deren Hülfe er überhaupt an die Leitung der Geschäfte gelangt war. Trotz einer im Innern sich immer liberaler und fortschrittlicher entwickelnden Politik, die seinen einstigen Gesinnungsgenossen als „revolutionär“ galt, war es ihm bisher gelungen, nach Außen hin die conservative Grundfärbung seiner Strebungen festzuhalten, ja, ihnen sogar durch die Dreikaiserpolitik, wenn ich so das Zusammen-

gehen Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn und Rußland bezeichnen darf, einen positiven Anhalt bei den monarchisch-conservativsten Mächten des Continents zu geben. So wurde Fürst Bismarck nach Außen hin der Champion der conservativen Monarchenpolitik, als deren vornehmster Ausdruck die unter Deutschlands Auspicien erfolgte Aussöhnung des russischen mit dem österreichischen Hofe, auf der Grundlage einer „erhaltenden" Orientpolitik, betrachtet werden muß.

Eine der schwierigsten Aufgaben des practischen Staatsmannes ergab sich nun neuerdings aus der Nothwendigkeit, diese innige Verbindung mit der conservativ-absolutistischen Gewalt des Czars und der conservativ-katholischen Tendenz des Kaisers Franz Joseph in eine Action zu verflechten, welche, zu Gunsten eines königslosen Gouvernements unternommen, gleichzeitig auch gegen die absolutistische und streng katholische Richtung, welche der Carlismus gemeinsam repräsentirt, gerichtet war. Das deutsche Rundschreiben vom 6. August ist in dieser Beziehung ein meisterhaft stilisirtes Actenstück, dessen Verfasser — man nennt als solchen den Unterstaatssecretär von Bülow — die unleugbar vorhandenen Klippen schmiegsam zu umschiffen verstand. Der Kampf gegen den Ultramontanismus und seine absolutistischen Tendenzen verschwand vollständig aus der gedrungenen Argumentirung dieses Documentes und neben den Phrasen der allgemeinen Menschlichkeit ward das Interesse des monarchischen Princips in erster Reihe, als bei dieser angestrebten Anerkennung des Marschalls Serrano maßgebend, in den Vordergrund geschoben. Es war eine feingeschliffene und wohldurchdachte Insinuation, mittelst welcher dies geschah, und sie trägt das Gepräge des starken Geistes, welcher sie ersann, ganz unverwischbar an sich. Denn, „wie die Commune mit ihren Unthaten dazu beigetragen, die echte, wahre Republik in Verruf zu bringen", so daß diese selbst in ihrer conservativen Gestalt den Völkern mißliebig wurde, also auch „trägt der Carlismus mit den Greueln, welche er im Namen des legitimen Königthums begeht, die Gefahr in sich, bei noch längerer Andauer derselben das monarchische Princip vollends zu untergraben."

Diese Schlußfolgerung, in ihrer knappen Logik, man wird es verstehen, mußte auf den Gedankengang aller jener Kreise eine beträchtliche Wirkung ausüben, welche mit der unverkürzten Aufrechterhaltung des streng monarchischen Princips zu stehen und zu fallen entschlossen sind.

Trotzdem war damit die Initiative der deutschen Politik nicht über jede Fährlichkeit hinaus. Die Depesche fand ein mehr oder minder bereitwilliges Echo in London, in Versailles selbst und im Quirinal. Allein der Schwerpunkt der Entscheidung lag für das Berliner Cabinet augenscheinlich nur in Wien und St. Petersburg. Zum ersten Male seit der Dreikaiserbegegnung vom Herbst 1872 sollte sich das herzliche Einvernehmen der drei conservativ-monarchischen Mächte durch eine gemeinsame Entschließung kundgeben. Hier war der Graben, hier galt es zu springen. Allein so gar leicht sollte dies nicht von Statten gehen.

Es ist wahr, in Oesterreich-Ungarn hatte Graf Andrassy bereits mehr als einmal die Beweise geliefert, wie tief er durchdrungen sei von der Gemeinsamkeit der Lebensinteressen der beiden benachbarten großen Nationen. Allein gerade in Oesterreich war etwa seit Ende April d. J., unmerklich fast und doch fühlbar genug, ein Geist hervorgetreten, welcher, ohne noch für die Regierenden die leitende Idee abzugeben, dennoch mehr und mehr in jenen Regionen Anklang fand, welche sich an jedem Hofe, neben den verantwortlichen Räthen der Krone, um die Person des Monarchen zu schaaren pflegen. Ich wüßte die Tendenzen der sich also kundgebenden Meinung nicht besser zu bezeichnen, als indem ich ihnen die Person und die Anschauungsweise des Siegers von Custozza, des Erzherzogs Albrecht, zum Mittelpunkt gebe. Diese albrechtinische Richtung bestrebt sich zunächst, das so wohl berechtigte österreichische Staatsgefühl mehr und mehr zur Geltung zu bringen. Ohne gerade verfassungsfeindlich zu sein, sind die Männer, welche sich ihr zuvörderst angeschlossen, nicht eben als besondere Begünstiger eines parlamentarischen Regiments bekannt. Als Symbol

der staatlichen Einheit dient ihnen zunächst die Einheit der Reichsarmee und da sie sich vor Allem österreichisch fühlen, ist ihnen das dualistische System, welches den König von Ungarn dem Kaiser von Oesterreich coordinirt, gelinde gesagt, von eingestandener Unbequemlichkeit. Im Innern reden diese Politiker namentlich einer Versöhnung mit dem czechischen Elemente das Wort; allerdings nicht auf einer föderalistischen Grundlage, welche sofort die Einheit der Armee compromittiren müßte, sondern vielmehr mittelst eines Verzichts auf die präponderirende Stellung, welche im speciell österreichischen Reichsgebiet seit dem Ausgleiche des Jahres 1867 zunächst und dann seit dem Sturze des föderalistischen Ministeriums Hohenwarth das deutsch-österreichische Volksbewußtsein zu erringen und festzuhalten verstanden hat. Wie unter Hohenwarth ein „wahrhaftes Oesterreicherthum" geschaffen wurde, so entdeckte man neuerdings ein „patriotisches Oesterreicherthum", welches neben der anerkennenswerthen Kräftigung des Nationalgefühls hauptsächlich einem intimsten Anschluß an Rußland das Wort redet. Dieser Anschluß ist dann natürlich gegensätzlich zu dem von Graf Andrassy vertretenen guten Einvernehmen mit Deutschland gedacht. Nicht, als ob man darauf abzielte, in irgend einer Weise sich gegen das neue deutsche Reich zu coalisiren — derlei unpractische Träumereien überläßt man den welfischgesinnten Glücksjägern — sondern man wendet sich gen St. Petersburg, weil man das Bedürfniß empfindet, etwaigen europäischen Hegemoniegelüsten Deutschlands bei Zeiten einen Riegel vorzuschieben.

Diese, wie man wohl unterscheiden muß, weniger antideutsche als antipreußische Tendenz, erhält nur zu häufig mehr Nahrung, als von Nöthen scheint, durch tactlose Kundgebungen oder herausfordernde Schlagworte, die aus Deutschland über die schwarzgelben Grenzpfähle hinweggepascht werden und welche es verschulden, wenn man der jetzigen deutschen Reichsregierung Pläne unterschiebt, die nahezu auf das Ideal der verflossenen großdeutschen Parthei zugeschnitten erscheinen. Wohl ist in Deutschösterreich das Geschlecht der alten „Großdeutschen" noch nicht ausgestorben, aber wie stets, so sind diese Ueberreste aus der schönen Schmerling'schen Fürstentagszeit auch heute vor Allem „habsburgisch" gesinnt, ehe sie deutsch empfinden; sie gerade fühlen sich daher am schwersten gekränkt, wenn nationale Schwätzer in Deutschland gelegentlich von einer politischen Heranziehung Deutsch-Oesterreichs in das unterm Hohenzollernbanner geeinte deutsche Reich nebeln und schwebeln. Gerade das politische Mißgeschick, welches die habsburgische Dynastie heimgesucht, macht diese Leute empfindlicher und mißtrauischer, als es sich sonst mit guter Logik verträgt, und so sträuben gerade sie sich am meisten, wenn es gilt, durch gemeinsames Handeln dem berliner Cabinet einen mehr oder minder wohlfeilen diplomatischen Erfolg sicher zu stellen.

Diesen hier des Breiteren geschilderten Stimmungen begegnete in Wien der bismarckische Antrag, die Opportunität einer Anerkennung Serrano's in Erwägung zu ziehen. Der latenten albrechtinischen und alt-schmerlingischen Gegnerschaft schließen sich noch alle die Elemente feudalen und ultramontanen Ursprungs an, welche theils durch die Bande der Familie, theils durch ein gemeinsames internationales Interesse an die Sache des Carlismus gebunden waren, wogegen Graf Andrassy, seinem Monarchen noch immer für solche Entschließungen die maßgebende Persönlichkeit, im eigenen wohlverstandenen Interesse, wie im Interesse des Landes, dessen Geschicke er mit zu leiten hat, dem Anschluß an die deutsche Initiative, unter Berufung auf die Argumente der deutschen Kanzlei, nachdrücklich und erfolgreich das Wort redete, selbst als von St. Petersburg aus nur eine zögernde und an besondere Bedingungen geknüpfte Betheiligung an dem Anerkennungsschritt in Aussicht gestellt wurde. So hat denn die seit drei Jahren inaugurirte Intimität zwischen Wien und Berlin die erste, schwere Probe überstanden. Allein, es giebt Leute, welche die Anstrengungen des deutschen Kanzlers zur Erreichung dessen, was sie einen „Zweckmäßigkeitserfolg" nennen, unverantwortlich groß finden. Unzweifelhaft ist es, daß man in Oesterreich zunächst an dem Grafen Andrassy Rache zu nehmen suchen wird für die Bundestreue, wenn man so sagen darf, welche er

bei diesem ernsten Anlaß dem deutschen Reiche gehalten hat. Graf Andrassy's Stellung war freilich eine unerschütterliche, so lange man in ihm den Zähmer und Führer der ungarischen Deákpartei zu ehren und zu fürchten hatte. Seitdem diese politische Partei allmälig dahin siecht und sich in kraftlosen Versuchen zu ihrer Regenerirung verzehrt, seitdem hat der Graf auch die Eigenschaft des „Unentbehrlichen" zum Theil verloren und das, was man gegen ihn jetzt sinnt und spinnt, erscheint schlechterdings nicht mehr ganz so aussichtslos, als dies wohl früher der Fall war.

Diese seltsamen Contraste, in denen sich unsere Zeit gefällt, machten Rußland in rascher Aufeinanderfolge zu einem Vorkämpfer edelster Humanität und zu einem aufmerksamen Beobachter konstitutioneller Formen. Die spanische Anerkennungsfrage war es, die dem Czarenreiche diese letztere Rolle zuwies, denn das St. Petersburger Cabinet war das einzige in Europa, welches Skrupel empfand, den Marschall Serrano als Oberhaupt der spanischen Executivgewalt anzuerkennen, so lange diesem die Legitimität einer regelrechten Ernennung durch die Cortes fehle. Diese Scrupel tauchten allerdings ziemlich spät auf, sonst hätte man wahrscheinlich bereits Sennor Castelar anerkannt, welchem bekanntlich diese verfassungsmäßige Legitimität nicht fehlte. Indeß ist der russische Einwand auf die deutsche Initiative wohl schwerlich ganz wörtlich zu nehmen.]

Die der eigensten Initiative des Kaisers Alexander entsprungene Idee eines internationalen Congresses zur Codificirung des modernen Kriegs-Völkerrechts hat es gleich bei ihrem ersten Auftauchen über eine wohlwollende Beurtheilung Seitens aller hierbei in Frage kommenden Factoren nicht hinausgebracht. Aus Ehrerbietung für den mächtigen Czar ließ sich alle Welt, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerika, darauf ein, den nach Brüssel einberufenen Congreß zu beschicken, aber Jedermann that dies, mit dem unausgesprochenen Hintergedanken, daß aus den internationalen Berathungen etwas practisch Verwerthbares sich schwerlich entwickeln werde.

Am offensten hatte sich von Anbeginn an die englische Regierung gegen diese russische Unternehmung ausgesprochen. Fast schien es, als ergreife das Tory-Cabinet mit besonderer Genugthuung diese erste sich darbietende Gelegenheit, um Revanche dafür zu nehmen, daß im Vorjahre Schuwalow'sche Versprechungen in der khiwa'schen Annexionsfrage die vertrauensseligen Whigs so leicht einzulullen und zu nasführen vermocht hatten. Mit Begierde ergriffen auch die Herren Disraëli und Derby die Gelegenheit, um der Welt zu beweisen, daß die Periode vorüber, in welcher England einen Stolz darin suchte, sich am Concert der europäischen Mächte überhaupt nicht zu betheiligen. Die Stimme Großbritanniens will im Rathe der Nationen wieder gehört sein. Freilich kam man bis heute über einzelne Anläufe dazu nicht hinaus. Indessen genügte es für die Diplomatie doch, daß diese Absicht markirt wurde, um dem Cabinet von St. James alsbald jene gewichtige Stimme, theilweise mindestens, wieder zu verleihen, die einst in den Glanztagen Lord Palmerston's dessen besonderer Ruhmestitel gewesen. Einstweilen erlebte neuerdings der Brite die Genugthuung, daß der Vertreter eines englischen Privatunternehmens, der erste Times-Correspondent in Paris, allen Ernstes mit zu den Gliedern des diplomatischen Corps gerechnet wird. Er rangirt dort, als verstünde sich dies von selbst, gleich nach dem Repräsentanten Italiens und lange vor dem türkischen Botschafter; mit einem Wort, die zünftige Diplomatie räumte zum ersten Male einem nicht staatlich accreditirten Vertreter der öffentlichen Meinung, speciell hier der öffentlichen Meinung Englands, alle die Vorrechte ein, deren sie selbst genießt, und bescheidet sich nicht selten, was die Schnelligkeit der Informirung anbelangt, erst in zweiter Linie zu stehen. Es ist dies eine ebenso für England selbst, als für die Macht der Presse höchst ehrenvolle Erscheinung, die hier mit besonderer Genugthuung Erwähnung finden möge.

Glücklicherweise hat die Zeit aufgehört, in welcher französische Berichterstattung den ersten Rang im Interesse des politischen Publicums einnahm; die französische

Politik, sonst der Focus alles Interessanten und Wissenswerthen, ist schließlich dahin gelangt, in ihren inneren Schlangenwindungen als der Typus der Langweiligkeit angesehen zu werden. „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux“ hatte schon Voltaire gesagt, aber seine Urenkel beherzigten gar wenig dies weisheitsvolle Wort. Wer in der That vermag sich noch zu erwärmen für alle die Verfassungs-Entwürfe, Dreißiger-Commissionen und Dringlichkeits-Anträge, die einander im Tanz der Horen ablösen, ohne auch nur jemals sich zu einem practischen Ergebnisse zu verdichten. Ein Land, in welchem der Chef der Exekutivgewalt Gefahr läuft, mit dem ersten besten Handelskammer-Präsidenten aus der Provinz erst noch die Bestimmtheit seiner Vollmachten und die definitive Existenz seines Gouvernements diskutiren zu müssen, kann doch nach dieser Richtung hin unmöglich ernst genommen werden. Da konnte man noch viel eher die hohlen, aufgebauschten Tiraden der einstigen kaiserlichen Opposition, die schlechten Witze eines Glais-Bizoin, die trivialen Schlagworte eines Pelletan, die wie so viele ihres Gleichen glücklich zu den verschollenen gehören, für voll gelten lassen. Alle Achtung vor der ökonomischen Kraft, die in diesem Frankreich steckt, vor der nationalen Arbeit, die ihm bisher über alle Fährlichkeiten leichter hinweghalf, als dies in irgend einem andern Lande möglich gewesen sein würde — aber als politische Nation zeigt die französische nur zu deutlich alle Merkmale tiefen Verfalls.

Was man sonst als Patriotismus hoch zu schätzen gewohnt ist, kam ihren Politikern fast ganz abhanden. Persönliches oder Partei-Interesse allein bleiben maßgebend für die Factoren, welche sich die Leitung der Geschäfte gegenseitig mit unmaskirter Aufrichtigkeit mißgönnen. Das instinctive Rachebedürfniß für die vor vier Jahren so beharrlich erlittenen Niederlagen spielt diesem begabten Volke dabei die schlimmsten Streiche. Weil Deutschland sich gezwungen sah, den Kampf gegen die Anmaßungen römischer Priesterschaft mit gewaltiger Energie aufzunehmen, läuft ganz Frankreich Gefahr, eine Beute des blödesten und verdummendsten Wunderglaubens und Wallfahrtsschwindels zu werden. Die Gegensätzlichkeit zu Deutschland ist hierbei so sehr das allein leitende Motiv, daß wenn Gambetta heut an die Spitze der Geschäfte gelangte, er trotz seiner nie verleugneten voltairianischen Ueberzeugungen sich als ein ebenso eifriger Diener des al Gésu in Rom erweisen würde, wie dieß der Voltairianer Thiers gewesen und der soldatisch-fromme Marschall Mac Mahon heute ist.

Der Leiter der auswärtigen Politik Frankreichs, der Herzog Décazes, bildet in diesem gläubigen Chaos die einzig bemerkenswerthe Ausnahme. Während die Nation sich unfähig zeigt, irgend ein organisches Gesetz hervorzubringen, während Marschall Mac Mahon, voll seines Septennats, über seinen Wahlspruch: „j'y suis et j'y reste“ nicht hinauskommt, legt Herzog Décazes eine Vielseitigkeit, Geschmeidigkeit und was mehr ist, eine Unbefangenheit der Anschauung an den Tag, die ihm zur Ehre, seinem Vaterland zum Vortheil gereicht. Er ist der erste wirklich würdige Staatsmann, der seit dem Tode Thouvenel's am Quai d'Orsay residirt. Im steten Kampf mit den Empfindlichkeiten einer ultraklerikalen Mehrheit der nie endenwollenden Nationalversammlung, gelang es ihm, nicht nur mit Deutschland ein äußerlich gutes Einvernehmen zu erheucheln, sondern auch die tiefe Verstimmung zum großen Theil auszugleichen, welche das mit Recht mißtrauische Italien gegen das legitimistische Frankreich ergriffen hatte, und schließlich auch Spanien gegenüber durch ein rechtzeitiges Einlenken jene üblen Eindrücke zu verwischen, welche die cynische Unterstützung des Carlismus Seitens legitimistischer Präfecten der Pyrenäendepartements dort hatte hervorrufen müssen. Gleichzeitig geht aber Hand in Hand mit dieser ausgleichenden, versöhnenden Action seiner Diplomatie eine vorsichtig ausgeklügelte Propaganda, welche darauf hinausläuft, der öffentlichen Meinung der verschiedensten Länder durch eine ununterbrochene Reihenfolge ganz- oder halberfundener Sensationsnachrichten die Ueberzeugung zu imprägniren, daß jetzt Deutschland die Rolle des Hechts im europäischen Karpfenteich übernommen, daß jede Gefährdung des öffentlichen Rechts-

zustandes nur von Berlin ausgehen könne und daß Frankreich, als fortwährend brutal herausgefordertes und consequent nachgebendes Staatswesen, das allgemeine Mitleid verdiene. Diese Tactik des Herzogs Décazes muß im Auge behalten werden, will man anders die große Bedeutung dieses Mannes für Frankreich und die Zweischneidigkeit seines staatsmännischen Wirkens in ihrem ganzen Umfange ermessen. In der consequent gepflegten Verläumdung des deutschen Reiches ist eine Methode, die der französische Minister dem orleanistischen Oppositions-Arsenal entlehnte; denn in durchaus ähnlicher Weise suchte die orleanistische Partei vor 1870 die Machtstellung des Kaiserreichs zu untergraben, und man weiß, mit welchem Erfolge.

In Spanien wüthet inzwischen der grauenvolle Bürgerkrieg fort, der in seinen Einzelheiten nicht selten an gewisse Perioden des dreißigjährigen Krieges gemahnt. Dennoch mag an mancher officiellen Schilderung carlistischer Greuel die stets lebhaft angeregte Phantasie des Südländers mehr als blos gerechten Antheil haben. Aber freilich auch das wirklich Constatirte ist schon hinreichend, um die frommgläubigen Kämpen vom civilisirten Europa in die Acht erklären zu lassen. Dabei ist auch das Regiment Serrano's von einer Ohnmacht nach Innen, welche die schlimmsten Befürchtungen rechtfertigt. Muß schon Frankreichs Verhalten in seinen Verfassungswehen einen überaus tragikomischen Eindruck erzeugen, so kann der innere Zustand Spaniens wieder erst als die Carricatur dieser französischen Verhältnisse gelten. Vielleicht daß die Anerkennung der Mächte dem Regimente Serrano's nach Innen jene Festigung verleiht, die ihm bisher noch gebrach; jedenfalls wird das reservirte Fernbleiben Rußlands nicht im Stande sein, diese Consolidirung aufzuhalten, wenn sie überhaupt zu erreichen ist.

Die dritte der Nationen lateinischer Race, wenn man sich dieses ebenso kühnen als nichtssagenden Schlagwortes französischer Chauvins bedienen darf, Italien, erfreut sich zur Zeit noch des relativ angemessensten Aufschwungs. Die Schöpfung Cavour's würde zu den gesundesten Staatenbildungen der Neuzeit gehören, wenn das italienische Volk nicht unter der Budgetcalamität in einer Weise leiden müßte, die ihm jede ernste politische Arbeit vergällt, besonders seitdem das nationale Programm erfüllt ist. Die große Masse freut sich des Errungenen und mag von den phantasievollen Träumen der neuesten Groß-Italiener nichts wissen. Kaum, daß man ernste Miene macht, die erst vor 14 Jahren an Frankreich verlorenen Provinzen und die sich neuerdings dort kundgebenden separatistischen Gelüste auch nur moralisch zu unterstützen. Die neuerdings in der Romagna hervorgetretenen socialistischen Umtriebe sind ebensowenig ernst zu nehmen. Neuwahlen für's Parlament stehen in Aussicht, und die Regierung benutzt gern die von einigen Hitzköpfen gegebene Gelegenheit, um sich für diese Zeit gewisser turbulenter Elemente zu entledigen. Nur in Sicilien ist die Gährung höchst gefährlich. Die Abberufung des energischen, in seinen Mitteln freilich nicht sehr wählerischen Generals Medici rächt sich bereits.

Die momentane Ruhe, welche gegenwärtig der Türkei bescheert ist, läßt sich wesentlich nur auf die Eingangs erwähnte „Conservative Orientpolitik" zurückführen, die als einzig greifbares Product der Kaiserbegegnungen angesehen werden darf. Die Pforte, seitdem sie im vorigen Jahr sich zu der unerhörten Demüthigung hatte verstehen müssen, an das Wiener Cabinet ein amtliches Abbitteschreiben zu richten, war kopfscheu geworden. Ihr bester Freund war mit unverhüllten Drohungen an sie herangetreten und ein tiefer Zug des Mißtrauens beherrscht fortan die türkische Politik. Die Tendenz, die Souzerainetätsrechte sich nicht verkümmern zu lassen, welche ihr über die beiden kleinen Staaten an der untern Donau zustehen, tritt mehr und mehr hervor, seltsam verquickt mit dem Lieblingsplane des Sultans, die Thronfolgeordnung zu Gunsten seines ältesten Sohnes umzustoßen. Diese Lieblingsidee hat denn auch, je größere Schwierigkeiten sich ihrer Ausführung entgegenstellten, zu einer seltsamen Instabilität des Regierungsapparates geführt, die schon typisch zu werden beginnt. Aber indem der Sultan höchst machteifersüchtig den ferneren Vollbesitz seiner Prärogative überwacht, scheint er im Begriff zu stehen, einen Theil seiner Souverainetät

ohne Zaudern zu veräußern. Die Gründung der neuen Nationalbank, in Verbindung mit einer halbeuropäischen Finanz-Controll-Commission, kann man, wenn sie ernst gemeint ist, nicht wohl anders auffassen. Aber freilich an diesem Ernst muß intensiv gezweifelt werden. Und so mag sich denn langsam im Orient eine Selbstauflösung vollziehen, welche augenscheinlich die Diplomatie bereits in Rechnung gezogen hat, als man in Berlin und Wien und Petersburg übereinkam, sich „von Fall zu Fall zu verständigen," wenn ohne Zuthun der Mächte sich eine Veränderung an der Oberfläche der türkischen Dinge, „die man weder beschleunigen, noch aufhalten möge", herausstellen sollte. In Konstantinopel weiß man das Alles sehr wohl; aber man ist, nach dem lateinischen Recept, mit Blindheit geschlagen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Nerina.

Novelle von **Paul Heyse.**

Lieb war mir immer dieser kahle Hügel
Und diese Hecke, die dem Blick so viel
Vom fernsten Horizont zu schau'n verwehrt.
Und wenn ich sitz' und um mich blicke, träum' ich,
Endlose Weiten, übermenschlich Schweigen
Und allertiefste Ruhe herrsche dort
Jenseits der niedern Schranke, und das Herz
Erschauert mir vor Grau'n. Und hör' ich dann
Den Wind erbrausen im Gezweig, vergleich' ich
Die grenzenlose Stille dort, und hier
Die laute Stimme; und des Ew'gen denk' ich,
Der todten Zeiten und der gegenwärt'gen
Lebend'gen, und wie ihre Stimme klingt.
Im uferlosen All versinkt mein Geist,
Und süß ist mir's, in diesem Meer zu scheitern!

Er hatte diese Verse in ein kleines Taschenbuch geschrieben, das auf seinen Knieen lag, in Einem Zuge, ohne ein Wort auszustreichen, wie er es sonst fast in jeder Zeile pflegte. Denn nie that er sich genug, so verwöhnt war sein Ohr, so empfindlich sein innerer Sinn gegen jede Fälschung seines Gedankens durch hastig aufgegriffene Worte. Wie er aber jetzt das Geschriebene sich laut wieder vorlas, schien es ihm Alles zu sagen, was er fühlte. Das Büchlein glitt ihm aus der Hand. Er lehnte sich gegen den Hügel zurück, legte die Arme unter den Kopf und richtete die Augen gegen den stahlblauen, wolkenlosen Himmel. Das Rauschen in den Bäumen über ihm wurde still, Nichts erklang mehr in der weiten Runde, als das scharfe, schrillende Lied der Grillen und dann und wann ein Rascheln durch bröckelndes Gestein und dürres Gras, wenn eine der zahllosen Eidechsen, die hier in der Oede wohnen, sich nah heranwagte, um den Fremdling mit ihren blanken Augen neugierig zu betrachten.

Er war der Neugier wohl werth, auch in den Augen weiserer Geschöpfe. War er jung oder alt? häßlich oder schön? schlaftrunken oder wach? War die Helle dieser großen, ruhigen blauen Augen ein Widerschein des Aethers oder eines wolkenlosen Herzens?

Kein Lächeln glitt über das blasse Gesicht und den wie dürstend halbgeöffneten Mund. Die Augen lagen tief unter den feinen Bogen. Darüber wölbte sich eine mächtige Stirn, von keiner Falte gefurcht, der Spur mühseligen Denkens; als sei in diesem edlen Hause des Geistes nie Streit gewesen über das, was Geringere nur mit Kampf und Sorgen ins Klare bringen. Nur die eingesunkenen Wangen und ein leises Zucken der Augenlider verrieth die beständige Gegenwart großer Leiden.

E il naufragar m'è dolce in questo mare! sagte er leise vor sich hin, und jetzt ging ein schwermüthiges Lächeln über die bleichen Lippen, und ein Seufzer hob seine Brust. Er genoß die Wonne, die es immer gewährt, wenn man die Fülle der Empfindungen, die ein augenblicklicher Zustand erregt, in ein ewiges Wort zu fassen vermocht hat.

Glockenton drang aus der Ferne zu ihm herüber. Er schloß die Augen, wie um abzuwarten, ob diese Klänge, die ihm aus der Kindheit vertraut waren, sein waches Bewußtsein einlullen würden. Die Sage fiel ihm ein von dem Schiffer, der nah am Strande versunken ist und nun unten bei der Meerfrau wohnt, und wenn Sonntags die Kirchenglocken läuten, fühlt er ein Heimweh nach seiner armen Oberwelt, deren Erinnerung ihm alle unsterblichen Freuden der Tiefe nicht auslöschen können. Ein bitterer Zug strafte dieses Märchen Lügen. Ihn zog Nichts dahin zurück, wo die Glocken das Ave Maria einläuteten; kein Heimweh nach der Heimath; kein Verlangen, seine kühle Tiefe wieder mit den Wohnungen der Menschen zu vertauschen.

Das Geläute war verstummt. Der Schatten, den die niedrige Hecke warf, reckte sich länger und länger und wuchs ihm schon über die Kniee hinauf. Eine kühlere Luft fing an durch die Büsche und um die nackten Klippen dieser Höhe zu wehen, und die Glieder des Ruhenden überlief ein leichtes Frösteln. Langsam stand er auf, drückte den Hut in die Stirn und kletterte den steinigen Abhang hinunter, wobei er oft stehen blieb, als würde jeder Schritt ihm sauer, oder als koste es ihn immer neue Ueberwindung, den Heimweg einzuschlagen.

Man konnte nun sehen, wie stiefmütterlich die Natur diesen ihren Sohn, der sich so innig an ihre Brust drängte, mit leiblichen Gaben ausgestattet hatte. Seine Gestalt war klein und verbildet, der Rücken verkrümmt, der große Kopf erschien zu schwer für den dürftigen Körper. Wie er matt und mühsam hinwankte, manchmal den Schweiß von der hohen Stirn wischend, zuweilen auf einem Steine rastend, hätte man ihn für einen eben von schwerer Krankheit Genesenen gehalten, der den ersten Ausgang gewagt und seine Kräfte noch überschätzt habe.

Als er die Straße erreicht hatte, die auf der Höhe des Gebirges hinläuft, breit genug, daß Ochsengespanne die beladenen Wagen nach der Stadt ziehen können, ging er noch langsamer, obwohl ihm der ebene Weg minder beschwerlich sein mußte. Vor sich, etwa noch eine halbe Stunde entfernt, sah er die weißen Häuser und grauen Dächer seiner Geburtsstadt Recanati herüberwinken, ein Anblick, der ihm jedesmal das Herz zusammenschnürte. Denn obwohl dort seine Eltern und die Geschwister wohnten, an denen er mit lebhafter Zärtlichkeit hing, sah er diese Stadt dennoch als die Quelle all seiner Leiden an, ihre

feuchte, scharfe Luft als die Ursache seiner Krankheit, ihre Bewohner als die Urbilder aller unmenschlichen und empörenden Eigenschaften, die ihn die Menschenwelt hassen und schon den Knaben die Gesellschaft der Bücher suchen gelehrt hatten.

Er hemmte unwillkürlich den Schritt, als er das alte Bergnest drüben in der Abendsonne liegen sah. Wieder in den Kerker zurück! schien der düstere Ausdruck seines Auges zu sagen. Drüben, zu seiner Linken, leuchtete das ferne Meer mit einem dunkelblauen Streif herauf; die hohe Kette des Appennin streckte sich vor ihm aus gegen Süden; hier in der herrlichen Höhe — wie war es nur möglich, daß so viel kleiner, engherziger Sinn, so dumpfe Beschränktheit, so allem Ewigen abgekehrte Armseligkeit wuchern und mit tausend zähen Ranken eine freigeborene Brust umstricken konnten, daß ihr die Luft zum Athmen verging!

Schon vor Jahren hatte er sich loszuwinden gesucht. Sobald er den scheuen, trotzigen Knabenjahren entwachsen war, in denen er lieber das Unerträgliche duldete, als daß er den Vater, der sein Wesen verkannte, mit einer Bitte anging, hatte er sich aufgemacht in die Welt, die er bisher nur im Duft der Abend- und Morgenröthe von dem einsamen Fenster aus mit seiner Sehnsucht durchschweift hatte. Nach Rom war er gegangen. So jung er war, klang doch sein Name den besten Männern seines Landes nicht mehr fremd. Man wußte, daß Wenige so tief wie er in den Schacht hellenischer und römischer Bildung hinabgestiegen waren, daß in einem Alter, wo Andere auf der Schulbank widerwillig Silben stammeln und Sätze zusammenstoppeln, dieser einsame Knabe Räthsel der Wissenschaft gelöſ't hatte, die den Meistern zu rathen aufgegeben. Ohne Lehrer hatte er außer den alten Sprachen Französisch, Englisch, Spanisch gelernt und mit den Juden in Ancona hebräische Gespräche geführt. Freilich war die Bibliothek seines Vaters, der sich selbst für einen Gelehrten hielt, die reichste in der Provinz, und der alte Graf Leopardi öffnete sie für Jedermann, aber Niemand betrat sie je, außer dem Sohne, der sich mit ihren Schätzen gegen den Andrang aller Jugendsehnsucht, aller versagten Lebensfreuden verschanzte. Denn früh schon hatte eine geheime Stimme ihm zugeraunt: das Schicksal, das du fromm und vertrauend anflehst, giebt dir statt des Brodes einen Stein, statt des Glückes Weisheit, und auch diese ist hart und bitter.

Er dachte, nur der Ort sei daran Schuld. Er sollte in Rom lernen, daß er sein Schicksal überall mit sich trug. Was war ihm der Ruhm, dessen Glanz ihn zu trösten versprach? Eine Fackel, die nur ihn und seine Leiden Anderen sichtbar machte, sein Herz aber nicht wärmte, seinen Geist nicht erleuchtete. Er wandte sich enttäuscht hinweg und flüchtete unter das väterliche Dach zurück, wo er wenigstens nichts Liebliches sah, das ihm seinen elenden Körper zwiefach mitleidswürdig erscheinen ließ, wo er in der Abgeschiedenheit sich für einen Gestorbenen halten durfte, der mit den Schatten großer Todten auf der Asphodeloswiese Zwiesprach halten und das trügerische Glück Derer, die im Lichte wandeln, verwünschen konnte.

Und doch war er noch allzu jung, um für immer in seiner lebendigen Gruft auszudauern. Auch scheuchten ihn die rauhen Winter aus dem Gebirge

wieder in die mildere Luft von Florenz und Pisa hinab, wo seine beklommene Brust leichter athmete und ein feineres Geschlecht auf Stunden und Tage seinen Geist für die Entsagung entschädigte, in welcher sein Herz und seine Sinne schmachten mußten. Eine feurigere Seele, ein heißeres Bedürfniß nach Schönheit, ein heftigeres Verlangen nach erwiederter Leidenschaft war nie in eine athmende Brust gesenkt worden. Und nun begegnete dies suchende Auge überall, wo es auf einer reizenden Gestalt ruhte, einem unverhohlenen Befremden, in hundert Fällen dem offenbaren Hohn, denn gesunde Jugend pflegt grausam zu sein, im besten Fall einem Mitleiden, das weher that, als der Hohn, da es aus einer liebenswürdigeren Seele stammte.

Er hätte auch das ertragen und zuletzt sich gewöhnt, Athmen und Denken für eine Gunst des Himmels zu halten, die noch immer der Mühe werth sei. Aber auch diese karge Wohlthat ward ihm beschränkt durch die Unfreiheit, sich den Ort zu wählen, wo er am schmerzlosesten hätte athmen und denken können.

Sein Vater, der Graf Monaldo Leopardi, war ein Landedelmann in herabgekommenen Verhältnissen, die gerade nur ausreichten, den Schein eines standesmäßigen Behagens zu retten, wenn die fünf zum Theil schon erwachsenen Kinder fortfuhren, die Füße unter den Tisch des Hauses zu strecken, und sich begnügten, nur in dem armseligen Recanati die Vornehmen zu spielen.

Aber seine Söhne in die Welt zu schicken, auch wenn sie, wie der älteste Giacomo, durchaus nicht den Ehrgeiz hatten, an den Höfen zu glänzen, sondern nur mit Gelehrten und Dichtern Verkehr zu pflegen, dazu war Graf Leopardi zu arm; und mußten nicht auch für die Mitgift der Tochter Paolina die Mittel zusammengehalten werden?

Gleichwohl liebte er von seinen Kindern keines so sehr, wie diesen Giacomo, auf keines war er so stolz, wenn ihm auch das innere Leben von keinem der übrigen so fremd war, wie das dieses unglücklichen Knaben. Er fehlte ihm, sobald er den Fuß aus dem Vaterhause gesetzt hatte. Mit Ungeduld erwartete er seine Briefe und beklagte sich lebhaft, wenn sie nicht von Versicherungen ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit überflossen, über die Kälte des Sohnes. Er hatte nur selten Grund dazu; denn auch der Sohn liebte diesen Vater, dem er so wenig glich, der ihn in ewiger Unmündigkeit an seiner Seite halten wollte, damit er ihm Alles verdanken, ihn um Alles, was er brauchte und wünschte, bitten sollte. Nie bat ihn der Sohn um etwas Anderes als um Bücher. Und nur die bitterste Noth konnte ihn einmal dahin bringen, von Florenz aus an den Vater zu schreiben:

„Ich weiß nicht, ob die Verhältnisse der Familie Ihnen gestatten werden, mir eine kleine monatliche Rente von zwölf Scudi zu gewähren. Mit zwölf Scudi kann man nicht einmal in Florenz, wo man billiger lebt als irgendwo, wie ein Mensch leben. Aber ich verlange auch gar nicht, wie ein Mensch zu leben. Lieber wäre mir freilich der Tod; aber den Tod muß man von Gott erwarten."

Der Vater gewährte die Bitte. Was noch dazu fehlte, um, wenn auch nicht „wie ein Mensch", doch ohne zu erröthen das theure Leben hinzuschleppen,

mußte der karge Ertrag von Arbeiten bringen, deren Werth nur die vornehmsten Geister der Nation zu würdigen vermochten. Und doch ertrug er dies mühselige und beladene Dasein in der Ferne leichter, als in der unwirthlichen Luft der Heimath, in die er immer wieder zurück mußte, getrieben vom Gefühl der Pflicht gegen die alten Eltern und von der brüderlichsten Neigung zu den Geschwistern, die Alles thaten, was sie konnten, ihm sein Loos minder hart zu machen.

Auch im Jahre 1825 war er wieder nach Hause gekommen, ein wenig erfrischt und gehoben durch den Beifall, den seine ersten zehn Canzonen überall in Italien gefunden hatten. Sie waren im Jahre vorher in Bologna erschienen. Die gewichtigsten Stimmen hatten den siebenundzwanzigjährigen Poeten beglückwünscht. Er fing an, eine Zukunft zu hoffen, die ihm wenigstens seine äußerlichen Sorgen erleichtern würde. Durch alle Leiden hindurch folgte ihm das Bewußtsein, daß er nicht umsonst gelitten habe, daß er seinem Lande, an dem er mit leidenschaftlicher Liebe hing, ans Herz wachsen sollte, wie nur die Größten und Besten der alten Zeit. Eine Art Waffenstillstand seines kämpfenden Lebens war eingetreten; er kam zu den Seinigen, um sie diese seltene Ruhezeit seines Unglücks mitgenießen zu lassen.

Wie anders fand er es, als er geträumt!

Von den vier Exemplaren seiner Canzonen, die den Weg nach Recanati gefunden hatten, waren zwei in die Hände der Geistlichkeit gerathen, die in diesen Blättern einen Geist der Auflehnung gegen alle kirchliche Autorität, eine bittere Verachtung ihres Trostes, eine Ansicht der Welt und ihres Schöpfers witterte, die zu den Wiegenliedern von einer gütigen Vorsehung in grellem Widerspruche stand. Der alte Graf, anfangs arglos, da er die heidnische Gesinnung des Sohnes für nichts Schlimmeres hielt, als einen dichterischen Nachklang seiner klassischen Studien, hatte sich den Vorstellungen seines Seelsorgers nicht verschließen können und es für seine Pflicht gehalten, den Heimkehrenden ins Gebet zu nehmen. Mit aller Schonung, wie sie dem von Vorurtheilen eingeengten Vater gegenüber geboten war, hatte der Sohn seine Sache geführt. Es war wieder zu einem leidlichen Einverständniß gekommen. Aber in der reizbaren Seele des Kranken war eine Wunde mehr zurückgeblieben, die alle Liebkosungen der Schwester, alle muntere Wärme des Bruders nicht zu heilen vermochten. Mehr als je fühlte er, daß er unter den Seinigen ein Fremdling war. Unter dem Vorwande, das Sprechen werde ihm schwer, zog er sich meist in sein Zimmer oder auf die einsame Berghöhe zurück und zählte die Tage, bis er diese Stätte wieder verlassen und allein mit seinem Genius verkehren durfte.

So war er auch heute in die Einöde geflohen. Stundenlang hatte er an seinem Lieblingsplatz geruht und sich in den Abgrund der Betrachtung versenkt, wo er die Welt, die ihm verhaßt, und sein eignes Herz, das sein größter Feind war, vergessen konnte. Nun rief ihn die Abendglocke nach Hause. Der Vater hielt darauf, daß keiner der Hausgenossen bei den gemeinsamen Mahlzeiten fehlte.

Noch einen letzten Blick warf er auf das Meer, das so grenzenlos im Duft des Abends mit dem Himmel zu verfließen schien; dann raffte er sich auf und

folgte der Fahrstraße. Er war aber keine zwanzig Schritte gegangen, als er hinter sich eine helle Stimme hörte, die seinen Namen rief.

Er blieb stehen und wandte sich um.

Eine schlanke Mädchengestalt kam eilig, aber nicht laufend, sondern mit den zierlichen Schritten eines jungen Vogels die Straße daher und hielt etwas über ihrem Haupt, das mit einem verblichenen, abgegriffenen Strohhütchen gegen die Sonne geschützt war. Als er stillstand, blieb sie gleichfalls einen Augenblick stehen, wie um Athem zu schöpfen. Nun sah er, daß sie sein Taschenbuch, in welches er auf dem Hügel die Verse geschrieben, in der erhobenen Hand hielt; zugleich betrachtete er genauer das anmuthige Figürchen, das ihm nicht ganz unbekannt schien, obwohl er nicht sogleich wußte, wo er es schon gesehen haben mochte. Das Mädchen trug die Tracht der geringeren Bürgerstöchter von Recanati, aber die wilden Blumen, die es auf seinem Strohhut befestigt hatte, schmückten es sehr, und wie es jetzt gegen den leuchtenden Abendhimmel auf der freien Höhe stand, daß Alles dunkel erschien außer dem Weiß der Augen und den blitzenden kleinen Zähnen, hätte es das verwöhnteste Malerauge entzückt.

„Dies ist Ihr Buch, Graf Giacomo!“ sagte sie jetzt und machte noch die Paar Schritte zu ihm hin. „Ich hab' es oben an dem Hügel gefunden. Nicht wahr, es gehört Ihnen?“

„Ja,“ sagte er. „Es ist mein. Ich danke dir, daß du es aufgehoben hast. Aber wie wußtest du, daß es mir gehört?“

„O,“ lachte sie, „wem sollt' es sonst gehören? Niemand kommt dahin, außer Beppo, der Ziegenhirt, und der trägt keine Büchlein bei sich.“

Er nahm es ihr aus der Hand, die klein war und bleich, wie auch ihr junges Gesicht nicht gebräunt erschien, sondern von einem gleichmäßigen sanften Blaß, das die schwarzen Augen nur glänzender machte und oft eine flüchtige Röthe durchschimmern ließ. Sie mochte nicht über siebzehn Jahre sein; das Gesicht aber, so weich und kindlich die Züge waren, trug doch schon eine Spur von nachdenklichem Ernst, sobald sie die Lippen schloß. Eine große Last tiefschwarzer Flechten lag ihr im Nacken; die kleinen Ohren glänzten wie aus reinem Elfenbein gemeißelt daraus hervor.

„Wenn Niemand außer mir zu jenem Hügel kommt,“ sagte er nach einigem Schweigen, „was hat *dich* denn dahin geführt? Es giebt doch schönere Stellen im Gebirge, wo man weit ins Land hinausblickt. Auch die Blumen auf deinem Hut sind nicht an den Klippen dort gewachsen.“

„Ich? Ich bin in die Irre gelaufen,“ erwiderte sie und erröthete bis in die Schläfen. „Ich hatte einen Gang zu machen in die Nachbarschaft; da hielt mich eine Tante meiner Mutter auf, und wie ich fort wollte, merkt' ich erst, wie spät es war, und aus Furcht, ich möchte zu Hause gescholten werden, verfehlte ich noch obendrein den Weg. An dem Hügel da fand ich mich erst wieder zurecht. Da sah ich das Büchlein liegen und nahm es und dachte, ich wollte es Euch ins Haus zurückbringen, in Casa Leopardi. Nun treff' ich Euch noch unterwegs.“

„Aber warum dachtest du, daß nur *ich* es verloren haben könnte?“

„Weil — weil ich Euch schon einmal dort habe sitzen sehen; — ich habe mich

wohl gehütet, Euch zu stören. Und dann — wie ich es aufhob, ging es von selber auf; da sah ich, daß Verse darin standen. Ich habe sie nicht gelesen, wahrhaftig nicht, so große Lust ich dazu hatte. Wer weiß, für wen sie sind, dacht' ich."

„Und woher weißt du, daß ich Verse mache?"

„O," sagte sie und strich sich mit der Hand über die Stirn, da ihr die Haare über die Augen fallen wollten, „Ihr seid ja ein Dichter, Graf Giacomo, das weiß ein Jeder. Und ich habe auch Eure Gedichte gelesen. Aber nicht wahr, Ihr sagt es nicht weiter — es ist mir selbst so entschlüpft. Die Sofia, die bei Eurer Mutter, der Gräfin, dient — Ihr müßt mir aber versprechen, daß Ihr sie nicht darum schelten wollt" —

„Ich versprech' es dir. Was ist auch Böses dabei?"

„Sie hat mir Eure Gedichte einmal zu lesen gegeben, ganz heimlich, nur auf eine einzige Nacht; die Frau Gräfin durft' es nicht merken. Ich habe die Nacht kein Auge zugethan, sondern immer wieder von vorn angefangen, sobald ich zu Ende war. Am Morgen steckt' ich das Buch der Sofia wieder zu. Ich hatte es ganz sauber gehalten, in ein seidenes Tüchlein gewickelt. Nicht wahr, Ihr werdet mich nicht verrathen?"

Sie sah ihn so treuherzig und dabei mit einem leichten Zuge von Schalkhaftigkeit an, daß er einen Augenblick ganz in die Betrachtung des reizenden Gesichts versunken war und die Antwort schuldig blieb.

„Wie heißest du, liebes Kind?" fragte er endlich.

Sie lachte hell auf.

„Kennt Ihr mich denn wirklich nicht mehr? Ihr seid freilich ein paar Jahre fort gewesen, und indessen — die Leute sagen, ich sei sehr gewachsen in der letzten Zeit, und damals war ich noch ein halbes Kind. Aber Ihr habt doch manchmal mit mir gesprochen und mir sogar einmal ein Papier mit kleinen Kuchen ins Fenster hineingeworfen, von Eurem Balcon aus, und jetzt —"

„Nerina!" fiel er ihr ins Wort. „Wo hatt' ich denn nur meine Augen? Du bist es! Aber freilich, du bist eine ganz Andere geworden. Nimmermehr hätt' ich gedacht, daß du so schön werden könntest. Gieb mir deine Hand, Nerina, meine kleine Nachbarin."

Sie reichte ihm ihre Hand ohne jede Verlegenheit, ohne über das Lob, das er ihrer jungen Schönheit gezollt, zu erröthen. Sie wußte selbst, daß sie schön geworden war; es war ihr das so natürlich, wie daß sie heute zwei Jahre älter war, als damals.

„Es freut mich, Graf Giacomo, daß Ihr Euch meiner noch erinnert," sagte sie und nickte ihm freundlich zu. „Freilich, es ist kein Wunder, daß Ihr draußen in der Fremde nicht an mich gedacht habt. Ihr hattet Besseres zu thun. Bleibt Ihr nun ein wenig hier? Und wie geht es Euch sonst? Aber das ist eine dumme Frage. Ich weiß ja, wie es Euch geht. Ihr habt es ja in den Gedichten gesagt. Ich bedaure Euch so, Graf Giacomo! Und gerade Ihr solltet so glücklich sein!"

„Glücklich? Und warum ich gerade mehr als Andere?"

„Weil — weil Ihr so unglücklich seid — nein," verbesserte sie sich rasch,

„weil Ihr so gut seid und so gescheidt und ein Dichter! Aber ich muß nach Hause. Wollt Ihr mit mir gehn?“

Er antwortete nicht sogleich, aber da sie sich wieder zum Gehen anschickte, ging auch er. Er sah wohl, daß sie ihre flinken Schritte mäßigte, damit er neben ihr bleiben konnte.

„Du bist noch so jung, Nerina,“ sagte er. „Wenn du älter wirst und mehr weißt von Glück und Unglück, wirst du es ganz in der Ordnung finden, daß gerade Der am unglücklichsten sein muß, der, wie du sagtest, gut ist und gescheidt und ein Dichter. Denn wenn er das Alles wirklich ist, so fühlt er mehr als Andere, daß die Natur ihre Kinder nicht zum Glück geschaffen hat, und seine Klugheit lehrt ihn, daß es immer so war und immer so sein wird, und wenn er ein Dichter ist, kann er es aussprechen mit Worten, vor denen er selbst erschrickt. Oder glaubst du, daß ein Uebel dadurch erträglicher werde, wenn man es sich in klaren Worten eingesteht? Glaubst du, daß ich meine Krankheit und diesen gebrechlichen Körper minder fühle, wenn ich in den Spiegel sehe?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte sie nach einem kleinen Besinnen. „Und doch — seht Ihr im Spiegel nicht auch Eure Augen? Muß es Euch nicht trösten und auf Besserung hoffen lassen, wenn Ihr seht, wie hell sie sind und welch ein Geist darin lebt? Und so ist es, mein' ich, auch mit den Gedichten. Ich bin ein ungelehrtes Mädchen, und Ihr werdet lachen über mein Geschwätz: aber es kommt mir vor, als sähe da auch ein Geist heraus, anders als aus anderen Schriften, die man sonst lies't, und wer so schöne Verse schreibt, wenn sie auch traurig klingen, der müßte einen mächtigen Trost daran finden, wie aus dem Bilde seiner Augen im Spiegel. Verzeiht, daß ich so in den Tag hinein schwatze, was mir durch den Kopf geht. Ich bin immer so allein, da lehrt mich Niemand, wie man denken soll.“

„Theures Kind,“ rief er und faßte ihre Hand, „danke Gott, daß nicht fremde Gedanken deine eigenen ersticken, wie ich dir danke, daß du mir diese lieblichen Dinge sagst, die aus deinem eigenen Herzen stammen. Nur wundert es mich, daß du an den Gedichten, die alle traurig sind und von klugen Leuten eintönig gescholten werden, Gefallen finden konntest. Oder sagst du es nur, weil du gehört hast, daß Dichter sich gerne loben hören?“

„Gewiß nicht, Herr,“ betheuerte sie nachdrücklich. „Es ist Alles, wie ich Euch sagte. Und um ehrlich zu sein: ich habe auch gar nicht Alles verstanden. Aber selbst das, was ich nicht begriff, und die fremden Namen und die schweren Worte, Alles hab' ich immer wieder lesen müssen, nicht mit den Augen bloß, versteht Ihr, sondern laut mit der Stimme. Und Manches hab' ich auch behalten, daß ich's nachsagen könnte wie das Vaterunser. Es ist wohl Alles traurig, wie Ihr sagt, aber süß, viel süßer als die Lieder, die ich früher gehört und gesungen habe. Ich selbst — ich bin auch nicht mehr so lustig, wie sonst — ich weiß nicht warum. Noch vor einem Jahre — wer weiß, ob Eure Gedichte mir da so gefallen hätten. Da wußte ich mir noch nichts Lieberes, als zu tanzen und am Feiertag über Feld zu gehen und Blumen zu pflücken. Jetzt —“

Sie verstummte und bückte sich nach dem Rande des Weges, wo sie eine kleine Blume brach.

„Wie alt bist du denn?“ fragte er.

„Noch drei Wochen und drei Tage, so werde ich siebzehn. Ich bin schon sehr alt, nicht wahr? Zwar zum Tanzen noch nicht zu alt. Die Nenna und Maria sind älter und doch viel lustiger als ich. Freilich, sie sind auch größer und stärker, und ich — wenn ich jetzt so recht aus voller Brust singen oder lachen will und tanzen, bis die Welt mit mir im Kreise geht, plötzlich fühl' ich einen kleinen Stich am Herzen — hier — daß ich auf einmal ganz ruhig sein und mich besinnen muß. Herr Matteo, der Chirurg, der ein Vetter meines Vaters ist, meint, das werde vergehen, das liege so in den Jahren, und wenn ich erst —“

Sie stockte wieder. Sie waren Beide still gestanden, an einer Windung des Wegs, wo sich das Meer wieder zeigte, in das der dunkelrothe Sonnenball eben versank. Er betrachtete ihr junges Gesicht und sah jetzt, wie bleich ihr Mündchen war und wie dunkel der Glanz ihrer Augen.

„Kind,“ sagte er, „die Luft hier oben ist auch dir nicht heilsam. Nun entsinn' ich mich, daß ich dich früher habe tanzen sehen, da warst du die Wildeste von Allen. Ich sehe noch, wie die Zöpfe dir losgegangen waren und dem Knaben, mit dem du tanztest, um den Kopf schlugen, daß er meinte, du wolltest ihn verhöhnen, du aber lachtest immer toller, und das Gesicht brannte dir vor Lust und Leben. Und jetzt bist du stiller geworden und blasser. Du solltest die Mutter bitten, dich den Winter nach Ancona zu schicken. Habt ihr nicht Verwandte dort?“

„O ja,“ sagte sie, „und ich war auch einmal dort, und es war mir wohler da, und ich wäre gern geblieben. Und doch“ — sie erröthete wieder — „zuletzt war ich froh, daß ich nach Hause durfte. Die Leute dort, unsre Verwandten, sind reich, und wir sind arm. Es war mir so fremd zu Muth in dem blanken Hause, — so gut sie zu mir waren. Konnt' ich hinaus, am liebsten ganz allein mich wegstehlen und ans Meerufer mich hinsetzen eine Stunde lang, da fiel es mir immer wie ein Berg von der Brust. Kennt Ihr das Meer, Herr? Aber natürlich, Ihr seid ja viel weiter gereis't als ich. Seht, ich weiß mir nichts Lieberes, als am Strande auf und ab zu gehen, oder gar zu liegen und zu horchen, wie die Wellen kommen und wieder zurückmüssen und *wieder* heranbrausen, und das Land stößt sie wieder von sich, und so in alle Ewigkeit. Es ist *auch* nicht lustig und immer derselbe Klang, gerade wie in Euren Gedichten, aber ich werde es nie satt zu hören, ich vergesse all mein eigenes Leid darüber und daß ich älter werde und nicht weiß, ob das Glück je kommen wird oder gar schon vorbeigegangen ist, und ich habe es nicht einmal geahnt. Und wenn ich dann aufstand und wieder zu den Menschen kam, fühlte ich eine Kraft in mir und eine Ruhe, als könne mich nun gar Nichts erschüttern oder niederwerfen, da Alles, was von Menschen komme, doch geringer sei als das furchtbare Meer und der Wille Gottes, der es regiert.“

„O Nerina,“ rief er, hingerissen von dem Zauber ihrer seelenvollen Stimme und dieser schwermüthigen Bekenntnisse, weißt du wohl, daß du eine Dichterin bist, daß du Alles, was du mir eben gesagt, nur aufzuschreiben brauchtest,

um gerade so viel oder so wenig Trost und Wonne daraus zu schöpfen, wie aus dem Büchlein, das die Sofia dir zu lesen gegeben?"

Sie schüttelte mit einem Seufzer den Kopf.

„Ich kann nicht schreiben," sagte sie. „Und wenn ich es auch könnte, — ich habe nicht die Zeit. Ich bin keine Gräfin, daß ich thun und lassen dürfte, was ich wollte. Spinnen muß ich und nähen, sticken und im Hause schaffen. Auch scherzet Ihr bloß. Woher sollte ich es haben, da ich nie Künste und Wissenschaften gelernt habe und nichts gelesen, außer ein Büchlein von dem großen Petrarca und ein Paar alte Geschichten mit Bildern und dann Eure Gedichte? Nein, das sind Possen, und Ihr wißt recht gut, daß Nerina nur ein kindisches Ding ist und doch zu verständig, um sich was in den Kopf setzen zu lassen. Da seht, da verschwindet eben der letzte rothe Streif der Sonne. Nun wird auf einmal Alles grau. Ich muß eilen, daß ich nach Hause komme."

Sie ging hastig vorwärts; es schien, als liege ihr nicht mehr daran, daß er mit ihr Schritt halten möchte. Ein Paar Männer aus Recanati, die auf dem Wege nach der Stadt zurück an ihnen vorbeikamen und den jungen Grafen ehrerbietig grüßten, hatten mit verwunderten Blicken das Mädchen an seiner Seite betrachtet. Das war ihr nicht entgangen.

Aber er beschleunigte gleichfalls seinen Schritt, um dicht neben ihr zu bleiben.

Sie hatte, sobald die Sonne herunter war, das Strohhütchen abgenommen, als wäre es ihr zu heiß darunter geworden. Der feine Kopf, ganz in die dicken, dunklen Haare gehüllt, war jetzt noch reizender, der Umriß des Gesichtchens so zart und edel, die schlanke Gestalt, wie sie mit in einander gelegten bloßen Armen hinwandelte, hielt seine Augen beständig gefangen.

So jung! sagte er halb für sich hin, und warum schon so reif? — Sein Herz zog ihn zu dem holden Geschöpf, wie nie ein weibliches Wesen ihn gerührt hatte. War es Liebe, Trauer, Mitgefühl oder nur der Reiz des Wundersamen, das aus dieser einsam aufgeblühten Seele ihm entgegenduftete?

Jetzt trat der Mond in hellem Golde aus dem erblassenden Abendhimmel hervor.

„Siehst du ihn wohl, Nerina?" sagte ihr Begleiter, nachdem sie eine Zeitlang stumm neben einander hingegangen waren. „So sieht das Leben aus, wenn die Jugend verschwunden ist; es ist Alles bleich und still, keine belebende Flamme mehr, nur so viel Licht, daß man zur Noth seinen Weg findet — bis dahin wo man schlafen geht. So ist *mein* Leben, Nerina. Dir aber scheint noch die schöne Sonne; du bist noch jung, und Jugend ist das einzige Glück, das uns armen Menschen gegönnt ist. Du mußt es dir nicht selbst zerstören, Liebste, nicht die Läden zuschließen am hellen Tag und im Dunkeln deine Gedanken spinnen, bis du dich vor deinem eigenen Herzen zu fürchten anfängst und dich krank dichtest, wie eine Pflanze erbleicht, die ohne Sonne aufwächs't. Versprich mir, Nerina, daß du dich solcher Träumereien entschlagen und wieder lachen und singen willst und auch tanzen, nicht bis zum Schwindlichwerden, wie sonst,

aber so, daß das Blut in deinen Adern es spürt, wie jung und warm es noch ist. Willst du das mir zu Liebe thun, meine kleine Freundin?"

Sie nickte ernsthaft, ohne ihn anzusehen.

„Ich will es versuchen, wenn Ihr es wünscht. Es ist aber schwer, wenn es nicht von selber kommt. Wollt Ihr aber nicht auch wieder an die Sonne zurückkehren? Ihr seid doch noch nicht alt, und ich meine, es müßte mir selbst leichter werden, wieder lustig zu sein, wenn ich Euch einmal lachen hörte."

„Ich! ein unseliger Mensch, den Niemand liebt, Niemand entbehrt! Du wirst noch einmal verstehen, Nerina, wie unmöglich das ist, was du von mir verlangst, wenn du selbst das Glück kostest, das mir auf immer versagt ist, wenn dir die Flamme aus den Augen schlägt, die dir die Brust durchglüht, und das Herz dir im Leibe lacht, weil du schön und jung und lieblich und geliebt bist. Dann wirst du wissen, warum ein Mensch, der mir gleicht, nicht lachen kann, ohne daß es schlimmer klingt, als weinen. Aber das muß dich nicht kümmern, Liebe. Ich beklage mich auch nicht; ich weiß, ich theile das Schicksal aller sterblichen Geschöpfe, die alle, die Einen früher, die Andern später, die Nichtigkeit dieses irdischen Traumes erkennen. Nur warum gerade mir das Loos fiel, daß ich nie jung sein, niemals mich an dem süßen Wahn berauschen durfte, auch ich sei zum Glück geschaffen — doch nein — auch ich war ja einmal jung, und darum wünsch' ich dir, daß du es lange bleiben und die vorwitzige, traurige Weisheit vergessen mögest, die du aus meinen Gedichten gelernt hast!"

Er blieb stehen. Das hastige Reden hatte ihn erschöpft. Auch sie stand einen Augenblick still, den Kopf auf die Brust gesenkt, die lebhaft athmete.

Plötzlich richtete sie sich auf und sagte: „Ich will voran gehen, Graf Giacomo. Es giebt so viel müßige Leute in der Stadt, die gleich davon reden, wenn etwas geschieht, was sie nicht alle Tage sehen. Wenn man mich neben Euch durch die Straße gehen sähe — Niemand würde glauben, wie traurig das Alles war, was Ihr mir gesagt habt. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Nerina! Gehe nur! du hast Recht. Ich danke dir, daß du mir begegnet bist; daß du auf der Welt und so lieb und schön bist, daß es Wohlthat ist, dich zu sehen und deine Stimme zu hören. Sei glücklich, meine kleine Freundin, und lebe wohl!"

Sie hörte die letzten Worte nur aus der Ferne, so rasch hatte sie sich von ihm abgewandt, und schon war sie auf der dämmerigen Straße eine gute Strecke vorausgeeilt, als auch er sich mit einem tiefen Seufzer aufraffte, um langsam hinwankend die Stadt zu erreichen.

Er fand die Seinigen schon um den Tisch versammelt, auf dem das einfache Nachtessen aufgetragen war. Heiterer als sonst begrüßte er die Eltern, küßte die Schwester auf die Stirn und reichte den Brüdern die Hand. Aber er sprach noch weniger, als seine Gewohnheit war, und berührte die Speisen kaum. Nur dem rothen Landwein sprach er begierig zu und antwortete auf die Frage der Mutter, wie es ihm gehe: ihm sei wohl; nur habe der weite Gang ihn ermüdet, er freue sich auf den Schlaf.

Als er sich dann in sein Zimmer zurückgezogen hatte, öffnete er sogleich die Thür des Balcons und ließ die breite Welle des Mondlichts hereinströmen. Das kleine Haus gegenüber, das Nerina's Eltern gehörte, stand im Schatten. Aus keinem Fenster drang ein Lichtschein. Er lehnte am Geländer des Balcons und sah in die Straße hinab, wo die Leute vor den Hausthüren saßen, die Männer rauchend und ihren behaglichen Discurs führend, die Frauen die halbnackten, schlafenden Kinder im Schooß, während die größeren Mädchen, sich an den Händen haltend, langsam auf und ab gingen und mit einander flüsterten. War Nerina unter ihnen? Er strengte seine Augen vergebens an, ihre zarte Gestalt, deren Umriß er aus Hunderten herausgefunden hätte, unter den wandelnden Schatten drunten zu erkennen. Von fern hörte man allerlei Gesang, vom Nachtwind durcheinandergewirrt, herübertönen und verwehte Guitarrenaccorde, die eine Serenade begleiteten. Dem Einsamen droben auf dem Balcon schwoll das Herz, eine süße Unruhe erregte ihm das Blut, er öffnete die Lippen, wie wenn er den berauschenden Hauch der Mondnacht einsaugen und darin Vergessenheit all seiner Leiden trinken wollte. Gerade über ihm stand das Siebengestirn. Er blickte unverwandt hinauf, bis ihm die Augen zu schmerzen anfingen. Vaghe stelle dell' Orsa! murmelte er. Seine Seele war voll bis zum Ueberfließen. Er trat ins Zimmer zurück, zündete eine Kerze an und schrieb wie im Fieber phantasirend die folgenden Verse:

Ihr schönen Siebensterne, nimmer glaubt' ich,
Daß ich euch wieder so betrachten würde
Hoch über meines Vaters Garten funkelnd,
Und Zwiesprach mit euch führen von den Fenstern
Des Hauses, drin ich schon als Kind gewohnt
Und meiner Freuden frühes Ende sah.
Wie viele Bilder einst, wie viele Märchen
Schuf mir im stillen Innern euer Anblick
Und eurer leuchtenden Gefährten, damals,
Als wortlos ich auf grüner Scholle sitzend
Die halben Nächte zu verbringen pflegte
Gen Himmel blickend und dem fernen Ruf
Der Frösche lauschend draußen in der Ebne.
Und an den Hecken, auf den Fluren hin
Schweifte der Glühwurm, säuselten im Nachtwind
Die duft'gen Laubengäng' und die Cypressen
Im Walde dort, und aus dem Vaterhaus
Erklangen Wechselreden und der Diener
Gelass'nes Treiben. Wie unendliche
Gedanken, wie viel süße Träume hauchte
Das ferne Meer mir zu, die blauen Berge,
Die hier mein Blick erreicht und die ich einst
Zu überschreiten hoffte, neue Welten,
Ein neues Glück verheißend meinem Dasein.
Nicht kannt' ich mein Geschick und wußte nicht,
Wie oft ich dies mein leidvoll ödes Leben
Gern hätte tauschen mögen mit dem Tod!

Weissagte doch mein Herz mir nicht, ich wäre
Verdammt, die grüne Jugend hinzuzehren

Hier in der wilden Heimath, unter Menschen,
Die roh und niedrig, denen Wissenschaft
Und Weisheit fremde Namen, oft ein Anlaß
Zu Spott und Lachen, die mich fliehn und hassen,
Doch nicht aus Neid, da sie nicht höher mich
Erachten, als sich selbst: nur weil sie meinen,
Ich dünk' es selbst mir im Geheim, obwohl ich
Nach Außen mir's vor Niemand merken ließ.
Hier bring' ich meine Jahre hin, verlassen,
Verborgen, fern von Lieb' und Leben, muß
Im Schwarm Mißwollender zuletzt verhärten,
Mich aller Mild' und Tugenden entwöhnen
Und zum Verächter noch der Menschen werden
Durch diese Horde! Und indeß enteilt
Die theure Jugendzeit, die theurer ist,
Als Ruhm und Lorbeer, theurer als das Licht
Des Tages und des Athems Hauch; so nutzlos,
Ohn' irgend eine Lust verlier' ich dich
An diesem Ort unmenschlich öder Qual,
O du, des dürren Lebens einz'ge Blüte!

Er lehnte sich einen Augenblick auf das Ruhebett zurück und schloß die Augen. Draußen vom Thurme der Hauptkirche hörte er den Stundenschlag; es war zehn Uhr. Die Stimmen und der Gesang verstummten allgemach. Auch im Hause hörte er die Thüren gehen zu den Schlafzimmern seiner Geschwister, und Alles versank in tiefe Stille. Nun richtete er sich wieder auf und schrieb weiter:

Der Wind trägt mir den Klang der Stunde zu
Vom Glockenthurm des Städtchens. Wohl gedenk' ich,
Wie dieser Klang mir Trost war in den Nächten,
Wenn ich als Knab' in meinem dunklen Zimmer,
Umlagert rings von Schrecken, wachend lag
Und nach dem Morgen seufzte. Alles rings,
Was ich nur seh' und höre, bringt ein Bild mir
Zurück und weckt ein süß Erinnern auf,
Süß in sich selbst; doch mischt sich schmerzlich ein
Der Gegenwart Gefühl, vergebne Sehnsucht
Nach alter Zeit, und der Gedank': ich war! —
Dort der Altan, der nach den letzten Strahlen
Der Sonne blickt, — hier die bemalten Wände,
Die Heerdenbilder und der Sonnenaufgang
Ueber dem öden Feld: in meiner Muße
Wie freuten sie mich tausendfach, da noch
Mein übermächt'ger Wahn mir schmeichelnd nah war,
Wo ich nur weilte. Diese alten Säle,
Wenn hell der Schnee hereinschien und der Wind
Um ihre weiten Fenster pfeifend schnob,
Erdröhnten vom Gelächter und Gelärm
Des Knaben, zu der Zeit, da noch das herbe
Und schnöde Weltgeheimniß uns so süß
Entgegenblickt, da noch der Jüngling, wie
Ein arglos Liebender, sein trüglich Leben
Ganz unberührt und lauter hätscheln mag,
Von selbsterträumter Himmelsschöne trunken.

O all ihr Hoffnungen, du holder Trug
Der Jugendtage! Immer kehrt die Seele
Zu euch zurück. Denn wie die Zeit auch eilt,
Wie sich Gedanken und Gefühle wandeln,
Niemals vergess' ich euch! Trugbilder, weiß ich,
Sind Ruhm und Ehre; Glück und Wonne nur
Ein bloßer Wunsch; das unfruchtbare Leben
Ein nutzlos Elend. Dennoch, ob auch leer
All meine Jahre, dunkel und verödet
Mein sterblich Dasein, raubt das Glück — wohl seh' ich
Es ein — mir wenig nur. Doch ach, so oft ich
An euch, ihr Jugendhoffnungen, gedenke,
An das, was einst so hold mir vorgeschwebt,
Und dann mein jammervoll armselig Leben
Erwäg', und daß von so viel schöner Hoffnung
Der Tod allein mir heut' noch übrig bleibt:
Krampft sich mein Herz zusammen, und mir ist,
Als gäb' es keinen Trost für solch ein Schicksal.
Und wenn nun dieser oft erflehte Tod
Mir nahe tritt und ich am letzten Ziel
All meines Unglücks stehe, wenn die Erde
Ein fremdes Thal mir wird und meinem Blick
Die Zukunft schwindet: euer dann gewiß
Werd' ich gedenken, euer Bild wird mich
Den letzten Seufzer kosten, bitter mahnend,
Daß ich umsonst gelebt, und in die Süße
Des schicksalvollen Tags mir Wermuth träufeln.

O, schon im ersten stürm'schen Jugenddrang
Der Freuden, Aengsten und Begierden rief ich
Den Tod so manches Mal und konnte lang'
Drauß an der Quelle sitzend drüber brüten,
Ob ich nicht besser thäte, Schmerz und Hoffnung
In ihrer Flut zu stillen. Dann, durch schleichend
Siechthum gerissen an den Rand des Grabes,
Weint' ich um meine schöne Jugend, um
Der armen Tage Flor, der schon so früh
Hinwelkt'; und manchen Abend, wenn ich traurig
Auf meinem Bette, dem vertrauten, saß
Und bei dem trüben Lämpchen dichtete,
Klagt' ich im Einklang mit der nächt'gen Stille
Um meinen flücht'gen Geist und sang mir selbst,
Als schwänd' ich scheidend hin, das Todtenlied! —

Wer kann an euch gedenken ohne Seufzen,
O erster Jugendaufgang, o ihr schönen,
Ihr unaussprechlich holden Tage, wenn
Dem sel'gen Sterblichen ein Mädchenlächeln
Zuerst entgegenglänzt! Rings in die Wette
Lacht ihn dann Alles an; es schweigt der Neid,
Noch schlummernd, oder schonend; und die Welt —
O seltnes Wunder! — scheint dem Unerfahrnen
Die Hand zu seiner Hülfe darzubieten,
Entschuldigt sein Verirren, feiert Feste

Dem neuen Lebensantritt und empfängt
Und schmeichelt trüglich ihm als ihrem Herrn.
Die flücht'gen Tage! Wie ein Wetterleuchten
Sind sie verweht. Und welcher Sterbliche
Weiß noch vom Unglück nichts, dem schon entschwand
Die holde Jahrszeit, seine gute Zeit,
Dem schon die Jugend, ach, die Jugend auslosch!

Da fing draußen plötzlich eine zarte Mädchenstimme an zu singen, ganz leise und heimlich, wie manchmal die Vögel in sehr klaren Nächten, wenn sie aufwachen und nicht gleich wissen, ob es schon wieder tagen will.

Es war eine jener zahllosen Strophen, wie sie dort im Süden von Mund zu Mund gehen, von Jedem, der sie singt, umgedichtet, ein Schatz, der Allen gehört, weil Alle ihn hüten und mehren. Die Weise, halb schwermüthig, halb gedankenlos, klang wie das Rauschen von Wind und Wellen.

Ich sah ein Rößlein gehn mit muntern Sprüngen,
Auf einer Wiese sah ich's angebunden.
Es kreis't und kreis't, der Strick muß sich verschlingen,
Und dennoch kreis't's rundum zu allen Stunden.
So macht's der Mensch, wenn er ein Lieb gefunden:
Er glaubt noch frei zu sein, und ist gebunden.
So macht's der Mensch, der Liebesleid erfuhr:
Er knüpft die Schlinge fest und fester nur.

Leopardi war aufgesprungen und auf den Balcon hinausgetreten. Die Stimme, wie er wohl wußte, kam aus dem kleinen Fenster gegenüber, das ein wenig tiefer lag, als die seinigen. Jetzt brannte ein Licht darin, ein schwaches, rothes Flämmchen in einer irdenen Lampe. Aber es leuchtete genug, daß er seine junge Nachbarin sehen konnte, die vor einem handgroßen Spiegelchen ihre schwarzen Zöpfe flocht. Sie war ihm halb abgekehrt, noch in ihren Kleidern; von dem schmalen Bett war nur das Fußende zu sehen, neben dem Fenster der Spinnrocken und ein Nelkentopf mit einer Menge dunkelrother Blüten.

„Nerina!" rief er mit gedämpfter Stimme hinüber.

Die kleine Evastochter that, als höre sie ihn nicht. Sie fuhr ruhig fort, sich zu strählen und das Haar wieder aufzustecken. Dabei sang sie von Neuem:

Mein Liebster singt am Haus im Mondenscheine,
Und ich muß lauschend hier im Bette liegen.
Weg von der Mutter wend' ich mich und weine;
Blut sind die Thränen, die mir nicht versiegen.
Den breiten Strom am Bett hab' ich geweint,
Weiß nicht vor Thränen, ob der Morgen scheint;
Den breiten Strom am Bett weint' ich vor Sehnen,
Blind haben mich gemacht die blut'gen Thränen.

„Nerina!" rief er nun lauter und so vernehmlich, daß man es nicht wohl überhören konnte. Das Mädchen wandte sich alsbald um, steckte rasch die letzten Nadeln ins Haar und kam ans Fenster.

„Sind Sie noch wach, Herr Giacomo?"

„Ich bin eine Nachteule, Nerina. Ich schlafe selten vor Mitternacht. Aber du, gehst du so spät zu Bette? Bist du noch spazieren gegangen mit einer Freundin oder einem Schatz?"

„Ich habe keinen Schatz, und die Mutter erlaubt auch nicht, daß ich Nachts mich auf der Gasse herumtreibe. Aber ich bin so lustig heute, ich konnte noch nicht an Schlaf denken. Ich saß lange am Herde und blies in die Kohlen und freute mich, wie die Funken tanzten. Endlich schickte mich die Mutter in meine Kammer. Aber Gott weiß, wann ich einschlafen werde. Der Mond ist so hell, da fallen mir alle Lieder ein, die ich jemals gehört, lustige und traurige; aber auch die traurigen machen mich nicht betrübt. Geht es Euch auch so, Herr Giacomo?"

„Liebe Nerina," sagte er, „mich haben auch die Mondstrahlen nicht schlafen lassen. Ich glaube fast, ich habe auf dich gewartet, dir noch einmal gute Nacht zu sagen. Leider habe ich heute Nichts, was ich dir ins Fenster werfen könnte, keine süßen Früchte oder kleine Kuchen, wie sonst."

„Danach verlangt mich auch jetzt nicht mehr," lachte sie. „Aber Ihr hättet wohl etwas Anderes — das würd' Euch freilich zu kostbar sein für so ein dummes Ding."

„Was meinst du?"

„Wenn Ihr mir die Verse hersagen wolltet, die Ihr heut' an dem Hügel draußen in Euer Büchlein geschrieben habt. Scheint es Euch sehr unverschämt, daß ich um so etwas bitte?"

„O Kind!" rief er lächelnd, „du könntest ein großstädtisches Fräulein sein, so gut weißt du, was man von Unsereinem bitten muß, um sicher keine Fehlbitte zu thun. Bist du nicht auch mein einziges Publicum hier auf zwanzig Meilen in der Runde? Warte, ich hole dir die Verse!"

Er verschwand rasch im Zimmer, zog sein Büchlein hervor, nahm dann einen reinen Bogen Papier und schrieb das Gedicht mit großen, deutlichen Zügen darauf ab. Dann kehrte er auf den Balcon zurück. Sie hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Während er jetzt die Verse recitirte, langsam, mit seiner tiefen, etwas umschleierten Stimme, sah er, wie sie die Augen schloß und das Gesicht wie in seliger Verklärung gegen den Mondhimmel richtete.

„Und süß ist mir's, in diesem Meer zu scheitern!" hörte er sie ganz leise wiederholen, als er geendigt hatte.

„Nun?" fragte er scherzend. „Und die Kritik? Mein kleines Publicum muß mir nun auch sagen, ob es versteht, was ich meine, ob es mich ehrlich loben kann, oder etwas zu tadeln findet."

Sie schwieg noch eine Weile. Dann sagte sie plötzlich:

„Herr Giacomo, wollen Sie mir das Blatt schenken? Ich will es gewiß gut aufheben. Aber ich möchte es immer wieder lesen und dabei an Sie denken und an alles Freundliche und Gute, was Sie mir gesagt haben."

„Gern," erwiderte er. „Ich hab' es schon für dich abgeschrieben. Nun will ich es nur noch zusammenfalten."

Er suchte auf seinem Tische nach einem Umschlage. Dabei fiel ihm ein Exemplar seiner Gedichte in die Hand. Darein legte er das beschriebene Blatt, machte eine kleine Rolle aus dem Ganzen und band eine Schnur darum.

„Kannst du fangen?" rief er, als er wieder an die Brüstung trat.

Sie streckte die Arme über das Gesims hinaus; die Rolle hatte keinen weiten Weg zu machen, und die schlanken Händchen empfingen sie geschickt. „Wartet ein wenig!“ rief sie, indem sie statt des Danks nur mit dem Kopfe nickte. „Ihr sollt auch nicht ganz leer ausgehen.“

Hastig pflückte sie alle Blumen von ihrem Nelkentopf und griff dann nach einer Scheere, die auf dem Fenstersims lag. Im Nu hatte sie eine lange, feine Strähne ihres schwarzen Haares abgeschnitten, die band sie um den Strauß und warf ihn so muthwillig hinüber, daß er ihm gegen das Gesicht flog. „Gute Nacht, gute Nacht!“ hörte er sie noch rufen. Als er aber das Sträußchen vom Boden aufhob und ihr einen Dank hinüberschicken wollte, war die Kammer drüben dunkel, das kleine Fenster geschlossen.

Er schlief wenig diese Nacht. Mehr als der Mondschein auf dem Estrich seines Zimmers hielt der Glanz der schwarzen Augen ihn wach, die er immer über seinem Bette sah, und die helle leise Stimme, deren Lachen und Gesang ihn beständig umschwirrten.

„So macht's der Mensch, wenn er ein Lieb gefunden:
Er glaubt noch frei zu sein, und ist gebunden“ —

Immer wieder mußte er diese Worte vor sich hin sagen. Dann stand er wieder auf, die Decke seines Bettes schien ihm so schwer wie der Deckel eines Sarges; er riß die Balconthür weit auf und badete seine schwüle Brust in dem scharfen Mitternachtswinde. Ein Gefühl von Kraft und Frische, wie es ihm lange fremd gewesen, drang ihm durch die Glieder. Warum könnte es denn nicht sein? sagte er vor sich hin, die Augen durch die Geländerlücken des Altans auf das kleine dunkle Fenster geheftet. Muß es denn für ewig mit mir aus und vorbei sein? Kann nicht ein Wunder geschehen und etwas Liebliches sich auch einmal dem Unglücklichen zuneigen? Ihr Götter, wenn es so wäre! — wenn ihr euch den großmüthigen Plan erdacht hättet, euren Verächter zu beschämen, meine bittere Weisheit Lügen zu strafen! Wenn ein Tropfen Wonne meine heißen Lippen kühlen sollte — mehr als ein Tropfen: ein langer, begieriger Zug aus dem vollen Becher! — — Und warum wäre es unmöglich? Hier freilich! — Aber ist mir hier nicht der Tod gewiß, ein früher, unfruchtbarer Tod, ehe ich noch gelebt habe? Statt dessen — draußen an irgend einem stillen Ort, unter mildem Himmel, mit einer Seele, die mich liebt, die nicht bloß aus Mitleid — Und wenn ich arm bin und immer bleiben werde — ist sie nicht Armuth gewöhnt? Muß ich nicht dem Schicksal danken, das mir keine Schätze beschert hat, da ich nun frei bin, mich zu Meinesgleichen zu gesellen? Wer kann mir zumuthen, eines kahlen Titels wegen meine einzige Lebenshoffnung zu verscherzen? Fahre hin, Grafenthum, du verschämter Bettlerstand, wenn ich mein Menschenthum dafür eintausche und in aller Armuth reich bin am Busen der Natur und meines Weibes! —

Er warf sich wieder auf sein Lager, das Blut pochte ihm in den Schläfen, ihm schwindelte vor den kühnen Glücksträumen, die an seiner Seele vorüberzogen. Nerina! rief er leidenschaftlich und streckte die Arme aus, als stünde sie

neben ihm und er könnte sie an seine Brust ziehen. Dann plötzlich wurde seine Traumwonne getrübt.

Rasender! rief er und stützte sich in den Kissen auf. Dieses arglose holde Geschöpf, das deine schönen Worte bethört haben, willst du an deine Seite locken? ihre blühende Jugend mit deinem siechen Elend verkuppeln? Und wenn sie dir Kinder bringt, die dir gleichen, die den Fluch ihres Vaters fortpflanzen durch Geschlechter hindurch — wenn du diese glänzenden Augen nur noch in Thränen siehst und dir sagen mußt: die fließen um deine eigensüchtige Thorheit! — wärst du dann nicht tausendmal elender, als in aller Entsagung und stolzen Einsamkeit? Was bleibt dir, du verstoßener Sohn des Glückes, als das Bewußtsein, daß du schuldlos leidest? Wie könntest du den Tag herankommen sehen, an dem du die Augen nicht mehr zum Himmel aufschlagen dürftest und fragen: was hab' ich dir gethan, daß du mich mißhandelst? — —

Noch eine Stunde lag er und sann. Dann wurde es still in ihm und immer stiller. Die früh geübte Kunst, sich alles Selbstbetrugs zu erwehren, kam ihm zu Statten. Als er endlich einschlief, war der Entschluß in ihm gereift, jeder neuen Begegnung mit dem lieblichen Wesen auszuweichen und ein Zimmer des Hauses zu beziehen, wo der Klang ihrer Stimme ihn nicht erreichen könnte.

Er erwachte spät nach unruhigen Träumen, mit dem Gefühl aller seiner Leiden. Die Morgenstunden waren von je seine qualvollsten gewesen. Als er sich mühsam erhoben und in die Kleider geworfen hatte und nun im Lehnstuhl liegend darüber nachdachte, durch welche Arbeit er am besten seinen Geist von der trübseligen Genossenschaft des Leibes abtrennen könne, pochte es an der Thür, und sein alter Diener trat herein. Er meldete, daß ein Mann aus der Stadt den jungen Grafen Giacomo zu sprechen verlange; er rede von einem Bilde, das er ihm zu zeigen wünsche; es sei nicht recht klug daraus zu werden, der Herr Graf würde schon sehen, was an der Sache sei.

Ein Mann aus der Stadt? Ob er ihn kenne.

Er werde ihn ohne Zweifel kennen, es sei Niemand anders als der Luigi, der Hutmacher, dem das Haus gegenüber gehöre.

Leopardi war aufgesprungen, das Herz klopfte ihm heftig; nur mit einer Geberde konnte er dem Diener bedeuten, daß er den Mann herein lassen möge.

Ein schlichter, anständig gekleideter Bürger trat ein, verneigte sich ehrerbietig, aber mit einer treuherzigen Miene, wie wenn er sagen wollte, wir kennen uns ja schon lange, und trat dann näher auf den jungen Grafen zu, indem er ihm seine derbe, gebräunte Hand entgegenstreckte.

„Signor Giacomo," sagte er, „oder Excellenz Herr Graf, wie es sich jetzt besser schickt, ich bitte um Verzeihung für meine Zudringlichkeit, aber Noth bricht Eisen, und da ich den jungen Herrn Grafen noch im Kinderröckchen gesehen habe — und wegen der nahen Nachbarschaft — und weil ein Sohn Adam's dem andern helfen soll — so will es unsere heilige Religion — nehmt es daher nicht für ungut, daß ich mich mit einem Vorwand hier eingeschlichen, lieber junger Herr Graf. Denn warum? Ich konnte doch dem Pietro, der es gleich der Sofia und der Martina wieder erzählt hätte, nicht sagen, daß es

nur um mein armes Ding von Tochter ist, daß ich dem jungen Herrn Grafen seinen Beistand in Anspruch nehme. Und darum sagte ich das von dem Bilde, und das Bild besitz' ich wirklich, Signor Giacomo, und wenn der Herr Graf mir meine Bitte gewährt, kann ich es ihm zeigen. Obwohl ich gar nicht glaube — wie ich's dem Pietro weisgemacht habe — es sei eine sonderliche Rarität mit der alten Schwarte, und wenn ein Kenner es zu sehen bekäme, hundert oder zweihundert Scudi und mehr könnt' ich dafür kriegen, — sondern nur, damit ich gleich einen Vorwand wüßte, weßhalb der junge Herr Graf mir die Ehre anthun könnte, in mein Haus zu kommen und meinem dummen Ding von Mädel den Kopf zurecht zu setzen, wenn Ew. Gnaden sich soweit herablassen wollten zu einem armen Nachbarn und Hausvater, der seine liebe Noth mit diesem einzigen Kinde hat."

„Was fehlt Eurer Nerina? Und was könnte ich dabei thun?" stammelte Leopardi.

„Sehen Sie, lieber Herr," fuhr der Biedermann eifrig fort, den Stuhl, den der junge Mann ihm bot, mit dem Rücken der Hand wegschiebend, „Sie müssen wissen, es ist das beste Kind von der Welt, ein wahres Kleinod von einer wohlgerathenen Creatur, und bis vor wenigen Monaten hat es uns nie eine böse Stunde gemacht, vielmehr es war der Kuchen auf unserm armen Tisch und die Blume an unserm Fenster. Wir sind zurückgekommen, seit ich den Proceß verloren habe — Ew. Gnaden werden sich entsinnen — böse Menschen haben mich da ins Verderben gelockt — seitdem geht es nicht mehr vorwärts mit meinem Geschäft und sonst mit Nichts, was ich angreife. Nun hab' ich einen Vetter in Ancona, einen sehr wohlhabenden Kaufmann, und der hat einen Sohn Antonio, einen jungen Menschen, schön wie gemalt und von guten Sitten und so recht einer fürs Haus und das Geschäft, daß Alle sagen, er werde noch zehnmal reicher werden, als sein Papa. Nun, unsrer Verwandtschaft wegen und vielleicht auch, weil er von unserm Mädel hatte reden hören — eines Tages — es ist nun bald ein Jahr — kommt dieser Antonio nach Recanati herauf, und unsere Nerina sehen und sich sterblich in sie verlieben, war Eins. Wir — was konnte uns Glücklicheres beschert werden, als das Kind so herrlich versorgt zu wissen? Und auch sie schien der Sache nicht abgeneigt, obwohl von so erschrecklicher Verliebtheit, wie bei dem Jüngling, nichts zu verspüren war. Damals war sie erst sechzehn; ein Jahr macht viel bei den Weibern, und jedenfalls, da sie nicht die Stärkste auf der Brust ist, sollte sie noch ein Jahr bei uns im Hause bleiben, wozu der Antonio, ein verliebter Orlando wie er war, ein saures Gesicht schnitt. Endlich mußte er doch nachgeben, und wir versprachen, in diesem Frühjahr die Braut zu seinen Eltern auf Besuch zu bringen, hinunter nach Ancona. O lieber Herr Graf, von da fing unser Unglück an! Seitdem haben wir uns mit Sorgen ins Bett gelegt und sind mit Seufzen wieder aufgestanden."

„Was ist geschehen in Ancona? Sind etwa die Eltern ihr nicht freundlich begegnet?"

„O, nicht doch, Signor Conte! Auf Händen hat man sie getragen, Alle und Jeder, und die Alten haben's womöglich noch närrischer mit ihr getrieben,

als der Sohn. Aber Alles hat nichts bei ihr verfangen. Von den ersten Stunden, wo sie ihren Verlobten wiedergesehen, hat sie der Mutter erklärt, man möge sie nur gleich wieder wegführen, Den könne sie nicht lieben, und seine Frau zu werden, mache ihr Grauen. — Was sie denn gegen ihn einzuwenden hätte? — O Nichts; aber er sei ihr wie jeder Andere, und sie werde ihn niemals lieber haben, als den Ersten Besten, nur vielleicht hassen und fürchten, bloß weil sie ihm gehören solle. Stellen Sie sich vor, Signor Giacomo, ein siebzehnjähriges albernes Ding, das bis in den Himmel vergnügt sein sollte, eine Partie zu machen, um die alle reichen und angesehenen Bürgerstöchter in der Mark Ancona sich die Augen aus dem Kopf und die Seele aus dem Leibe beten würden, daß die Madonna ihnen das Glück bescherte, und unser dummes Kind sagt: ich mag nicht, und damit Basta! — Wie uns zu Muthe war, und wie wir endlich, nachdem Alles umsonst gewesen, wieder abzogen und in unsere kümmerliche Hütte zurück — nun, der Himmel schickt eben Jedem seine Prüfung. Und dabei konnten wir dem Kinde nie recht von Herzen böse sein, es ist eine zu süße Creatur. Wenn ich manchmal mir vorgenommen, ich wollte recht barsch ihr ins Gewissen reden, was sie an sich und uns für ein Unrecht thut, die einfältige Gans, die sie ist, — sie braucht mich nur ganz stillschweigend anzublicken und nicht mit einem Wörtlein sich zu vertheidigen, gleich werde ich wie umgewandelt, daß ich mich in Acht nehmen muß, sie nicht noch am Ende um Verzeihung zu bitten, weil die beste Heirath, die sich nur auf hundert Meilen blicken ließ, uns gerade gut genug war für das eigensinnige, garstige Mädel. O Herr Graf, wenn Sie sie kennten, wie wir! Es ist eine harte Sache, große Kinder zu haben, die Vater und Mutter am Bändel führen, statt sich von ihnen regieren zu lassen."

„Ich beklage Euch aufrichtig, guter Freund. Aber noch immer seh' ich nicht ab, warum Ihr bei mir Hülfe in Eurer Noth sucht."

Der wackere Mann sah ihm zutraulich ins Gesicht. Er zögerte aber dennoch, mit seinem eigentlichen Ansinnen herauszurücken.

„Es ist zu viel verlangt, ich weiß es," sagte er kopfschüttelnd. „Ihr seid ein Gelehrter, ein großer Professor, und kennt alle alten Schriften und habt keine Zeit, Euch um solche Kindereien zu kümmern. Und doch, wie mein Mädel gestern nach Hause kam und erzählte, daß sie Euch draußen angetroffen habe und wie freundlich Ihr Euch mit ihr eingelassen und daß sie vor keinem lebendigen Menschen größern Respect hätte, als vor Euch, und was Ihr zu ihr sagtet, das sei ihr wie Gottes Wort, geradezu ein Evangelium — und dann war sie den ganzen Abend so aufgeräumt und gesprächsam, wie seit Ancona nicht mehr, ja wir haben sie sogar ganz spät noch singen hören. Mann, sagte mein Weib noch gestern Abend zu mir, wenn du am Ende zu dem jungen Grafen gingest, daß Der mit unsrer Nerina redete und sie zur Vernunft brächte! Denn wenn es noch Einer zu Wege bringt, kann Der es — der Signor Giacomo; — hast du nicht gesehen, wie ihr die Augen leuchteten, als sie von seinem Genie und seiner großen Gelehrtheit sprach? — Und so — sehen Ew. Gnaden — so sprach mein Weib, und heute früh fing sie gleich dasselbe Lied wieder an, und darum habe ich mir ein Herz gefaßt, lieber Herr Graf, Sie zu besuchen

und zu bitten, ob Sie einmal hinüberkommen möchten und bei unserm Kind, unserm Augapfel, nach dem Rechten sehen."

Leopardi war in den Lehnstuhl zurückgesunken; er hatte die Augen geschlossen und glich mehr einem Schlafenden, als einem Menschen, in dessen Brust heftige Gefühle mit einander streiten. Auch als der bekümmerte Vater seinen Spruch geendigt hatte, blieb er noch unbeweglich, und schon glaubte der wackere Mann, er habe einen vergebenen Gang gemacht; dieser junge Graf, den seine Tochter so hoch gerühmt, dünke sich zu gut, um einen armen Nachbarn nur anzuhören, und stelle sich schlafend, um ihn wieder los zu werden: als der jüngere Bruder, Carlo, der Liebling Giacomo's, ins Zimmer trat und mit einem heiteren „Guten Morgen!" die bange Stille verscheuchte.

Der Dichter stand langsam auf, reichte dem verdutzten Biedermann die Hand und sagte: „Es bleibt also dabei, Herr Luigi. Heute Nachmittag komm' ich zu Euch hinüber und sehe mir das berühmte Bild an, und der Himmel gebe, daß es ein Werk des großen Rafael selber sein und Euch funfzigtausend Scudi ins Haus bringen möge. Gehabt Euch wohl und grüßt mir Eure gute Frau, und dankt ihr einstweilen in meinem Namen, daß sie eine so gute Meinung von meinem Kunstverständniß gefaßt hat."

Die Stunden der Siesta waren kaum vorbei, als der Dichter aus dem Portal der Casa Leopardi trat und auf die niedrige Thür des Nachbarhauses zuschritt. Hinter einem viereckigen Schiebfenster neben dem Eingang kündigten ein Paar Hüte in der Form, wie sie die Gebirgsbewohner tragen, den Laden des Hutmachers an, und auf einem schwarzen Schilde mit weißen Buchstaben über dem Thürsims stand der Name. Der Meister selbst aber schien den Tag, an welchem seinem niedern Dache die Ehre dieses Besuchs widerfahren sollte, als einen Feiertag anzusehen; er saß in vollem Anzuge auf dem Steinbänkchen neben der Thür, stand sofort höflichermaßen auf und geleitete seinen vornehmen jungen Gönner mit vielen Kratzfüßen ins Haus.

„Wir haben dem Kinde gar nichts davon gesagt," raunte er Leopardi zu, als sie im finstern Hausflur die steile Treppe hinaufstiegen. „Sie ist so curios, am Ende wäre sie uns weggelaufen, und die Mühe, die Ew. Gnaden sich geben, wäre umsonst gewesen. Hier, rechts hinein, wenn Sie die Gnade haben wollen. Sie müssen vorlieb nehmen mit unserer schlechten Einrichtung. Geringe Leute, lieber Herr Graf, geringe Leute, und wir haben bessere Tage gesehen, und sie könnten wiederkommen, wenn Alles ginge, wie es gehen sollte."

In dem großen, aber niedrigen und kahlen Zimmer, dessen Steinboden nur mit einer ellenbreiten Strohmatte bedeckt war, trat Nerina's Mutter ihnen entgegen und begrüßte den Besucher mit anständiger Freundlichkeit. Sie war offenbar von besserer Herkunft und feinerem Blut, als ihr Mann; oder war es nur, daß die Züge des stillen blassen Gesichts und die kohlschwarzen, aber erloschenen Augen an ihre Tochter erinnerten, jedenfalls hätte ihr Betragen keinem vornehmen Hause Unehre gemacht. Auch war ihre einfache Kleidung sauber und stand der noch immer nicht verfallenen Gestalt mit einer gewissen Zierlichkeit an.

Das Bild, das den Vorwand zu diesem Besuch hergegeben, hing im schlechtesten Lichte zwischen den beiden Fenstern, die auf die Straße gingen. Gleichwohl fand Leopardi auf den ersten Blick, daß es der Mühe nicht lohnte, es herabzunehmen und am Fenster sorgfältiger zu untersuchen. Es war eine Schülercopie nach einer bekannten Madonna des Guido, die auf einem Hausaltar ihren Platz ganz wohl ausfüllte, sonst aber sich über ihre ruhmlose Verbannung in das Haus eines kleinen Bürgers von Recanati nicht beklagen durfte.

Er habe es wohl gedacht! sagte der Besitzer achselzuckend, indem er mit einem Tüchlein den verstäubten Rahmen ein wenig blank putzte. Etwas Gutes verirre sich nicht zu ihm; er sei einer von Denen, die nie den Löffel hätten, wenn es Brei regne; wenn seinetwegen ein Wunder geschähe, so wäre das das größte Mirakel von allen; übrigens würde er darum nicht klagen, wenn nur sonst —

Er verstummte, da eben die Thür sich aufthat und das Mädchen hereinkam. Sie hatte in der That nicht erfahren, wer kommen sollte, denn sie zeigte sich ganz, wie sie immer im Hause herumging, in einem ausgewachsenen Röckchen, das nur eben bis an die schlanken Knöchel reichte, über dem Mieder ein leichtes Tuch kreuzweis um Hals und Busen geschlagen, die Arme darunter bloß. Auch erröthete sie und that einen leisen Schrei, als sie Leopardi bei den Eltern stehen sah. Aber sie besann sich sogleich, strich nur einmal mit der Hand über die Haare und trat dann unverlegen näher. Er fand sie noch reizender in ihrer Haustracht; auch schien ihm das Gesichtchen heute voller und alle Farben frischer, da er es mit den gealterten Zügen der Mutter verglich. Und wie hell und schalkhaft klang ihr Lachen, als ihr der Vater das Märchen von dem Bilde vortrug, das er für was Apartes gehalten, und nun habe der Herr Graf ihm gesagt, es sei nicht eben viel Aufhebens werth.

„Habt Ihr nicht in Ancona die Bilder gesehen im Dom, Babbo?“ sagte das Mädchen. „Da konnte man doch sehen, was schöne Meisterstücke sind. Mir aber ist unser Bild dennoch lieb. Ich habe es schon immer betrachtet, wie mich die Mutter noch auf dem Arm trug. Und später, wenn mir etwas weh that, ist mir immer wohler geworden, wenn ich die Augen recht still darauf richtete. Nicht wahr, Mutter, wir geben es nicht her um viel Geld? Und zum Glück will es ja auch Niemand haben.“

Die Mutter, die nicht ein Wort gesprochen, aber das Kind mit einem langen Blick kummervoller Liebe angesehen hatte, ging jetzt hinaus. Nach fünf Minuten öffnete sie wieder die Thür und rief ihrem Manne, er möchte doch einen Augenblick hinunterkommen, es sei Jemand da, der eine Bestellung zu machen habe.

Der Meister entschuldigte sich bei seinem Gast und verließ das Gemach. Leopardi war mit dem Mädchen allein.

Er hatte sich in den Stunden über Tag mit nichts Anderem beschäftigt, als wie er die Rolle eines Beichtigers, die ihm aufgedrängt worden, auf die unmerklichste Art durchführen solle. Nun verließ ihn, diesen arglosen Augen gegenüber, all seine künstliche Ueberlegung.

„Nerina,“ sagte er und faßte ihre Hand, „hast du ein wenig Zutrauen zu mir?“

„O, viel!“ erwiderte sie und sah ihm mit einem Blick reinster Hingebung in die Augen.

„Ich weiß es, meine kleine Freundin,“ fuhr er fort. „Und darum bin ich herübergekommen, um etwas mit dir zu besprechen, was mir Sorge macht. Du hast so gute Eltern, Nerina. Liebst du sie nicht?“

Sie nickte nur, aber recht ernstlich und lebhaft, und legte dabei die Hand aufs Herz.

„Wenn du sie aber liebst, wie sie es verdienen, warum betrübst du sie denn? Dein Vater hat mir erzählt, daß du verlobt seiest mit einem sehr braven jungen Menschen, und daß diese Heirath ein Glück für euch Alle wäre. Warum hast du nun plötzlich Alles umgestoßen und willst nichts mehr von diesem Bräutigam wissen und sagst nicht einmal der Mutter einen ordentlichen Grund, warum du plötzlich deinen Sinn geändert hast?“

Bei den ersten Worten, die ihre Verlobung berührten, hatte sie sich abgewendet und den Kopf auf die Brust sinken lassen. Er sah, wie es sie heftig angriff, daß er auf diese Sache zu sprechen kam. „Hat mich der Vater verklagt?“ brachte sie endlich mit stockender Stimme vor.

„Er liebt dich, Nerina, und möchte dich gern glücklich sehen, und betrübt sich, weil du nichts von dem Glück wissen willst, das er dir auserfehen hat.“

„Ein Glück für mich!“ — und sie kehrte ihm das über und über glühende Gesicht wieder zu. „O wenn Ihr wüßtet, Signor Giacomo — aber wozu davon reden? Ihr könnt die Dinge doch nicht anders machen, als sie sind. — Und doch — Ihr allein — von Euch allein hab' ich's ja, daß das kein Glück wäre — keins für mich — wenn es auch dem babbo und der mamma so scheinen mag — denn Keiner ist ja dem Andern gleich, und Jeder will doch nur s e i n Glück — ist es nicht so, Signor Giacomo?“

„Du hast Recht, Kind, und ich, wahrlich, ich werde dir nicht Unrecht geben. Auch mir muthet man zu, glücklich zu sein mit dem, was vielleicht Andere trösten könnte. Aber wo hätte i ch dich das gelehrt? Wann haben wir je von Liebessachen gesprochen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Gesprochen nicht! Aber doch weiß ich es nur von Euch, was Liebe ist. O, Herr Giacomo, Ihr werdet mich verachten, daß ich mir das erst von einem Dichter hab' müssen sagen lassen. Aber seht, wie der Antonio zuerst nach Recanati kam, war ich noch so viel jünger und kindischer, und weil er mir Bänder und Tüchlein und eine Kette von Korallen schenkte und selbst so hübsch gekleidet war, auch singen und tanzen konnte, besser als die andern jungen Leute hier oben, da glaubte ich, ich könnte recht von Glück sagen, wenn ich seine Frau würde, und ich hätte ihn lieb. Obschon — auch damals gleich merkt' ich, daß er mir gar nie fehlte, wenn er nicht da war, und daß mir die Zeit nur länger war, bis er wieder ging. Aber ich dachte, das sei nur, weil ich mich vor ihm scheute und schämte, ich sei eben noch ein zu kindisches Ding, um eine Liebschaft zu haben, wie die größeren Mädchen. Aber dann, wie er schon lange wieder fort war und schrieb mir die schönsten Liebesbriefe, die wenigstens der Mutter ausnehmend wohlgefielen, da war's, vor drei Monaten, daß die Sofia mir Eure Gedichte lieh, und da —“

Sie stockte einen Augenblick. Dann aber, die Augen fest auf das alte **Bild** geheftet, fing sie an, während eine liebliche Glut ihre Wangen färbte, die **Verse** herzusagen:

„Ich weiß den Tag, da ich zum ersten Mal
Den Kampf der Liebe stritt und zu mir sprach:
Ist das die Liebe, weh, wie schafft sie Qual!

Am Boden haftete der Blick, doch ach,
Ich sah nur Sie, die mit unschuld'gem Triebe
Zuerst sich Bahn zu diesem Herzen brach.

Wie schlimm mißhandelt hast du mich, o Liebe!
Warum nur stürzt uns diese süße Lust
In solcher Schmerzen sehnliches Getriebe!

Nicht sanft, nicht freudig ward ich mir bewußt
Der neuen Macht. Sie kam mit Weh' und Klagen
Und schnürte mir mit dunkler Angst die Brust . . .

Wie leibhaft stand die reizende Gestalt
Im Finstern da, und ob ich auch die Lider
Zudrückte, sie erblickt' ich tausendfalt.

Wie floß mit süßem Grau'n durch meine Glieder
Verworr'ne Glut, wie wogten ohne Stocken
Gedanken durch den Sinn mir auf und nieder . . ."

„Und dann die Stelle, wissen Sie":

„Wach lag ich noch in frühen Morgenstunden,
Da stampfend schon an unsres Hauses Thor
Die Räuber meines Glücks, die Rosse, stunden.

Und ich, verzagt und stumm, ein blöder Thor,
Hielt zum Balcon hin in den Finsternissen
Umsonst mein Aug' und mein begierig Ohr,

Ob ich noch einmal, eh' sie würd' entrissen,
Die Stimme hörte, die geliebte, traute,
Die Stimme nur! Mehr sollt' ich ewig missen.

Wie oft verletzten widrig rohe Laute
Mein zweifelnd Ohr; ein Frösteln fiel mich an,
Daß kaum das Herz zu klopfen sich getraute.

Und als die theure Stimme endlich dann
Mir an die Seele drang und von den Rossen
Und Rädern schlug der Lärm zu mir hinan,

Da, wie verwaist't, die Augen fest geschlossen,
Krümmt' ich mich zuckend auf der Lagerstatt,
Die Hand aufs Herz gepreßt, in Gram zerflossen.

Dann schleppt' ich mich auf schwanken Knieen, matt,
Stumpfsinnig durch das schweigende Gemach
Und frug: was ist's, das dich erschüttert hat?

Und bitterlich ward die Erinnrung wach
In meiner Brust, für jedes Bild verschlossen,
Für jede Stimme, die zum Herzen sprach.

Ein öder Schmerz war über mich ergossen,
Wie wenn der Regen weit und breit ins Land
Herniederrieselt, traurig und verdrossen.

Noch hatt' ich dich, o Liebe, nicht gekannt,
Und achtzehn Sommer lebt' ich bis zum Tage,
Wo ich mit Thränen deine Macht empfand — —

„Aber Sie werden mich für eine Närrin halten," unterbrach sie sich plötzlich. „Ich wiederhole Ihnen da Ihre eigenen Verse und noch dazu so ungeschickt, wie ich bin, denn ich weiß gar nicht, wie man so schöne Worte hersagen muß; man sollte sie nur immer singen, wie die Rispetti, nicht wahr? nur mit einer viel, viel schöneren Melodie. O, Herr Giacomo, wie ich dies Gedicht von der ersten Liebe zuerst las, da wurde mir zugleich so froh und so traurig wie nie zuvor. Ich wußte auf einmal, daß ich Antonio nie geliebt hatte und nie lieben würde, und das ängstigte mich, denn es that mir leid um ihn und um mich. Zugleich aber fühlte ich auch, was für eine Paradieseswonne man erleben müßte, wenn man wirklich liebte; denn schon im bloßen Denken daran und wenn ich wieder und wieder las, wie Euch zu Muth war, als Ihr diese bitteren Wonnen zuerst erlebt — nein, es war eine Seligkeit über alle irdischen Freuden, und was sie mir sonst als ein Glück vorgestellt, das mir Antonio bereiten würde, wenn ich seine Frau wäre — nicht den Finger hätte ich danach ausstrecken mögen, geschweige meine beiden Arme!"

Sie sah mit erhobenen Augen durch das Fenster gegen den Himmel, von dem ein kleines Stück über das Dach hereinblaute. Ihn selbst, zu dem sie Alles sagte, trafen ihre Blicke nicht; es war, als spräche sie nur mit sich allein und seinem Genius, der ihr aus den Versen wieder nahe getreten, aber kein Zuhörer in Fleisch und Blut stehe neben ihr. Und er war zu tief bewegt, um sie an seine Gegenwart zu erinnern. Nie waren seine eigenen Worte ihm so schön erschienen, wie auf ihren Lippen, mit einem so dunkeln Ton umschleiert, als kehrten sie aus weiter Ferne, von einem zarten Echo wiederholt, zu seinem Herzen zurück.

„Und so kam es!" fuhr sie mit einem stillwehmüthigen Kopfnicken fort. „So hab' ich ihn mit Zittern wiedergesehen, und Nichts hat sich in mir geregt, als die namenlose Angst, daß ich ihn niemals lieben würde. Einen Grund hätt' ich der Mutter sagen sollen? Ich hatte keinen andern, und den sagt' ich ihr, aber sie wußte nicht, was ich meinte. Sie ist so gut, und holte mir die Sterne vom Himmel, wenn sie könnte, aber doch will sie mir ein Glück schaffen, das mich zu Grunde richten würde. Ich hab' es ihr zu erklären gesucht; darauf hat sie zu dem Gevatter geschickt, dem Chirurgen, der hat gesagt, sie sollten mich noch eine Weile in Ruhe lassen, es würde sich von selber geben. Ich glaubte es gleich damals nicht — und jetzt — jetzt weniger als je!"

Sie trat von ihm weg an das Fenster und bog sich hinaus; die Wangen brannten ihr, und sie fächelte sich Kühlung zu mit dem Zipfel ihres Busentuchs.

Indessen hatte er Zeit gehabt, sich zu fassen und das zu überlegen, was er ihr zu sagen für seine Pflicht hielt.

„Liebste Nerina," fing er zögernd an, „es thut mir leid, daß ich dies Unheil mit verschuldet habe durch die unseligen Verse. Aber sieh, Kind, ich bin damals in einem andern Fall gewesen, als du, ich wurde nicht geliebt, wie du, da wächs't die Glut zu so heftiger Flamme an, daß sie dann auch noch Glücklichere mit ansteckt. Wenn Liebe erwidert wird, bleibt sie eine sanfte Glut, die das Herz erwärmt und belebt und das Haus und den Herd traulich macht und von Jahr zu Jahr wohler thut, und nur weh in der letzten Stunde, wenn Eins früher als das Andere aus der Welt gehen muß. Du solltest deinem Schutzengel danken, Nerina, daß er dich vor einem so wilden Brande bewahren möchte, wie er aus diesen Versen lodert. Sieh mich an, und frage dich, ob dir ein Glück beneidenswerth scheint, das den, der es besitzt, so verzehrt und erschöpft, sein Gesicht ausgedorrt und seine Glieder entkräftet hat. Und es ist noch gütig von der Natur, daß sie nur Wenigen dies Loos zuertheilt, so leidenschaftlich sich verzehren zu müssen. Viele Tausende erfahren es nie, was in der Brust eines unseligen Poeten für süße Qualen sich regen, und wenn sie den feuerspeienden Vesuv von ferne donnern hören und die Glut aus ihm hervorbrechen sehen, mögen sie an ihrem stillen Herde sich segnen, daß ein wohlthätiges Feuer darauf brennt, das ihnen und den Ihrigen Wärme und Nahrung spendet, ohne ihre Hütte zu verwüsten. Sieh, mein theures Kind, so wird es auch dir ergehen, wenn du nicht diesen gefährlichen Träumen nachhängst, sondern annimmst, was das Leben dir Gutes bietet. Wer weiß, ob du nicht, wenn du es verschmähst, alt und grau wirst und immer einsam bleibst, und immer wartest, ob dich nicht eine Leidenschaft ergreifen möchte, und niemals kommt Der, der sie in dir erwecken könnte, und statt dessen kommt der Tod und du hast dein Leben versäumt!"

Er hatte ihre Schulter berührt und sie sacht vom Fenster zurückgezogen. Plötzlich wandte sie sich zu ihm und stürzte ihm an den Hals, in Thränen ausbrechend und das glühende Gesicht an seiner Schulter verbergend.

Er erschrak heftig. Einen Augenblick drohten ihm die Sinne zu vergehen.

Er hielt die heftig zuckende Gestalt an seine Brust gedrückt, sein Mund ruhte auf ihrem weichen Haar, das Herz wollte ihm springen vor Weh und Wonne.

Dann kehrte ihm die Besinnung zurück, zugleich mit einem Gefühl schneidenden Schmerzes, das ihn eisig durchschauerte.

„Nerina", flüsterte er, mit Heldenstärke sich aufrichtend, „mein armes, armes Herz, was thust du? Zu mir flüchtest du dich in deinem Kummer? Ich — ich Armseliger — ich vom Glücke Gemiedener — ein ruheloser Flüchtling von einem Ort der Qual zum andern — Komm! Komm zu dir! Sei stark, meine kleine Freundin! nimm dein Herz in deine Hände, eh' es dir ausbricht aus der zarten Brust! Nie werde ich vergessen, was mir diese bittere Stunde an Seligkeit beschert hat, nie werde ich dein Bild aus dem tiefsten Herzen verlieren, Nerina, und doch — es muß sein! wir müssen scheiden, heute noch, und für immer!"

Sie ließ ihn plötzlich mit einem krampfhaften Schauder, wie wenn sie sich an eine Leiche geklammert hätte, aus ihren Armen. Ihr Gesicht, das er ganz dicht vor sich sah, war völlig entfärbt, ihre Lippen geöffnet, aber die weißen Zähne auf einander gepreßt, als ob sie einen Schrei zurückzuhalten hätten.

„Ich muß fort," wiederholte er langsamer. Die Worte kosteten ihm eine unsägliche Mühe. „Ja wohl, Liebste, mein Verhängniß will es so. Wir werden uns nie wiedersehen. Aber damit ich nicht in alle Zukunft dein Angedenken mit mir trage, wie eine mahnende Stimme der Schuld und Reue, versprich mir Eins, Nerina."

Sie sah ihn unverwandt an, und nur ein fast unmerkliches Bewegen der schwarzen Wimpern sagte ihm, daß sie hörte, was er sprach.

„Versprich mir, wenn ich nun fort bin, daß du dir Mühe geben willst, dich in das Leben zu finden, wie es Tausende thun. Ich muthe dir nicht zu, deinem Herzen Gewalt anzuthun. Aber du bist jung, Nerina, und das Leben verwandelt uns wundersam, und wenn wir die Tage nur machen lassen und uns nicht selbst gegen ihre Macht verstocken, — es werden Dinge möglich, die wir vor Jahr und Tag nicht zu denken vermocht haben, und Manches beglückt uns einst, was wir erst mit Abscheu von uns gewiesen haben. Nur daß du der Zeit Zeit lassen willst, nicht eigensinnig dich in deine Träume einspinnen, daß du bedenken willst, wie elend du mich machen würdest, wenn ich dich einst nicht glücklich denken dürfte, nur das versprich mir, meine geliebte Schwester. Willst du das, Nerina?"

Er hielt ihr die Hand entgegen; sie berührte sie aber nicht. Eine Weile schien sie nachzudenken, dann erschütterte ein tiefer Seufzer die schlanke Gestalt, und sie sagte mit einer Stimme, die ihm durch das Herz schnitt:

„Ich will es versuchen — um Euretwillen! — Lebt wohl!"

Dann schritt sie langsam an ihm vorbei, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen, und verließ das Zimmer.—

Der Vater kam wieder herein, die Mutter folgte ihm. Sie fanden Leopardi am Fenster stehend, so tief versunken, daß er sie lange nicht bemerkte.

Als er sich endlich besann, wo er war, und den umschleierten Blick aufhob und die Gesichter der guten Leute erkannte, die mit ehrerbietiger Zurückhaltung abwarteten, was er ihnen mitzutheilen hätte, zwang er sich mit äußerster Mühe, freundlich und gelassen zu erscheinen, sagte ihnen, daß sie die Hoffnung nicht aufgeben sollten, es werde sich noch Alles zum Guten wenden; nur gedulden sollten sie sich, das Mädchen nicht drängen und ängstigen; es sei ein wundersames Kind, es werde immer das Rechte und Rechtschaffene thun, wenn man es gewähren lasse, — es habe ein Herz von Gold und einen Geist so rein wie die Himmelsluft.

Und nun gab er Beiden die Hand; der Mutter standen die Thränen in den Augen. Der Vater geleitete ihn mit vielen Betheuerungen seines Dankes bis zum Portal des Hauses Leopardi zurück; als er sich von ihm verabschiedete, warf er einen Blick auf das Fensterchen oben, an welchem der Nelkenstock blühte. Es war fest geschlossen.

Es öffnete sich auch nicht am Abend und nicht in der Nacht. Nur als am frühen Morgen der Wagen vorfuhr, der den jungen Grafen hinunterführen sollte, erschien ein blasses Gesicht oben hinter den Scheiben. Der Scheidende, nachdem er sich aus den Umarmungen der Seinigen gerissen hatte, bog sich im Fortfahren noch einmal aus dem Wagen und sah nach dem kleinen Fenster zurück. Als er die Hände erblickte, die ihm nicht nachwinkten, sondern still in einander gelegt auf dem Fenstersims ruhten, schnitt der Schmerz dieses Abschieds auf Nimmerwiedersehn ihm wie mit Messern durchs Herz. Er warf sich in den Wagen zurück und verbarg die überquellenden Augen in seine Hände.

Es hatte ihn keine geringe Mühe gekostet, Vorwände zu ersinnen, die seine übereilte Abreise vor den Eltern rechtfertigten. Nur das Versprechen, daß er zurückkehren würde, sobald die dringenden Geschäfte, die ihn nach Florenz riefen, abgethan seien, hatte ihm endlich Urlaub erwirkt.

Er konnte sein Versprechen nicht halten. — Eine schwere Krankheit erbarmte sich seiner und umhüllte ihm wochenlang das Bewußtsein. Als er endlich zum Gefühl seines Unglückes wieder genas, brach ein früher Winter herein, und es war nicht daran zu denken, daß er in die rauhe Höhe seiner Heimath zurückkehrte. Er schleppte sich nach Pisa und verbrachte dort die Jahreszeit, die ihm immer am feindlichsten war, unter trefflichen Menschen, die ihn zu schätzen wußten und Alles thaten, seine Leiden zu lindern. Er lächelte wehmüthig zu diesen Bemühungen. Wußte er doch, daß Alles, was zu gewinnen war, nur ein neuer Waffenstillstand seiner körperlichen Anfälle war, in welchem seine Seele um so ungestörter ihrem Gram um das ewig Versagte nachhängen konnte.

Er schrieb fleißig an die Seinigen. Oft in den Briefen an Paolina wollte ihm die Frage aus der Feder, was Nerina mache. Doch immer wieder hielt er an sich. War es die Scheu, sein Geheimniß preiszugeben? oder die Furcht vor der Antwort, die, wie sie auch lauten mochte, seine Wunde von Neuem aufreißen mußte?

Gegen das Frühjahr endlich faßte er sich doch ein Herz, und in einer langen Liste von kleinen Erkundigungen nach allerlei Bekannten von Recanati ließ er auch die Frage mit einfließen, ob ihre kleine Nachbarin noch so hübsche Lieder singe, oder ob sie etwa nach Ancona übergesiedelt und glücklich unter die Haube gekommen sei.

Schwester Paolina schrieb zurück, alle Anderen seien wohlauf und ließen ihn aufs Schönste grüßen und hofften, er werde bald in Person den Beweis führen, daß auch berühmte Leute die Luft von Recanati ertragen könnten; was die kleine Sängerin im Nachbarhause betreffe, so sei ihre Stimme seit dem Sommer schon verstummt, und in den ersten Frühlingstagen habe man das arme Kind hinausgetragen an die Stätte des ewigen Schweigens. Ihre Brust sei zu schwach gewesen für die hellen Töne, die sie gern angestimmt. Es sei eine große Trauer um sie gewesen in der ganzen Stadt; Jedem scheine sie nun zu fehlen, obwohl Keiner vorher viel von ihr gewußt habe. Aber sie nur zu sehen, habe Jedem wohlgethan, und nun sei wieder eine Gestalt weniger vorhanden, die dem alten, häßlichen Häuserhaufen (auch Paolina verabscheute ihren Geburtsort) für Menschen, die das Schöne lieben, zum Schmuck gereicht habe.

Als Leopardi diese Botschaft empfangen, schloß er sich mehrere Tage selbst gegen seine Vertrautesten ab. Niemand ahnte den Grund. Niemand als der Schwester hat er je sein Herz über dieses Schicksal geöffnet.

Und auch diese Wohlthat, sich ihrer mitempfindenden Seele zu vertrauen, genoß er erst im folgenden Jahre. Er fühlte nicht früher die Kraft, den Ort wiederzusehen, der ihm jetzt mehr als je das Grab all seiner Jugendhoffnungen war.

Als er sein Zimmer in Recanati zuerst wieder betrat, war er zu feige, die Thür des Balcons zu öffnen und nach dem Fenster hinüberzublicken. Er verbrachte die Nacht in dumpfer Trauer. Am Morgen, nachdem ihn kaum ein kurzer Schlaf ein wenig gekräftigt hatte, klopfte es wieder wie damals an seine Thür, und wieder trat der Nachbar Luigi bei ihm ein; doch sah er aus, als ob zehn Jahre zwischen dem Heute und dem Damals lägen. Das ehrliche Gesicht war tief gefurcht, die struppigen Haare ergraut, der Anzug vernachläßigt.

Er entschuldigte sich, mit einer Stimme, die barsch und müde klang, daß er den Herrn Grafen noch einmal belästige. Doch habe er einen Auftrag an ihn, der es ihm zur Pflicht mache. Sein Kind — der Herr Graf werde sich wohl noch entsinnen, er habe ja selbst eine so gute Meinung von der Nerina gehabt — nun, der Herrgott habe wohl auch eingesehen, daß sie zu gut für diese Welt sei, und habe sie in sein ewiges Paradies eingehen lassen. Alle menschliche Mühe und Pflege sei umsonst gewesen, auch eine Krankheit habe man nicht eigentlich an ihr bemerkt, sie sei so hingeschmolzen und vergangen an den ersten Strahlen des April, wie der weiße Schnee auf dem Felde. Ganz so rein sei sie auch gewesen, nur nicht so kalt; denn je näher ihr Ende gekommen, je mehr habe sie sich Mühe gegeben, ihrer Mutter und ihm alles Liebe und Gute anzuthun. Zuletzt sei es übermenschlich gewesen, welch ein Herzweh sie um das liebe Kind ausgestanden hätten, das immer sanfter und heiterer geworden. In der letzten Nacht habe sie die Mutter an ihr Bett gerufen und sie gebeten, wenn sie nun todt sei und der Graf Giacomo komme einmal wieder herauf in die Stadt, so möchte sie ihm dies Täschchen geben und ihn von der Nerina grüßen. Die Mutter habe ihr das heilig angeloben müssen; sie wüßten ja auch, wie viel Respect und Zutrauen das Kind immer für den Herrn Grafen gehabt habe. Auch habe man auf ihr Bitten das kleine Büchlein mit den Canzonen ihr unter das Kissen legen müssen, auf dem sie nun den letzten Schlaf bis zur Auferstehung schlafe. Und hier sei das Täschchen; sein armes Weib habe sich nicht getraut, es dem Herrn Grafen selbst zu überbringen. Es greife sie noch immer so hart an, von dem Kinde zu reden.

Er wickelte aus einem leinenen Tuch, das er in der Brusttasche bei sich trug, ein kleines, viereckiges Täschchen heraus, das er dem Tieferschütterten übergab. Es war kunstreich aus schwarzen Seidenläppchen zusammengenäht, die Ränder mit goldenen Schnürchen eingefaßt, auf der einen Seite ein Kranz von kleinen Lorbeerblättern aus grüner Seide gestickt, ein L aus Goldfäden in der Mitte. Drinnen aber steckte, sorgfältig zusammengelegt und ganz rein gehalten, das

Blatt, auf welchem Leopardi an jenem Abend ihr die Strophe aufgeschrieben, die er am Hügel gedichtet. Die letzte Zeile war mit einem feinen Bleistift dreimal unterstrichen, als ob sie ihn hätte wissen lassen wollen, wie oft sie die Worte nachgesprochen:

„Und süß ist mir's, in diesem Meer zu scheitern!"

Als der Abend kam und das Siebengestirn wieder über der schlafenden Stadt leuchtete, saß Leopardi auf dem Balcon, die Mappe auf den Knieen, in der er — mit welchen Schauern der Erinnerung! — erst heute jenen langen Herzenserguß wiedergefunden hatte, den Zeugen der glücklichen Nacht, da er noch einmal an seine Jugend glaubte. Das Nelkensträußchen lag dabei, die Blumen waren dürr und gebräunt, die Schnur aus den schwarzen Haaren glänzte noch an dem Licht der Lampe, als er sie aufhob und betrachtete. Das Alles hatte er damals zurückgelassen, als er so eilig floh. Nun verschärfte es seine Schmerzen.

Wie es Mitternacht schlug, kam eine Stille über ihn. Er nahm das Blatt und schrieb unter die lange Beichte seiner „Erinnerungen" noch die folgenden Verse:

Und du, Nerina! Reden denn nicht auch
Von dir all diese Stätten? Wie? Du wärst
Mir aus dem Sinn geschwunden? Wohin gingst du,
Daß ich hier einzig nur dein Angedenken
Noch finde, Süßeste? Ach, deine Heimath
Erblickt dich nimmer; jenes Fenster dort,
Wo du mit mir geplaudert, drinnen jetzt
Sich nur so trüb der Strahl der Sterne spiegelt,
Ist leer. Wo bist du, daß ich deine Stimme
Nicht tönen höre, wie in jener Zeit,
Wo jeder ferne Laut von deinen Lippen,
Der zu mir drang, das Blut mir aus der Wange
Zum Herzen trieb? Vorbei! Vergangen ist
Dein Dasein, süßes Lieb; vergangen bist du.
Nun kommt's an Andre, durch die Welt zu wandeln
Und diese duft'gen Hügel zu bewohnen.
O, rasch vergingst du, und dein Leben war
Nur wie ein Traum! Als du dort tanztest, glänzte
Die Lust dir an der Stirn, glänzt' in den Augen
Die ahnungsvolle Zuversicht, das Licht
Der Jugend — da verlöscht' es das Geschick,
Und stille lagst du. Ach, Nerina, immer
Herrscht noch in mir die alte Liebe. Oft
Bei Festen, in Gesellschaft sprech' ich heimlich
Zu mir: O, nicht zu Tanz und Festen mehr,
Nerina, schmückst du und gesellst du dich! —
Und wenn der Mai kommt, grüne Zweig' und Lieder
Verliebte Knaben ihren Mädchen bringen,
Sag' ich: Nerina, nimmer kehrt für dich
Der Frühling wieder, nie die Liebe wieder!

An jedem heitern Tag, bei jeder Flur
Voll Blumen, jeder Freude, die ich fühle,
Sag' ich mir: Ach, Nerina freut sich nimmer,
Sieht Erd' und Himmel nicht! — Du gingst dahin,
Mein ew'ger Seufzer, gingst dahin! und mir
Bleibt treu gesellt bei allen lieblichen
Gefühlen, allem Süßen, Trüben, Theuren,
Was mich bewegt, ein herbes Angedenken!

Ueber Anlagen und Erziehung.

Von
Eduard Lasker.

Die Erziehung ist kein ausschließlicher Beruf Weniger, sie fällt in den *thätigen* Wirkungskreis fast aller Erwachsenen; vielleicht ist sie der einzige Gegenstand öffentlicher Pflege, an welchem wir einer gleichmäßigen Mitwirkung des gesammten Menschengeschlechts uns erfreuen. Denn die Frauen, welche sonst von öffentlichen Sorgen sich frei halten, erkennen in der Erziehung ihren *heiligsten* Beruf, und kaum der eigenen Vorbildung entwachsen, streben sie nach Erkenntniß der Aufgabe, welche im natürlichen Verlauf eines Frauenlebens frühzeitig einer jeden zufällt. Unter den Gebildeten haben die Meisten über das Wesen der Erziehung, Viele auch über das Verhältniß zwischen Erziehung und Anlagen nachgedacht; Pläne, wie die Erziehung zu verbessern sei, beschäftigen ernste Forscher und bilden einen Lieblingsstoff der gebildeten Unterhaltung. Diese allgemeine Theilnahme an dem Gegenstande, welchem die nachfolgenden Betrachtungen gewidmet sind, gestattet mir, Verständniß und Lust auch für schwierige Erörterungen in weiten Kreisen vorauszusetzen, gebietet mir aber zugleich Vorsicht in der Entwickelung meiner Gedanken. Im weit verbreiteten Gebrauch nehmen hergebrachte Meinungen leicht den Anschein unerschütterlicher Wahrheiten an. Manche Meinungen dieser Art werde ich erneuter Prüfung unterwerfen, und zuweilen werde ich den Sinn erläutern müssen, welchen ich mit den Ausdrücken verbinde, weil ich von dem üblichen Gebrauch mich entferne. Zu einer solchen Abweichung halte ich mich jedoch nur berechtigt, wo ich den wirklichen Inhalt des Begriffes durch unklare Vorstellungen verdunkelt glaube und Fehler des Denkens oder der Uebung daraus herleite.

Dies veranlaßt mich, schon an dem grundlegenden Begriff „Erziehung" zu erläutern, was ich unter demselben verstehe.

Die gewöhnliche Vorstellung bezeichnet ein bestimmtes Alter als das der Erziehung und scheidet hiernach das Menschenleben in bedeutungsvolle Abschnitte. Die früheste, noch wenig empfängliche Kindheit werde gewissermaßen mechanisch zu einigen Vorstellungen und Aeußerungen eingeübt; die eigentliche Erziehung beginne in den späteren, empfänglicheren Jahren, von da ab bis zur Grenze des Erziehungsalters werde der Zögling für den Beruf und die gesammte Lebens-

richtung vorbereitet; der Rest des Lebens und das fernere Geschick seien das Ergebniß der vollendeten Erziehung und zufälliger Begebenheiten. Die Dauer des der Erziehung gewidmeten Abschnittes wird verschieden gemessen, je nach Geschlecht und Beruf des Zöglings, nach den Gewohnheiten der Gesellschaftsschicht, welcher er angehört oder eingereiht werden soll, nach den Eigenschaften und Sitten der Nationen. Ein großer und wichtiger Theil der menschlichen Gesellschaft, das Mädchen der mittleren und höheren Erwerbsklassen, soll zu dem einen Beruf der Hausfrau herangezogen werden und recht früh, etwa um das achtzehnte Jahr, die Erziehung abschließen. Dem Jüngling werden mit dem steigenden Wohlstand, der steigenden Bildung oder in Vorbereitung zu einer höhern Erwerbsklasse längere Erziehungsfristen gestattet, etwa bis zur Mitte der Zwanzig. In der üblichen Sprachweise klingt es auffällig, wenn über das dreißigste Jahr hinaus von Jemand gesagt wird, daß er seine Erziehung fortsetze. Innerhalb des bezeichneten Zeitraumes soll die Erziehung abgeschlossen, sollen die Grundzüge des Charakters ausgebildet sein, damit der entlassene Zögling nach der gegebenen Richtung sich fortentwickele. Auf jene vorbereitende Periode wird das Lebensgeschick der Meisten zurückgeführt. Man findet es natürlich, wenn nach der versäumten Zeit der Mensch sich nicht aufraffen kann oder zu einem niederern Ziele heruntersteigt, und schon während der Erziehung stimmt man die Erwartung herab und verändert den Lebensplan, wenn der Zögling in den entscheidenden Jahren die an ihn gestellten Ansprüche nicht erfüllt.

Von der Erziehung in diesem beschränkten Sinne spreche ich nicht; die Einengung des Begriffes ist willkürlich und die willkürliche Grenze halte ich für den ersten Anlaß zu Irrthümern und schädlichen Folgen. Unter Erziehung verstehe ich die Pflege des Körpers, die Uebung des Geistes, welche darauf gerichtet sind, jede Phase des Lebens vollauf zu verwerthen und die Gesammtheit des Lebens nach dem höchsten Maße der gegebenen Bedingungen schön zu gestalten. Dies ist ein nie aufhörender Bildungsproceß, die gleichmäßige Arbeit aller Altersstufen, eine Thätigkeit ebenso zusammenhängend mit dem Leben und untrennbar von demselben, wie das stete Mühen um Kraft und Gesundheit. Der Lebensgang des Einzelnen ist eine eben so ununterbrochene Kette von Erziehungswerken, wie die Entwickelung des Menschengeschlechts, welche gewiß nicht bestimmt ist, an irgend einer Altersgrenze abzubrechen, oder irgendwo einen Höhepunkt zu erreichen und auf demselben zu verharren oder gar von dort zurückzuschreiten.

Indem ich von der Erziehung in dem weiten Umfang ihres einheitlichen Begriffes spreche, lege ich keinen völlig neuen Maßstab an, sondern ich will das willkürliche Abbrechen in der Mitte verhüten. Als „Erziehung des Lebens“ wird schon jetzt der Ausdruck in dem von mir erläuterten Sinne gebraucht, aber in dieser zusammengesetzten Vorstellung gelangt der Begriff nicht zum vollen Verständniß, und der Inhalt desselben wird nicht mit Bewußtsein und planmäßig angewendet. Die Wirkungen lassen sich nicht ganz abweisen; obschon die Erziehung an eine bestimmte Altersgrenze geknüpft und der gesammte Haushalt danach eingerichtet wird, hören doch Umgebung und Ereignisse niemals

auf, den Menschen umzugestalten, aber in jener gehemmten Weise und mit der geringern Wirkung, welche in der Geisteswelt das Sittengesetz ausübt, so lange es noch nicht erkannt ist. Dies ist der sichtbarste Nachtheil der Grenzscheide, daß nur bis zu der willkürlich gezogenen Grenze die Erziehung mit Bewußtsein ihres Zieles und planmäßig geleitet, später aber bloß erfahren wird. Die erziehende Kraft des Lebens muß sich aufdrängen, entbehrt die entgegenkommende Hülfe bewußter Empfänglichkeit und schwächt sich an den Elementen des Widerstandes, welche der Zufall stets bereitet. Meine Absicht ist, das Bewußtsein der Erziehungsthätigkeit zu verallgemeinern und auch der spätern Fortentwickelung die Förderungsmittel zuzuwenden, welche die zielbewußte Thätigkeit im Kampf mit den natürlichen und zufälligen Hindernissen hervorbringt.

Die Aussonderung eines Erziehungsalters ist äußeren Wahrnehmungen entlehnt und hängt mit einer allgemeinern Eintheilung des Menschenlebens zusammen, welche gleichfalls in natürlichen Vorgängen ihren Anhalt hat und gleichfalls der Berichtigung bedarf, ehe das Wesen der Erziehung völlig erkennbar und von den eingewohnten Irrthümern frei wird. Die Eintheilung des Menschenlebens in Jugend und Alter giebt für fast alle entscheidenden Einrichtungen die leitenden Grundzüge her und überschreitet weit das ihr gebührende Maß, aus ungenügender Beobachtung und irriger Erläuterung des Beobachteten. Im Zusammenhang mit physiologischen und moralischen Gesetzen denkt man sich den Verlauf eines vollen Menschenlebens als ein Aufsteigen und Niedergehen der körperlichen und geistigen Kräfte und ein gewisses Alter als den trennenden Höhepunkt. Die Ausdrücke, welche den Verlauf der Tages- und Jahreszeiten bezeichnen, werden in gleichartigem Sinne für die Lebensalter verwendet, und aus den Gesetzen, welche durch jene Naturerscheinungen bedingt sind, werden Regeln für die Einrichtung des Lebens gebildet. Viel verbreitet ist der Glaube an ein Gesetz, welches in physiologischen Untersuchungen erkannt worden sei: daß von einem bestimmten Zeitpunkt des reifen Alters an das Gehirn sich zurückbilde und die Abnahme der Geisteskräfte dadurch bedingt werde. Der Mensch, sagt man, sei an Körper und Geist denselben Regeln unterworfen, welche wir an anderen Thieren und im Verhältniß auch an den Pflanzen wahrnehmen. Alle Kräfte wachsen bis zu einem bestimmten Höhepunkte und gerathen sodann in allmäligen Verfall, Auf- und Niedergang haften als Gesetz allen Schöpfungen an, das Menschenleben folge demselben Gesetze, welches in den Zustand der Bildungsfähigkeit zum Ausdruck gelange. Im Erziehungsalter könne der Mensch von Grund aus gebildet werden, in dem darauf folgenden Abschnitt könne er sich nur noch fortbilden; der reife Mann wirke mit der Fülle des gewonnenen Reichthums, aber die Fähigkeit der Fortbildung sei vermindert und nehme allmälig ab; das fortschreitende Alter müsse von dem Aufgesammelten zusetzen; der Greis lebe allein von dem Ersparten, seine Geistesthätigkeit aber sei abgeschlossen und bewege sich nur noch in durchwandelten Bahnen. Jugend und Alter gelten als die großen Gegensätze, welche unsere Ideale wie unsere wirthschaftlichen Verhältnisse mit den wichtigsten Folgen beherrschen, und zwischen ihnen liegt eine unausfüllbare Kluft. Unter dem Ein-

druck jener Vorstellungen ist die Jugend zum Inbegriff alles Schönen und jedes Glückes, das Alter aber zum Gespenst geworden, dessen Herannahen das Gemüth mit Sorgen erfüllt. Die Dichter preisen die Jugend, und wir werden gewöhnt, über das entschwundene Jugendglück zu seufzen; rückwärts bis zur ersten Kindheit steigert die Phantasie, fast im genauen Verhältniß zu der geringen Anzahl der Jahre, die Vorstellung von der Schönheit und dem Genuß des Lebens. Das Alter dagegen sehen die Meisten herannahen, wie ein unabwendbares Unglück. Einige nehmen es schlechtweg für eine Art Krankheit; Andere, die ihm nicht geradezu jeden Werth absprechen, beklagen doch im Vergleich mit der Jugend die verminderte Genußfähigkeit. Diese schmerzliche Empfindung ist weit verbreitet und zahlreiche, vielleicht die meisten Erscheinungen unseres heutigen Zustandes begünstigen sie. Denn meistens begegnen wir wirklicher Abnahme der körperlichen Rüstigkeit, wirklichem Erschlaffen der geistigen Spannkraft, und aus den häufig wahrgenommenen Erscheinungen bildet sich die Regel, welche die allgemeine Oekonomie beherrscht. Im Erwerb der Güter und im geistigen Streben sucht jeder Vorsichtige für das Alter wie für einen hülfsbedürftigen Zustand sich vorzubereiten. Kommen die Jahre heran, in denen man oft bei Anderen die Kräfte abnehmen sieht, und das vorgesteckte Ziel ist noch nicht erreicht, dann ergreift Furcht den Lässigen, den Thatkräftigen aber treibt ein fieberhafter Drang, er will noch erwerben und leisten, zum Vorrath für das bedürftige Alter. Nicht allein das Beispiel Anderer warnt, die Meisten schreckt die eigene Wahrnehmung, wie gewissermaßen als Vorläufer des Alters Uebel sich einstellen, welche der Jugend fremd waren; fast ist der Anfang des Alters an diesem Merkmal zu erkennen.

So sind die Erscheinungen, aber meine abweichende Anschauung über das Verhältniß zwischen Jugend und Alter knüpft an die Ursache jener Erscheinungen an. Entspringen sie einem Naturgesetz, welchem wir uns unterwerfen müssen, oder sind sie eine abwendbare Folge fehlerhafter Einrichtungen? Ich erkenne nicht an, daß das Wesen der Menschen den heute üblichen Lebensgang nothwendig macht. Es widerstreitet jedem vernünftigen Plane, daß das Leben mit der Höhe des Glückes anfange und zu verringertem Glück sich fortentwickele; es kann kein Naturgesetz geben, welches den Menschen zwingt, mit einer Fülle von Gütern zu beginnen und aufzuhören verarmt, enttäuscht und nicht mehr angezogen vom Genuß, wie der Anfang war. Der Tod beendet jedes Menschenleben, aber das nothwendige Ende ist kein Beweis für eine frühere Abnahme des Lebenswerthes; von dem Wesen des Todes wissen wir Nichts, was uns zum Rückschluß auf einen vorangehenden Zustand berechtigte. Ein physiologisches Gesetz unvermeidlicher Rückbildung ist am Gehirn des Menschen nicht erkannt worden. Auf- und Niedergang als Verschlechterung der geschaffenen Wesen ist kein allgemeines Naturgesetz. An den Pflanzen erlangen Schönheit und Nutzen oft den höchsten Grad, sobald das Wachsthum gänzlich versiegt ist. Andere Thiere, als der Mensch, scheinen mit dem zunehmenden Alter zu verfallen, aber die Stimmung, welche Jugend und Alter in ihnen bewirken, ist nicht genügend erforscht. Von allen Geschöpfen unterscheidet sich der Mensch, daß das Bewußtsein des Zusammenhanges zwischen Gegenwart und Zukunft

durch Hoffnung und Sorge, zwischen Gegenwart und Vergangenheit durch die Erinnerung ihm als Grundelement der Bildung eingepflanzt ist; diese Auszeichnung vor allen übrigen Geschöpfen würde die Anordnung eines unvermeidlichen Rückganges im Glück zu dem verkehrtesten Lebensplane machen. Ich vertrete nicht den Grundsatz einer allgemein erkennbaren Zweckmäßigkeit in allen Hervorbringungen der Natur, doch erkenne ich in der gesammten Anlage des Menschengeschlechts eine hinreichend ausgebildete Zweckmäßigkeit, welche mich an ein offenbar vernunftwidriges Naturgesetz nicht eher glauben läßt, als bis der Beweis unwiderleglich erbracht ist. Darum greife ich nicht vorschnell zu der leichten, doch wenig befriedigenden Erklärung, daß die Natur die Abnahme der Kräfte, die Verminderung der Freuden und der Genußfähigkeit der späteren Lebenshälfte auferlegt habe. Ich sehe zwar überwiegende Beispiele eines solchen Entwickelungsganges, aber die Naturnothwendigkeit als Ursache bestätigt sich nicht.

Am Kinde erfahren wir ohne jede Ausnahme, daß es auf die Welt kommt, unfähig zur freien Bewegung und zu anderen Kraftäußerungen, zu denen es sich allmälig entwickelt; hier erkenne ich ein Naturgesetz. Wäre je ein Kind in Geistesreife geboren worden, so würde ich die gewöhnliche Unreife nicht mehr einem Naturgesetz zuschreiben, sondern anderen vermeidlichen Ursachen, welche das Werden der meisten Kinder begleiten oder ihm vorangehen, und die Wissenschaft müßte nach den unbekannten Ursachen forschen. Aber noch nie ist ein Kind an Geist und Körper völlig ausgebildet wie ein Erwachsener auf die Welt gekommen; keine Ausnahme wird berichtet, und mir ist nicht bekannt, daß auch nur die Fabel eine Ausnahme unter den Menschenkindern gedichtet hätte. In den ersten Stufen des allmäligen Aufsteigens sind wir so sehr an bestimmte Zwischenräume gewöhnt, daß, wenn einmal die Entwickelung eines Kindes dem üblich frühesten Zeitpunkt um Einiges voraneilt, wir sofort von einem Wunderkinde sprechen, weil ein wunderartiges Erstaunen uns ergreift, daß die Fähigkeiten sich früher einstellen, als die Regel zu gestatten schien. Aber niemals sprechen wir von einem Wundergreise, auch nicht, wenn Geist und Körper im höchsten Alter ihre volle Rüstigkeit bewahren und die Wirksamkeit des thatkräftigen Mannes zulassen. Männer von solcher Beschaffenheit verzeichnet die Geschichte aller Zeiten, viele Früchte des klarsten und mächtigsten Geistes, Thaten des entschlossensten Willens und bezwingender Kraft, vollendete Werke der Kunst und des Wissens, welche im Greisenalter gezeitigt und vollendet worden sind. Nach dem siebzigsten Jahre hat Sophokles Tragödien gedichtet, welche unter seinen bewunderungswürdigen Schöpfungen hervorragen und in nie verwelkender Frische heute noch die Gebildeten aller Nationen entzücken. Bis in das höchste Greisenalter hat Plato sein philosophisches Dichterwerk mit nicht abnehmender Fülle der Phantasie und unverminderter Gedankentiefe fortgesetzt, und vielleicht das Nützlichste überliefert er uns in den aufgezeichneten Gesprächen, welche der siebzigjährige Sokrates unmittelbar vor dem Tode geführt hat. Seine kühnsten, kräftigsten und charaktervollsten Reden hat Cicero als Greis gegen Antonius gehalten. Voltaire hat bis an die äußerste Grenze seines ungewöhnlich hohen Alters den klaren, zierlichen, verständnißreichen Geist, die unermüdete Kampfestüchtigkeit bewahrt, und von den mannigfachen Flecken seines Charakters haben

ihn die letzten Lebensjahre gereinigt. Alexander Humboldt hat den Kosmos, welcher das Gesammtergebniß seiner Forschung zusammenfaßt, nach dem siebzigsten Lebensjahre begonnen und in jahrelanger Arbeit abgeschlossen. Die Untersuchungen der beiden Grimm zeigen keine Abnahme der Aufmerksamkeit und des Urtheils im Greisenalter. Ranke setzt seine Geschichtsschreibung in der Mitte der Siebzig fort und scheint noch immer in der Kunst der Darstellung zu wachsen. Lord Lyndhurst war ein achtzigjähriger Greis, als er wenige Tage vor seinem Tode, durch eine der kraftvollsten Reden im Hause der Lords, seinen Ruf als des ersten Redners befestigte. Palmerston hat im Greisenalter das letzte Ziel seines fünfzigjährigen Ehrgeizes, das Amt des ersten Ministers, errungen, und bis an seinen Tod wußte er es in der Mitte eifersüchtiger Parteien zu behaupten, blieb er der gewandteste Staatsmann, reich an Auskünften und geschmeidiger Ueberredung. Franklin hat, nach einem Vorleben in bescheidenen Verhältnissen, als Greis mit bewunderungswürdiger Klugheit die werdenden Anfänge der nordamerikanischen Union an den Höfen und bei den Völkern Europas vertreten und wegen dieser Verdienste seinen ersten Platz unter den hervorragenden Begründern jenes mächtigen Staatswesens sich erworben. Friedrich der Große hat die ihm eigenthümliche Hoheit des Geistes bis an das Lebensende besessen, hat die Zügel der Regierung straff in den gealterten Händen gehalten, hat auch in seinen letzten Regierungsjahren dem aufstrebenden Kleinstaat das Ansehen, die Macht und den Einfluß eines großen Staates erhalten und vermehrt, und er war ein Fürst, welcher ganz aus seiner eigenen Kraft regierte und die Staatskunst aus seiner Weisheit schöpfte. Nach einem nur wenig hervorragenden Vorleben stand der siebzigjährige Blücher plötzlich als der kühnste Feldherr vor dem erstaunenden Europa, erwarb er sich durch die rastlose und stets gegenwärtige Heerführung den für das Greisenalter besonders bedeutsamen Titel des „Marschall Vorwärts." Die ausdauernde Kriegführung des achtzigjährigen Radetzky hat die Macht Oesterreichs in Italien beinahe aus dem Zusammensturz wieder aufgerichtet. Die größte staatliche Umwälzung der Neuzeit, die Aufrichtung des deutschen Reichs mit den vorangegangenen Kämpfen, knüpft sich an die Namen und die wesentliche Mitwirkung solcher Männer, welche erst im Greisenalter aus den gewöhnlichen Reihen zu den höchsten Stufen zeitgenössischen Ruhmes sich erhoben haben. Das niedergeworfene, zerrüttete Frankreich ist von dem mehr als siebzigjährigen Thiers zu geordneten Zuständen und neuen Anfängen staatlicher Größe zurückgeführt worden, und wie verschieden man über den bleibenden Werth seiner Regierungsweise urtheilen mag, so muß man doch die rüstige Anlage des Geistes anerkennen, welche den Hochbetagten ein so schweres Amt Jahre lang zum Nutzen des Staates verwalten ließ.

Die Beispiele an einzelnen Namen lassen sich aus der Geschichte leichter häufen, als das Raumverhältniß meiner Betrachtungen gestattet. Nur auf einige allgemeine Erscheinungen will ich noch hinweisen. An hervorragenden Leistungen der Staatsleitung, welche doch die höchste Umsicht und Gewandtheit des Geistes fordert, sogar an den größten Thaten der Kriegsführung, welche doch die vollste Lebensfrische verlangt, nimmt das Greisenalter im Verhältniß einen bedeutenden

Antheil. In den ersten uns bekannten Staatsverfassungen, welche auf sorgfältiger Berechnung aller bürgerlichen Zustände und freier Auswahl der besten Kräfte beruhen, in den Verfassungen der griechischen Städterepubliken, finden wir das Collegium der Greise als eine öffentliche Einrichtung, welche die Weisheit der wichtigsten Beschlüsse verbürgen soll. Den meisten Päpsten, deren starke Persönlichkeiten den wunderbaren Weltbau der römischen Kirche allmälig vollendet haben, ist die päpstliche Würde und der Anfang von Macht erst im hohen Greisenalter zugefallen. Venedig hat seine Dogen vorwiegend aus den greisen Staatsmännern ausgewählt und einige der ältesten haben durch ihre kräftige Persönlichkeit über das Mittelmaß erblicher Fürsten hervorgeragt. In der modernen Geschichtszeit pflegt England seine bedeutendsten Staatsmänner und Redner unter Hochbetagten zu mustern. Vielleicht fällt das Verhältniß bedeutendster Geistesleistungen, wenn alle in Betracht kommenden Umstände ermittelt werden, zu Gunsten des hohen Alters aus. In den bürgerlichen Berufen stellen sich tägliche Beispiele rüstiger Leistungen und erfreulicher Lebensbilder in Hochbetagten dar. Die Beispiele gelten als Ausnahmen, doch ihre häufige Wiederkehr zeigt an, daß das Gegentheil keine weit umfassende Regel bildet. Kenner einfacher Verhältnisse, besonders des Bauernstandes, versichern mir, daß unter denselben als Regel das Alter bis zu achtzig Jahren in zufriedener Genußfähigkeit gedeiht. Ich selbst habe seit vielen Jahren die Bekanntschaft mit Greisen aufgesucht, nach ihren Lebensgängen mich erkundigt, ihre Geistesbeschaffenheit und Seelenstimmung zu erforschen gestrebt, und aus dieser Erfahrung bezweifle ich, ob die Bezeichnungen Regel und Ausnahme auf den Verfall und die Erhaltung der Geisteskraft im Alter passen.

Die dem Alter abgeneigte Kritik liebt es, alle Mängel im Verhalten oder in den Werken Hochbetagter greisenhaft zu nennen, und die häufigen Merkmale derselben Beschaffenheit faßt sie als Unfähigkeit des Alters zusammen; mit Unrecht. An den Vollbringungen jedes Lebensabschnittes zeigen sich am häufigsten die Unvollkommenheiten, welche diesem Abschnitt eigenthümlich sind. Mindestens eben so oft, wie an tüchtigen Werken des Alters ein greises Erschlaffen, ist an tüchtigen Werken der Jugend vorschnelles Wesen und Unbesonnenheit wahrzunehmen, doch sind es nur die Pedanten, welche diesen häufig wiederkehrenden Fehler als Unfähigkeit der Jugend zusammenfassen. In vielen Hinsichten ist das Alter schlechter gestellt als die Jugend. Den Unvollkommenheiten der Jugend hilft die Zeit ab, die des Alters heilt die Zeit nicht, sondern vermehrt sie oft. Die Jugend trägt ihre Unzulänglichkeit ohne Kenntniß des Bessern, das Alter empfindet die Verschlechterungen und entbehrt schwerer im Vergleich der Gegensätze. Für die unbehülfliche Jugend sind Stützen geschaffen und von der Gesellschaft reich ergänzt; das gebrechliche Alter muß sie suchen und findet sie schwer, selten in einem ausreichenden Maße. Aber die Unvollkommenheiten der Jugend entspringen einem Naturgesetz, sind allgemein und unabänderlich, die des Alters sind den Einzelnen vermeidlich und lassen für die Gesammtheit sich mildern. Die Noth des Alters spielt in den heutigen Gesellschaftszuständen keine geringe Rolle, aber durch das Verschulden unserer Einrichtungen erlangt sie ihren weiten Umfang. Der Noth und der Gebrechlichkeit steht eine voll-

kommenere Fülle des Lebensinhaltes gegenüber und bekundet die höchste Fähigkeit des Alters. Nach den Schicksalen und Gewöhnungen des vorangegangenen Lebens richtet sich der Werthgehalt der späteren Hälfte. Vielen, vielleicht den Meisten, ist das Alter eine Bürde; sie gehen ihm entgegen mit der quälenden Empfindung wiederkehrender Hilflosigkeit; aber dieser Zustand ist eine Folge der herrschenden Verhältnisse. Noch ist die Jugend der Meisten mit Mühen überladen, von der angemessenen Pflege ausgeschlossen, zum vorzeitigen Verbrauch der Kräfte verurtheilt. Dazu kommen Viele, welche aus Mangel an richtiger Leitung, durch Mißverständniß Anderer oder durch eigene Irrung, den Vorrath künftigen Wohlbehagens verschwenden und aufgerieben in das Alter eintreten. Dagegen die wenigen Begnadigten, welche ohne Ueberbürdung und ohne freiwillige Zerstörung durch das Leben wandeln, bringen in das Alter die volle Fähigkeit zu wirken und zu genießen; und zu den Genüssen, welche die Verhältnisse ihnen darbieten, giebt das Alter jene verklärende Milde, welche die Härten besänftigt und die Schönheit selbst mit noch höherm Reiz ausstattet. Denn dem wohlgebildeten Alter eigen ist die stylvolle Ruhe, um welche Kunst und Weisheit als um die höchste Vollkommenheit sich bewerben.

Zwei Zeugnisse liegen aus neuerer Zeit über die beiden Gegensätze des Alters vor; vollgültige und lehrreiche Zeugnisse, weil beide Darsteller unmittelbar aus ihren Gemüthern schöpfen und die inneren Empfindungen mit beredter Treue wiedergeben. Ungefähr gleichzeitig haben Bogumil Goltz und Jakob Grimm in ausführlichen Reden über das Alter gesprochen, jeder gegen den Schluß seines bald darauf vollendeten Lebens. Bogumil Goltz ist das Alter eine verzweifelte Krankheit, das Aufhören des gegenwärtigen Genusses und der frohen Erwartung. In grellen Farben und doch mit dem Ausdruck der Wahrheit beschreibt er die Schrecken der abnehmenden Geisteskraft, des drohenden Stumpfsinnes. Von einem solchen Alter giebt es nur eine Sehnsucht, nach dem Tode, weil er das Ende dieses Elends bringt. Ein solcher Abschluß läßt das gesammte Vorleben als nichtige Eitelkeit erscheinen. Die Schilderung ist eine schwere Anklage gegen das Leben, aber gegen ein Leben, wie es Bogumil Goltz zurückgelegt hatte, planlos, in aufreibendem Kampfe für den Unterhalt, in ruhelosem Streben nach einem hervorragenden Platze unter den bevorzugten Männern der Nation. Jakob Grimm dagegen hatte auf der festen Grundlage der feinsten Bildung, fruchtreicher Arbeit und sittlicher Frische ein heiteres Leben sich aufgebaut, und an der Neige eines solchen Lebens schildert er die Glückseligkeit des Alters, die gewonnene Ruhe und den erhöhten Genuß. Der Geist ist klarer, die Leidenschaften sind zum Schweigen gebracht; frei von jeder Trübung überschaut er Dinge und Ereignisse, erkennt ihr Wesen schärfer und weiß sie leichter zu verwerthen, als unter dem heftigen Drange der Jugend. Die edelsten Gefühle und Eindrücke, welche die Jugend fast nur ahnt oder im Wechsel des Ungestüms nur ungleichmäßig und unvollkommen empfindet, entfalten sich dem Greise in ihrer ganzen Hoheit und Tiefe. Das Antlitz des Freundes erwärmt das Gemüth, aus jedem Baume, aus jeder Blume, dem Anblick des Firmaments, den Farben und Gestalten der Wolken, aus dem Spiel der Schatten und Lichter fließen die Strahlen der

Schönheit. Der Spaziergang wird zum Fest und das eigene Haus ein Tempel des Friedens und stiller Freuden. Diese Rede Jakob Grimm's ist ein hohes Lied des Alters, aber kein Gebilde der Phantasie, die unerschöpfliche Glückseligkeit wird nicht an einen fernen Ort verlegt, nicht Anderen angedichtet, sondern aus dem eigenen Innern kommt der Bericht. Die Worte überzeugen den Hörer, daß Wirklichkeit ihn umgiebt, und er wird nicht von der Sehnsucht nach einem Unerreichbaren ergriffen, sondern er nimmt Theil an dem Glücke, welches sich vor ihm erfüllt. Und ein solches Alter ist kein Geschenk des Geschickes an einen Auserwählten, sondern erreichbar jedem Menschen, welcher nicht durch die fehlerhaften Einrichtungen der Gesellschaft, durch verfehlte Erziehung oder eigene Schuld von den Vorbedingungen ausgeschlossen ist, sofern er mit geeigneten Mitteln das Leben für einen solchen Abschluß vorbereitet.

Die Vorbereitung kann nicht erspart werden; die Glückseligkeit des Alters ist keine Gabe, welche unverdient in den Schoß fällt. Wenn ich gegen einander stelle, aus welchen Quellen die Jugend und das Alter schöpfen, so erklärt sich mir leicht, weshalb der sehnsüchtige Rückblick nach dem entschwundenen Jugendglück so viele Phantasien beschäftigt und so viele Vorstellungen aus der vernünftigen Ordnung entrückt. Das Glück der Jugend ist ein Geschenk; die Empfänglichkeit der Jugend ist eine noch nicht verdiente Gabe, mit welcher die Natur den Menschen ausstattet, während er die schwierige Wirthschaft des Lebens beginnt. Die Glückseligkeit des Alters aber wird nicht umsonst gegeben, sondern muß schwer errungen werden, und wer sie nicht durch die Arbeit der vielen Jahre verdient, besitzt sie nicht. Darum ist sie seltener als das Jugendglück, doch im Vergleiche vollkommener. Freilich gilt Vielen die kleine unverdiente Gabe begehrenswerther, als ein mühseliger, obschon größerer Erwerb; doch Erfahrung und Einsicht lehren, daß im Durchschnitt das Wohl auf dem Erwerbe beruht. So viel von der glückseligen Jugend gesprochen und gesungen wird, ein auf ernste Beobachtungen gestützter Vergleich entfernt selbst den Schein des größern Glückes. Der schnelle Wechsel in den Empfindungen des Kindes, die Bedrängnisse, welche bei geringen Anlässen oft im Kinde die Empfindung eines schweren Leides hervorrufen, die Unselbstständigkeit, die geringe Widerstandskraft, die Verehrung des Kindes für den Erwachsenen wie für ein höheres Wesen, die Begierde des Kindes, selbst ein solches Wesen zu sein; die Leidenschaften des Jünglings, die häufige Hingabe an Ziele von untergeordneter Bedeutung, der immer noch schnelle Wechsel in Streben und Stimmung; und dagegen die maßvolle Ruhe, welche dem gut durchgebildeten Alter natürlich ist, zeigen dem verständigen Beobachter, wo die höhere Summe des Glückes zu suchen ist. Der Kunstsinn lehrt früh, daß der stark bewegte Genuß nicht zu den höchsten Genüssen gehört. Die Kunst hat den Beruf, unsere Leidenschaften zu mäßigen, sie fruchtbar zu machen, unter bestimmte Regeln zu stellen, von Willkür zu befreien und nach dieser Läuterung uns des höchsten Genusses fähig zu machen. Das Alter ist die Zeit der Vollendung, wie sie die Kunst vorbereitet.

Wenn dennoch vor unseren Augen das Alter von den Meisten wie ein Uebel empfunden und das Leben schlecht abgeschlossen wird, so liegt schon an

der Oberfläche ersichtlich ein nicht geringer Theil der Schuld in den Ursachen, welche ich bereits angedeutet habe. „Noch ist die Jugend der Meisten mit Mühen überladen, von der angemessenen Pflege ausgeschlossen, zum vorzeitigen Verbrauch der Kräfte verurtheilt.“ Wenige treten ohne muthwillige Erschöpfung des Geistes und des Körpers in die spätere Lebenshälfte ein. Zum Auffammeln von äußeren Gegenständen des Besitzes wird angestachelt, doch wenig wird gethan, um das möglichste Maß von Rüstigkeit zu bewahren. Aber die tiefere Ursache, aus welcher jener Mißerfolg der meisten Leben entspringt, liegt in den verkehrten Anschauungen, welche über die Beziehungen, Aufgaben und Abschnitte des Lebens in den Köpfen der Meisten durch falsche Erziehung hervorgerufen und befestigt werden. In dem Streben wider Anlagen gestaltet sich eine schädliche Lebensweise; der Widerspruch zwischen dem innern Antrieb, welcher sich niemals ganz unterdrücken läßt, und der Gewöhnung schafft eine allgemeine Unzufriedenheit, welche die ergiebigste Quelle wirklicher und eingebildeter Leiden ist. Die Natur weist jedem Lebensabschnitt einen angemessenen Kreis von Aufgaben zu. Dem Kinde eigen ist sorgloser Genuß des Augenblicks, Ernst im Spiel, Lerntrieb, Gehorsam neben einer gewissen Hartnäckigkeit, Harmlosigkeit. Dem Jüngling gehört rasches Handeln, kühnes Wollen, Werben und Erobern, Freude an den schäumenden Genüssen des geselligen Lebens, Lust an heftiger Erschütterung, an Gefahren. Den Mann soll Zweckmäßigkeit leiten, selbst das Ideal soll auf praktische Ziele gerichtet sein; Muth darf ihm nicht fehlen, aber der aufbrausende Muth steht ihm nicht schön an. Gegen das höchste Alter hin soll die Beschaulichkeit wachsen, der Blick sich erweitern, der gefällige Schein nicht mehr den frühern Reiz ausüben, das Wesen der Dinge klarer zum Verständniß gelangen. Dieser natürlichen Verschiedenheit entsprechend, ist der Kreis von Aufgaben und Genüssen je nach den einzelnen Altersstufen verschieden. Wer der natürlichen Anleitung gemäß sein Verhalten einrichtet, kann aus jeder Altersstufe den höchsten Gewinn ziehen, wer dagegen die Rollen gewaltsam verschiebt, muß sich einen schweren Abzug gefallen lassen oder erleidet nur Mißwirkung. Unerträglich wäre das Loos eines Kindes, welches dem Erwachsenen gleich unwillig wäre, einem fremden Befehl zu gehorchen; unwürdig dagegen ist das Geschick des Erwachsenen, welcher geneigt oder gezwungen ist, sich wie ein Kind einem fremden Willen zu unterwerfen. Der durch und durch praktische, gedankenschwere Jüngling, welcher die Freuden munterer Geselligkeit meidet und jedes Aufwallen unterdrückt, ist kein anmuthiges Bild; noch abstoßender erscheint der gealterte Mann, welcher sich in den heftigen Bewegungen des Jünglings gefällt und auf Triumphe ausgeht, welche die tändelnde Jugend allein zieren. Der Greis wird in diesen Mißgriffen lächerlich und überall, wo er die weise Mäßigung vergißt, stößt er an die Grenze des Vermögens und büßt mit Unlust den verfehlten Versuch. In den ersten Lebensjahren sorgt die Natur gegen eine allzu starke Verschiebung der Rollen; an den Kindern beobachtet sich leicht, daß ihnen jeder Reiz und in den meisten Beziehungen auch das Vermögen fehlt, den natürlichen Anlagen zu widerstreben. Das Kind muß sich dem Willen des Erwachsenen fügen, weil ihm die Kraft des Widerstandes fehlt. Je mehr aber mit den fortschreitenden Jahren der Zwang vor der Willensfreiheit weicht, um so

schädlicher können die Einwirkungen der Erziehung werden, wenn diese den natürlichen Anlagen entgegenarbeitet. Zum Tummelplatz eingebildeter und wirklicher Leiden, welche der Widerspruch zwischen den Anlagen und der Gewöhnung schafft, wird das Alter durch die grundsätzlich genährte Vorstellung, daß der wahre Genuß und der wahre Werth des Lebens doch nur der Jugend angehöre. Der Geist wird mit allen Mitteln der Erziehung verführt, an die Jugend sich fest anzuklammern, das Alter aber zu fürchten. Daher leiden die meisten Menschen an der Vorempfindung des Alters und sie verleben das Alter schlecht, weil sie es widerwillig aufnehmen und unangemessen verwenden. Sie erkennen den Werth der Genüsse kaum, weil Gedankengang und Empfindung ihnen darauf eingeübt ist, die Genüsse der Jugend allein zu erkennen; und weil jeder Mensch am würdigsten erscheinen will, der Werth der Jugend aber den Jungen und den Alten als der höchste vorgespiegelt wird, mühen sich die meisten Alten, das Aussehen der Jugend so lange zu erhalten, als der Schein gestattet. Weil die Jugend in größeren Ehren steht, quälen sich Alternde oft zu einer ihnen ungeziemenden Lebensweise, und gerade in dem Lebensabschnitt, in welchem das Verhalten immer ernster, wahrer und zweckmäßiger werden sollte, tritt häufig Schein, Verstellung und eine zweckwidrige Lebensweise ein. „Jeder Mann will sich verjüngen," läßt Göthe (in den Wahlverwandtschaften) Ottilien in's Tagebuch schreiben, und kaum merkt der Leser, daß in diesem naiven Satz ein Grundübel unserer gesellschaftlichen Zustände bezeugt wird; mit einiger Uebertreibung zwar, doch in weitem Maße zutreffend. Zu den schädlichen Nachwirkungen, denen ohnehin, durch die Schuld unserer Einrichtungen, das Alter unterworfen wird, tritt der freiwillig übernommene Nachtheil, welcher die irregeleitete Vorstellung zuerst groß zieht, dann festhält. Und die Wirkungen aller Verkehrtheiten, welche das Glück des Alters beeinträchtigen, werden zu einer neuen Ursache. In den zunehmenden Bürden des Alters und im Verschwinden der Freuden wirbt die Ascese Anhänger für ihre Lehre, daß das Glück dieser Welt trügerisch sei und das höchste Ziel in der Entsagung liege; ein neues Element zu fehlerhaften Plänen der Erziehung, zu Irrwegen für den Einzelnen und für das Menschengeschlecht.

Dieselbe Vorstellung, welche fälschlich anleitet, die Jugend für den Höhepunkt des Glückes zu halten, weist die Erziehung ausschließlich bestimmten Jugendjahren zu, und wie sie den lebenswerthen Inhalt des Lebens in die Jugend verlegt, so richtet sie die Erziehung ausschließlich oder vorwiegend auf das, was der Jugend tauglich ist, und die Bedingungen dafür sucht sie in der möglichsten Entfaltung der Anlagen, welche der Jugend eigenthümlich sind. Die so geleitete Erziehung nimmt einen Theil für das Ganze und hebt die von der Natur angedeutete und geforderte Einheit der Entwickelung auf.

Unaufhörlich stellt das Leben neue Ansprüche. Kein Lebenslauf ist so einförmig, daß sich die Tage bloß wiederholten. Nur der Stumpfsinn ist gegen die Einwirkungen des Wechsels verschlossen; der empfindende Mensch geräth von selbst in ein gewisses Verhältniß zu ihnen, welches je nach der Kraft seines Eingreifens sich verschieden gestaltet. Eine starke Persönlichkeit macht ihren Willen zum

Mittelpunkt der wechselnden Ereignisse und zwingt diese, sich bis zur möglichen Grenze ihm anzupassen. Eine schwache Persönlichkeit wird von den Ereignissen fortgerissen, wird gezwungen, die Richtung ihres Willens nach den äußern Einwirkungen zu verändern; sie selbst kreist im Wechsel. Zur Schöpfung der Kraft, welche sich zum Mittelpunkt des Wechsels macht, gehört die angemessene Vorbereitung auf die kommenden Ereignisse; am leichtesten bewältigt wird der Ueberraschte. Die Lagen verändern sich nach Gesetzen und Zufällen, die Veränderungen kommen plötzlich oder ziehen langsam heran. Die Aufgabe der Erziehung ist, auf alle denkbaren Lagen vorzubereiten; auf sie eingerichtet sein, ist der Inhalt der Bildung. Wer unvorbereitet in eine neue Lage geräth, ist in Gefahr, das Unzutreffende zu thun, Schaden zu erleiden, wo er Nutzen hätte gewinnen können, die Ursache des Mißlingens, welche in seinem Verschulden liegt, den Ereignissen und Zuständen zuzuschreiben und mit ihnen in eine ohnmächtige Gegnerschaft zu gerathen. Die lerneifrige Erfahrung dagegen bereitet auf das Kommende vor, gewährt mindestens eine annähernde Kenntniß desselben und bietet eine Handhabe für das nützlichste Verhalten. Das Kind gewahrt zum ersten Mal die Flamme, wird von ihrer Schönheit angezogen, greift nach ihr, verbrennt sich die Hand, empfindet den Schaden und zieht sich scheu zurück. Später nochmals angezogen, doch belehrt, daß es nicht nach der Flamme greifen darf, macht es den zweckmäßigen Gebrauch; es weiß nun, daß das Licht erfreulich dem Auge ist, andere Sinne aber schmerzhaft ergriffen werden, wenn man sie in eine ungeeignete Verbindung mit der Flamme setzt. Von jetzt ab zieht das Kind aus dem Begegniß mit der Flamme den der Lage entsprechenden Gewinn. In der ersten Kindheit wiederholen sich fast ununterbrochen dieselben Entwickelungen: ein fortwährendes Beobachten, Staunen, Angreifen, Zurückweichen und Wiederannähern; Versuche eines zweckwidrigen Gebrauchs und Abneigung, Erfahrung des richtigen Gebrauchs und Versöhnung. Minder augenfällig, doch den Grundzügen nach gleichartig, verläuft der spätere Wechsel der Lagen. Viele sind durch Natur und Einrichtung den Menschen gemeinsam, viele treten wie zufällig auf, aber jedes Leben ist eine Kette solcher Zufälle. In dem einfachsten Leben der Frau, welche auf den üblichen Bahnen aus dem Elternhause in das eigene Haus zieht und auf gleich einfache Weise die Kinder ausstattet, ereignet sich doch schon die größte Mannigfaltigkeit wechselnder Lagen. Aufzuzählen sind sie nicht, aber sie lassen sich andeuten in den mächtigen Einschnitten, welche nach unseren Sitten oder Lebensgängen dieser einfachsten Art gemeinsam zu sein pflegen: der Eintritt in die Schule, das Verlassen der Schule, die Einsegnung, die beginnende Huldigung, der erste Ball, die aufkeimende Neigung, der Brautstand, der Hochzeitstag, die Herrschaft im Hauswesen, die Offenbarung des Muttersegens, der Empfang und die Pflege des ersten Kindes, die Pflege des folgenden Kindes, die Wiederkehr der eigenen Lebenswendungen bei der Tochter, die neuen Erfahrungen bei den Lebenswendungen des Sohnes, die silberne Hochzeit, die goldene Hochzeit. In dem Lebensgange des schlichtesten Mannes treten den entsprechenden Geschicken noch andere bewegte Momente hinzu: die Prüfungen, die Begründung des selbstständigen Nahrungszweiges,

das Amt, das Aufsteigen zu höheren Graden, bürgerliche Würden, die Jubiläen. Neben diesen die minder scheinbaren, doch wirksamen Einschnitte in den Lebensweg, und außer den gemeinen Schicksalen die tausendfachen Zufälle, welche als Glück oder Unglück über den Menschen kommen. Wer nicht genügend vorbereitet ist, benimmt sich in jedem neuen Zustand fremd und unbeholfen; und gelingt es ihm, in dem bereits wirksamen Zustande sich allmälig zurecht zu finden, wozu es gleichfalls eines durch Erziehung erworbenen Vorraths an Wissen und Charakter bedarf, so geht ihm doch während dieser Arbeit ein Theil des mit den Ereignissen verknüpften Lebensinhalts verloren. In wiederholten Vergleichen habe ich wahrgenommen, wie die eine Braut an ihrem Hochzeitstage in die volle Größe der Feier sich zu schicken, die ihr geziemende Stellung auszufüllen verstand und die Weihe des Tages genoß, wie dagegen eine andere Braut, in Verlegenheit befangen, zu keiner Sammlung gelangte und kaum von den Begebenheiten um sie her Kenntniß erhielt. Daran hat sich gewiß der wirkungsreiche Gegensatz entwickelt, welchen ich bei verheiratheten Frauen beobachtet habe, daß die eine den bedeutungsvollen Inhalt des Hochzeitstages in ihre Nacherinnerung übernahm, die andere keine deutliche Vorstellung desselben in Erinnerung behielt. Dieser ging die reiche Ausbeute verloren, welche die inhaltsvolle, nie wiederkehrende Lage dem empfänglichen Gemüthe gewährt. Bei silbernen und goldenen Hochzeiten habe ich ähnliche Verschiedenheiten in dem Benehmen der Gefeierten beobachtet. In allen gleichartigen Fällen tritt klar hervor, wie viel an gegenwärtigem Genuß und nützlicher Erinnerung durch Befangenheit verloren geht, und um wie viel größer der Lebensinhalt des Menschen ist, welcher durch Vorbereitung und Einsicht auch in neuen Lebenslagen sofort die rechte Stelle zu finden vermag. Und dies ist der Zweck der Erziehung. Die Lagen hören nie auf zu wechseln und neu zu sein. Auf Alles durch Erfahrung und vergleichende Schlüsse sich vorzubereiten, ist die große, nie aufhörende Arbeit des Lebens, bis zuletzt der Tod nicht als ein gewaltsamer Bruch erscheint, sondern in dem natürlichen Verlauf das schöne Ende an eine lange Vorarbeit sich anreiht und der würdevolle Tod zur schönsten Bestätigung des würdigen Lebens wird.

Erziehung ist die stete Vorbereitung, in der Mitte der sich aufdrängenden Umgebung die Herrschaft zu erlangen und zu behaupten. Nicht Spielball, sondern Leiter der um ihn her wirkenden Kräfte zu sein, ist des Menschen Naturtrieb und berechtigtes Streben. Aber die Ueberlegenheit fällt ihm nicht von selbst zu, sondern er muß sie erwerben mit den Anlagen, welche ihm die Natur als Handhaben bietet. Zu dieser Arbeit befähigt ihn die Erziehung, welche zur Herrschaft verhilft, indem sie zu einem richtigen Benehmen in allen Lebenslagen vorbereitet. Eine falsche Erziehungsmethode angewöhnt häufig ein äußeres Benehmen, welches, ohne das Wesen der an den Menschen herantretenden Dinge zu ergreifen, doch den Schein der Herrschaft verleiht. Mit dieser Art von Ueberlegenheit haben seit dem uns bekannten Anfang der Geschichte die Formeln und Mysterien sich beschäftigt, und heute noch stellt diese Art fast unvermittelt im Hofceremoniell sich dar. Mit dem Formenwesen im

Militärdienst hängt die oft beobachtete Erscheinung zusammen, daß Offiziere, welche während ihrer Dienstzeit Bataillone wie Puppen regieren und außerhalb der Dienstübung in ihrer Uniform mit gewohnter Sicherheit auftreten, in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung diese Sicherheit verlieren und nach dem Austritt aus dem Dienst unbeholfen und rathlos den gewöhnlichen Lebenslagen gegenüberstehen. Die äußere Abrichtung giebt nur den Schein der Ueberlegenheit, und auch dieser dauert nicht länger, als die vorher angeordneten Bedingungen genau eingehalten werden; jedes unvorhergesehene Ereigniß wirft die Ordnung über den Haufen. Die richtige Erziehung muß in dem Menschen selbst die Ursache schaffen, welche ihn den wechselnden Lagen gewachsen macht. Der Gehorsam der umgebenden Welt muß bedingt sein durch die überlegene Macht des Menschen, welcher jene zwingt, seinem Willen sich anzupassen. Zu dieser Herrschaft fähig ist nur, wer sich im richtigen Verhältniß weiß zu den Kräften und den Umständen, welche mitbestimmend auf ihn einwirken. Der Mensch bewegt sich nicht mit unbedingter Freiheit in einer allerwärts nachgiebigen Sphäre; Wille und Geschicklichkeit allein bestimmen nicht seine Bahn, sondern in der Außenwelt und in seinen eigenen Anlagen begegnet er Kraftäußerungen, welche gleichfalls Raum und Aufmerksamkeit beanspruchen. Vergeblich wäre das Mühen, sich von der Außenwelt abzusondern und die Ueberlegenheit in der Herrschaft über sich allein anzustreben. Solche Versuche sind angestellt, aber die Erfahrung beweist die verkehrte Richtung dieses Weges. Durch die Emancipation von der Außenwelt wird eine scheinbare Selbstherrschaft errungen, bis der nächste Zufall die Berührung nothwendig macht und die gänzliche Hilfslosigkeit offenbart. Der Zusammenstoß mit der Außenwelt bleibt nicht aus, so wie Einer nur sich von ihr unabhängig denkt. Nicht mehr Gewinn bringt der Umgang mit der Außenwelt, wenn er nicht mit der Vertiefung in das Wesen derselben verbunden ist. Die bewegliche Phantasie, welche die Vorstellung nach Willkür gestaltet, führt zu dem verkehrten Benehmen des Don Quixote. Wer die Störungen vermeiden und die gegebenen Kräfte sich dienstbar machen will, muß die Grenze aufsuchen, wo die Neigung zum Nachgeben beginnt. Eine Last von Centnern widersteht der durchschnittlichen Körperkraft eines Menschen, giebt aber nach, wenn der Angriff durch einen Hebel geleitet wird. Wer ohne Kenntniß dieses Verhältnisses an die Last herantritt, erschöpft sich gewinnlos an dem unzweckmäßigen Unternehmen; wer das Gewicht richtig schätzt und den Hebel richtig ansetzt, lenkt die Last nach seinem Belieben. Je nach ihrer richtigen oder falschen Schätzung, nach ihrer richtigen oder falschen Behandlung, sind diejenigen Dinge, welche in das Herrschaftsgebiet des Menschen fallen, zum Widerstand, Nachgeben oder Dienen bereit. Allein durch Kenntniß und verständiges Abwägen der Kraftverhältnisse erwirbt der Mensch das höchstmögliche Maß der Herrschaft, eignet er sich ein der äußern Lage angemessenes Benehmen an. Die Erziehung, deren Ziel es ist, für alle Lagen zu einem solchen Benehmen zu befähigen, muß also darauf gerichtet sein, jene Kenntniß zu verschaffen und zur richtigen Schätzung einzuüben. Keinen anderen Inhalt soll die Erziehung haben, welche während der Jugend ertheilt, welche nach der Jugend fortgesetzt wird,

und keinen anderen Inhalt hat der richtig erfaßte Begriff, welchen man mit der Schule des Lebens bezeichnet. Auch sie bedeutet nicht die Bändigung, welche der Mensch durch den Andrang von Außen thatsächlich erfährt, sondern die fortwährend richtig zu regelnde Beziehung der Person zu der umgebenden Welt; nur für Denjenigen, welcher in solcher Uebung sich erhält, ist das Leben eine Schule.

Der Mensch steht als Handelnder in dem Mittelpunkt derjenigen Welt, welche seine Umgebung bildet. Nicht alle Dinge der Außenwelt unterhalten solche Beziehungen zu ihm, daß er irgend etwas an dem gegebenen Verhältniß ändern könnte. Der Aufbau des Kosmos kümmert sich nicht um den Willen des Menschen. Die Sterne behaupten ihren Platz, gehen ihre Bahn, und sie werden durch keine Anstrengung des Menschen aufgehalten oder gefördert. An solche Wesen reicht höchstens die Beobachtung, aber nicht die Macht des Menschen heran. Wir belehren uns, wenn wir ihre Beschaffenheit oder Gesetze besser erkennen, wir ändern vielleicht auf nützliche Weise unser Benehmen, aber wir ändern nichts an ihrer natürlichen Einwirkung auf uns. In diese Reihe gehört alles Ueberirdische. Anders verhält es sich mit den Gegenständen, welche in das Herrschaftsgebiet des Menschen fallen. Auch sie gehorchen nicht unbedingt; durchweg sind sie behaftet mit Eigenschaften, welche widerstreben, und mit anderen Eigenschaften, welche unter richtiger Handhabung zu Gehorsam geneigt sind. An jedem wahrnehmbaren Gegenstande muß die Schwere des Gewichts durch einen Verbrauch von Kraft überwunden werden, und keiner verzichtet auf einen seinem Umfang angemessenen Raum; andererseits ist jedem Gegenstand ein gewisser Grad von Elasticität eigen, welche zum Nachgeben bestimmt. Wie in der Außenwelt, so findet der Mensch in sich selbst neben der Willensfreiheit den Zwang, welchen die Anlagen auf ihn ausüben. Auch ihm sind Eigenschaften gegeben, welche zur Einwirkung des Willens verschieden sich verhalten, und dieselben Gesetze wie in dem Verkehr mit der Außenwelt machen sich ihnen gegenüber geltend. Es giebt Anlagen, welche der Umbildung fähig sind, andere können verwerthet aber nicht umgestaltet werden, andere begrenzen das Vermögen und unterordnen sich keinem freigesteckten Ziel. Die zwingende Kraft einzelner Anlagen ist so allgemein und leicht erkennbar, daß Niemand, außer im Zerstörungstrieb, sie unbeachtet läßt oder ihnen entgegenzuwirken unternimmt. Niemand versucht, dauernd jede Nahrung abzuweisen, das Athmen aufzuhalten. Andere Anlagen von gleich zwingender Kraft und allgemeiner Geltung entziehen sich zwar der bewußten Erkenntniß, werden jedoch thatsächlich befriedigt. Wenige Menschen wissen, daß ebenso wie das Athmen auch die Thätigkeit der Haut zum Stoffwechsel unentbehrlich und eine Lebensbedingung ist; doch ohne Kenntniß vollzieht ein Jeder das Gebot der natürlichen Anlage. Außer den absoluten Lebensbedingungen giebt es Anlagen von allgemeiner Beschaffenheit, welche in einer bestimmt vorgeschriebenen Weise verwerthet sein wollen, um das Behagen zu fördern, oder um eine bestimmte Absicht zu erreichen. Die Augen darf nicht verschließen, wer den erfreulichen Eindruck des Lichtes empfinden will. Sehen, Hören, viele Empfindungen und Kraftäußerungen sind an das Vorhandensein

und die bestimmte Thätigkeit von Organen geknüpft, welche als allgemeine Anlagen einer bestimmten Art bezeichnet werden dürfen, obschon sie Einzelnen fehlen und in Einzelnen verschiedenartig ausgebildet sind. Daneben giebt es einen fast unerschöpflichen Kreis von Anlagen, welche keinen großen Grundzug der Gemeinsamkeit, keine innerhalb naher Grenzen sich vollziehende Gleichheit aufweisen, sondern von selbst an den verschiedenen Personen verschiedenartig auftreten oder gegen ihre ursprüngliche Beschaffenheit großer Umgestaltungen fähig sind (individuelle Anlagen).

Um die zuverlässigste Kenntniß und den besten Gebrauch der außer uns liegenden Gegenstände und ihrer Eigenschaften, um die Erfahrung und Beobachtung der allgemeinen Anlagen der Menschen ist die Wissenschaft bestrebt; um die genaue Ergründung der individuellen Anlagen, um die zweckmäßigste Art, an jeder Person die ihr eigenthümlichen Anlagen zu gestalten und zu verwerthen, ist die Erziehungskunst bemüht. Die wissenschaftliche Forschung sammelt aus vereinzelten Erscheinungen Regeln und entdeckt nicht selten eine gemeingültige Ursache, wo vorher individueller Zufall zu walten schien. Aber nach wie vor unerschöpflich bleibt das Gebiet der Anlagen, welche allein an dem Individuum zu erforschen und nach ihrer Beschaffenheit eigenthümlich zu gestalten sind; in gleichem Maße unvermindert bleibt die Aufgabe der Erziehungskunst, so sehr sie hier und dort abgelöst wird durch eine allgemeine Erkenntniß, welche die Wissenschaft zu Tage fördert.

Allen Einzelwesen einer Gattung sind neben den allgemeinen besondere Anlagen eigen; dem abstracten Begriffe nach äußert sich die Natur auch hierin an allen Geschöpfen gleichartig. Aber mit der feinern Organisation der Gattung steigt in dem Einzelgeschöpf die Mannigfaltigkeit der besonderen Anlagen und die Umgestaltungsfähigkeit, welche durch diese bedingt ist. An der Stoffbeschaffenheit des Gesteines läßt sich durch den Einfluß des Menschen wenig ändern. Die Pflanzen gewinnen durch Pflege und werden durch Zucht veredelt. An den Hausthieren nimmt die Zucht eine höhere Stelle ein, und bei einzelnen, welche zum edleren Gebrauch, zum unmittelbaren Umgang mit dem Menschen oder zur Verwendung im Hauswesen dienen, wie bei Pferden edler Gattung, bei Wach- und Jagdhunden, Schoßthieren, steigert sie sich bis zur Erziehung. Den Höhepunkt bildet der Mensch; auf höherer Bildungsstufe entfalten sich die besonderen Anlagen des Einzelnen in reicherer Mannigfaltigkeit und in gleichem Verhältniß wächst die umgestaltende Kraft der Erziehung. Der Werth der Gegenstände wird nach dem Nutzen geschätzt, welchen sie der menschlichen Gesellschaft gewähren können; mit Ausnahme weniger Liebhabereien richtet sich hiernach die Mühe, welche auf den Erwerb, die Erhaltung und Verbesserung der in Dienst genommenen Gegenstände aufgewendet wird. Unter den Menschen aber soll jeder Einzelne einen höchsten Zweck darstellen; daher die Größe des Lohnes, welche der Größe der Mühe und der an die Erziehung gestellten Ansprüche gleichkommt.

Die Erziehung läßt sich nicht bewirken in der bequemen Methode der Wissenschaft, sondern nach dem schwierigern Beruf der Kunst kann sie zwar allgemeine Regeln aus aufgesammeltem Wissen lernen, aber in der Ausübung

ist sie immer neu, und für die feineren Schattirungen muß der Ausübende die Fähigkeit des Stoffes aus der liebevollen Vertiefung in das Einzelwesen des Zöglings, die Fähigkeit der Gestaltung aus sich selbst entnehmen. In der großen Aufgabe des Menschen, als Herrscher in der Umgebung zu walten, nehmen die eigenen Anlagen eine gleichartige Stelle ein, wie die Gegenstände außer ihm. Der Wille kann nur an solchen Gegenständen sich bewähren, welche an irgend einer Grenze dem Herrschaftstrieb des Menschen sich unterwerfen, ebenso hat es die Willensfreiheit nur mit den bildungsfähigen Anlagen zu thun. Diese unterwerfen sich dem Herrschaftstrieb und unterstützen ihn, wenn sie richtig benutzt werden, widerstehen aber und hindern, wenn sie vernachlässigt oder gar falsch angewendet werden. Dieses Gesetz muß die Erziehung achten, und daraus ergiebt sich die erste Voraussetzung ihres kunstgemäßen Wirkens, daß sie die dem Zögling eigenthümlichen Anlagen erforsche, ihnen gemäß den Willen richte und die Thatkraft leite. Wie der Versuch, die äußeren Dinge gegen ihre Natur zu verwerthen, nur Schaden stiftet, aber richtig erkannt und richtig behandelt jeder Gegenstand bereit ist, den höchsten Nutzen zu gewähren, welchen er für den Lebensinhalt des herrschenden Menschen gewähren kann, gerade so verhält es sich mit der Verwerthung der Anlagen. Durch die natürlichen Anlagen und Eindrücke werden die Neigungen bestimmt; die Arbeit der Erziehung ist leichter oder schwerer, je nachdem mit Hilfe der Neigungen oder gegen sie erzogen wird. Es ist nicht immer nützlich, den natürlichen Neigungen nachzugeben, oft müssen sie bewältigt werden, aber dies geschieht nicht ohne Gegenpreis. Es genügt nicht, zu wissen, daß der gewünschte Erfolg und an sich wünschenswerthe Zustand erreicht werden kann, sondern man muß auch wissen, um welchen Preis. Die Neigungen werden nicht ohne einen Verbrauch von Kraft überwunden; es ist zu untersuchen, ob der Gewinn der Ueberwindung im Verhältniß steht zum Kraftaufwand, zu der Einbuße des Erfolges, welcher mit der nach ihrer Neigung entwickelten Anlage zu erreichen gewesen wäre. Eine häufige Erscheinung an dem Zögling und ein bekanntes Räthsel für die Erziehung sind die dichterischen Neigungen. Die Gewalt der Phantasie führt in Verbindung mit einer bis zur Ahnung gesteigert schnellen Erkenntniß der angeschauten Zustände zur höchsten Stufe der Vollkommenheit, in Verbindung dagegen mit einer langsamen oder gar unrichtigen Auffassung zu verkehrten Zielen. Zwischen den beiden äußersten Endpunkten pflegt die Leitung zu schwanken. Hier begünstigt der eine Erzieher den poetischen Hang, obschon die ergänzenden Anlagen nicht vorhanden sind oder nicht ausgebildet werden, und bereitet ein verkehrtes Leben vor oder verschwendet mindestens nützliche Jahre. Dort scheut der Erzieher den möglichen Mißerfolg, bekämpft mit Opfern die schädliche Neigung, während sie vielleicht nur in der Form der Dichtung schädlich, aber zu anderen Uebungen des Geistes nützlich zu verwenden wäre. Um die Betrachtung allgemein zu gestalten: Uebermäßige Sinnlichkeit bedroht jedes Leben mit verderblichen Neigungen, aber nach den besonderen Anlagen muß beurtheilt werden, ob es geboten ist, einen zu stark hervortretenden sinnlichen Zug, vielleicht unter Zerstörung eines nützlichen Triebes, ganz zu unterdrücken, oder ob es gelingen kann, ihn zu einer reinen Genußfähigkeit zu

mäßigen, der Gesammtbildung förderlich zu machen. Der ganze Umfang des Lebensglückes hängt von der richtigen Würdigung und Behandlung der Anlagen ab. Aus der Quelle ungetrübter Zufriedenheit schöpft das Leben, welches von Hause aus mit glücklichen Anlagen begabt war und eine den Anlagen entsprechende Erziehung genoß. Die Begnadigten, welche heiter durch das Leben wandeln, die Jugend froh, das Mannesalter thatkräftig vollbringen und als Greise auf dem Höhepunkt menschlicher Großheit weilen, verdanken dieses Loos dem Glück und dem Verdienst, daß ihre Anlagen zeitig erkannt und gefördert wurden, daß sie selbst die den Anlagen gemäße Erziehung durch den Rest des Lebens fortgesetzt haben. Fast aus unmittelbarer Erinnerung kennen wir Göthe als Beispiel, an welchem, mit Ausnahme geringer Schwankungen, alle bezeichneten Merkmale beglaubigt sind. Dagegen der Kampf der Erziehung gegen die Anlagen streut Keime der Unzufriedenheit aus, welche nur zu oft die Jugend schon ankränkeln und den Schwung des Lebens herabstimmen, ein gebrechliches oder stumpfsinniges Alter vorbereiten. Selbst der Sieg im Kampfe wird mit einem entsprechenden Abzug, zuweilen mit Erschöpfung bezahlt. Das Erziehungssystem, welches die Ascese anempfiehlt, den Willen gegen die Anlagen zu üben, schafft schwache oder verkrüppelte Gestalten des Geistes und des Körpers, keine productiv gefällige Natur. Die gute Erziehung beobachtet sorgfältig, wohin die Anlagen führen, welche Summe im Streit der Anlagen überwiegt, und fördert auf diesem dem Individuum angemessenen Wege; aber sie folgt dieser Richtung nicht blind, sondern wie den Außendingen gegenüber sucht sie das Verhältniß zwischen der bestimmenden Freiheit, den zwingenden Anlagen und anderen einwirkenden Bedingungen auf, und so befähigt sie sich, zu verbinden und umzugestalten.

Die Gegensätze der Anschauungen über Anlagen und Erziehung, über das Verhältniß der freien Einwirkung zu dem auferlegten Zwang beschäftigten fortwährend die Geister. Auch die Gesundheitslehre ist, seitdem sie die wichtige Rolle der erblichen Anlagen erkannt hat, in ernste Forschung eingetreten, ob und mit welchen Mitteln die schädlichen Anlagen beseitigt werden können. Von der wachsenden Theilnahme dieser in sachlicher Forschung geübten Wissenschaft erwarte ich für den gesammten Umfang der Erziehung einen neuen Aufschwung durch allmäliges Ansammeln nützlicher Erfahrungen. Bisher sind die Beobachtungen, welche auf die rein geistigen Elemente der Erziehung sich beschränkten, vereinzelt geblieben und sehr unvollkommen angestellt worden; die Berichte sind spärlich, liefern kein zuverlässiges Material, und die Schlüsse bewegen sich in fast schrankenloser Willkür. Daher erklärt sich, daß es immer noch, selbst unter den Pädagogen, Vertreter aller Meinungsgrade giebt, daß Nichts, daß Alles, Vieles oder Weniges gegen die Anlagen sich verändern lasse. Doch tägliche Vorkommnisse beweisen, daß die besonderen Anlagen bis zu einem gewissen Grade zwingend, bis zu einem andern Grade biegsam sind.

Auch in den großen Grundzügen unserer geschichtlichen Entwickelung sind die Gegensätze auf die mannigfaltigste Weise zum Ausdruck gelangt. Die positiven Religionen haben sich derselben zu ihren Zwecken bedient. Erbsünde und ewige

Verdammniß entspringen der düstern Anschauung, daß die verfehlte Anlage des Menschen weder durch die Erziehung des Einzelnen, noch durch den Fortschritt des Geschlechts sich beseitigen oder umgestalten lasse. Zu einigem Trost dient die Hülfslehre, vermöge deren der Mensch zwar nicht durch sein eigenes Verdienst, doch durch die Güte der Vorsehung die verderbliche Anlage überwinden kann. Aehnliche Anschauungen werden besonders lebhaft von denjenigen Religionsbildungen vertreten, welche darauf ausgehen, eine weltliche Gewalt über ihre Gläubigen zu erlangen, sie mit dem Bewußtsein eigener Hülflosigkeit zu erfüllen und auf die Gnade des offenbarten Glaubens anzuweisen. In völligem Gegensatz hierzu steht die freundliche Anschauung, daß das Menschengeschlecht aus geringeren Anfängen sich fortbilde und zu immer höherm Inhalt sich erziehe. Ueber Alles bedeutsam ist, wie nach dem Ideengange eines unserer tiefsten Denker die positiven Religionen in weit erhabenerer Weise den hohen Beruf der Erlösung erfüllen, als die Verfechter ihrer weltlichen Herrschaft ihnen zuschreiben. Die Religionen, lehrt Lessing, sind offenbart, den Menschen zu höherer Vollkommenheit hinaufzuleiten; sie gehören zur Erziehung des Menschengeschlechts, jede einzelne Offenbarung ist angepaßt dem Culturzustande, für welchen sie die Vorsehung berechnet, und ihr Inhalt erhält sich durch sich selbst so lange in Kraft, als er noch wirksam ist und die Fortentwickelung nicht hindert. Auf einem weltlichern Wege lehrt die Naturwissenschaft, daß das Menschengeschlecht seine Anlagen von sehr niedrigen Anfängen aus entwickelt hat und zu entwickeln fortfährt; unter dem Druck der Nothwendigkeit habe der Mensch, wie andere Thiere auch, an die verliehene Geschicklichkeit angeknüpft und diese durch Uebung zu immer höherer Geschicklichkeit umgestaltet, bis sogar ein Grad erreicht worden sei, welcher jetzt als eine besondere Art menschlicher Vernunft bezeichnet werde; und der Mensch fahre fort, in gleichmäßiger Uebung sich höher hinauf zu entwickeln. Dies im Wesentlichen ist, abgesehen von den naturwissenschaftlichen Vermuthungen über die besondere Thiergestaltung unseres Ursprungs, die Lehre, welche jetzt in Darwin ihren namhaftesten Vertreter hat.

Der Streit, welcher um diese Lehre geführt wird, beeinträchtigt den Gang meiner Betrachtung nicht; er berührt nur äußere Merkmale und nicht das Wesen des Erziehungswerkes. Für die Erkenntniß des Wesens ist es gleichgiltig, von welcher äußern Beschaffenheit die Thiergattung gewesen ist, welche die Fähigkeit in sich trug, bis zu der Culturstufe des heutigen Menschen sich zu entwickeln. Die schwache und angreifbarste Seite der Lehre ist die zuversichtliche Behauptung, daß dem Menschen ursprünglich eine andere, bestimmt bezeichnete Thierform eigen gewesen sei; nicht in der Natur der Behauptung, sondern wie ich urtheile, in dem mangelnden Beweise liegt der Angriffspunkt. Auf dem Standpunkt sittlicher Erwägung aber steht die Entwickelungslehre Darwin's auf gleicher Höhe mit der Erziehungslehre Lessing's. Der gemeinsame geistige Inhalt läßt sich nicht besser ausdrücken, als durch den gemeinsamen Gegensatz zur biblischen Legende. Diese erzählt, daß der Mensch vollkommen geschaffen, in den behaglichsten Zustand eingesetzt worden, durch sein Verschulden aber auf eine tiefere Stufe des Geisteslebens herabgefallen und in einen unbehaglichen, verwilderten Zustand gerathen sei. Lessing und Darwin stimmen dagegen überein, daß der Mensch mit un-

vollkommener Gabe in das Erdenleben eingetreten ist, daß die Natur in seinen Anlagen ihm den Antrieb und Handhaben der Entwickelung gegeben hat; mit diesen Hilfsmitteln und gegen äußere Hindernisse muß der Mensch an sich fortwährend die Arbeit der Erziehung vollbringen, und diese wird mit einer stetig aufsteigenden Entfaltung der Kräfte belohnt, welche sogar das Aussehen und das Wesen einer völligen Umgestaltung annimmt. Wenn der eine Forscher mehr an den moralischen Aufschwung, der andere Forscher an die frühere Entwickelung des Leibes anknüpft, so sind dies die beiden Arten der Betrachtung, welche in der Philosophie aller Zeiten als anscheinende Gegensätze auftreten, jedoch dieselbe Wahrheit in zwei verschiedenen Methoden entwickeln. Den Einen freut, zu beobachten, wie das Sittengefühl immer empfindlicher wird, immer feinere Regeln und Gesetze ins Leben ruft, und er knüpft den Ausgangspunkt seiner Gedanken an die geschichtliche Offenbarung, welche zuerst nach einem sichtbaren System die Sitte in Pflege genommen hat. Den Anderen freut, zu beobachten, wie in der Uebung des Körpers, welche die Noth des Daseins auferlegt, die Beweglichkeit der Glieder zunimmt und ein stetig vollkommeneres Geschöpf sich entwickelt. Jenes ist der Leitfaden Lessing's, welcher an die offenbarten Religionen anknüpft, dieses der Leitfaden Darwin's, welcher mit der Körperbeschaffenheit des Menschen anfängt. Aber von jedem der beiden Gesichtspunkte aus sehen wir, wie neue Fertigkeiten des Leibes, neue Vorzüge des Geistes entstehen. Die beweglicheren Glieder sind dem Willen dienstbereiter und machen den Geist rühriger, die feineren Bewegungen des Geistes verklären den Gesichtsausdruck und Gliederbau zur Schönheit.

In beiden Lehren ausgeprägt ist der Gegensatz zu der religiösen Legende von dem vollkommen erschaffenen, durch den Sündenfall herabgekommenen Menschen. Und in diesem Gegensatz finde ich dieselbe Verschiedenheit wieder, welche ich gegen die geläufige Anschauung des täglichen Lebens vertrete. Auf der einen Seite die beglückte Jugend, aus welcher der Mensch unrettbar dem minder vollkommenen oder gar unglücklichen Zustand des Alters entgegengeht, auf der anderen Seite die unvollkommene Gabe, mit welcher die Jugend das Leben beginnt, und der immer wachsende Reichthum, welchen der arbeitsame Mensch bis in das höchste Alter hinauf durch Erziehung aus den dürftigen Anfängen entwickelt.

Daraus ergiebt sich, wohin ich neige. Ein Gesetz beherrscht das Menschengeschlecht und die einzelnen Menschen. Der Entwickelungstrieb des Geschlechtes wurzelt in der jedem Einzelnen angeborenen Lust nach Herrschaft; der Entwickelungsgang wird bestimmt durch die Hemmung, welche jeder Einzelne durch die Grenzen seiner eigenen Anlagen und das Gegenstreben Anderer erfährt. Mit uneingeschränkter Selbstsucht beginnt jedes Kind; der Erwachsene aber erfährt, daß er nur gegen Achtung fremder Rechte seine eigenen zu sichern vermag, und er unterwirft sich den Ansprüchen der Gesellschaft. Denselben Weg hat, wie beglaubigte Andeutungen sicher schließen lassen, der Mensch in der Geschichte zurückgelegt, und vor unseren Augen setzt er ihn fort. Auch in der geschichtlichen Entwickelung des Geschlechtes sehen wir ihn mit uneingeschränkter Selbstsucht beginnen; der Aneignungstrieb leitet ihn, und er greift zu nach

Allem, was er zur Erhaltung braucht oder aus Lust zur Herrschaft bewältigen will. Unter den Angriffsmitteln wählt er das ihm nächstliegende; zum Bewältigen dient ihm die überlegene Gewalt, und er benutzt sie allein, so lange sie für seinen Zweck ausreicht. Wo er auf eine überlegene Kraft stößt, nimmt er eine andere Anlage in den Dienst. Im Kampf mit minder begabten Thieren benutzt er den Vorzug, daß er den Plan zum Angriff und zur Vertheidigung schneller wechseln, den Einfluß der Umgebung und den Erfolg besser berechnen kann. Die Kraft des Körpers unterstützt er mit Netzen und Maschinen, welche ihm helfen, den Angegriffenen hindern. Im Kampf unter Gleichartigen versucht ein Jeder, worin er durch Anlagen oder Erfahrung dem Gegner überlegen ist. Muth, Angst, List, Ueberredung, alle Instincte, die Künste der Sprache und des Mienenspiels helfen hier, schaden dort. Der Wetteifer, die allseitige Steigerung der zu Angriff und Abwehr tauglichen Gaben und Kräfte zwingt zu immer größerer Mühe, zum Gebrauch immer feinerer Anlagen. Gesellige Beziehungen entstehen, der Verkehr beginnt, aus Interesse und Neigung ergreifen Andere Partei für und gegen; es gilt zu überzeugen, Beistand zu gewinnen, fremde Hilfe gegen Lohn oder durch Verbündung zu erkaufen. Wo Viele mitwirken, denen nicht unmittelbar Vortheil oder Nachtheil zufällt, läßt der Streit sich gütlich schlichten; Ueberlegen hilft oft besser zum Ziel, als der Zufall der augenblicklich stärkern Gewalt. Eine Leitung wird anerkannt und entwickelt sich zur Herrschaft. Der geregelte Verkehr bildet eine Gemeinschaft, in welcher tausend Interessen aneinander binden und gegen einander reizen. Nützliche Erfahrungen werden, zur Schlichtung zukünftigen Streites, aufbewahrt, festgehalten, zu Gesetzen erhoben und aufgezeichnet. In ruhiger Erwägung schlichten sich die Streitigkeiten besser, stiftet sich die Versöhnung sicherer, als in der Unruhe kampfbereiter Leidenschaften; Jeder will gehört sein, will überzeugen und widerlegen. Jedem wird ein bestimmter Platz angewiesen, eine bestimmte Zeit eingeräumt. Formen entstehen und regeln auf kunstvolle Weise ein Verfahren, welches Allen Raum gönnt und das Urtheil vorbereitet. Ein strenges Maß wird als Richtschnur gesucht, das Rechtsgefühl bildet sich aus, und je nach Anlage und Uebung werden die einmal anerkannten Regeln mit geringerer oder größerer Strenge durchgeführt. Indessen haben die Verhältnisse sich erweitert und immer mehr verwickelt; die Einrichtungen, Regeln und Formen, welche die Ordnung und den besten Zustand des Verkehrs zu verbürgen schienen, erweisen sich vor neuen Erfahrungen zu eng. Wir sind in der Mitte der Vorgänge, welche die Geschichte mit Jahrtausenden verzeichnet, der gesellschaftlichen Schwierigkeiten, welche seit Jahrtausenden die Menschen bewegen, und es ist im Gange meiner Betrachtungen der Ort, zu untersuchen: an welches Endziel soll diese Entwickelung leiten, auf welcher Etappe befinden wir uns jetzt?

Vielleicht läßt sich das Ende der menschlichen Fähigkeiten noch nicht übersehen; ich spreche nur von Zielen und Fortschritten, welche der bisherige Verlauf der Geschichte bereits erkennen läßt. Der Verkehr und das Bedürfniß eines friedlichen Zusammenlebens hat, neben den natürlichen und unvermeidlichen Verschiedenheiten der Einzelnen, künstliche Ungleichheiten und

Abstufungen ganzer Klassen geschaffen. Bald ist es die Geburt, bald der Beruf, bald sind es die Vermögensmittel, bald die Schicksale der Nation oder der Familie, welche den höhern oder niedern Rang anweisen, das größere oder geringere Behagen bestimmen. Dieselbe Culturentwickelung, welche das Geschlecht von den ersten Kämpfen der Gewalt bis zur Herrschaft des Gesetzes und der Staatenbildung leitete, schuf auch den weitern Abstand zwischen der unbeschränkten Herrschaft des Fürsten und dem willenlosen Gehorsam der Sclaven, bildete den Uebergang durch zahllose Stufen der Werthschätzung. An Rechten, Besitz, Genüssen, Ansehen und wirklicher Macht reichte der Höchste bis an die Grenzen der Aneignungsfähigkeit, und durch den Reichthum der Ausstattung erschien er den Untergeordneten beinahe wie ein übermenschliches Wesen, während der Unterste in der gänzlichen Beraubung seiner Freiheit und in dem tief herabgedrückten Einfluß seines Willens an den Dienstrang und die Werthstufe der Thiere hinuntergerückt galt. Demselben Trieb und demselben Bedürfniß entsprungen sind die aufsteigende Entwickelung bis zur Herrschaft der Gesetze und die tiefe Erniedrigung bis zur gesetzlich anerkannten Ungleichheit, bis zur Entwürdigung gleichbefähigter Geschöpfe. Sehen wir doch in dem feingebildeten Alterthum gesellschaftliche Einrichtungen darauf begründet, daß der willenlose, der Rechtssphäre des Thieres angereihte Sclave einer höhern Bildungsstufe angehört, als sein Herr und dessen Standesgenossen. Der Sclave ist der Verwalter der Wirthschaft, ist ausübender Künstler, ist Lehrer und Erzieher der Kinder, ist zuletzt in Betragen und Ausdruck Muster für den Herrn. Zu solchen Widersprüchen konnte die künstliche Einrichtung der Gesellschaft führen. Auch die gerechtfertigte, ja die gebotene Abweichung von den Grundzügen der Natur und von eingelebten Gewohnheiten vollzieht sich nicht ohne Nachtheile. Auch der berechtigte Fortschritt bringt das Urtheil in's Schwanken und schafft Unebenheiten. Das Geschlecht erhebt sich über den unerquicklichen Zustand der kämpfenden Gewalt, unterordnet sich einem Leiter, giebt sich Gesetze, zähmt die Leidenschaft, veredelt sein Denken, und begleitet ist dieser Fortschritt des Geschlechtes von Druck und Unterjochung für Viele. Wohl mag sich der neue Zustand eine Zeit lang erhalten, aber was Entwürdigendes an ihm ist, besteht im letzten Grunde nur durch dieselbe Ueberlegenheit der rohen Gewalt, welcher das Geschlecht zu entrinnen strebte. Wenn das Geschlecht in der fortgeschrittenen Ordnung den Einfluß der feineren Fähigkeiten zu vermehren, den Genuß zu erhöhen, das Gefühl der Befriedigung zu befestigen strebte, so haben nur die Wenigen auf den obersten Stufen das vorgesteckte Ziel durch wirklichen Erwerb erreicht; die auf die mittleren Stufen gestellt sind, befriedigen sich höchstens im Vergleich zu den noch Tieferstehenden, indem sie gegen den Preis eines vergleichungsweisen Vorzugs auf einen Theil der natürlichen Würde verzichten; auf der untersten Stufe aber, mit welcher die Mehrzahl sich begnügen muß, ist jeder Anlaß zur äußersten Unzufriedenheit gegeben. Bildet doch der Trieb zum Herrschen den innersten Kern des Menschenwesens, den Inbegriff seiner Vornehmheit; der Einzelne lernt ihn zähmen, um gegen das Opfer an roher Ueberlegenheit die fruchtbarere Herrschaft gesteigerter Geistesfreiheit einzutauschen; er will nicht einbüßen, sondern Macht und Adel gewinnen. Aber die Menschen

der untersten Stufen haben nur eingebüßt und sehen sich von der Befriedigung ihres edelsten Triebes weiter entfernt, als das Geschlecht auf der ersten Naturstufe war. Freiwillig und mit Ueberlegung ertragen die Benachtheiligten das ihnen auferlegte Loos nicht lange. Die Bessergestellten ersinnen Künste und raffen alle Mittel zusammen, um Jene unten zu erhalten, weil die ihnen zusagende Ordnung dies zu gebieten scheint. Ihre überlegene Macht unterdrückt den widerstrebenden Willen der Anderen. Durch kluge Vorkehrungen wird die Kraft der Wenigen über die Kräfte der Vielen erhöht; jene bewaffnen sich, diese werden entwaffnet. Doch das wirksamste Mittel der Herrschaft finden die Wenigen in der Ueberlegenheit des Geistes, indem sie durch Erziehung ihren eigenen Aufschwung fördern, den geistigen Aufschwung der Anderen hemmen. Aber so abgeschlossen bleibt der Mensch gegen den Menschen nicht, daß die Scheidewand wie unter Gattungsverschiedenheiten dauernd sich erhalten ließe. Das einmal angefachte Feuer wirft seine Funken bis in die untersten Klassen hinein. Irgend ein Herr über Leben und Tod liebt eine Sclavin mit reiner und inniger Neigung und haucht ihr das edelste Verlangen ein; irgend ein Herr findet Gefallen an den Seelenkeimen eines Sclavenkindes und wird zum sorgfältigen Pfleger des empfänglichen Bodens. Und die Menge selbst bewegt sich nicht, den unteren Thieren gleich, im befriedigten Dienst um den Herrn; die Genüsse, Uebungen und Merkmale der Gewalt gleiten nicht unempfunden vor ihren Wahrnehmungen ab; verwandte Anlagen werden berührt, verwandte Regungen entstehen und gleichartige Begierden werden empfunden. Bei irgend einem Anlaß erwacht die Masse zu dem Bewußtsein des Verlustes, welchen sie unter einer solchen Ordnung leidet, und sie lehnt sich auf gegen einen Zustand, der nur besteht, weil sie die ihnen zugefügten Unbilden geduldig ertragen. In der Aufregung erhält der niedergehaltene Geist die Schwungkraft, welche die Bessergestellten als ihr Vorrecht sich angeeignet hatten, und jeder Vorwand zur Bevorzugung scheint weggefallen. Die Gleichheit wird gefordert, errungen, oder gar die Unterdrückung wendet sich gegen Diejenigen, welche bisher die Bevorzugten waren. Doch keine lange Uebung des Geistes läßt sich in einem Nu weglöschen; die über das gewohnte Maß sich hinaufschwingende Erregung gründet keine Ordnung, welche nicht mühevoll vorbereitet war, der Aufschwung selbst erhält sich auf seiner Höhe nur in den eingeübten Geistern. Auf irgend eine Weise wird der ungenügend vorbereitete Erfolg wieder rückgängig gemacht. Das ist das Bild heftiger Störungen, welche die geschichtliche Entwickelung der Menschen aufweist. Aber neben diesen heftigen Schwankungen wirkt eine stetige, nach vorwärts gerichtete Bewegung. In ausdauernder und besonnener Arbeit wirken alle bewegenden Kräfte der Gesellschaft sie zu erhalten. Aufstrebende knüpfen an neue Einsichten und Ereignisse an und verwerthen sie für das Befreiungswerk. Selbst die Bessergestellten bleiben nicht immer unempfindlich für die Forderungen und Bedürfnisse der Untergeordneten; theils bewegt die den Menschen eigene Mitempfindung, theils die Furcht vor den Erschütterungen, welche immer der Gegenwart Schaden zufügen. In jedem herangereiften Fortschritt verbessert die ganze Gesellschaft ihr Loos, und der so gewonnene Erfolg geht dem Geschlecht nicht mehr

verloren. Wie sehr die Erscheinungen an einzelnen Orten und zu einzelnen Zeiten wechseln, wie auch an der großen Fläche nur Wellen auf und nieder zu steigen scheinen, unaufhaltsam geht der Strom vorwärts derjenigen Gleichheit entgegen, welche durch gleiche Fähigkeit und gleiche Mühe verdient und gesichert wird; demjenigen Zustand entgegen, in welchem der einzelne Mensch das größte Maß von Zufriedenheit erreicht, wenn er auf keinem Punkte seines Lebenswandels seine Erziehung vernachläßigt und das Leben seinen Anlagen gemäß gestaltet.

Niemals wird Jedem ein zufriedenes Loos verbürgt, wird die Gleichheit in jedem Einzelnen dargestellt sein. Die Natur läßt das Leben mit dem gleichmäßigen, aber unvollkommenern Glück der Jugend anfangen, und sie selbst weist an, den Weltlauf zu beginnen, welcher das vollkommenere Glück je nach Anlagen und Erziehung in verschiedenem Maß austheilt und zuweilen ganz versagt. So wird es auch im Zustand der höchsten Entwickelung bleiben, an der ganzen Vollkommenheit des Geschlechts wird nicht Jeder Theil nehmen, und Einzelne werden über die Durchschnittshöhe hervorragen. Aber nicht an die Ausnahmen, sondern an den Durchschnitt lege ich den Maßstab an, während ich den heutigen Zustand untersuche. An dem heutigen Durchschnittsloos der Menschen gewinne ich die Ueberzeugung, daß wir noch in Vorübung begriffen sind. Bei weitem die Meisten verkümmern auf ihrem Lebensgange. Krankheit, Noth und Kränkung sind übermäßig weit verbreitet; an irgend einem Punkte reißt der Faden des Glückes ab, tritt Mißbehagen ein, und Unzufriedenheit ist Grundton der Stimmung, welche den Genuß vermindert, die Entbehrung empfindlicher macht. An dem Schicksal der Meisten erweist sich, was ich als den verkehrtesten Lebensplan bezeichnet habe, daß sie mit dem größern Glück anfangen, in immer schmerzlicheren Enttäuschungen den Lebenslauf fortsetzen, der Vorrath an Kräften, Gütern und Glück sich vermindert und zuletzt erschöpft. So wenig wie in den Gesetzen des Leibes, erkenne ich in dem System der Schöpfung oder in den Zwecken der gesellschaftlichen Ordnung die Bedingungen eines solchen verkehrten Lebensplanes als unvermeidlich an. Denselben Wahnwitz finde ich in der religiösen Lehre, daß die meisten Menschen zur ewigen Verdammniß geboren und nur Wenige auserwählt seien, wie in der gesellschaftlichen Lehre, daß Unzufriedenheit und Verkümmerung das unabwendbare Loos der Meisten und der Vollgenuß des Daseins nur Wenigen erreichbar sei. Die unverwüstbare Lebenslust beweist mir das Gegentheil. Nur die ewig quellende Empfindung, daß die Lebenskraft stets neue Handhaben des Glückes darbietet, erhält in der Mitte der Verkümmerung die Lebenslust als das herrschende Gesetz. Spräche die Natur nicht laut und kräftig genug, um die Irrungen der Gesellschaft und die fehlgeleiteten Anschauungen zu überbieten, so würde Furcht nicht dagegen schützen, daß als Regel der glücklose Mensch, sobald er die fortschreitende Verkümmerung spürt, durch einen freiwilligen Tod sich rettete. Denn die Todesfurcht ist kein Naturtrieb; das Gegentheil beweisen die Selbstmorde, die gefährlichen Handwerke, denen der Mensch aus Gewinnlust, die gefährlichen Berufsarten, denen er aus Ruhmsucht oder edelen Gefühlen sich unterzieht, die Gewohnheiten ganzer Völker,

denen, auf hohen und auf niedrigen Stufen der Bildung und der Tugenden, die Gleichgültigkeit gegen den Tod anerzogen ist. Nur der stete Hintrieb zum frohen Genuß, die stete Bereitschaft des Geistes sich aufzurichten erhält die Lebenslust. Mit diesem natürlichen Triebe im Kampf sind die Einrichtungen, aus denen die Unzufriedenheit fließt und die Freuden trübt. In dem verkümmerten Lebensgang der Meisten ist die Unzufriedenheit weder eine willkürliche Verstimmung, noch die ausschließliche Schuld der Einzelnen, sondern das Geschlecht muß die viel verbreiteten Uebel als Merkmal gemeinsamer Verschuldung anerkennen und auf gemeinsame Hilfe bedacht sein.

Diese Hilfe muß die bessere Erziehung bringen. Ganz irrig ist der Glaube, daß man nur zuzugreifen, einige Einrichtungen zu verändern brauche, um die Zufriedenheit zu verallgemeinern. In verwickelten Krankheiten leistet die Heilung nach Symptomen schon viel, wenn sie für den Augenblick lindert, in der Regel aber verschlechtert sie. Für eine Heilung mit solchen Mitteln sind die Mißstände der Gesellschaft viel zu verwickelt, und an einer augenblicklichen Linderung mag sich der kurzlebige Einzelmensch erfreuen, doch für das Geschlecht ist sie kein Gewinn, weil es den schmerzlichen Rückfall immer erlebt. Das Mißbehagen über die ungleich vertheilten Güter und den ungleichmäßigen Erwerb ist tausendjährig, und von Zeit zu Zeit, wie beispielsweise gegenwärtig, drängt es sich als Problem in den Vordergrund. Auch ich erkenne in der heutigen Vertheilung einen Grund für viele Mißstände an, aber ich halte sie weder für eine Urquelle, noch für die alleinige oder eine besonders reiche Quelle der Ungleichheit. Der Erwerb bildet die überwiegende Grundlage des heutigen Besitzstandes, die Erwerbsfähigkeit hängt überwiegend von den allgemeinen Fähigkeiten ab. Einrichtungen und Erziehung verschulden, daß die Meisten in einem geringern Stande der Fähigkeiten zurückgehalten werden; dadurch entstehen schädliche Ungleichheiten, welche wiederum zu einer selbstständigen, wenn auch nicht Hauptquelle von Uebeln werden. Sodann ist dem Umfang des Besitzes zwar eine gewisse Einwirkung auf die Schönheit des Lebens eigen, aber es gebührt ihm, bei einer sorgfältigen Leitung der Lebenspläne, nicht entfernt der Einfluß, welchen er heute auf die Geschicke der Einzelnen ausübt. Unsere heutige Erziehung gewöhnt daran, die Genüsse zu überschätzen, welche allein mit Gegenständen des Besitzes bewirkt oder erworben werden können. Der reiche Inhalt an Glück, welchen ein gesunder Körper und wohlgeordneter Geist, der uneigennützige Verkehr und die freigebige Natur unabhängig von dem Umfange des Besitzstandes gewähren, wird gering veranschlagt, und das Verhältniß der Werthe wird geradezu umgekehrt. Für die vielen Mängel und Plagen, welche die verfehlte Erziehung den Meisten auferlegt, suchen die Begüterten einen Ersatz in käuflichen Genüssen, die Unbegüterten aber müssen diesen Ersatz entbehren und empfinden die Kränkung, welche Zufall und Erziehung ihnen auferlegen, ungemildert. Gegen diese Uebelstände kann nicht eine kühn ersonnene Neuordnung, sondern die verbesserte Erziehung des Geschlechts muß Abhülfe bringen. Wie sehr man auch hier und da durch willkürliche Abänderungen erleichtern mag, die Gesellschaft fällt doch bald auf die Flächenhöhe zurück, welche die tausendjährige Vorarbeit geschaffen hat. Der durch Erziehung bewirkte Fortschritt ist

eine Eroberung von Dauer, denn alle gesellschaftlichen Einrichtungen beruhen im letzten Grunde doch auf den Eigenschaften der Menschen, welche das Ergebniß sind der durch Erziehung gestalteten und durch Erziehung geleiteten Anlagen.

Erst wenn die Richtung erkannt ist, nach welcher die Entwickelung des Geschlechts hinstrebt, läßt sich eine annähernde Schätzung gewinnen des Zustandes, in welchem wir uns befinden, und der Bildungsmittel, welche wir in Dienst genommen haben und welche wir noch auffinden oder in Thätigkeit setzen müssen. Zahllose Alter mögen vergangen sein, bis das Menschengeschlecht aus Naturgestalt und von Naturlauten zum Menschengesicht und zur Wortbildung sich emporgearbeitet, und von da wiederum zahllose Alter, bis eine geschichtsfähige Gesellschaft sich gebildet hat. Ueber jene Uranfänge giebt es keine Gewißheit, und die Vermuthungen bieten weder ein anschauliches Bild von der Vergangenheit, noch einen verwerthbaren Leitfaden für die Zukunft. Auch will ich den Gang meiner Betrachtungen nicht bei der nachfolgenden Periode aufhalten, da mit bewußter Absicht nur ein Theil der Menschen zum Lebensglück erzogen wurde, die anderen dagegen mit unterwürfiger Duldung dienten und auf keiner Seite das Gefühl der Zusammengehörigkeit angeregt war. Endlich erwacht in den Köpfen thatkräftiger Denker, in der Mitte eines empfänglichen Stammes der Gedanke, daß das ganze Geschlecht von einem gemeinsamen Bande umfaßt, die Menschen von gleichem Stoff geschaffen und zu gleichem Loose berufen sind. Diese Erkenntniß regt eine neue Erziehungsmethode an. Der Grundgedanke kommt nicht rein zum Vorschein, dringt nicht überall durch, behauptet sich nicht ungestört, aber er schreitet vor, wird durchsichtiger und ist zur Universalherrschaft bestimmt. Als geschichtliche Erscheinung war es die Religion, welche das erste kosmopolitische Mittel der Erziehung darbot. Das religiöse Gefühl zähle ich zu den allgemeinen Anlagen, deren Ursprung und Wesen ich nicht nachforsche. Ich glaube nicht, daß geschichtliche Ueberlieferungen einen Anfang des Gottesbewußtseins bezeichnen, und ich bin überzeugt, daß kein Denken die Wahrheit desselben bestätigen oder erschüttern wird. Wir müssen es anerkennen als eine geschichtliche Thatsache, welche auf einen organischen Ursprung in der Anlage des Menschen schließen läßt und keiner bessern Erläuterung fähig, aber auch keiner dialektischen Ableugnung unterworfen ist. Aus der Gemeingültigkeit dieses Gefühles hat sich die Einrichtung entwickelt, welche als gestiftete Religion oder als Kirche die Leitung des Menschengeschlechts übernommen hat, um es dem höchsten Ziele der freien Entfaltung aller menschlichen Fähigkeiten auf dem Wege der Gleichheit aller Menschen entgegenzuführen. Die geschichtlich überlieferte Religion, gleichviel ob wir sie als offenbart oder als menschliche Satzung denken, hat diese Aufgabe übernommen. In unserer Literatur hat Lessing zuerst auf den Erziehungsberuf der gestifteten Religionen aufmerksam gemacht, in Form des Zweifels zwar, jedoch mit der überzeugenden Gewalt einer im innersten Kern ergriffenen Wahrheit. Die unmittelbare Absicht seiner Darstellung war, eine weise Duldung aller überlieferten Religionen zu lehren und auch die offenbarte Religion als wandlungsfähig darzustellen.

Dieser Absicht trete ich nicht entgegen, noch setze ich mich mit der leitenden Idee unseres großen Forschers in Widerspruch, wenn ich scheinbar einschränkend den Gedanken vertrete, daß die Religion ihrem Wesen nach nicht im Stande ist, die Erziehung des Menschengeschlechts zu vollenden. Die Religion als öffentliche Einrichtung knüpft an das religiöse Gefühl des Einzelmenschen an; die Einrichtung kann sich nicht über den Stoff erheben, aus welchem sie gebildet ist. Das religiöse Gefühl im Einzelmenschen bändigt zwar manche Leidenschaft und entwickelt manchen nützlichen Trieb zum Gedeihen, aber für sich allein schafft es keinen auch nur im Verhältniß der Umgebung vollkommenen Menschen, sondern es überreizt, erschlafft und tödtet, wo es die Alleinherrschaft übernimmt, und schädigt neben dem Nutzen, wo es mehr als billig überwiegt. Gleiche Grenzen und Einschränkungen muß ich für die Religion als öffentliche Einrichtung behaupten. Ohne die Wohlthaten der überlieferten Religionen zu verkennen oder zu verkleinern, fühle ich mich doch zu dem Bekenntniß gezwungen, daß sie nur bis zu einem bestimmten Zeitpunkt im Leben des Menschengeschlechts als taugliche Erziehungsmittel verwendbar sind, und daß sie auch bis dahin neben der Förderung des großen Hauptzweckes unvermeidlichen Schaden gestiftet haben.

Das Wesen der Religion besteht darin, alle Schicksale und Empfindungen unter dem Gesichtspunkt der Beziehung der Menschen zu Gott zu betrachten. An diesen Inhalt gebunden ist die ihr eigene Erziehungsweise, welche darin besteht, im Bewußtsein einer Gleichheit zu befestigen, welche keineswegs die Gleichheit in der Mannigfaltigkeit ist, sondern die absolute Gleichheit. Die Beziehung des Menschen zu Gott leitet zu dem unmittelbaren Bewußtsein, daß wir Alle absolut wenig sind; im Verhältniß zu der unendlichen Entfernung verschwinden die kleinen Verschiedenheiten als völlig bedeutungslos, wie wir in räumlicher Entfernung hervorragende Unebenheiten ganz ausgeglichen glauben. Wenn in den Anfängen des religiösen Gesammtbewußtseins die naive Empfindung der irdischen Verhältnisse sich einmischt, Götterwelt und Menschenwelt in Verbindung bringt und die Gestaltungen der menschlichen Gesellschaft auf das Wirkungsgebiet der Gottheit überträgt, so ist dies ein Zustand, in welchem der religiöse Gedanke sich noch nicht rein entwickelt hat. Der naive Mensch wird vom religiösen Gefühle bewegt, doch in keinem Momente seines Denkens kann er sich von den Eindrücken der irdischen Umgebung frei machen. Seine Götterwelt ist mit herrschenden und dienenden, verführerischen und verführten, starken und schwachen, arbeitsamen und müßigen, klugen und naiven, schmerzlich erregten und ewig frohen Göttern bevölkert, nur bleibt Jeder ein Gott und weit erhaben über das Menschenleben, am deutlichsten in der Vorstellung, daß die Zeit keine Macht über ihn ausübt: daß der Gott der menschlichen Vergänglichkeit entrückt ist und nicht altert. Ungleich wie die Götter, sind auch die Menschen, Einige durch Geburt und Eigenschaft unerreichbar dem vollkommensten Streben; die Helden, welche, aus der Umarmung von Gott und Mensch entsprungen, schon im irdischen Leben als Halbgötter ausgestattet sind. So versöhnt der naive Mensch die Gottempfindung, der er nicht widerstehen, mit den Eindrücken der Umgebung, denen er sich nicht entziehen kann. Diese Religion schließt die

Mannigfaltigkeit nicht aus, aber sie fördert auch das Bewußtsein der Gleichheit nicht weit. Sie gestattet den individuellen Anlagen, dem Einfluß der Umgebung auf das Wirken der Menschen einen weiten Spielraum, aber sie bringt von ihrem Wesen nur einen geringen Beitrag an Bildungskraft in das große Erziehungswerk ein. Auch sie mahnt ab vom irdischen Uebermuth, auch sie ruft den Starken der Erde den Spruch der Verantwortlichkeit zu: „Fürchtet die Götter!" Aber es sind doch die Götter, welche selbst mit den Menschen fühlen und leiden, welche selbst unter einem Schicksal stehen, welche die Schwächen der Menschen theilen, Nachsicht üben und nicht immer gerecht sind. Wie will man die Leidenschaft durch das Beispiel der Götter oder durch die Scheu vor ihnen bändigen, wenn der Höchste der Götter nach Art der Menschen leidenschaftlich erglüht, Sitte und Gesetz durchbricht, mit List oder Gewalt überwindet? Wie soll die Achtung aller Menschen, das Gefühl der Gleichheit zur zwingenden Regel werden, wenn Nachkommen der Halbgötter auf den Thronen weilen und die Großen mit übermenschlichen Kräften und Vorzügen ausgestattet sind? Aus solchen Religionen holen sich Weise und Künstler Beispiele der höchsten Vollkommenheit, welche in der Gestalt das Schöne, in den Gesinnungen das Gute enthüllen, in Wechsel und Vergänglichkeit den Begriff des Ewigen anregen. Aus solchen Religionen, doch durch eigenes Hinzuthun, entwickelt der Forscher Gesetze der Schöpfung, Triebe der Natur, Bewegungen der Seele und beherrschende Regeln der Moral. Aus solchen Religionen lernt der Starke freiwillig in den Momenten der höchsten Kraftfülle oder der höchsten Noth sich unter einem stärkern Willen beugen. Aber die Merkmale einer äußern Einrichtung, welche mit überwältigender Kraft das Menschengeschlecht zu einer heilsamen Lehre bändigt, besitzt eine solche Religion nicht. Darum läßt Lessing das Erziehungswerk mit der ersten offenbarten Religion beginnen. Hier ist der Zeitpunkt, an welchem der Offenbarer den Menschen kund thut, daß mit jenem ungeläuterten Gottbegriff der Menschheit wenig gedient sei; dieser dem Erdenleben zugewendete Gottbegriff schließt den Andrang der äußeren Eindrücke nicht aus, und der Gläubige gewinnt in ihm keinen Leitfaden für das Gewirr der Erscheinungen und Empfindungen. Jetzt offenbart sich der Gott, welcher weit erhaben ist über Alles, was auf Erden sich bewegt und ereignet. Jetzt vertieft sich die Religion in das Wesen Gottes, welchem gegenüber alles Geschaffene als klein und nichtig verschwindet. Irdische Begebenheiten, menschliche Anlagen sind gleichgültig, Fortschritte ohne jede Bedeutung. Der Wille Gottes beherrscht und wendet alle Geschicke; völlige Ergebenheit in diesen Willen, das volle Bewußtsein der Nichtigkeit ist das einzig verdienstliche Handeln. Die Gnade allein erhält, die Erlösung allein erhebt den Menschen. Vor dieser Größe giebt es keine Würde, denn Alle verschwinden in gleicher Niedrigkeit, giebt es kein Fortkommen durch eigenes Verdienst, denn alle Geschicke sind im Voraus zugewogen. Wahrheit ist allein in der Demuth und in der Entsagung. Vor Gott sind wir Alle schwach, arm und sündhaft, und in der nächsten Minute ist die ganze Erdenwelt wie Staub verweht. So beschaffen ist die Erziehung, welche alles Thun und Sein der Menschen unter den Gesichtspunkt der Beziehung zu Gott stellt. So weit sie Gewalt über die Menschen übt, bändigt

sie die widerstrebende Kraft; aber zu einer fruchtbaren Verwerthung des Lebens führt sie nicht. Sie entwürdigt die Arbeit, verleiht Werth einem träumerischen Müßiggang, unterhält einen steten Widerspruch der angeborenen Triebe mit dem vorgesteckten Ziele, vernachlässigt die Pflege und Ausbildung der Anlagen, verdunkelt das Schätzungsvermögen für das Maß der äußeren Einwirkungen. Von Allem, was zum behaglichen Genuß, zur maßvollen Herrschaft, zur zweckmäßigen Umgestaltung und Verschönerung des Stoffes beiträgt, bewirkt sie das Gegentheil. Und weil doch immer Einzelne von dem Einfluß der Religion sich befreien und auf irdische Herrschaft ihren Sinn richten, so bemächtigen diese sich leicht der sonst verschmähten Güter, bedienen sich ihrer als Mittel zur Erhöhung ihrer Gewalt und eignen sich eine Herrschaft an, gegen welche die Anderen jeder Gegenwehr beraubt sind. So entwickelt sich gegenüber der unterscheidungslosen Gleichheit, welche die Religion aus dem allgemeinen Unwerth irdischer Dinge ableitet, die Ungleichheit der überlegenen Gewalt, welche den verschmähten Gebrauch der Dinge zu handhaben weiß.

Jede gestiftete Religion, welche von eingreifendem Einfluß auf die Gemüther war, hat im Laufe der Zeit jene Wirkung hervorgerufen. Die reine Quelle und der ursprüngliche Adel der Lehre schützen nicht, sondern erhöhen die Gefahr. Je mächtiger die Gläubigen von der Wahrheit des offenbarten Wortes ergriffen werden, je sichtbarer die Wohlthaten des Glaubens hervortreten, je weitere Gebiete die Kirche erobert und je vollkommener sie die Zugehörigen erfaßt, um so stärker werden die Gemüther vorbereitet, in der Menge zum blinden Gehorsam, unter den Leitern zur schrankenlosen Gewalt. Während bei der Menge aus der völligen Hingebung eine maßlose Unterwürfigkeit gegen Gott sich entwickelt, erfreuen sich die Eingeweihten einer vergleichungsweisen Freiheit und erlangen dadurch ein Uebergewicht, welches zum Herrschen befähigt und die Herrschaft herausfordert. Auch die Kirche, welche auf der lautersten und erhabensten Grundlage das höchste Erziehungsziel sich vorgesetzt, entging dem allgemeinen Gesetz nicht, nachdem sie in der meistgebildeten Welt den größten Kreis erobert und die Gläubigen mit der größten Macht ergriffen hatte, als sie in Wahrheit sich Weltkirche nennen durfte. Während sie das Geschlecht zum Bewußtsein der Gleichheit zu erziehen sich vorsetzte, mit dieser einzigen Idee die Gemüther ausfüllte, während sie den ganzen Erziehungsberuf für sich in Anspruch nahm, alle anderen Bildungselemente zurückdrängte und die Gesellschaft allmächtig beherrschte, schlug ihre Wirksamkeit in das Gegentheil ihres ursprünglichen Berufes um. Die Organisation der siegreichen Kirche wurde eine Stütze aller Ungleichheiten, und ihre eigenen Leiter bethätigten sich an der Ausbeute der Herrschkraft. Die frömmsten Gemüther lehnten sich gegen diesen Zustand auf und die Besten traten in die vorderste Reihe des Angriffes. Welchen Sinn hatte die Einrichtung noch, wenn sie den Grund ihres Entstehens, die Erziehung zur Gleichheit, vergaß, die Gläubigen verbildete und aus Begierde zur Herrschaft die Unterdrückung duldete und ausübte? War nicht der religiöse Begriff selbst in Gefahr, unter der schädlichen Abirrung der Kirche Schaden zu leiden? Reformen wurden gefordert; die Kirche müsse zu dem ursprünglichen Ziel der Offenbarung, zu den Absichten der ersten Stifter zurückkehren. Mit umfassenderem Blick erweiterten Andere die

Frage: Ist nicht, was die Kirche zur Erziehung des Geschlechts beitragen konnte, bereits erschöpft; bedarf es der großen Organisation noch zu dem ursprünglichen Zweck? Die Kirche hat aus den wiederkehrenden Angriffen bisher ihr Bestehen gerettet. Einen Theil der Widerstandskraft verdankt sie gewiß dem innern Grund, daß ihr Beruf noch nicht ganz erfüllt ist, einen andern Theil eben so gewiß der geschichtlichen Nachwirkung alt eingelebter Verhältnisse. Weder die Macht des Gedankens, noch das Mühen der Besten reicht hin, um die durch Jahrhunderte von der Kirche herangezogenen und von ihr ganz erfüllten Menschen mit einem Schlage ihrer Gewalt zu entreißen. Auch hier gilt es, in ausdauernder Thätigkeit den Platz zu gewinnen und zu behaupten, der Menge für den zugemutheten Verlust gleichartigen Ersatz zu leisten. So weit dies geschehen, hat der Erfolg nicht gefehlt. Die Kirche hat an der angreifbarsten Stelle nachgeben und einen Theil ihres Einflusses abtreten müssen. Ihrem eifrigsten Widerstreben ist es nicht gelungen, den Erziehungsberuf ausschließlich zu behaupten.

Seit der Periode der wiedererwachenden Wissenschaft stemmt sie sich gegen die andringende Gefahr, aber schrittweise ist sie unterlegen. Keine einzelne Triebkraft, wie vorwiegend sie auch die Geister beschäftigt, vermag die übrigen Triebkräfte ganz außer Thätigkeit zu setzen. Ursprünglich wie das religiöse Gefühl ist auch der Forschungstrieb, und zu keiner Zeit war er ganz unterdrückt. Noch unter der unbestrittenen Herrschaft ihres Erziehungsberufes wies die Kirche nicht die Vortheile zurück, welche die Wissenschaft gewährte. Außer der durch die Religion ihr zugewendeten Macht über die Gemüther benutzte sie für ihre Herrschaftszwecke gern die Ueberlegenheit der besseren Kenntniß. Die Diener und Herren der Kirche ließen sich die Wissenschaft gefallen und begünstigten sie, als sie noch die Nebenbeschäftigung Weniger war und auf die Erziehung keinen Einfluß übte. Unter dem Schutz und zum Frommen der Kirche wurde sie in den Klöstern und von den Geistlichen gepflegt, während sie sonst überall von der Religionsübung verdrängt war und als erloschen galt. An diese Reste knüpfte die spätere Geschichte das unterbrochene Gewebe wieder an. Denn gerade unter der Allgewalt des kirchlichen Sinnes mußte die Einsicht sich aufdrängen, daß die Religion mit ihrer einseitigen Moral der Entsagung, mit ihrem kurzgefaßten Katechismus der Richtigkeit aller Dinge nicht ausreichte. Das durch einseitige Erziehung verbildete Geschlecht gerieth an allen Ecken und Enden mit dem Leben in Widerspruch, und man begann zu empfinden, daß gegen die eingetretene Verwirrung nur die bessere Erkenntniß der erkennbaren Dinge helfen könnte. Die Wissenschaft war zu diesem Dienste bereit und begann die läuternde Arbeit. Die reine Wissenschaft hatte innerlich niemals mit dem Erziehungssystem der Kirche in Einklang sich befunden; sie konnte die unterscheidungslose Gleichheit aller Dinge nicht gelten lassen, weil dieselbe der von ihr erkannten Wahrheit zuwiderlief. Um dieses Gegensatzes willen hüllte die Wissenschaft ihr innerstes Wesen gern in ein schwer zugängliches Geheimniß und sie lebte zurückgezogen von den Blicken der Menge. Als jedoch das Leben nach Erkenntniß drängte, verließ sie die Einsamkeit der Bibliotheken und Gelehrtenstuben, und allmälig stieg sie von ihren obersten Stufen herunter, um

immer ausgedehntere Gebiete für das Forschen zu erobern, immer weitere Kreise des Volkes zu ergreifen. Zuerst nach dem Wiedererwachen der Wissenschaft erblühten die Hochschulen, welche nur Wenigen und diesen nur gegen die größten Mühen und Opfer zugänglich waren. Indem ich die Benutzung der Hochschule und die fortschreitende Ausdehnung des Unterrichts schildere, schließe ich mich den geschichtlichen Vorgängen in Deutschland an. Der wohlhabende Jüngling muß auf schwierigen Wegen die Vorbildung erringen, muß sich beschwerlichen und kostspieligen Reisen unterziehen, um einen der seltenen Lehrer zu hören. Wie Eingeweihte kehren die Söhne der Patricier und strebsamer Adliger aus der Ferne heim, Städte und Fürsten ziehen sie bei der Vertheilung lohnender Aemter vor, weil man erkennt, daß das angeeignete Wissen die Herrschfähigkeit erhöht. Der materielle Vortheil verbreitet das Streben, man will die Ehre und den Gewinn nicht allein den Vornehmsten und Reichsten überlassen. Die Vorbereitung wird bequemer gemacht, man stiftet höhere und Gelehrtenschulen, welche als Vorstufen zu den Universitäten gelten und immer zahlreichern Besuch erhalten. Je weiter sich diese Studien ausbreiten, um so mehr befestigt sich die Ansicht, daß zu den Aemtern und den wichtigsten Berufsstellen vorzüglich die Unterrichteten heranzuziehen seien. Es wird zur Regel, und sobald die Zahl der geeigneten Bewerber hinreicht, wird es zum Gesetz, daß die vornehmsten Aemter, ja sogar gewisse schwierige, der Kenntniß bedürftige Nahrungsgeschäfte nur Denjenigen zugänglich sind, welche auf gelehrten Schulen vorgebildet sind. Selbst einfachere Berufe, der Handel und das Handwerk werden von dem Eifer ergriffen und fordern von ihren Jüngern außer der technischen Geschicklichkeit eine bestimmt vorgezeichnete Vorbildung und ein nachgewiesenes Maß erlernter Kenntnisse. Ausbildung und Kenntnisse werden wichtige Bedingungen des Ranges und des Fortkommens, Schulen werden öffentliche Anstalten der Erziehung. Der Staat, wohlhabende Gemeinden, kräftige Corporationen und Vereine errichten und erhalten Schulen, die Reichen statten sie mit Stiftungen aus, der edlere Wohlthätigkeitssinn wendet sich ihnen zu. Auch die tieferen Schichten erfaßt der Drang nach einem bescheidenen Maß von Kenntnissen. Das Lesen darf nicht das Geheimniß, das Schreiben nicht die Kunst Weniger bleiben. Der völlig Unkundige sieht sich zurückgesetzt und nicht allein in seiner Ehre, sondern auch in seiner Nahrung und in anderen Interessen des täglichen Lebens bedroht. Die gewöhnliche Hantirung erfordert einige Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen, eine gewisse Kenntniß der Umgebung, gegenwärtiger und vergangener Begebenheiten, gegenwärtiger und ferner Zustände. Der Staat selbst erklärt ein bestimmtes Maß von Wissen für einen unentbehrlichen Bestandtheil der Jugenderziehung; er verlangt, daß jeder Erzieher dem Pflegling die vorschriftsmäßige Summe von Elementarkenntnissen zuwende; er übernimmt die Sorge, daß überall Schulen und Lehrer zu diesem Zwecke bereit und jedem Kinde zugänglich sind. Der Schulzwang wird zum verfassungsmäßigen Grundgesetz des Landes, wird zum Grundrecht für die Eltern, welche ihren Kindern die Wohlthat einer zweckmäßigen Erziehung zuwenden wollen, wird zum Grundrecht für die unmündigen Kinder, über deren zukünftiges Wohl der Staat wacht, wenn die Eltern ihre Pflicht vergessen.

Der Schulzwang, welcher jeden Erzieher verantwortlich macht, daß das Kind den Elementarunterricht genieße, welcher jede Gemeinde verantwortlich macht, daß eine der Kinderzahl entsprechende Anstalt für den Unterricht bereit stehe, welcher einen großen Theil der jugendlichen Arbeitskraft dem Erwerb, der Verwerthung im Hause entzieht und dem Unterricht zuweist, ist ein epochezeichnender Markstein eines siegreichen Weltgedankens. Seine Rechtfertigung findet der gesetzliche Zwang in der allgemein gewordenen Ueberzeugung, daß ohne ein genügendes Maß von Kenntnissen der Mensch nicht befähigt ist, seinen Pflichten gegen die Gesellschaft nachzuleben; in der völligen Allgemeinheit des Zwanges liegt der Entschluß ausgedrückt, alle Classen der Gesellschaft zu den öffentlichen Pflichten und Rechten gleichmäßig heranzuziehen. Der Schulzwang ist eine Errungenschaft der modernen Gesellschaft, welche zu diesem epochemachenden Fortschritt lange vorbereitet werden mußte. Vereinzelte Versuche hat es schon früher gegeben, wie beispielsweise Sparta den Unterrichtszwang in sein System der Staatserziehung aufgenommen hat. Doch dieser und gleichartige Versuche bezeichnen den Vorgriff einer kräftigern Person, welche in sich einen Zukunftsgedanken gereift hat und ihn durch Macht oder Ueberredung dem nicht gleichgesinnten Volke als Probe aufdrängt. Einen dauernden Sieg und ihre Wurzel in der Ueberzeugung eines ganzen Volkes hat die Idee des Schulzwanges erst in den beiden letzten Jahrhunderten errungen. Das Alterthum hat an der Stätte, an welcher die Bildung ihren höchsten Glanz erreicht hat, eine großartigere und umfassendere Anschauung von der öffentlichen Erziehung aufzuweisen; die Schulen und Gymnasien Athens umfangen den Zögling mit allen seinen Anlagen, umgeben ihn mit Mustern der Schönheit, mit Beispielen nachahmungswerther Handlungen, regen ihn zur Uebung an, locken seine Fähigkeiten hervor und leiten ihn zu den nach der damaligen Vorstellung höchsten Zielen. Dieses Andenken antiker Hoheit ragt als Wegweiser auf der großen Bahn der Bildungsgeschichte in unsere Zeit hinein, wie die hoheitsvollen Werke der Dichtung, der Geschichtsschreibung, des Denkens und der bildenden Kunst, aber gleichfalls behaftet mit der Beschränktheit des Gesichtsumfanges, aus welchem das klassische Alterthum sich nicht herausheben konnte, daß alle Schönheit und Größe nur für wenige Bevorzugte sich bereiten lasse. An jenen Denkmälern sollen wir lernen, aber wir dürfen sie nicht nachahmend übertragen, weil sie in dem engen Raum einer abgeschlossenen Welt entstanden und nach Ursprung und Wirkung auf eine Minderzahl beglückter Menschen beschränkt sind. Der Zwangsunterricht in den aller Orten errichteten Elementarschulen gehört der Entwickelungsperiode an, in welcher, durch die Einwirkung der Religion, das Gefühl der Gleichheit uns bereits anerzogen war und nun noch das Bewußtsein hinzukam, daß die Gleichheit nicht in der Entsagung, sondern in einem werthvollen Inhalt zu suchen sei, jeder Werth aber Kenntnisse und Wissen voraussetze.

Viele Jahrhunderte dauert der Culturproceß, welcher jetzt mit dem Unterrichtszwang einen Abschluß gewinnt. Unter dem Widerstand der Kirche wurde er begonnen, und es ist belehrend, wahrzunehmen, wie der Inhalt und das Schicksal des Kampfes an den heftigen Streit um die Reform der Kirche sich

anschlossen. Zwei rein protestantische Länder haben in der christlichen Welt mit dem großen Gesetz des Schulzwanges den Anfang gemacht und den neuen Wendepunkt der Culturentwickelung eingeweiht. Die Ehre des ersten Platzes gebührt Schottland, wo der heftigste geistige Kampf gegen die alte Kirche entbrannt und der Name „Katholisch" zum Abscheu geworden war. Die zweite Ehrenstelle nimmt Preußen ein, welches, als es diesen Platz sich erwarb, in dem Kern seiner Besitzungen nicht als bloß überwiegend, sondern als rein protestantisch bezeichnet werden konnte. Ich will nicht den Inhalt der beiden Confessionen, welche in den Ländern des europäischen Staatensystems vorherrschen, mit der Annahme oder Abweisung des Schulzwanges in ursächliche Verbindung bringen. Aber für den größern Eifer und die Abneigung war die geschichtliche Stellung der beiden Religionsformen von wichtigem Einfluß. Die katholische Kirche vertrat die unterscheidungslose Gleichheit und Niedrigkeit alles Geschaffenen und barg in der Unfehlbarkeit des Oberhauptes oder des Bischofscollegiums die Geringschätzung alles irdischen Wissens bereits in sich. Dagegen waren der schottische und der deutsche Protestantismus noch getragen von der Bewegung, welche die Freiheit der Meinungen entfesselte und die Entwickelung des Menschengeschlechts in die Fortschritte des forschenden Geistes verlegte. Später hat auch der erstarrte Protestantismus in den Kampf gegen den allgemeinen Unterricht sich eingemischt und mindestens zu hemmen gestrebt, wo er nicht mehr rückgängig machen konnte. Aber die einmal in's Leben eingeführte Idee wirkte selbstständig und wich nicht vor den Grenzen zurück, welche die Tendenzen der Kirchen ihr anzuweisen strebten. In Deutschland hat derselbe Geist, welcher die religiöse Befreiung der christlichen Welt zu einem national-deutschen Werke stempelt, auch der Idee des Schulzwanges zum durchgreifenden Siege verholfen. Auch in dieser Entwickelung zeigte sich, daß nicht ein einziges, wenn auch noch so hervorragendes Cultur- und Erziehungselement den Entwickelungsgang bestimmt; die große Summe zusammenwirkender Elemente kommt im nationalen Gesammtbild richtiger zum Ausdruck, als in der herrschenden Kirche allein, deren Beistand oder Bekämpfung fördert oder hemmt, aber nicht entscheidet. Alle Staaten Deutschlands haben den Schulzwang übernommen; auch in den katholischen überwog die nationale Denkweise. Nächst Deutschland hat der Schulzwang in den Vereinigten Staaten Nordamerika's sich unbestrittene Anerkennung verschafft; in diesem lebhaft bewegten und aufstrebenden Lande giebt es keine zum Stillstand hinneigende oder zur Ruhe verführende eingelebte Rangordnung, und die stete Auffindung neuer Quellen des Wohlstandes lehrt der Bevölkerung, welche Macht und welchen Vortheil das Wissen verschafft. Deshalb haben dort Angelsachsen, Deutsche, Romanen jeder Gattung dem Schulzwange sich leicht unterworfen, kommt es der freiesten Bevölkerung der Welt nicht in den Sinn, diesen Zwang für eine Einschränkung der berechtigten Freiheit zu halten, und die hochreligiöse Bevölkerung findet in der Religion kein Hinderniß gegen die zwangsweise Ausdehnung des Kenntnißgebietes. Dagegen in Altengland wurde die Annahme des Schulzwanges durch die festgegliederte und hierarchische Ordnung der Gesellschaftsclassen aufgehalten; unter diesem Schutzmittel entwickelte sich das Gefühl subjectiver Freiheit gegen den Zwang. An der Reformation

aber fand die Idee keinen Anhalt, wie in Schottland, weil der englische Protestantismus halbstarr in's Leben eintrat, von keinem positiv schöpferischen Zuge erfüllt, und als es sich um den Schulzwang handelte, die herrschende Staatskirche zu einer der katholischen ähnlichen Hierarchie geformt, der religiöse Geist noch nicht durch Sectenbildung befreit war. So hat das protestantische, wohlhabende Altengland neben dem lebhaftesten Bildungsstreben der oberen Classen am längsten dem Schulzwange widerstrebt. In Frankreich wird dasselbe Widerstreben genährt, einmal durch die Abneigung der herrschenden katholischen Hierarchie gegen die Ausbreitung der Kenntnisse, sodann durch den allerwegs mißverstandenen und so oft mißangewendeten Begriff der Freiheit. Indessen die Idee hat bereits gesiegt und ist überall in der Ausführung begriffen, obschon hier und da noch die gesetzliche Anerkennung fehlt und die Durchführung lückenhaft ist; die Zukunft ist ihr aller Orten gesichert. England hat vor wenigen Jahren den Schulzwang gesetzlich gestattet, Frankreich und Rußland bereiten ihn unter momentanen Schwankungen und Hindernissen vor. Bald wird die ganze civilisirte Welt unterworfen sein.

Die Kirchen können nicht mehr bestreiten, daß die Schule in das Amt der Erziehung eingetreten ist, aber sie verlangen jetzt die Leitung der Schule und begründen ihren Anspruch mit dem bisherigen Besitzstand. Weil die Schule eine öffentliche Anstalt der Volkserziehung sei, deshalb müsse sie unterthan sein den Anweisungen der Kirche, welche als äußere Einrichtung der Religion den Beruf habe, die Erziehung zu leiten. Auf je weitere Kreise die Anstalt sich erstreckt, je bedeutsamer ihr Lehrstoff für die allgemeinen Grundlagen der Erziehung ist, um so inniger gehöre sie der Kirche als der berufsmäßigen Erzieherin zu; am innigsten natürlich die Elementarschule, welche die ganze erziehungsbedürftige Jugend in ihren Unterricht zwingt. Mit gleichem Eifer wird der Anspruch bestritten. Der Sieg des Zwangsunterrichts bedeute eben, daß die Erziehung aus dem Wirkungsgebiet der Religion in das des Wissens übergegangen sei; dem Siege dieser Idee widerstreite es, die Kirche zur Leitung oder mit irgend welchem Einfluß zuzulassen. Habe sie doch, so lange sie es vermocht, die Ausbreitung des Wissens bekämpft und nur widerwillig das Feld geräumt. Noch heute müsse die Kirche von dem fortschreitenden Wissen die Einbuße ihres besten Machtmittels besorgen. Von einer solchen Leitung und Aufsicht sei keinerlei Förderung, sondern Hemmniß zu erwarten. Wie in allen Zeiten des Ueberganges versuchen mittlere Ansichten, den alten und den neuen Zustand durch Ausgleich zu versöhnen. Innerhalb solcher Grenzen bewegt sich der Streit zwischen Kirche und Schule um das Amt der Jugenderziehung, aber der Wechsel hat sich vollzogen, der Erziehungsberuf der Schule ist unbestritten.

Abermals stehen wir vor einer Einrichtung, welche nach der Meinung Vieler den Entwickelungsgang des Menschengeschlechts zu ordnen bestimmt ist. Dies bezeichne die neue Culturepoche, daß nicht mehr die Religion, sondern die Schule berufen sei, die Erziehung zu leiten. Die Schule bilde die Jugend, bestimme dadurch den geistigen Inhalt der zukünftigen Generation, und auf der gewon-

nenen Grundlage baue das kommende Geschlecht über das vergangene hinaus. In einer meisterhaften Rede, welche unter der Bezeichnung „the shoolmaster is abroad“ berühmt geworden ist, hat Brougham vor einem halben Jahrhundert den neuen Herrn unserer Civilisation gefeiert. Der Schulmeister leiste jetzt in seinem bescheidenen Berufe für die Geistessaat dasselbe, was der Landmann in seinem bescheidenen Berufe für den Ertrag der nährenden Frucht. Nicht mehr das Schwert, nicht die Kirche, sondern der Schulmeister beherrsche jetzt die Welt. Schnell verbreitete sich die Rede durch England und weithin über den Continent, weil sie die Meinung Vieler ausdrückte, und mehr noch, weil sie die schwierigste Aufgabe des Menschengeschlechts in einem einzigen und leicht handlichen Grundzuge darlegte. Seitdem ist der Gedanke in einen jener Sätze gefaßt worden, welche als politische Axiome die öffentliche Meinung beherrschen und nach praktischer Verwerthung streben. „Wer die Schule hat, besitzt die Zukunft.“ Ueber die Wahrheit dieses Satzes herrscht volle Uebereinstimmung, wenn auch mit dem Worte nicht überall derselbe Sinn verbunden wird. Die vornehmere Denkweise umfaßt den Gesammtumfang des Schulwesens, von der Elementarschule bis zur Universität und Akademie, als den Träger des Wissens und des Fortschritts, als den Inbegriff der Erziehung, welche eine Nation sich giebt. Die breitere Denkweise haftet an der ausgedehntern Grundlage, gesteht den höheren Schulen, welche doch nur für eine kleinere Zahl bestimmt sind, einen geringen Antheil an der directen Mitbestimmung des Culturstandes zu, legt den unteren Stufen nach dem Grade ihres Absteigens eine immer höhere Bedeutung bei und verweilt zuletzt bei der Elementarschule als dem Maßstab der Nationalbildung, als dem wirklichen Träger der Nationalerziehung. Um an das Gleichniß des berühmten Redners anzuknüpfen: der Menge ist es eine freudige Empfindung, nicht allein die körperliche Nahrung durch Korn und Frucht, sondern auch den stolzen Aufbau des Geisteslebens der harten Arbeit einer in der Rangordnung tief stehenden Erwerbsclasse anvertraut zu sehen. Aus diesem Ideengange hat die Elementarschule ihre höchsten Ehren abgeleitet, und sowohl die Staatskunst, wie die gesellschaftliche Anschauung sind nicht unerheblich nach dieser Richtung gedrängt worden. Hierher wenden sich alle Besorgnisse und Hoffnungen. Um den Besitz, die Verwaltung und innere Einrichtung der Elementarschule sind die heftigsten Parteikämpfe geführt worden. Auch den neuesten Ausbruch kirchlicher Reaction hat die katholische Hierarchie mit dem Programm eingeleitet, daß die Kirche in Gefahr sei, die Herrschaft über die Elementarschule zu verlieren, und ihre ganze Macht hiergegen einsetzen müsse. Von gleicher Anschauung bewogen, legte die politische Reaction, welche von 1850 ab in Preußen unter den denkbar heftigsten, wenn auch nicht äußerlich gewaltsamsten Erscheinungen auftrat, den höchsten Werth auf die Regulative des Herrn von Raumer, welche die Erziehung der Elementarlehrer und den Unterricht der evangelischen Elementarschule in einem streng kirchlichen Sinn anbefahlen, Lernstoff und Lehrmethode dieser Absicht ganz anpaßten. Die katholische Elementarschule war für die Zwecke jener Reaction unter der Leitung der Bischöfe und Aufsicht der Ortspfarrer in sicheren Händen. Die protestantische Elementarschule sollte durch die neuen Anweisungen in gleiche Bahnen gebracht werden. Damit getraute sich die Reaction den wörtlich ausgesprochenen und

den nicht figürlich, sondern gleichfalls wörtlich gemeinten Zweck zu erfüllen, daß die Wissenschaft der deutschen Nation umkehren und der Bildungsgang nach einer anderen Richtung sich wenden müsse. Und die Gegner fürchteten von dem gewählten Mittel die Erfüllung der verwegenen Absichten und richteten deshalb ihr energischstes Thun und Denken auf die Abwehr dieser Gefahr. Von den unter den Regulativen erzogenen Lehrern erwartete man eine im innersten Kern veränderte Unterrichtsmethode, von den unter den Regulativen unterrichteten Kindern erwartete man einen völlig veränderten Charakter und Gesammtinhalt der geistigen Fähigkeiten. So fest eingelebt ist die Anschauung von dem bestimmenden Uebergewicht der Elementarschule, daß man den Einfluß anderer Erziehungsmomente auf die breiten Schichten des Volkes kaum in Anschlag brachte. Nicht bloß Solche, welche gewohnt sind, sich in einseitigen Gedanken zu bewegen, sondern auch selbstständige Denker schrieben nach den Kriegen von 1866 und 1870 der Elementarschule und den Elementarlehrern den größten Theil des Verdienstes zu. „Unsere Schullehrer haben die Siege von Sadowa und Sedan errungen;" diesen Ausspruch habe ich in täglichen Gesprächen und in feierlichen Reden, aus dem Munde der schlichten Bürger, der Pädagogen, Schriftsteller, Gelehrten und Staatsmänner in steter Wiederholung vernommen. Das Genie der Generäle ist eine Gabe des Himmels, die Tapferkeit und Umsicht der Officiere eine Frucht des in geschlossenen Corps vererbten Geistes, die Verbesserung der Waffen ein Beitrag der Wissenschaft; Alles zusammen erhöht die Kunstfertigkeit des Kriegsführens und sichert die gute Leitung. Aber zuletzt beruht doch die Macht eines jeden Heeres in der Tauglichkeit des Materials, aus welchem Unterofficiere und Mannschaft gebildet sind, zuletzt kommt es im Kriege nicht auf erlernte Bewegungskunst, sondern auf die Erziehung des ganzen Mannes an, und für diesen letzten Ausschlag hat der Elementarlehrer gesorgt, aus dessen Unterricht der Staat das unvergleichliche Rekrutenmaterial empfangen hat. Nun melden sich die Freunde der Raumer'schen Regulative, welche nach den Lebensjahren der Rekruten genau ausrechnen, daß die Soldaten von Sadowa und Sedan ihren Elementarunterricht nach jenem Plan erhalten haben. Die Gegner aber lassen den Beweis nicht gelten, weil die Regulative noch nicht ihre volle Wirksamkeit ausgeübt; viele Schullehrer seien noch in den älteren Seminaren vorgebildet, viele Unterofficiere, Landwehrmänner und Reservisten in den älteren Schulen unterrichtet worden. Wären nun eine Anzahl Jahre später die Erfolge der preußischen und der deutschen Waffen gefährdet? Hätte eine längere Gültigkeit der Regulative den Durchschnittswerth der Bevölkerung vermindert? Die thatsächlichen Beobachtungen gestatten diese Annahme nicht. Zwanzig Jahre hindurch hat die von der Reaction ersonnene Methode gegolten und strenge Anwendung gefunden; ihr schlechter Einfluß auf die Seminare und Volksschulen läßt sich nicht leugnen, aber der Bildungsstand des preußischen Volkes ist während dieser Zeit in keinem erkennbaren Grade gesunken. Ein sorgfältiger Beobachter wird anerkennen, daß auch unter dem Druck der Reaction kein Stillstand in den allgemeinen Fortschritten eingetreten ist, daß die Verschlechterung der Elementarschule nicht merklich aufgehalten hat.

(Der Schluß dieses Aufsatzes folgt im nächsten Heft.)

Mittheilungen über H. Heine.

Nebst bisher ungedruckten Briefen desselben.

Von

Professor Dr. H. Hüffer.

Aus H. Heine's Jugendzeit.

Adolf Strodtmann, der die älteren Nachrichten über Heine zu einem umfassenden Lebensbilde vereinigte, hat eben dadurch auch zu neuen Veröffentlichungen angeregt.*) Denn selbst kleinere Beiträge gewinnen Werth und Bedeutung, wenn sie an das größere Ganze sich anschließen, Lücken ausfüllen und Einzelheiten in das rechte Licht setzen. Verhältnißmäßig am wenigsten ist aus Heine's Jugendzeit bekannt geworden. Konnte doch der eigene Bruder eine leidenschaftliche Neigung, die den Dichter schon im Knabenalter ergriffen und zehn Jahre in seinem dichterischen Schaffen den Mittelpunkt gebildet hat, ganz in Abrede stellen. In das Buch Legrand hat Heine viele Eindrücke seiner Knabenzeit, aber auch Wahrheit und Dichtung mannigfach verwebt. Wer weiß, wann einmal die ächten Memoiren in die Oeffentlichkeit gelangen? Immer wird man nicht ohne Theilnahme die ältesten brieflichen Geständnisse des Dichters vor Augen haben und schon in den ersten Versuchen des Knaben Keime finden, die später zu einem so mächtigen Baume erwachsen sind. Unter Heine's Jugendfreunden wird zuweilen Christian Sethe genannt. Die Meisten wissen, daß die im Buche der Lieder „an Christian S." überschriebenen Frescosonette ihm gewidmet wurden. Aus Heine's Briefen an Immermann ergiebt sich, daß das Verhältniß ein sehr inniges war; Eingehendes ist darüber noch nicht mitgetheilt.

Der Name Sethe ist bekannt genug. Er gehört einer jener musterhaften Beamtenfamilien, die vor Allem zu der Größe und inneren Kraft des preußischen Staates beigetragen haben. Schon der Vater und Großvater Christian's bekleideten ansehnliche Stellen in Cleve, in dem kleinen, aber nicht unwichtigen Gebiete, das

*) Vergl. H. Heine's Leben und Werke von Adolf Strodtmann, zweite Auflage, Berlin 1873 und 1874. Heine's Werke sind nach der von Strodtmann besorgten kritischen Ausgabe in 21 Bänden, Hamburg 1862 ff., citirt.

zuerst der preußischen Macht am linken Rheinufer als Stützpunkt diente. Christians Vater, Heinrich Sethe, geboren am 25. April 1767, wurde schon als junger Mann Geheimerrath bei der Clevischen Regierung, in demselben Jahre 1794, in welchem Cleve mit dem ganzen linken Rheinufer in die Gewalt der Franzosen fiel. Die förmliche Abtretung verzögerte sich freilich bis zum Jahre 1802; die Clevische Regierung wurde dann aufgelöst und Sethe in die neue preußische Erwerbung nach Münster versetzt. Aber es war damals die Zeit, in welcher, wie Heine schreibt, die Farbe der Landkarten so oft verändert und das Studium der Geographie so schwierig wurde. Bis nach Westphalen drang die französische Invasion. In Folge des Tilsiter Friedens wurde das Land 1808 mit dem neu errichteten Großherzogthum Berg, drei Jahre später unmittelbar mit dem französischen Kaiserreich vereinigt. Für Sethe bewirkte dieser Wechsel, daß er 1808 von Münster*) nach Düsseldorf berufen wurde. Hier war es, wo sein ältester Sohn mit Heine Freundschaft schloß.

Dieser Sohn Christian war noch in Cleve am 19. Juli 1798 geboren, also wenig älter als Heine, dessen Geburtstag, freilich nicht mit völliger Uebereinstimmung, auf den 13. December des folgenden Jahres gesetzt wird.**) Noch sehr jung saßen die beiden Knaben auf den Bänken des Düsseldorfer Lyceums neben einander. Sethe mußte für den Freund eine ganz besondere Anziehungskraft besessen haben, so sehr auch ihre Begabung sich unterschied. Denn er war von Kind auf eine durchaus praktische Natur, ruhig, gemessen, musterhaft, ordentlich und pflichtgetreu; aber gerade das mochte dem unruhigen, leicht erregbaren Genossen imponiren. Auch Sethe, so wenig er selbst poetisch begabt war, wußte doch das Talent seines Freundes zu schätzen. Den Beweis giebt die Sorgfalt, mit welcher er jedes Blättchen von Heine's Hand, darunter schon ein Gedicht aus den Knabenjahren, aufbewahrte. Heine, von schwachem Körper, aber rasch mit der Zunge, immer zu einem witzigen Ausfall, einer bitteren Entgegnung bereit, hatte viel von stärkeren Kameraden zu leiden; auch als Jude war er mancherlei Neckereien ausgesetzt. In solchen Streitigkeiten suchte und fand er Schutz bei dem gesetzteren Genossen, und jederzeit im Sethe'schen Hause eine freundliche Aufnahme. Die beiden Knaben verlebten mit einander die Jahre der Fremdherrschaft, den wunderbaren Glanz und den plötzlichen Untergang Napoleonischer Herrlichkeit.

Nicht leicht war der Fall des Eroberers und die Herstellung deutscher Macht freudiger begrüßt, als im Sethe'schen Hause. Der Vater hatte auch unter dem fremden Herrscher und als Generalprocurator des Appellhofs seinen Charakter nicht verläugnet. Im Jahre 1812, als die Militärausshebung unter der Fabrikbevölkerung im Bergischen einen Aufstand veranlaßte, widersetzte er sich dem willkürlichen Verfahren der Verwaltungs- und Militärbehörden und

*) Ueber seinen Aufenthalt in Münster hat er handschriftliche Denkwürdigkeiten hinterlassen, die Gustav Freitag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit III, 375 mittheilt.

**) Strodtmann a. a. O. I, 676 ff. stellt die Zeugnisse für das Jahr 1799 im Gegensatze zu 1797 zusammen. Ich kann noch — vielleicht das Entscheidendste von Allem — hinzufügen, daß das Album der Bonner Universität dem Studirenden der Rechte Harry Heine am 11. December 1819 ein Alter von 19 Jahren beilegt.

wurde im April des folgenden Jahres zur Verantwortung nach Paris berufen. Napoleon wollte ihn nicht sehen; der Minister Röderer eröffnete ihm, er sei als der gefährlichste Mann im Großherzogthum geschildert worden und der Kaiser könne ihn erschießen lassen. Sethe, auf das Napoleonische Gesetzbuch hinweisend, erwiderte kaltblütig, man müsse dann vorerst das Gesetz erschießen (il faut auparavant fusiller la loi). Im Sommer 1813 nach Düsseldorf entlassen, wurde er schon im nächsten Jahre bei der von den verbündeten Mächten eingesetzten Regierung zum Director des Gouvernementsraths ernannt und 1816 Präsident der Immediatjustizcommission in Köln.*)

Von Heine's Vater hören wir gerade das Gegentheil. Er zählte zu den eifrigen Bewunderern Napoleon's. Und in der That mochte der französische Kaiser von den Juden als Messias gepriesen werden, die er zuerst aus dem Zustande rechtlos unwürdiger Unterdrückung befreit hatte. Auf Heine's Entwickelung sind die ersten Eindrücke und die Stimmung des väterlichen, wahrscheinlich auch des Sethe'schen Hauses nicht ohne Einfluß geblieben. Vielleicht erklären sie die wechselnde Stimmung, die er noch eine Reihe von Jahren hindurch Preußen und Frankreich gegenüber hervortreten läßt. Im Frühling 1815, bei dem neu ausbrechenden Kriege gegen Napoleon, erbot er sich zu freiwilligem Dienste. Darauf ist aber kein besonderer Werth zu legen, weil alle Schüler der obersten Klasse, in der er sich eben befand, dasselbe thaten. Als dann in Folge der kriegerischen Ereignisse diese Klasse sich auflöste, wurde Heine von seinem Vater für den Handel bestimmt. Schon im Jahre 1815 brachte er einige Monate auf dem Büreau eines Banquiers in Frankfurt zu; im folgenden Sommer ging er nach Hamburg, wo der Onkel, Salomon Heine, indessen zum Besitzer von Millionen sich aufgearbeitet hatte.

Ueber die unerfreulichen Eindrücke dieses ersten Aufenthalts an der Elbe hat Heine später oft genug in Prosa und in Versen sich ausgesprochen. Eine Thätigkeit, die seiner Natur entgegen war, eine leidenschaftliche Neigung, die unerwidert blieb, dies und noch manches Andere vereinigte sich, den Dichter in die schmerzlichste Stimmung zu versetzen. Seine poetische Begabung brach sich gleichwohl Bahn, und für die Entwickelung seines Talents muß diese Leidenszeit außerordentlich wichtig erscheinen. Ein briefliches Zeugniß für alles dies ist aber bisher noch nicht hervorgetreten; auch würde nicht leicht ein Anderer erfahren haben, was Heine in den folgenden Briefen dem getreuesten Freunde seiner Jugend mittheilt.

I.

Accepi den 13ten July 1816,
respondi den 10ten August 1816. Hamburg, den 6. July 1815.

An Christian Sethe! . . . .

(Ich weiß nicht, hast Du lieber hochgebohren oder wohlgeboren? kanst Dirs daher selbst beym Nahmen schreiben.)

Ja! ich will jetzt an meinem Freunde Christian schreiben. Zwar ist es nicht die dazu am besten geeignete Stunde. Wunderseltsam ist mir zu Muthe und bin

*) Nekrolog: Christoph Wilhelm Heinrich Sethe. Berlin 1855.

gar zu herzbewegt, und habe mich wohl in Acht zu nehmen daß kein leises Wörtlein entschlüpfe das mir den innern Gemüthszustand verrathen kann. Ich sehe schon wie zwey große wohlbekannte blaue Augen mich anstarren würden; die habe ich zwar sehr lieb, sind aber glaub ich nur zu kalt. — —

Ich habe mich wieder hingesetzt Dir zu schreiben und habe alles aus dem Herzen rauschen gelassen was Dir immer spanische Dörfer bleiben. Ich habe Dich ein bischen sehr lieb. Wie geht's Dir Alter? Erfreust mich gar herrlich und königlich, wenn Du mir brav schreibst. Thue es. Aber viel beten kann ich selbst zu unserm lieben Herrgott nicht. — Mir geht's gut. Bin mein eigener Herr, und steh so ganz für mich allein, und steh so stolz und fest und hoch, und schau die Menschen tief unter mir so klein, so zwergenklein; und hab meine Freude dran. Christian, Du kennst ja den eiteln Prahlhans? Doch

Wenn die Stunde kommt, wo das Herz mir schwillt,
Und blühender Zauber dem Busen entquillt,
Dann greif ich zum Griffel rasch und wild,
Und mahle mit Worten das Zaubergebild. —

— Aber auch verwünschte Prahlerei, es scheint als sey mir die Muse untreu geworden, und habe mich allein nach Norden ziehen lassen, und sey zurück geblieben. Ist auch ein Weib. Oder fürchtet sie sich vor die furchtbaren Handelsanstallten die ich mache? Wahr ist es, es ist ein verludertes Kaufmannsnest hier. Huren genug, aber keine Musen. Mancher deutscher Sänger hat sich hier schon die Schwindsucht am Halse gesungen. Muß Dir was erzählen:

Als ich ging nach Ottensen hin,
Auf Klopstocks Grab gewesen ich bin.
Viel schmucke und stattliche Menschen dort standen,
Und den Leichenstein mit Blumen umwanden,
Die lächelten sich einander an
Und glaubten Wunders was sie gethan. —
Ich aber stand beym heiligen Ort,
Und stand so still und sprach kein Wort,
Meine Seele war da unten tief
Wo der heilige deutsche Sänger schlief: — —

— — —

Nun? Sieh! selbst auf Klopstocks Grab verstummt meine Muse. Nur erbärmlich mit miserable kann ich noch zusammenreimen. Hauptsächlich, lieber Christian, muß ich Dich bitten, Dich des armen Levys anzunehmen. Es ist die Stimme der Menschlichkeit, die Du hörst. Ich beschwöre Dich bey allem was Dir heilig ist, hilf ihm. Er ist in der größten Noth. Mein Herz blutet. Ich kann nicht viel sprechen; die Worte brennen mir in den Adern.

Ich wasche meine Hände in Unschuld, Du hast alles auf Deine Seele. — — —

Meine Adresse ist: Harry Heine bey Wittwe Rodbertus auf die große Bleiche in Hamburg, Nr. 307.

Freu Dich, Freu Dich: in 4 Wochen sehe ich Molly.

Mit ihr kehrt auch meine Muse zurück.

Seit 2 Jahr hab ich sie nicht gesehen. Altes Herz was freust du dich und schlägst so laut! — Leb wohl, lieber Christian, denke mein.

Dein Freund
Harry Heine.

Pellman zu grüßen, vorzüglich den guten Zugemaglio, (bitte Zugemaglio er soll ein Brief an mich bey Dir einschlagen.) Unzer, Lottner und Wunneberg nicht zu vergessen. Spielt brav, und besutelt Euch unter einander.

Grüße Deine werthe Eltern und Geschwister.

Trotz des von Heine's Hand geschriebenen Datums 1815 ist der Brief aus dem Jahre 1816. Das beweist schon die von Sethe sorglich beigefügte Bemerkung, daß er den Brief am 13. Juli 1816 empfangen und am 10. August beantwortet habe. Das Jahr 1815 würde mit dem längeren Aufenthalt in Frankfurt sich nicht wohl vereinigen lassen; zudem schreibt Heine selbst einmal, er sei im Jahre 1815 noch gar nicht in Hamburg gewesen.*) Die eingewobenen Verse zeigen schon etwas von dem eigenthümlichen Ausdruck des gereiften Dichters. Sonderbar überraschen in der Prosa zahlreiche Sprachfehler, die zum Theil in der Nachlässigkeit, zum Theil aber auch in dem unvollkommenen Gefühl für die Sprache ihren Grund haben. Der Unterricht des Directors Schallmeyer scheint nicht so vortheilhaft gewirkt zu haben, als Heine (Buch Legrand I, 239) von ihm rühmt, und die Herrschaft des fremden Volkes mochte selbst auf dem rechten Ufer auf die Landessprache von üblem Einfluß sein. Auch ein anderer rheinischer Dichter, Heine's Altersgenosse und später sein Freund, Karl Simrock, erzählte mir, daß er in seinem 14. Jahre — freilich in Bonn auf dem linken Rheinufer — besser französisch als deutsch gesprochen und die deutschen Buchstaben nicht geläufig habe schreiben können.

Die zuletzt in dem Briefe Genannten sind offenbar Schulkameraden. Ein Gedicht an Wunneberg theile ich später mit. Unger war mit Heine in derselben Klasse des Lyceums, erbot sich 1815 zum freiwilligen Dienste gegen Napoleon und zog wirklich in's Feld. Bei Waterloo schwer verwundet, lag er längere Zeit in Brüssel und ging noch auf Krücken, als er die unterbrochenen Studien in Düsseldorf wieder aufnahm. Nachmals heirathete er Christian Sethe's Schwägerin; er starb als Kammergerichts- und Geheimerrath in Berlin.

Dort ist auch Lottner als Beamter im Finanzministerium gestorben. Ich weiß nicht, ob einer von diesen Dreien mit Heine später in dauernder Verbindung geblieben ist. Dies war aber mit den beiden Andern der Fall. Pellmann traf mit Heine auf der Universität in Bonn zusammen, und ich werde noch Gelegenheit haben, ihn zu erwähnen. Noch in weit späteren Jahren, von Paris aus, wechselte Heine häufige Briefe mit ihm; Pellmann gewährte mehrmals in finanziellen Verlegenheiten Aushülfe. Er starb als Appellations-Gerichts-Rath in Cöln am 23. März 1869. Alle Briefe, die Heine an ihn richtete, hat er leider vor seinem Tode verbrannt.

Der „gute Zugemaglio" ist Franz von Zuccalmaglio, der Onkel der bekannten rheinischen Schriftsteller Anton Wilhelm und Vincenz v. Zuccalmaglio (Wilhelm von Waldbrühl und Montanus). Er war in der That, wie Heine später scherzend von sich rühmte (II, 212,) einer der ersten Männer des Jahrhunderts, nämlich 1800 in der Neujahrsnacht, in der ersten Stunde des neuen Jahres, geboren, und mag vielleicht zu dem Scherze Veranlassung gegeben haben. Mit Heine besuchte er das Düsseldorfer Lyceum, focht nach vollendeten Universitätsstudien als Philhellene gegen die Türken und begleitete einen seiner Kampfgenossen, einen Kurländer, in dessen Heimath. Hier verheirathete er sich 1824 mit einer Tochter des Landes, wurde Bürgermeister von Mitau und als solcher

*) Brief an Moser vom 14. October 1826, Werke XIX, 295.

auch Präsident des Gerichts- und Verwaltungswesens. Vierzig Jahre stand er diesem bedeutenden Posten vor, bis er am 4. November 1873 hochgeachtet und vielbedauert aus dem Leben geschieden ist. Für Heine bewahrte er immer großes Interesse; Briefe des Dichters haben sich jedoch in seinem Nachlasse nicht vorgefunden.

Mit den beiden Neffen seines Freundes ist Heine nicht in nähere Verbindung getreten. Doch wird es erlaubt sein, von den freundlichen Mittheilungen des Herrn Vincenz v. Zuccalmaglio noch eine wörtlich hier einzuschalten:

„Als ich mit meinem Bruder 1827—1830 in Heidelberg die Hochschule besuchte, hielt sich Heine's jüngerer Bruder zum Studium der Medicin dort auf und Heine besuchte ihn. Mein Bruder erzählte mir, daß er ihm begegnet sei und sich sehr angelegentlich nach seinem Freunde, dem Oheim Franz, erkundigt, auch viel Rühmens von ihm gemacht habe. Einige Tage oder Wochen darauf (das Jahr vermag ich nicht anzugeben), saß ich mit mehreren Studenten auf der Wartburg bei Weinsberg, jenseits Heilbronn. Heinrich Heine war mit einer anderen Partie Studenten, worunter auch sein Bruder, anwesend. Da trat ein württembergischer Polizeimann in Civilkleidern unter die zechenden Studenten und ließ sich den Verfasser der Reisebilder zeigen. Er ging dann auf H. Heine zu und frug, ob er die Ehre habe, den Dichter Heine vor sich zu sehen. Der Angeredete schien freudig erregt und glaubte wohl, der Herr im Frack würde ihm Huldigungen, die seiner Dichtergröße gebührten, darbringen, wurde aber bitter enttäuscht, da er ihn im Namen des Gesetzes für seinen Haftling erklärte und auf dem Schub über die Grenze brachte. Dies ist das erste und letzte Mal, daß ich H. Heine gesehen. Mein Bruder wußte mehr von ihm."

In der Gedichtsammlung des Jahres 1822 (jetzt in Heine's Werken XV, 107) findet sich ein Gedicht mit der Ueberschrift an Franz v. Z. und dem Anfang: „Es zieht mich nach Nordland ein goldner Stern." Der Freund soll der Poesie treu bleiben, er soll nach dem Norden süße Kunde geben, vornehmlich von der „blühenden Rose am blühenden Rhein, die in so manches Jünglingsherz ihre Gluthen gesendet". Die Vermuthung lag nahe, das Gedicht möge an Franz v. Zuccalmaglio gerichtet sein. Und dies ist in der That der Fall. Ich könnte auch die blühende Rose am blühenden Rhein nennen. Sie erregte nicht allein Zuccalmaglio's, sondern auch Heine's jugendlichen Enthusiasmus. Unzweifelhaft ist sie die Heldin einer Erzählung, welche Heine's jüngster Bruder, Maximilian, aus dem Jugendleben des Dichters mittheilt.*) „Bei einem feierlichen Gymnasialact sollte Heine, in dem festlich geschmückten Saale, Schiller's Taucher declamiren. Eben war er zu der Stelle gekommen, wo der König der lieblichen Tochter winkt; da fielen seine Augen plötzlich auf die schöne, blondlockige Tochter des Oberappellations-Gerichts-Präsidenten (in Wahrheit des Kriegsraths) von A . . . ., die mit ihrem Vater in der ersten Reihe einen Platz bekommen hatte. Dreimal wiederholte er die Stelle, ohne fortfahren zu können. Der Klassenlehrer suchte auszuhelfen, aber vergebens, Heine hörte nicht mehr.

*) Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie von seinem Bruder Maximilian Heine. Berlin, 1868. S. 21.

Mit großen, offenen Augen schaute er wie auf eine plötzlich erschienene überirdische Gestalt auf den goldenen Sessel hin und sank dann ohnmächtig nieder. Man schrieb die Ursache der im Saale herrschenden Hitze zu.“ Nach vielen Jahren erzählte Heine seinem Bruder den Zusammenhang, indem er sich oftmals mit dem Ausrufe unterbrach: O, wie war ich damals unschuldig!

Heine's Gedicht an Zuccalmaglio wird man nach Form und Inhalt in das Jahr 1816 setzen müssen. Es ist ein Abschied vor der Reise nach Hamburg. Zweifelhaft bleibt, wer unter dem goldenen Sterne zu verstehen sei, der ihn nach Norden zieht. Schwerlich der Stern Mercur's oder das goldene Metall, das der Handel einbringen sollte. Viel wahrscheinlicher ist ein anderes Gestirn gemeint, das schon damals über dem Leben des Dichters aufgegangen war und auf lange Zeit Ziel und Richtung seines Denkens und Dichtens bestimmte. Der mitgetheilte Brief giebt dafür einen Anhaltspunkt. Denn das Interessanteste darin sind die Bemerkungen über Molly. Es ist jetzt bekannt genug: die Geliebte, in so vielen Liedern, in allen Tönen des Schmerzes wie der Freude Gefeierte war Amalie Heine, die Tochter des Oheims Salomon. Sie verschmähte den Dichter und gab am 15. August 1821 dem Gutsbesitzer John Friedländer in Königsberg ihre Hand.*) Aus diesem Briefe erfährt man aber, daß Heine's junge Leiden noch weit früher begannen, als man bisher annehmen durfte. Er selbst hat einmal, wie Göthe in dem bekannten Sonett, für seine Liebe einen bestimmten Zeitpunkt, und zwar das Jahr 1817, in einem Gedichte (XVI, 226) ausdrücklich genannt. Jetzt sehen wir aber, schon drei Jahre früher, wahrscheinlich in der Heimath des Dichters, hat diese Leidenschaft ihre ersten Wurzeln geschlagen. Byron, welchem Heine sich zu vergleichen liebte, war wenig jünger, als eine ähnliche, unerwiderte Neigung für sein Leben und Dichten entscheidend wurde. Vielleicht mag der Dichter im einen wie im anderen Falle nicht verloren haben, da es nach den Erfahrungen mehrerer Jahrtausende nicht zu läugnen ist, daß die Muse der unglücklichen Liebe sich weit günstiger zu erweisen pflegt, als der glücklichen. Aber wie theuer diese Gunst erkauft werden mußte, wie gewaltig das jugendliche Herz in seinen Tiefen erschüttert war, davon zeugt der folgende Brief:

II.

Accepi den 23ten November 1816,
respondi den 19ten Januar 1817. Hamburg, den 27. October 1816.

An den Studioso Christian Sethe in Düsseldorf.

Sie liebt mich **nicht!** — Mußt, lieber Christian, dieses **letzte** Wörtchen ganz leise, leise aussprechen. In den ersten Wörtchen liegt der ewig lebendige Himmel, aber auch in dem letzten liegt die ewig lebendige Hölle. — Könntest Du Deinem armen Freunde nur ein bischen ins Gesicht sehen, wie er so ganz bleich aussieht, und gewaltig verstört und wahnsinnig, so würde sich Dein gerechter Unmuth wegen des langen Stillschweigens, sehr bald zur Ruhe legen; am Besten wäre es zwar, wenn Du einen einzigen Blick in seine inn're Seele werfen könntest, — da würdest Du mich erst recht liebgewinnen.

---

*) Strodtmann, Heine's Leben I, 48, 166, 529 u. 680.

Eigentlich mußt Du wissen, lieber Christian, ist jeder meiner Gedanken ein Brief an Dich, oder wenigstens gestaltet er sich so, und ich habe Dir unlängst schon einen Ellenbreit langweiligen Brief zusammen gekrazt, wo ich Dir mein ganzes Innere seufzend aufschloß, vom Ey der Leda an bis Trojas Zerstörung; aber diesen Brief habe ich weislich wieder vernichtet, da er doch zu nichts dienen konnte, als in fremde Hände zu fallen und mir alsdann vielleicht den Garaus zu machen. Kannst mir ja so nicht helfen. —

Einen kleinen Spaß will ich Dir erzählen. Du weißt, Christian, von demselben Augenblick an, als ich Dich zum ersten Mahle sah, ward ich unwillkürlich zu Dir hingezogen, und ohne mir selber davon Rechenschaft geben zu können, warst Du mir immer ganz unendlich lieb und theuer. Ich glaube Dir in dieser Hinsicht schon längst davon gesprochen zu haben: wie ich oft in Deinen Gesichtszügen und vorzüglich in Deinen Augen Etwas bemerkte was mich auf eine unbegreifliche Art zugleich von Dir abstieß und zugleich wieder gewaltsam zu Dir hinzog, so daß ich meinte, im selben Augenblick liebendes Wohlwollen und auch wieder den bittersten, schnöden, eiskalten Hohn darin zu erkennen, Und siehe! dieses nemliche räthselhafte Etwas habe ich auch in Molly's Blicken gefunden. Und eben dieses ist es was mich auch so ganz confus macht. Denn obgleich ich die unläugbarsten, unumstößlichsten Beweise habe: daß ich nichts weniger als von ihr geliebt werde — Beweise die sogar Rector Schallmeyer für grundlogisch erkennen, und kein Bedenken tragen würde, seinem eigenen Systeme obenan zu stellen, — so will doch das arme liebende Herz noch immer nicht sein concedo geben, und sagt immer: was geht mich Deine Logik an, ich habe meine eigene Logik. — Ich habe sie wiedergesehen, —

Dem Teufel meine Seele,
Dem Henker sey der Leib,
Doch ich allein erwähle
Für mich das schöne Weib.

Hu! Schauderst Du nicht, Christian? Schaudere nur, ich schaudre auch. — Verbrenne den Brief. Gott sey meiner armen Seele gnädig. — Ich habe diese Worte nicht geschrieben. — Da saß ein bleicher Mensch auf meinem Stuhl, der hat sie geschrieben. Das kommt, weil es Mitternacht ist. — O Gott! Wahnsinn sündigt nicht. — Du! Du! hauche nicht zu stark, da hab ich eben ein wunderhüpsches Kartenhaus aufgeschichtet, und ganz oben auf steh Ich und halte sie im Arm! —

Sieh, Christian, nur Dein Freund konnte seinen Blick zum Allerhöchsten erheben, (erkennst Du ihn hieran?); freylich scheint es auch als wenn es sein Verderben sein wird. Aber Du kannst Dir auch kaum vorstellen, lieber Christian, wie mein Verderben so herrlich und lieblich aussieht! — Aut Caesar aut nihil war immer mein Wahlspruch. Alles an Allem.

Ich bin ein wahnsinniger Schach Spieler. Schon beym ersten Stein habe ich die Königinn verloren, und doch spiel ich noch, und spiele — um die Königinn. Soll ich weiter spielen? —

„Quand on a tout perdu et qu'on n'a plus d'espoir
La vie est une opprobre et la mort un devoir."

Schweige, verfluchter, lästerlicher Franzose, mit Deinem feigen Verzweiflungsgegreine! Kennst Du nicht die deutsche Minne? Die steht kühn und fest auf zwey ewig unerschütterliche Säulen, Manneswürde und Glauben. — Nur halte mich, o Gott, in sicherer Huth vor die schleichende finstere Macht der Stunde. — Entfernt von ihr, lange Jahre glühende Sehnsucht im Herzen tragen, das ist Höllenqual, und drängt höllisches Schmerzgeschrey hervor. Aber, in ihrer Nähe seyn, und doch ewig lange Wochen nach ihrem alleinseeligmachenden Anblick oft vergebens schmachten, u — u — und — und — O! — O! — O Christian! Da kann auch das frömste und reinste Gemüth in wilder wahnsinniger Gottlosigkeit auflodern. —

Ach Du bist klug, Christian, und wirst mich geweiß meines langen Stillschweigens wegen nicht strafen wollen. — Du weißt nicht welch ungeheuer Weh mir der dolchscharfe Widerhacken macht, mit welchem sich jedes Wort aus meine Seele hervorreißt; andern Leuten kosten die schwarze Striche nichts, können sie nach Belieben hin und herstellen, schreiten auf dem Cothurn um besser durch den Dreck zu kommen. Dies was Du hier für Cothurn ansehen magst, sind riesig hohe Schmerzgestallten die aus den gähnend weiten blutigen Herzwunden hervorsteigen. — Sei nicht böse, Christian, ich bin Dir ja so gut, so gut, und bin so gewaltig unglücklich dran. Willst Du mich auch verstoßen? Ach die Stimme im Herzen hat mich sehr getäuscht, wird sie auch diesmahl Lügnerinn seyn? Christian sag Ja oder Nein. Du bist allein übergeblieben, sag Ja oder Nein. Bei allem, was Dir heilig ist, sag mir die Wahrheit. — Ja? nun so hab ich auch Hoffnung, daß mir die Stimme des Herzens auch bey Molly nicht lügt. Nein? nun — — —

Schreib bald, lieber Christian, Ja, willst Du?

Das ist auch eine herzkränkende Sache, daß sie meine schöne Lieder, die nur nur für sie gedichtet habe so bitter und schnöde gedemüthigt und mir überhaupt in dieser Hinsicht sehr häßlich mitgespielt hat. — Aber solltest Du es wohl glauben, die Muse ist mir demohngeachtet jetzt noch weit lieber als je. Sie ist mir eine getreue tröstende Freundinn geworden, die ist so heimlich süß und ich liebe sie recht inniglich. Wie tief treffen mich jetzt die Worte Goethes im Tasso:

„Alles ist dahin! Nur eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Der Schrey des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über Alles, —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide.“

Ich dichte viel; denn ich habe Zeit genung, und die ungeheure Handelsspeculationen machen mir nicht viel zu schaffen; — Ob meine jetzigen Poesien besser sind, als die frühern weiß ich nicht; nur das ist gewiß, daß sie viel sanfter und süßer sind; wie in Honig getauchter Schmerz. Ich bin auch gesonnen, sie balde (das kann indessen doch noch viele Monathe dauern) in Druck zu geben. Aber das ist die Schwerenothssache: da es dazu lauter Minnelieder sind, würde es mir als Kaufmann, ungeheuer schädlich seyn; ich kann Dir dies nicht so genau erklären, denn Du kennst nicht den Geist, der hier herrscht. Und gegen Dich kann ichs aufrichtig gestehen: außerdem daß in dieser Schacherstadt nicht das mindeste Gefühl für Poesie zu finden ist, — es seyen denn eigends bestellte und baar bezahlte Hochzeits — Leichen — oder Kindtaufs Carminaden, — so hat sich auch noch dazugesellt seit einiger Zeit eine schwüle Spannung zwischen den getauften und ungetauften Juden (alle Hamburger nenne ich Juden und die ich um sie von den Beschnittenen zu unterscheiden: getaufte Juden benamse, heißen auch vulgo: Christen.) Bey so bewandten Umständen läßt sich leicht voraussehen, daß Christliche Liebe die Liebeslieder eines Juden nicht ungehudelt lassen wird. Da ist guter Rath theuer; auch ohne dies weiß ich nicht, wie man eine Buchherausgabe bewerkstelligt, und dariun sollst Du mich belehren Christian; verstehst das ja besser.

Ich lebe hier ganz isolirt; aus obigen Andeutungen kannst Du Dir dies sehr leicht erklären. — Mein Oheim lebt auf dem Lande. Dort geht es sehr geziert und geschwänzelt zu, und der freie unbefangene Sänger sündigt sehr oft gegen die Etiquette. Diplomatisches Federvieh, Millionäre, hochweise Senatoren ꝛc. ꝛc. sind keine Leut für mich. Der herrliche homerisch göttliche Blücher aber war unlängst hier, und ich habe das Glück gehabt in seiner Gesellschaft zu speisen bey Onkel; so ein Kerl macht Freude. — —

Der Neffe vom großen (? ? ?) Heine ist zwar überall gern gesehen und empfangen; schöne Mädchen schielen nach ihm hin, und die Busentücher steigen höher, und die Mütter kalkulieren, aber — aber — bleib allein; Niemand bleibt mir übrig als ich selbst. Und wer dieser Sonderling ist das weiß Christian besser als ich. — Ich bin sehr verlegen, ob Dich dieser Brief noch zu Hause antrift, oder ob Du ihn, wie ich gewiß erwarte, nachgeschickt erhällst. Auf jedem Fall, wenn noch ein Funken Freundschaft übrig geblieben ist, schreibe mir sogleich ob Du ihn richtig erhalten hast. Ich kann, des Inhalts wegen, eher nicht ruhig schlafen. — Wie gehts Dir? Schreib. Zwar macht es mir viel Vergnügen, Deine Schriftzüge zu entziffern, aber ein Bischen mehr Deutlichkeit könnte nicht schaden. Indessen bin auch mit Geschmier zufrieden. — —

In relieuser Hinsicht habe ich Dir vielleicht bald etwas sehr verwunderliches mitzutheilen. Ist Heine toll geworden? wirst Du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir die Himmlische die Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich scheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid. Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blöße.

„Werdet wie die Kindlein" lange wähnte ich dies zu verstehen, o ich närrischer Narr! — Kindlein glauben.

Heine.

Sobald ich Gelegenheit finde erhallst Du den Toback.

Schon beynahe ein Monath liegt dieser Brief in meinem Pult; da ich erst nach Ddorf geschrieben habe um zu wissen, ob Du schon weggereißt. So eben erhalte Deinen lieben Brief. Bei Gott! alle Freuden sind mir noch nicht abgestorben. Verzeih mir guter, edler Christian, ich habe Dich zwar immer von ganzer Seele geliebt, aber auch oft, vielleicht immer verkannt. Dein Stolz erlaubte Dir dem armen Harry dreymahl zu schreiben, ohne zu wissen, ob Du vielleicht Antwort erhallst? Nun, bey Gott! der arme Harry ist so arm nicht mehr! — Aus dem Brief wirst Du sehen wie mir ums Herz ist; ist noch immer so. Aber ich trage den Schmerz jetzt viel männlicher. Ich fühle aber ein inneres Ersterben; auch Poesy verschwimmt in blasse Nebelbilder. O M. . Du kost mir viel! — Ich umarme Dich Christian, aber drücke nicht so fest, auf die nackte Brust hängt eine schwarze eiserne Kette, und daran, gerade wo das arme Herz schlägt, hängt ein vielscharfzackiges schwarze eiserne Kreutz, darin liegt M—s Locke. Hu! Das brennt! . . o Christian!

Ich kann nicht mehr im Augenblick geht die Post fort. Onkel will mich hier weg haben, auch Vater beschwert sich, daß ich keine Geschäfte mache ohngeachtet der großen Ausgaben; aber coute ce que coute bleib ich hier. Schreib mir bald.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesen Brief für eins der merkwürdigsten Documente halte, die aus der Jugendzeit eines Dichters bekannt geworden sind. Wie eigenthümlich werden wir durch die noch stammelnde Leidenschaft angemuthet, die sich durch Bürger'sche Schreckensrufe und Citate aus Göthe's Tasso und französischen Tragikern Luft macht, aber zugleich schon über eine Fülle eigener Ausdrücke und Bilder verfügt. Man fühlt nur zu sehr, daß von dem hohen Cothurn in der That riesige Schmerzgestalten, nicht erdichtete Leiden sich vernehmen lassen. Dies ist wohl der einzige Brief, in welchem Heine ganz ohne Rückhalt über seine Liebe sich ausgesprochen hat; in allen, die bisher bekannt wurden, auch den vertrautesten Freunden gegenüber, herrscht die zarteste Zurückhaltung, niemals wird der Name der Geliebten genannt, nur einmal, in viel späterer Zeit, findet er sich in einem Briefe an Varnhagen, dem

die Personen ohnehin völlig bekannt waren.*) „Ich bin im Begriffe," schreibt Heine am 27. October 1827, „diesen Morgen eine Frau zu besuchen, die ich in eilf Jahren nicht gesehen habe und der man nachsagt, ich sei einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Madame Friedländer aus Königsberg, sozusagen eine Cousine von mir. Den Gatten ihrer Wahl habe ich schon gestern gesehen zum Vorgeschmack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt und ist gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner jungen Leiden von Hoffmann und Campe ausgegeben ist. Die Welt ist fade und dumm und unerquicklich und riecht nach vertrockneten Veilchen."

In Heine's Gedichten ist häufig von gebrochenen Schwüren, Gift, Schlangen, Dolchen und anderen Attributen weiblicher Treulosigkeit die Rede. Danach könnte Jemand der Geliebten arge Dinge zugetraut haben; und wiederum, wenn nun das naive Geständniß hervortritt, daß sie in der That gar keine Hoffnung gegeben, ja sogar die schönen Lieder, die nur für sie gedichtet waren, bitter und schnöde gedemüthigt habe, so möchte derselbe Mann geneigt sein, den Dichter als einen Verläumder anzuklagen. Aber das Eine ist so wenig berechtigt als das Andere. Nichts verpflichtet den Dichter, die Gestalten der freien Phantasie zu Copien der Wirklichkeit zu machen. Ob und in wie weit er Wahrheit und Dichtung vermischen will, ist seinem dichterischen Wollen überlassen, und so wahr es ist, daß der echte Poet die tiefsten Wahrheiten seines Empfindens seinen Gedichten anvertraut, so widersinnig bleibt es, gleichsam aus seinen Erlebnissen ein Inquisitorium gegen seine dichterischen Schöpfungen construiren zu wollen. Gegen dies widersinnige Verfahren ist auch vornehmlich der Unwille gerichtet, den Göthe nach dem Erscheinen des Werther, den Heine selbst zu verschiedenen Malen gegen aufdringliche Neugier geäußert hat. Etwas Anderes ist es, dem Entwickelungsgange eines Dichters nachzugehen und sich deutlich zu machen, in wie weit das, was das Leben ihm geboten, in seinen Werken sich abspiegelt oder darauf von Einfluß geworden ist. Dies wird immer zu den anziehendsten und wichtigsten Aufgaben des Literarhistorikers gehören.

Ueber dem Hauptinhalt des hier mitgetheilten Briefes kann nicht unbemerkt bleiben, wie viel er noch an interessanten Einzelheiten enthält. Das Unbehagen in dem aufgedrungenen Beruf, der eigenthümliche Gegensatz zu dem reichen Oheim, die Abneigung gegen den Krämersinn der Kaufmannsstadt, das drückende Gefühl der jüdischen Erniedrigung, kurz der ganze Heine, zum Theil schon in den eigenthümlichen Wendungen, tritt darin hervor. Es fehlt nur noch der später so scharf ironische Zug, die höhnische Selbstvernichtung der leidenschaftlichen Wünsche, die denn allerdings so lange nicht am Orte ist, als noch die Hoffnung besteht, sie zu erfüllen.

Merkwürdig ist noch die Erwähnung des homerisch göttlichen Blücher's und die Hindeutung auf eine Religionsänderung. Man sieht, daß neben dem Idol napoleonischer Herrlichkeit die Bewunderung für einen preußischen Helden noch bestehen konnte, und daß einige Marienlieder, die sich aus sehr früher Zeit er-

*) Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine, Bettina von Arnim. Leipzig, 1865. S. 175.

halten haben, nicht so ganz leere Spielerei sind, als man vielleicht anzunehmen geneigt sein möchte.

Wenn der junge Poet in der Liebe nicht glücklich war, so erging es ihm, und man wird dies begreiflicher finden, in den „ungeheuren Handelsspeculationen“ nicht besser. Eine Fügung, die nur zu sehr der Satire gleicht, brachte es dahin, daß der Dichter des Buches der Lieder im Jahre 1818 ein Commissionsgeschäft unter der Firma Harry Heine & Comp. begründete. Aber bald war es Niemanden zweifelhaft, daß er zum Kaufmann nicht geboren sei. Ich lasse dahingestellt, ob er selbst, gehalten durch die Neigung zu Molly, seinen Aufenthalt verlängert hat; schwerlich war er unzufrieden, als er im Sommer 1819 die stets so widerwärtige Stadt an der Elbe verlassen konnte, um sich, einiger Unterstützung von Seiten des Onkels versichert, einem anderen Berufe zu widmen.

Im Sommer 1819 kam Heine von Hamburg nach Düsseldorf zurück und sollte dann auf der im Jahre 1818 neugestifteten Universität Bonn nach dem Willen des Oheims Rechtswissenschaft studiren. Weil er das Lyceum ohne eigentliches Abgangszeugniß verlassen hatte, mußte er vorerst sich einer Prüfung unterziehen, dann am 11. December 1819 wurde er als Student in die Listen eingetragen. Die junge Hochschule zählte nicht allein unter den Lehrern Manche, die einen bedeutenden Namen schon besaßen, sondern auch unter den Lernenden nicht Wenige, die ihn später erworben haben. Es genügt neben Heine hier an Liebig, Johannes Müller, Jarcke, Hengstenberg, Dieffenbach, Hoffmann von Fallersleben, Böcking, Bauerband, Simrock zu erinnern. Mit Simrock wurde Heine in der unter Studenten nicht seltenen Weise bekannt, daß er in der Vorlesung über Pandekten ein Collegienheft von ihm lieh. Beide hatten gemein, daß literarische Interessen ihnen mehr am Herzen lagen, als die juristischen. Dieselbe Neigung verband Heine auch mit Johann Baptist Rousseau und Friedrich Steinmann, ohne daß der Abstand, der sie trennte, in so früher Zeit völlig bemerkbar geworden wäre. Er wohnte mit dem früher erwähnten Pelmann in einem Hause auf der Josephstraße, auch Ludwig Schopen, den späteren Director des Bonner Gymnasiums, sah er häufig, und da von diesem Freundespaar der Erstgenannte hoch aufgeschossen, der Zweite kurz, von rundlichen Formen war, so pflegte er sie zusammen als comma cum puncto zu bezeichnen. Unter diesen alten und neuen Bekanntschaften fand er auch den ältesten Freund, Christian Sethe, der, nachdem er in Göttingen und Heidelberg studirt, im Herbst 1819 nach Bonn gekommen war. In jenen Tagen ist das dauernde Denkmal dieser Freundschaft gestiftet worden in den Frescosonetten:

Du aber standest fest gleich einem Thurme;
Ein Leuchtthurm war dein Kopf mir in dem Sturme,
Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.
Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,
Nur wen'ge Schiff' erringen dort die Landung,
Doch ist man dort, so kann man sicher schlafen.

Diese Zeilen bezeichnen in der That sehr gut Sethe's festen und treuen Charakter, sein ruhiges, gemessenes Wesen, seine kluge, vorsichtige Art, die Dinge

anzusehen. Wegen aller dieser Eigenschaften hatte er im Kreise seiner Bekannten von Heine den Beinamen Staatsrath erhalten. Zuweilen mußte er auch jetzt noch als Schützer auftreten. Denn Heine war auf der Universität, wie auf dem Lyceum vielen Anfechtungen ausgesetzt, theils in Folge seiner scharfen Worte, theils wieder wegen seines Judenthums. Daneben sicherten ihm freilich seine dichterischen Talente immer eine gewisse Ueberlegenheit. Mit wirklicher Theilnahme hörte er nur geschichtliche und literargeschichtliche Vorlesungen; man weiß, wie sehr er damals August Wilhelm von Schlegel sich verpflichtet fühlte. Doch kann man nicht sagen, daß er seine Fachstudien vernachläßigt hätte. Seine Collegienhefte waren in guter Ordnung und sein Lebensplan noch immer auf eine Vernunftheirath mit der Jurisprudenz gerichtet. Uebrigens blieb er in Bonn nur ein Jahr; die Ferien im Herbste 1820 verlebte er einsam in dem Dorfe Beuel, Bonn gegenüber, um ungestört an seiner Tragödie Almansor zu arbeiten. Im September, nach kurzem Besuch in Düsseldorf, trat er zu Fuß eine Reise durch Westphalen an. Für den jugendlichen Literator schien es schon von Bedeutung, daß er mit einem kleinen Blatt, dem „Rheinisch-Westphälischen Anzeiger", der in Hamm von einem Doctor Hermann Schultz herausgegeben wurde, Verbindungen anknüpfen konnte. Das Ziel der Reise war Göttingen, wo er die juristischen Studien fortsetzte. Aber schon am 29. October 1820 in einem Briefe an Steinmann sehnt er sich nach seinem paradiesischen Beuel zurück und spricht seine Reue aus, daß er Bonn verlassen habe. Der Ton des Studentenlebens war ihm unbehaglich, für seine literarischen Neigungen fand er gar keine Nahrung. Von Bekannten ist nur der Münsteraner Benedikt Waldeck zu nennen. Heine giebt ihm das Zeugniß, er sei „ein guter Poet und werde einmal Vieles leisten". „Ich habe ihn," schreibt er weiter, „durch Wort und Beispiel tüchtig angespornt, ihm meine Ansichten über Poesie faßlich entwickelt, und hoffe, daß dieser Same wuchern und gute Früchte tragen wird." Freilich ist diese Vorhersage nicht in Erfüllung gegangen, Waldeck's Ruhm ist einem anderen Felde entsprossen, und Strodtmann*) bemerkt sehr richtig, nach den dichterischen Versuchen, die ohne Waldeck's Zuthun in die Oeffentlichkeit gedrungen, brauche man nicht zu bedauern, daß er der belletristischen Laufbahn völlig entsagt habe. Gleichwohl soll jene jugendliche Neigung und die Beziehung zu Heine in Waldeck's Entwickelung nicht unterschätzt werden. Denn es ist ganz wesentlich ein gewisser dichterischer Schwung, eine ideale Auffassung, die zuweilen an das Phantastische grenzt, was jenem bedeutenden Manne, wie allen, die auf große Massen wirken konnten, den Erfolg in so außerordentlichem Grade gesichert hat.

Für Heine ist es nur ein Glück zu nennen, daß ihn der Zufall in eine ganz unbedeutende Streitigkeit verwickelte, die ein Duell und am 23. Januar 1821 seine Verweisung von der Universität zur Folge hatte. Der Onkel erlaubte ihm, nach Berlin zu gehen; in den letzten Tagen des Februar trat er die Reise an. Aus dem pedantischen Einerlei der kleinstädtischen Universitätsverhältnisse sah er sich nun plötzlich in das angeregteste Leben versetzt. Seine

*) Heine's Leben I, 126.

poetische Begabung fing an, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Bei Varnhagen, Rahel, Moser, Michael Beer, im Hause der Schriftstellerin Elise von Hohenhausen fand er gerade, was ein junger Dichter wünschen muß, Anregung, freundliche Anerkennung und zugleich ein gereiftes Urtheil, obgleich man doch nicht sagen kann, daß irgend Jemand auf seine Art zu schaffen entschiedenen Einfluß ausgeübt hätte. Unter seinen Bekannten war ihm besonders ein junger Pole, Graf Eugen von Breza, an's Herz gewachsen. Er ist unerschöpflich im Lobe des köstlichsten Freundes, des liebenswürdigsten der Sterblichen, und untröstlich, als Breza zu Ostern 1822 die Berliner Universität verläßt. „Er war der einzigste Mensch," ruft er ihm nach, „in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes, reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge." *)

Auch manche der rheinischen Bekannten fanden sich in Berlin zusammen: der Componist Bernard Klein aus Cöln, sein Bruder Joseph, gleichfalls ein tüchtiger Musiker, Plücker, der spätere Professor in Bonn, Bölling, ein Verwandter der Sethe'schen Familie, vor Allem Sethe selbst, dessen Vater im Jahre 1819 als Präsident des Rheinischen Revisions- und Cassationshofes in die Hauptstadt berufen war.

In Berlin konnte Heine nun auch den Plan ausführen, den er bereits in dem Briefe vom 27. October 1816 andeutete. Er hatte schon in Bonn eine Sammlung von Gedichten der Weber'schen Buchhandlung zum Verlag angeboten. Aber der Besitzer ließ das Manuscript, wie man erzählte, längere Zeit in seinem Pulte liegen, um es dann ungelesen zurückzugeben. Heine machte einen zweiten Versuch; er wandte sich von Göttingen aus an Brockhaus nach Leipzig. Allein zum zweiten Male erhielt er sein Manuscript zurück mit dem höflichen Bedauern, daß die Handlung zur Zeit gar zu sehr mit Verlagsartikeln überladen sei.**) Jetzt wurde er in Berlin durch Varnhagen mit Gubitz, dem Herausgeber des Gesellschafters, bekannt. In diesem damals viel gelesenen Blatte erschien seit dem 7. Mai 1821 eine Anzahl ausgewählter Gedichte von Heine, gewissermaßen als Probe der größeren Sammlung, welche zu Ende des Jahres in der Maurer'schen Buchhandlung herausgegeben wurde. Der neue, ganz eigenthümliche Ton dieser Gedichte erregte sogleich das größte Aufsehen; sie wurden gelobt, getadelt, nachgeahmt, schon im October 1821 parodirt. Erwägt man, daß Heine außer einer großen Zahl von Liedern in dieser Zeit auch eine Tragödie, den Ratcliff, wie er angiebt, in drei Tagen niederschrieb, dazu die Berliner Briefe im Rheinisch-Westphälischen Anzeiger erscheinen ließ, verweilt man bei den heiteren Scherzen der naiv-jugendlichen Bewunderung, die sich zuweilen in diesen Aufsätzen ausspricht, so könnte man auf eine durchaus frische, heitere Stimmung des Dichters schließen. Gleichwohl war er eben damals von den trübsten Vorstellungen gequält. Einzelnen Tadel empfand er lebhafter, als

*) Strodtmann, Heine's Leben I, 187.

**) Brief an Steinmann vom 4. Februar 1821, Werke XIX, 19.

die allgemeinste Anerkennung, er glaubte sich verfolgt und angefeindet, ein Opfer der Cabale und Verleumdung; körperliche Leiden kamen hinzu: ein nervöser Kopfschmerz, der ihm das ganze Leben hindurch ein widerwärtiger Begleiter war; vornehmlich mag die Nachricht von der Vermählung seiner Geliebten ihn trübe gestimmt haben. Von allem diesem zeugt der folgende, „halb ernsthaft, halb drollig" gehaltene Brief:

III.

a. 14/4 22.

Lieber Christian.

Du weißt ich schreibe selten Billete; drum mache Dich darauf gefaßt etwas Höchstwichtiges vielleicht auch Höchstvernünftiges zu lesen.

Ich habe mir diese Nacht, als ich nicht schlafen konnte, recht vieles überlegt, und hab mir alles aufgezählt, was ich liebe; und das ist:

Nr. 1 ein weiblicher Schatten, der jetzt nur noch in meinen Gedichten lebt.

Nr. 2 eine köstliche Idee, die in dem Polen steckt.

Nr. 3 einen Menschen, den ich mir bisher in Dir gedacht.

Nr. 4 meine neue Tragödie.

Nr. 5 eine olla Potrida von: Familie, Wahrheit, französische Revolution, Menschenrechte, Lessing, Herder, Schiller rc. rc. rc.

Mit Nr. 3 hat es jetzt seine eigene Bewandtniß. Ich werde Dich noch immer lieben; das hängt nicht von mir ab. Letztere Erfahrung habe ich längst gemacht. Aber Freunde können wir nicht bleiben.

Ich erkläre Dir: daß ich vom 15ten April an Dein Freund nicht mehr sein werde, daß ich mich alsdann aller Pflichten gegen Dich entbinde, und daß Du alsdann nur Ansprüche an konvenzioneller Höflichkeit und Urbanität machen kannst. Sollte es der Fall seyn, daß Du, obschon ich es nie ganz glauben konnte, mein Freund wärest, so entbinde ich Dich ebenfalls aller Pflichten derselben für die Folge; nach den Gesetzen des Völkerrechts zwischen ehemaligen Freunden erwarte ich, daß Du nichts von all dem sprichst, was ich mit Dir vor dem 15. April gesprochen, und wovon ich vielleicht wünschte, daß es kein Anderer erfahre. Aber was ich nach dem 15ten, ich glaube der ist schon morgen, mit Dir spreche, das kannst Du jedem sagen und auch an Klein sagen, und Klein mags wieder an seinen Bruder, und der an die Clicke, und diese an Berlin, und Berlin an ganz Deutschland sagen. — Es steht Dir alsdann auch frey mich, den gelehrtesten der jetzt lebenden Menschen, als unwissend, dumm und kenntnißlos allgemein zu verschreyen, nur bitte ich immer dabey zu sagen: daß wir keine Freunde mehr sind; damit die Leute wissen, was sie von Deinem Urtheil zu halten haben. Ich glaube gewiß und ich gebe Dir mein Wort drauf, ich bin davon überzeugt: daß keiner in Deutschland so viel weiß als Ich, nur daß ich nicht prale mit meinem Wissen, und — lieber Christian, glaube nicht, daß ich Dir böse sei; wenn ich Dir sage daß ich Dein Freund nicht mehr sein kann, so geschieht dieses weil ich immer ganz ehrlich und offen gegen Dich handelte, und ich Dich auch jetzt nicht hintergehen möchte. Ich lebe jetzt in einer ganz besondern Stimmung und dis mag wohl an allem den meisten Antheil haben. Alles was deutsch ist, ist mir zuwider; und Du bist leider ein Deutscher. Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt meine Ohre. Die eignen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich sehe, daß sie auf deutsch geschrieben sind. Sogar das Schreiben dieses Billets wird mir sauer, weil die deutschen Schriftzüge schmerzhaft auf meine Nerven wirken. Je n'aurais jamais cru que ces bêtes qu'on nomme allemands, soient une race si ennuyante et malicieuse en même temps. Aussitôt que ma santé sera rétablie, je quitterai l'Allemagne, je passerai en Arabie, j'y menerai une vie pastorale, je serai homme dans toute l'étendue du terme, je vivrai parmis des chameaux qui ne sont pas étudiants, je ferrai des vers arabes,

beaux comme le morlaccat, enfin je serai assi sur le rocher sacré, où Mödschnun a soupiré après Leila. O Christian wüstest Du, wie meine Seele nach Frieden lechzt, und wie sie doch täglich mehr und mehr zerrissen wird. Ich kann fast keine Nacht mehr schlafen. Im Traume seh ich meine sogenannten Freunde, wie sie sich Geschichtchen und Notizchen in die Ohren zischeln, die mir wie Bleytropfen ins Hirn rinnen. Des Tags verfolgt mich ein ewiges Mißtrauen, überall hör ich meinen Namen, und hinterdrein ein höhnisches Gelächter. Wenn Du mich vergiften willst so bringe mir in diesem Augenblick die Gesichter von Klein, Simons, Bölling, Stucker, Plüker und von bonner Studenten und Landsleuten vor Augen. Das miserable Gesindel hat auch das Seinige dazu beigetragen mir die berliner Luft zu verpesten. Und Dir verdanke ich auch so manches, o Christian! Christian!

Aber glaube nur nicht, daß ich Dir böse sey, daß ein besonderes Factum Ursache dieses Billetes sey.

Ich hoffe, lieber Christian, daß wir uns so lang ich noch in Berlin seyn werde recht oft sehen und sprechen werden. Ich wünsche daß Du mich auch mahl besuchst, damit ich nicht zu oft Gefahr laufe Dich in Gesellschaft schauderhafter Gesichter zu treffen. Ich werde Dich diese Tage besuchen, und Dir auch die Flegeljahre mitbringen. Es thut mir sehr leid, lieber Christian, daß ich Dir erst den 1sten May die 9 Thaler geben kann, und daß ich vielleicht Ursache bin daß Du in Geldverlegenheit bist. Es ist schauderhaft von mir, daß ich sie Dir nicht vor einigen Monath gab als ich meinen Wechsel erhalten. Sonst pflegte Zuverläßigkeit zu meinen Tugenden zu gehören. Ich werde auch diese Tage Deine Familie besuchen. — Leb wohl, lieber Christian, und sey mir so gut wie Du es bey sobewandten Umständen seyn kannst.
Bis morgen Dein Freund

Berlin, den 14. April 1822. H. Heine.

Das Charakteristische dieses Briefes bedarf keiner Ausführung im Einzelnen. Nur angedeutet ist die leise Opposition gegen Göthe, die sich der schrankenlosen Bewunderung der Berliner Göthegemeinde gegenüber schon damals in dem jungen Dichter regte. Er nennt ihn nicht neben Schiller, Lessing, Herder unter den Menschen, die ihm neben „Familie, Wahrheit, Menschenrechten" noch am Herzen liegen. Gerade so nennt er auch in einem wenig späteren Aufsatze über Polen — der Frucht eines Besuches bei Breza — nur jene drei als „die edelsten deutschen Volkssprecher."*) Ueberhaupt wird man die vertrautesten Briefe Heine's mit seinen öffentlichen Aeußerungen wohl ohne Ausnahme übereinstimmend finden, ein Zeugniß für die aufrichtige Ueberzeugung des Schriftstellers, das nicht gering anzuschlagen ist.

Auch die sonderbare Aufkündigung der Freundschaft steht in Heine's Leben nicht vereinzelt da. Ich will nicht reden von der schnöden Art, in welcher er im Jahre 1831 dem treuen Moser nach unendlichen Beweisen der Freundschaft, Dienstfertigkeit, Aufopferung zu schreiben wagt, er sei nie sein Freund gewesen.**) Aber auch Rahel erhielt einmal im Jahre 1829 wegen eines ganz geringfügigen Anlasses eine ähnliche Botschaft.***) Wie er jedoch die Freundin bald darauf durch eine Fülle blühender Rosen versöhnte, so kam er auch wenige Tage nach dem mitgetheilten Briefe wieder zu Sethe, ohne den Inhalt irgend in Erinnerung zu bringen.

*) Werke XIII, 151.
**) Brief vom 27. Juni 1831, XIX, 410.
***) Strodtmann, Heine's Leben I, 579.

Sethe mußte jedoch noch vor Ende des Jahres Berlin verlassen; er wurde als Referendar an die Regierung in Münster versetzt. In dieser Stadt an derselben Regierung arbeitete damals auch der schon mehrerwähnte Universitätsgenosse Steinmann, zugleich Literat, ein Vielschreiber von nicht eben glänzender Begabung, zu dem aber Heine immer noch eine gewisse Beziehung erhielt. In dem Verhältniß zu solchen literarischen Freunden erscheint sein Charakter von einer außerordentlichen Milde und Treuherzigkeit. Allem irgend Leidlichen, was sie hervorbringen, zollt er die freundlichste Anerkennung, ist aber doch wieder zu ehrlich, als daß er verschweigen könnte, was sich mit seinem ästhetischen Gewissen nicht vereinbaren läßt. Ich wüßte kein Beispiel, daß er dem entgegengehandelt hätte; selbst Personen, an deren Wohlwollen ihm sehr gelegen war, zeigt er eine Freimüthigkeit, die sich nie zur Schmeichelei erniedrigt.

Abgesehen von Steinmann hatte er in Münster noch eine Beziehung, die für seine literarische Entwickelung von ganz anderer Bedeutung geworden ist. Karl Immermann, wenig älter als Heine, war im Jahre 1819 von Magdeburg als Militär-Auditeur nach Münster versetzt. Er hatte im Rheinisch-Westphälischen Anzeiger vom 21. Mai 1822 Heine's Gedichtsammlung beurtheilt, in einer Weise, die den Dichter außerordentlich erfreute. Es war nun sein lebhafter Wunsch, diesen neuen Freund mit dem alten, der eben seinen Wohnsitz theilen sollte, in Verbindung zu bringen. Eine ganze Reihe von Briefen giebt Zeugniß, wie sehr ihm dieser Wunsch und überhaupt das Verhältniß zu Sethe am Herzen lag.

Am 24. December 1822 stattet er Immermann seinen Dank ab, entschuldigt, daß er so spät komme, er habe vorher durch eine Besprechung der Immermann'schen Tragödien den Liebesdienst vergelten wollen. Dann fährt er fort: „Vor sechs Wochen reiste von hier nach Münster mein bester Freund, der Referendarius Christian Sethe, der wegen einiger Umwegsreisen vielleicht erst jetzt dort eingetroffen; durch diesen war ich Willens, Ihnen einen Brief zustellen zu lassen. Aber ich habe noch nicht seine Adresse und will nicht so lange mehr warten, da ich eben erfahre, daß Sie in Kurzem nach Berlin kommen würden. —....... Wenn dieser Brief Sie noch in Münster trifft, und mein Freund Sethe schon dort ist, so wünschte ich, daß Sie seine Bekanntschaft machten. Sie sind ihm schon bekannt, und er wird Ihnen sagen, daß ich der Mann bin, der um einer Sache willen, die andre Leute eine bloße Grille nennen, im Stande ist, eine bedeutende Reise zu machen. Vielleicht sagt er Ihnen sogar, daß ich seinet- und Ihrethalben schon längst das Projekt gefaßt, dieses Frühjahr nach Münster zu kommen." Auch der Brief an Immermann vom 14. Januar 1823 schließt wieder mit den Worten: „Grüßen Sie Sethe recht freundschaftlich und sagen Sie ihm, daß ich ihn sehr vermisse." Wenige Tage später schreibt er ihm selbst:

IV.

Berlin, den 21. Januar 1823.

Lieber Christian!

Ich sollte Dir eigentlich gar nicht schreiben, eben weil ich Dir Alles schreiben müßte. Außerdem kannst Du es Dir wohl selbst vorstellen, wie ich jetzt lebe und

gestimmt bin. — Du bist nicht mehr hier. Das ist das Thema, alles übrige ist Glosse.

Krank, isolirt, angefeindet und unfähig das Leben zu genießen, so leb ich hier. Ich schreibe jetzt fast gar nichts und brauche Sturzbäder. Freunde hab ich fast gar keine jetzt hier; ein Rudel Schurken haben sich auf alle mögliche Weise bestrebt, mich zu verderben, verbinden sich mit alten Titularfreunden u. s. w. Meine Dramen werden gewiß in 6 bis 8 Wochen erscheinen. Dümler wird sie wahrscheinlich verlegen. Ich schicke Dir mit der nächsten Post meinen Aufsatz über Polen, den ich für Breza und unter dem Wasser der Sturzbäder geschrieben und den Herr Gubitz auf schändliche Weise, mit Surogatwitzen verändert und die Censur tüchtig zusammengestrichen. Dieser Aufsatz hat mich bey den Baronen und Grafen sehr verhaßt gemacht; auch höhern Ortes bin ich schon hinlänglich angeschwärzt. Theile doch Immerman das Stück mit wo von seiner kritischen Schrift die Rede ist. Immerman hab ich sehr lieb gewonnen, durch das wackre Wesen das sich in ihm ausspricht. Ich wünschte Dein Urtheil über ihn zu hören. Mehr noch wünschte ich, daß Du mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen tretest. Ihm hab ich ebenfalls diesen Wunsch geäußert. Ist das der Fall, so besuche ich Euch in Münster. — Leb wohl und hab mich lieb.

Meine Addr. ist: H. H. aus D., Taubenstraße 32. — Du kannst gar nicht glauben, wie sehr ich Dich vermisse, Dich den ich so liebe und gegen den ich nicht zu fürchten hab, daß ich mich blamire.

Leb wohl und bleibe mir gut. H. Heine.

Von da ab stockte der Briefwechsel, wie es scheint, ganz durch Sethe's Schuld, der in einem saumseligen Stillschweigen verharrte, obgleich Heine nicht aufhörte, ihm Zeichen freundlicher Erinnerung zuzusenden. In dem schönen Briefe an Steinmann vom 10. April 1823 redet er von dem ehrlichen Christian, dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird, als die Eide von Hunderttausenden. Sethe ist auch offenbar der in dem Abdruck dieses Briefes (XIX, 52) durch * * Bezeichnete, dem Steinmann das übersandte Exemplar der Tragödien übergeben soll. „Sage ihm,“ heißt es weiter, „daß ich wegen seines Stillschweigens böse sei, und theile ihm meine Adresse mit. Ich bin zu arm an Exemplaren, um Dir eins besonders zu schicken, zudem ist es mir nur darum zu thun, daß Du die Sachen liest.“

Möglich, daß Steinmann den für ihn wenig schmeichelhaften Auftrag nicht recht ausgerichtet hat; gewiß ist, daß er Sethe nicht zur Antwort bewog. Heine verließ bald darauf Berlin und begab sich in das Haus seines Vaters, der unterdessen sein Geschäft in Düsseldorf aufgegeben und seinen Wohnsitz in der kleinen Stadt Lüneburg genommen hatte. Von da schreibt Heine am 10. Juni 1823 an Immermann: „Könnten Sie mir nächstens einmal mittheilen, ob Sethe sich wohl befindet und ihm nichts Schlimmes begegnet, so würden Sie mir einen Gefallen erzeigen. Der Umstand, daß Sie jenen Namen nie erwähnen, erzeugt in mir die Vermuthung, daß Sie in keinem sonderlich nahen Verhältniß mit Sethe stehen mögen, vielleicht wegen Verschiedenheit der Ansichten über das Universitätsleben, ein Erzsteckenpferd Sethe's. Glauben Sie nur nicht, daß dieses bei mir etwas mehr als eine müßige Vermuthung sei. Ich habe bis auf diese Stunde keinen Brief von Sethe aus Münster erhalten, nicht das Mindeste von ihm gehört, und das ist es eben, was mich beunruhigt. Dieses mag Sie, lieber Immermann, etwas befremden, da ich Ihnen Sethe

als einen meiner besten Freunde angekündigt; aber es ist dennoch so, wir sind zwölf Jahre lang Herzensfreunde gewesen, saßen schon in der Schule immer beisammen und blieben auch in der Folge immer beisammen, und jetzt läßt er mich sechs Monat ohne Antwort.“*)

Den Plan, die Freunde in Münster zu besuchen, hat Heine in diesem und manchen folgenden Jahren noch nicht ausgeführt. Er begab sich im Juli nach Hamburg, wo die Erinnerung an die verlorene Geliebte mit neuer Stärke erwachend neue Blüthen seines dichterischen Schaffens hervorrief. Gern wäre er schon damals nach Paris gegangen, hätte er von dem Onkel die nöthige Unterstützung erwirken können. Da dies nicht gelang, so mußte er doch wieder zur Jurisprudenz in das so widerwärtige Göttingen sich wenden. Das ganze Jahr 1824 ging ihm dort vorüber, nur daß er im Frühling Immermann in Magdeburg, dann auf kurze Zeit Berlin besuchte, und im September die jedem wohlbekannte Harzreise unternahm. Am 3. Mai 1825 bestand er das juristische Examen, am 20. Juli erfolgte die Promotion, kurz vorher, am 28. Juni, hatte er in Heiligenstadt sich taufen lassen. Als Belohnung für den Doctorhut gab der Onkel die Mittel zu einem Aufenthalt in Norderney. Kein Dichter hat die See mehr geliebt als Heine; auch angenehme Gesellschaft fand er auf der Insel. Die Fürstin von Hohensolms-Lich, eine Bekannte Varnhagens, war ihm sehr gewogen; vor Allem verehrte er eine schöne Frau aus Celle. Eines Tages saß er neben ihr und in einem Kreise anderer Damen in lebhafter Unterhaltung, als er plötzlich seinen Freund Sethe hinter sich stehen sah. Mit dem freudigen Rufe: „Staatsrath, bist Du da?“ sprang er auf und umarmte den Freund. Sethe weniger umhergetrieben als Heine, hatte seinen Weg in Münster verfolgt, war am 14. August 1825 in den Ehestand getreten und kam nun auf der Hochzeitsreise nach Norderney. Man verlebte zwei Tage mit einander. Die verschiedene Lebensauffassung des preußischen Beamten und des Dichters mag dabei hervorgetreten sein, aber das ist der Vorzug der Jugendfreundschaft, daß sie wie Familienbande verschiedene Ansichten, Neigungen, Interessen überdauern kann. Einige Monate später, am 25. December 1825 schreibt Heine einem andern rheinischen Freunde, dem Componisten Joseph Klein: „Auf Norderney, wo ich das Seebad gebrauchte, fand ich mich zufällig mit S[ethe] zusammen; der St[aatsrath] hat geheirathet, damit die liebe gute, treuherzige Rasse nicht verloren gehe.“ Unmittelbare Folge des Zusammentreffens waren drei Briefe Heine's an Sethe, die schon als die einzigen brieflichen Zeugnisse über den Aufenthalt in Norderney einiges Interesse ansprechen:

V.

Norderney, Ende des August 1825.

Lieber Christian!

Wärst Du doch ein paar Tage länger in Norderney geblieben! Oder auch wäre ich doch weniger Esel gewesen! Ja, Christian, wenn ich auch der gelehrteste Mann Deutschlands bin, so kann ich doch nicht mit meinem Worte versichern, daß ich auch der klügste sey. Du mußt mir sechs Louisdor leihen. Ich bin in der

*) Werke XIX. 77 f.

größten Verlegenheit. Es wird Dich nicht wundern, daß ich just Dich anpumpe. Du bist mir noch zu frisch im Gedächtnisse, und wenn Du auch — was ich nicht hoffe — mein bester Freund nicht mehr bist, so bist Du doch unter meinen besten Freunden derjenige, den ich am leichtesten anpumpen kann, der auch als kompleter Philister am leichtesten ein paar Louis auf ein paar Monath entbehren kann und der von Haus aus die innere Garantie hat, daß er bey mir nichts riskirt. Ich denke, daß dieser Brief Dich sicher trifft und daß Du mir 6 Louis bis zu meiner Reise nach Berlin d. h. bis Januar leihst, indem ich sonst in die allergrößte Verlegenheit gerathe und meiner Familie, die mir vor 4 Wochen 50 Louisdor zum Umherreisen und Baden geschickt, gestehen muß, daß ich das Geld fast ganz vertrödelt und nicht auskomme, welches Bekenntniß mir unberechenbar entsetzlich schaden würde, wie Du, der Du meine Familienverhältnisse kennst, leicht ermessen kannst.

Die Post ist im Begriff abzugehen, auch bin ich zu verdrießlich, um viel zu schreiben; wie sehr es mich auch drängt, die ganze volle Brust vor Dir auszuschütten, so könnte ich das doch heute schon deswegen nicht thun, weil Anpumpen der eigentliche Zweck dieses Briefes ist. Und wirklich Christian! haben sich Deine Gesinnungen gegen mich unverändert erhalten? Was mich betrifft, so blieben die meinigen unverändert d. h. ich ärgere mich über Dich nach wie vor. Du verstehst mich, ich meine die alte Falschheit. Ja ich möchte heute recht ordentlich gegen Dich losplatzen und auf Dich einschelten und schimpfen, um so mehr als ich Dich anpumpen will. Von Giesen — welcher vorgestern 15 Louis im Pharo verloren — erfahre ich, daß Deine Schwester mit Unger versprochen ist. Ich glaube gewiß, wenn Du könntest, würdest Du Deine Heirath vor mir geheim halten. Ich frage nie, aber ich ärgere mich immer. — Das beste an Dir ist, daß ich Dich liebe und daß Du von jeher leicht anzupumpen warst. Schicke mir also die 6 Louisd'or in einem Briefe mit der Addresse:

an den Doct. Jur. H. Heine im Hause von
Herold & Wahlstab in Lüneburg.

In diesem Brief darfst Du aber nichts schreiben, da ich ihn in Lüneburg von einem Bekannten öffnen lassen. Du schreibst mir aber unter derselben Addr. noch einen besondern Brief. — Schreib mir auch, ob ich Dir die 6 Ld'or noch vor Januar zurückzahlen soll. Ob in Berlin an Deine Familie. Mit nächster Post schreib ich Dir mehr.

VI.

Norderney, den 1. Sept. 1825.

Staatsrath!

Nur so viel kann ich mich erinnern, daß ich Dir vorige Woche in der verdrießlichsten Stimmung und in der allergrößten Eil geschrieben. Das Fährschiff war im Begriff abzusegeln, der Schiffer wartete bloß noch auf meinen Brief, ich wünschte mich selbst zum Henker und krazte was Zeug hielt. Ich hoffe, daß Du aus meinem Geschreibsel klug geworden bist und daraus ersehen, daß ich Dich um 6 Louisd'or anpumpen wollte und Dich bath, selbige unter Addresse des Herrn H. Heine, Dr. Jur. abzugeben bei Herold & Wahlstab in Lüneburg, mir zu schicken und mir wissen zu lassen, ob Du das Geld noch vor Januar zurückhaben mußt und ob ich es etwa in Berlin jemanden für Dich zurückzahlen kann. Ich muß Dir aber nochmals schreiben, weil ich nicht weiß ob ich Dir auch bedeutet habe, daß Du in dem Briefe, worinn Du die sechs Louisd'or einpackst nichts schreiben darfst, indem ich einem Bekannten Ordre gab einen solchen Geldbrief für mich aufzubrechen und mir den Inhalt nachzuschicken. Ich muß nemlich aus höchstwichtigen Ursachen noch einige Zeit im Hanövrischen herumreisen. Was Du mir also privatim zu sagen hast, mußt Du mir in einem besondern Brief unter derselben Addresse schreiben. —

Sey überzeugt, daß ich Dir bei dieser Gelegenheit den größten Beweis meiner Freundschaft gebe, indem ich trotz mancher innern Regungen des Unmuths gegen Dich, mich dennoch in der Noth mit unbedingtem Vertrauen an Dich wende. Vergiß dies nie, besonders wenn ich je in den Fall käme Dir einen Dienst leisten zu können, woran ich zweifle. Du verstehst mich.

O Christian, ich bin heute in einer sehr weichen Stimmung und möchte von alten Dingen sprechen, von alter Wehmuth und neuer Thorheit, von bitterer Eseley und Süßigkeit des Schmerzes. Ich bin noch immer der alte Narr, der wenn er kaum mit der Außenwelt Friede gemacht gleich wieder von innern Kriegen geplagt wird. — Es ist ein mißmüthiges Wetter, ich höre nichts als das Brausen der See — O läg ich doch begraben unter den weißen Dünen. — Ich bin in meinen Wünschen sehr mäßig geworden. Einst wünschte ich begraben zu sein unter einer Palme des Jordans — — — Das vermaledeit viele Abschiednehmen stimmt mich so weich ganz in Moll. Ich habe hier wunderschöne Tage gelebt, meine Privateitelkeit wurde von holden Pfötchen allerliebst gestreichelt, ich kam fast auf den Gedanken, der Dr. Heine sei wirklich höchst liebenswürdig, und ich schwelgte im Anschaun der schönen Dame in deren Nähe Du mich wiedersahst. Sie protegirte mich zuletzt gar sehr — und jetzt ist sie abgereist. Auch der Abschied von der Fürstin Solms ist mir sauer geworden, wir waren so viel zusammen und wußten uns so hübsch zu necken. Sie lobte mich viel und Du weißt, Christian, das verfehlt nie seinen Eindruck. Die hanövrischen Offiziere hier haben mir nichts weniger als mißfallen. Sie haben nicht so viel Verstand wie die Preußen, aber sie sind honoriger, und unter der Uniform, die sie selten tragen, steckt ein Gentelman im feinsten Civilrock. Ich meine aber hier vorzüglich die Offiziere, die in der Legion gedient und die von Spanien, Portugall, Irland, England, Sizilien, manche sogar von den jonischen Inseln und von Ostindien so viel hübsches und Wackeres zu erzählen wissen. Wie pauver klingt dagegen Jena, die Katzbach, Leipzig, Bellalianz, und vor Paris, die letzte Stazion unseres Ruhmes, wohin wir — Gott weiß wie! — gelangt sind. Still, still, ich will ja in Berlin lesen. — Bin selbst neugierig was das seyn wird. — Grüße mir Deine Frau, die sehr für Dich zu passen scheint und die nicht unterlassen wird, Dich glücklich zu machen.

Sobald ich nach Berlin komme, werde ich wieder etwas herausgeben. Muß mich sehr hüten mit dem Druckenlassen. Hab ja auch niemand der mir rathen kann. Meine jetzige Reise beschreib ich. Meine Harzreise hoffe ich Dir nächsten Monath zu schicken. — Leb wohl, werde kein Philister, behalte mich lieb, — Hol mich der Teufel ich werde sentimental. Dein Freund

H. Heine.

VII.

a. 23/11 25.
r. 21/4 26. Lüneburg, den 12. Nov. 1825.

Lieber Christian!

Die 5 Friedrd'or habe ich richtig erhalten, so wie ich auch diese Tage Deinen Brief vom 10. Octbr. richtig vorgefunden habe. Da ich doch vermuthe, daß Du jetzt nicht mehr in Bokum seyst, so melde ich Dir dieses nach Coblenz. Ich bin im Begriff jetzt nach Hamburg zu reisen, wohin ich von Norderney aus schon segeln wollte, aber wegen konträren Windes nicht gelangen konnte. Ich lag 6 Tage auf der See, muste doch endlich zu Land gehn, bekam unterwegens die Rose am Bein, muste doch um Geld schreiben u. s. w. Deine 5 Ld'or sind mir, obschon sie spät anlangten, noch immer gut zu statten gekommen, ich will sie Dir zeitig zurückschicken und Dich jetzt mit keiner Danksagung belästigen. Auch fehlt es mir dazu an Zeit, indem ich zu meiner Reise nach Hamburg noch allerley Geschäfte habe. Ich will Dir von dort aus ordentlich schreiben. Vielleicht kann ich Dir die Nachricht mittheilen, daß ich mich dort als Advokat niederlasse, heurathe, viel schreibe u. s. w.

Mit meiner Schriftstellerey geht es gut genug. Genug Vorrath von Mspt. Ich gedachte Dir etwas mitschicken zu können, aber ich habe noch nichts Gedrucktes erhalten. In einigen Wochen werde ich Dir aber ganz bestimmt etwas schicken.

Lebe wohl, lieber Christian, und bleibe mir gewogen. Deine Frau grüße ich recht herzlich. Wenn Du mir schreibst, so laß mich doch etwas vom Kreisler wissen. Deine Briefe treffen mich immer, wo ich auch bin, wenn Du sie nur addressirst an: den Dr. Jur. H. Heine, per Addresse des Herrn Heine auf dem Markt in Lüneburg. Sey überzeugt, daß ich Dich recht liebe; auch von Deiner Zuneigung bin ich überzeugt. Giebst Du mir doch davon die vollgültigsten Beweise.

Ich bleibe Dein Freund

H. Heine.

Auch im August des nächsten Jahres 1826 befand sich Heine in Norderney unter sehr ähnlichen Verhältnissen wieder in lebhaftem Umgang mit der Fürstin Solms, wieder begünstigt von der schönen Cellenserin, deren Abreise ein Jahr früher ihm das Herz so schwer machte. Auf diesen letzteren Aufenthalt bezieht sich der Aufsatz: „Norderney“ im 2ten Bande der Reisebilder. Wahrscheinlich ist er aber zum Theil schon früher und in Erinnerung an den ersten Aufenthalt verfaßt. Dafür zeugt unter Anderem die Bemerkung über die Fremdenlegion, die beinahe wörtlich wie in dem Briefe an Sethe darin vorkommt, allerdings ohne die sonderbare Gegenüberstellung der Hannoverschen und Preußischen Waffenthaten.

In den hier mitgetheilten Briefen sind die finanziellen Angelegenheiten wie überhaupt in Heine's Leben, nicht gerade ein erfreuliches Moment. Er befand sich unabläßig in Geldverlegenheit, weniger weil seine Einkünfte zu gering waren, als weil er nicht hauszuhalten wußte. Schon in dem Briefe vom 14. April 1822 lesen wir von neun Thalern, die er Sethe nicht rechtzeitig zurückgeben konnte, auch in den Briefen an Moser ist beständig von Geldanleihen die Rede. Und doch konnte ein Student mit der vom Onkel ausgesetzten Summe, 4—500 Thalern, und den Nebeneinkünften, die aus Honoraren erwuchsen, in Göttingen und Berlin vor fünfzig Jahren sehr wohl ausreichen. Für die Badereise war ihm die nicht unbedeutende Summe von 50 Louisd'or zur Verfügung gestellt, kurz vorher am 22. Juli hatte er auch von Moser (XIX, 225) wieder 10 Louisd'or erhalten. Gleichwohl muß er jetzt schon wieder leihen; er gesteht selbst, daß er das Geld „vertrödelt“, wahrscheinlich zum Theil verspielt hatte. Wie er aber leicht an einen fremden Beutel Ansprüche erhebt, so zeigt er sich auch, wenn nicht gerade pünktlich, doch immer gewissenhaft im Wiedergeben und immer bereit, selbst mit eigenen Opfern Bekannten, ja dem ersten Besten, der bedürftig ist, zu helfen. Die Correspondenz bis in die letzten Zeiten enthält, mehr als man wünschen möchte, Einzelheiten dieser Art. Selbst die wenigen Louisd'or, die er zuletzt von Sethe empfing, spielen darin noch lange eine Rolle. Die Rückgabe erfolgte nicht so zeitig, als Heine wünschte. Aber anderthalb Jahre später in London, als er einem glücklichen Zufall, oder muß man sagen, einem kühnen Griff in den Credit seines Onkels augenblicklichen Ueberfluß verdankte, erinnerte er sich auch seiner Gläubiger. Am 9. Juni 1827 (XIX, 310) schickt er an Moser eine Anweisung, um sich selbst bezahlt zu machen und auch Sethe die schuldigen

5 Louisd'or zurückzuzahlen. Moser zögerte mit der Berichtigung dieser Schuld und so erhält er am 30. Oktober aus Lüneburg die Weisung, für die 5 Louisd'or und vier andere, die Heine noch zu Gute kamen, einen Wechsel auf Frankfurt zu kaufen (XIX, 318). Heine fürchtete nämlich auf der Reise nach München mit dem Gelde nicht auszukommen. Bis nach Italien verfolgt ihn die Erinnerung an diese geringe Schuld, an die er gewiß nie gemahnt worden ist. „Sage mir doch," schreibt er am 6. September 1828 aus den Bädern von Lucca, „ob endlich die längst beschriebenen 5 Louisd'or an meinen Freund Sethe bezahlt sind. Ich brauche jetzt so rasend viel Geld, daß es eine Schande wäre, seinen besten Freunden etwas schuldig zu bleiben."

Briefe Heine's an Sethe sind aus diesem und den folgenden Jahren nicht mehr vorfindlich, wahrscheinlich auch nicht geschrieben worden. Im späteren Alter erhält sich nicht leicht ein schriftlicher Verkehr, der nicht in dauernden, gemeinsamen Interessen eine Anregung findet, und zwischen dem preußischen Beamten und dem in Frankreich weilenden, geächteten Dichter wurde der Abstand immer größer. Gleichwohl bewahrte einer dem andern eine warme Erinnerung. Als Heine im Herbste 1843 nach zwölfjähriger Abwesenheit Deutschland wieder besuchte, kam er auf der Reise nach Hamburg in den letzten Tagen des October auch nach Münster. Einen Abend brachte er mit dem Freunde zu, später schickte er noch das Wintermährchen, seitdem hat kein äußeres Zeichen die Freundschaft der Jugend bethätigt.

Sethe überlebte den Dichter um ein Jahr, er starb am 31. März 1857 als Provinzialsteuerdirector in Frankfurt an der Oder.*) Mir ist der Eindruck seiner Persönlichkeit, ganz wie er in Heine's Briefen erscheint, noch sehr wohl erinnerlich, insbesondere der ganz eigenthümliche Glanz seines Blicks, kalt und milde zu gleicher Zeit. Die mitgetheilten Briefe verdanke ich seinem Sohne, meinem ältesten Jugendfreunde, dem Stadtrichter Heinrich Sethe in Berlin. Ihm sollen diese Blätter zur Erinnerung an längstvergangene Zeiten gewidmet sein.

---

*) Strodtmann verwechselt ihn mit einem jüngeren Bruder, wenn er (Heine's Leben, I, 65) angiebt, Christian Sethe sei in Berlin am 17. Januar 1872 als Vorsitzender des Directoriums der Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn gestorben. Auch Maximilian Heine (Erinnerungen an H. Heine, S. 126) läßt ihn irrig noch im Jahre 1869 als höheren Justizbeamten in Berlin leben.

Die Polarforschung der Gegenwart.

Von
Friedrich von Hellwald.

Auf dem Gebiete der geographischen Wissenschaft giebt es im gegenwärtigen Augenblicke keine wichtigere, keine interessantere, als die durch die überraschenden Entdeckungen der österreichischen Officiere Payer und Weyprecht in ein neues Stadium getretene Nordpolfrage. Im Momente, wo die denkwürdige Expedition der beiden genannten Forscher zum Abschlusse gediehen ist, dürfte es am Platze sein, über die in den letzten Jahren gewonnenen Resultate der geographischen Erforschung in jenen unwirthsamen Regionen Ueberschau zu halten.

Seit den großen arktischen Entdeckungen in den ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts schlummerte die Thätigkeit der Geographen in der Ueberzeugung, daß die Erreichung des Pols überhaupt eine Unmöglichkeit, und der aus der außerordentlich beschwerlichen Exploration der Polargebiete erwachsende praktische Nutzen ein überaus geringer sei. Als endlich im Jahre 1851 Capitän Mac Clure die langgesuchte nordwestliche Durchfahrt zwar aufgefunden, zugleich aber schlagend dargethan hatte, daß dieselbe nimmer für den Handelsverkehr zwischen Europa und Ostasien eine thatsächliche Bedeutung erhalten könne, da wurde die polare Geographie in das Gebiet der abstracten Wissenschaft verwiesen; von praktischen Erforschungen bekommen wir in jener Zeit nur wenig mehr zu hören, und unzweifelhaft würde noch weniger auf diesem frostigen Terrain geleistet worden sein, hätten nicht das ungewisse Schicksal Franklin's und der rastlose Eifer seiner Wittwe zu einigen neuen Polarfahrten angespornt. So kam Capitän F. L. Mac Clintock's Expedition zur Auffsuchung des „Erebus" und „Terror" in den Jahren 1857 bis 1859 zu Stande. In der ersten Hälfte der sechziger Jahre waren es fast ausschließlich die Amerikaner, welche das Feld arktischer Erforschung pflügten und wiederholt Polarfahrten unternahmen, die sich jedoch alle auf die Region westlich von Grönland beschränkten. An die uns weit näher gelegenen Gebiete des europäischen Eismeeres dachten die Wenigsten. Wir finden hier nur die Schweden thätig, welche im Sommer 1858 eine Fahrt nach Spitzbergen veranstalteten, an der sich die

schwedischen und finnischen Naturforscher Torell, Quenerstedt und Nordenskjöld betheiligten. Desgleichen führten Liebhaberei und Sport den Schotten J. Lamont in demselben Sommer nach den Spitzbergen'schen Gewässern. Im Jahre 1861 wiederholten die Schweden ihre Expedition nach Spitzbergen und legten damit den Grund zu unserer nunmehr ziemlich genauen Kenntniß der Spitzbergen'schen Topographie. Bei einer dritten Fahrt gelang es ihnen, von Ostspitzbergen aus ein gebirgiges Inselland zu peilen, welches als „schwedisches Vorland" auf den Karten eingetragen wurde.

Mit der am 23. Juli 1865 zu Frankfurt a. M. tagenden Versammlung der deutschen Geographen und Freunde der Erdkunde trat die Nordpolfrage in ein neues Stadium. Lange schon hatte nämlich Deutschlands erster Geograph, Dr. August Petermann in Gotha, sich mit der Nordpolfrage beschäftigt und war zur Ueberzeugung gelangt, daß die bisher eingeschlagenen Wege, um in die Geheimnisse der Polarwelt einzudringen, keine Aussicht auf Erreichung dieses hohen Zieles böten, während der bis nun unversuchte Weg durch das europäische Eismeer ungleich mehr Chancen des Gelingens aufzuweisen habe. Petermann's Plan, wie er denselben in der Versammlung zu Frankfurt a. M. entwickelte, ging dahin, mittelst der warmen, an den Küsten Europa's sich hinziehenden Strömung des Golfstromes den Nordpol zu erreichen. Von Spitzbergen aus sei wahrscheinlich nach Durchbrechung des Packeisgürtels ein eisfreies Meer bis zum Pol. Für die Schifffahrt wäre die Entdeckung dieses Weges ein außerordentlicher Gewinn. Doppelt verdienstvoll würde eine deutsche Nordpolexpedition sein, weil bereits alle anderen seefahrenden Nationen ihre Erforschungsreisen dorthin gemacht haben. Deutschland müsse, so meinte Dr. Petermann, am Nordpol die Rolle übernehmen, die Rußland durch die Entdeckungen des Capitäns von Bellingshausen am Südpol durchgeführt habe. Freilich konnte er damals nicht ahnen, daß Deutschland, nachdem es auf dem besten Wege hierzu gewesen, die Gelegenheit sich entschlüpfen lassen und die angedeutete Rolle an jene Macht abtreten würde, an die am Wenigsten zu denken war, an Oesterreich.

Gleich wie der in's Wasser geschleuderte Stein immer weitere Kreise schlägt, so fand auch Petermann's Idee lebhaften Widerhall nicht nur in Deutschland, sondern auch in fast allen Ländern der civilisirten Welt. Die Nordpolfrage war mit einem Male in Fluß gerathen. In der Londoner geographischen Gesellschaft ward das Project einer neuen Nordfahrt von den hervorragendsten Koryphäen der nautischen und arktischen Wissenschaft analysirt. Mit weit größerem Eifer trat Frankreich im Jahre 1867 für die Sache ein; hier war es der Schiffslieutenant Gustave Lambert, welcher den colossalen Plan faßte, den Nordpol durch die Beringstraße anzugreifen; ein derartiges Unternehmen, zu welchem sich die Wissenschaft im höchsten Maße zu beglückwünschen gehabt hätte, erforderte indeß ganz exorbitante Geldmittel, deren Beschaffung voraussichtlich lange Zeit beanspruchte, obwohl Kaiser Napoleon sofort die erhebliche Summe von 50,000 Francs hochherziger Weise zu dem gedachten Zwecke spendete. Die Vorbereitungen zu dieser französischen Polarexpedition, welcher die 1867 erfolgte Entdeckung eines neuen Polarlandes im Norden der neu-

sibirischen Inseln durch den amerikanischen Capitän Long einen besonderen wissenschaftlichen Reiz verlieh, nahmen ihren Fortgang, bis sie der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges unterbrach. Die Wissenschaft hat dabei den Tod des Herrn Gustave Lambert zu betrauern, der als tapferer Vertheidiger seines Vaterlandes fiel.

Während England debattirte, ohne zu handeln, und Frankreich rüstete, ohne zu debattiren, ward in Deutschland das Zustandekommen einer deutschen Nordpolexpedition nicht minder lebhaft betrieben; zunächst freilich nur von einem einzigen Manne, Dr. Petermann, der in Wort und Schrift rastlos für die Erfüllung seines Planes arbeitete. Ihm allein gebührt auch das Verdienst, die erste deutsche Nordpolarfahrt zu Wege gebracht zu haben, ein Verdienst, welches durch keinerlei Mäkeln und Nergeln, wie es im In- und Auslande vorkam, beeinträchtigt werden kann. Es ist hier nicht der Ort, alle jene Schwierigkeiten dem Leser in's Gedächtniß zurückzurufen, welche zu überwinden waren, ehe die „Germania“ in See stechen konnte; es verdient nur hervorgehoben zu werden, daß Dr. Petermann die eifrigste Unterstützung seiner Pläne und Ansichten schon damals an einem Orte fand, wo sie am wenigsten vermuthet werden konnte: in der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, deren Präsident Prof. Dr. Ferdinand von Hochstetter, der berühmte Geologe der Novara-Expedition, die Ideen Petermann's lebhaft vertrat. Ihm zur Seite standen der Generalsecretär Dr. M. A. v. Becker, mehrere einflußreiche Mitglieder der Gesellschaft, darunter Feldzeugmeister v. Hauslab, Frhr. von Helfert, Steinhauser, endlich der Schreiber dieser Zeilen. Indeß konnten diese Kräfte noch wenig helfen, und Dr. Petermann blieb vorläufig auf sich allein angewiesen.

In das Innere der nördlichen Polarwelt führen vier Pforten: die Behringstraße die eine, die Davis-Straße und Baffinsbai zwischen Grönland und dem nordamerikanischen arktischen Inselgewirre die andere. An letzterer glauben die Engländer und Amerikaner festhalten zu müssen. Zwei andere Pfade bietet das europäische Eismeer: jenen längs der Ostküste von Grönland, wo im Jahre 1823 Clavering den nördlichsten Punkt in 75° n. Br. erreicht hatte, und endlich den zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja, der durch so zu sagen gänzlich unbekannte Seegebiete führte. Freilich waren diese Meerestheile vor drei Jahrhunderten durchaus nicht unbesucht, vielmehr rege befahren von dem ersten maritimen Volke der damaligen Zeit, den Holländern. So wie in jüngeren Epochen die nordwestliche Durchfahrt, so war auch lange hindurch die Nordostpassage der Traum der geographischen und mercantilen Welt. Kein Volk nahm aber lebhafteren Antheil daran als die Niederländer, die eine Reihe hervorragender Geographen, als Abraham Ortelius, Gerhard Mercator, Hessel Gerritz, Peter Plancius, Blaeau, Gemma Phrygius, aufweisen konnten. Die Geschichte der merkwürdigen Fahrten eines Barents, Heemskerk, Linschoten, van Rijp lehrt, daß Petermann's Plan einfach nur die Wiederaufnahme eines im Laufe der Zeit außer Acht gekommenen alten Seeweges forderte. Das Jahr 1868 endlich sah die rastlosen Bemühungen des deutschen Gelehrten insofern von Erfolg gekrönt, als in der That ein Schiff unter deutscher Flagge und unter Führung eines bis dahin unbekannten Steuermannes, Carl Koldewey, von Bergen

auslief. Diese erste, mit nur schwachen Mitteln ausgerüstete Expedition konnte indeß von vornherein keine Erwartungen auf großartige geographische Entdeckungen wachrufen, und kam es hauptsächlich darauf an, zu constatiren, in welcher Richtung und wie weit sich Grönland nach Norden erstrecke, weil davon vorwiegend die dortigen Strömungen, wie auch die klimatischen und Eisverhältnisse um den Nordpol abhängen dürften. Gelänge es nicht, die Küste von Grönland zu erreichen, so sollte wo möglich das östlich von Spitzbergen gelegene Gillis-Land aufgesucht werden, die Expedition im Herbste aber jedenfalls nach Europa zurückkehren.

Diese Fahrt der „Germania" im Jahre 1868 war seit Langem entschieden die wichtigste That auf dem Gebiete der arktischen Geographie. Die „Germania" (alias „Grönland") — so hieß das von Capitän Koldewey befehligte Schiff — nahm ihren Cours gegen die Insel Jan Mayen (71° n. Br.) und dann nach der grönländischen Ostküste. Da der Versuch, in das Gewirr von Eisschollen an jener Küste einzudringen, mißlang, so ward der Instruction gemäß nach Spitzbergen gesegelt, um wo möglich die Lage von Gillis-Land zu erkunden. Die „Germania" wollte zuerst nach den im Süden des Spitzbergen'schen Archipels gelegenen „Tausend Inseln" steuern, konnte aber in Folge der ungeheuern Treibeismassen nicht bis zu ihnen vordringen, sondern mußte sich begnügen, die Westküste Spitzbergens bis zu 80° 30′ n. Br. zu recognosciren. Von hier aus ward, jedoch ohne besseren Erfolg als das erste Mal, unternommen, die ostgrönländische Küste zu besuchen. Um die noch erübrigende Zeit passend zu verwenden, kehrte die „Germania" nach Spitzbergen zurück und steuerte nach der Hinlopen-Straße, deren südlicher Theil noch von keiner wissenschaftlichen Expedition besucht worden war. Nach längerem erfolgreichen Aufenthalte allhier mahnte endlich die Zeit zur Heimreise; die „Germania" nahm neuerdings ihren Cours nach Norden, erreichte dabei am 14. September 1868 ihre höchste Breite in 81° $4_{,5}$′ (und in 15° 17′ östl. L. v. Gr.) und segelte von dort direct nach Bergen zurück, wo sie am 30. September einlief. Die erste deutsche Nordpolfahrt war vollbracht.

Blieb es der Expedition demnach auch vorenthalten, den wichtigsten Theil ihrer Aufgabe in gewünschter Weise zu lösen, so lieferten doch die hydrographischen und meteorologischen Beobachtungen eine desto reichere Ausbeute. In geographischer Beziehung wurde die Entdeckung gemacht, daß die in der Hinlopen-Straße gelegene König-Wilhelm-Insel eine wirkliche Insel sei, wie schon Scoresby sie gezeichnet hatte, ferner daß das sogenannte „Nordostland" — eine der größeren Inseln Spitzbergens — auch eine andere geographische Position in seinen südlichen Theilen habe als bisher angenommen wurde, daß die sogenannte deutsche Bucht tiefer landeinwärts ziehe und südlich vom Cap Torell noch andere vorspringende Caps existiren. Vom Cap Lookout bis zu der südlich gelegenen Bäreninsel zieht sich ein Riff, das mitunter nur 20 Faden Tiefe besitzt, an seinem Ende jedoch bei 200 Faden keinen Grund finden läßt. Endlich ward die Frage nach der horizontalen Ausdehnung der warmen nordöstlichen Strömung, welche wir als „Golfstrom" durch den ganzen nordatlantischen Ocean verfolgen können, auf dem durchsegelten Gebiete befriedigend gelöst. Eine

Menge ungezwungen zusammenstimmender Beobachtungen, sowohl der Temperatur als der Strömung, stellt außer Zweifel, daß es in den Monaten Juli, August und September im Westen von Spitzbergen einen langgestreckten, schmalen nördlich strömenden Ausläufer des Golfstromes von einer Minimalwärme von 4° R. giebt, der sich bis zu 80° 10′ n. Br. erstreckt auf einer mittleren östlichen Länge von 8°, östlich von einem schmalen, südlichen kalten Küstenstrom längs Spitzbergen, westlich von der großen arktischen Südströmung begrenzt.

Die erste deutsche Nordpolfahrt sollte indeß nicht das einzige Ereigniß des Jahres 1868 bleiben. Den Bemühungen des Professor A. E. Nordenskjöld in Stockholm gelang es, noch in demselben Jahre eine Expedition zu Stande zu bringen, welcher der König in der bereitwilligsten Weise einen schönen Postdampfer, die „Sofia", zur Verfügung stellte. Die Expedition bestand aus dem Capitän Freiherrn F. W. v. Otter, dem Lieutenant A. L. Palander, dem als Geographen und Geologen thätigen Professor Nordenskjöld, dem Arzte Dr. E. Nyström, den Botanikern Dr. T. M. Fries und Dr. Sr. Berggren, den Zoologen Dr. A. J. Malmgren, Dr. F. A. Smitt und Dr. E. Holmgren, endlich aus dem Physiker Dr. S. Lemström und dem Geologen G. Mauckhoff. Wie schon aus dieser Namensaufzählung hervorgeht, war die schwedische Expedition ein Unternehmen von viel größeren Dimensionen als die deutsche, und durfte man sich von derselben auch viel reichere Resultate versprechen. Die „Sofia" nahm am 20. Juli ihren Cours zuvörderst nach der Bäreninsel und ging dann am 27. Juli nach dem Südcap Spitzbergens. Auch diesmal war es unmöglich, vom Südcap ostwärts zu den „Tausend-Inseln" zu gelangen; dieser Versuch scheiterte an der dichten Treibeismasse. Die Schweden wandten sich demnach zunächst der Spitzbergen'schen Westküste zu und segelten nach dem „Eisfjord", wo sie in „Green Harbour" vor Anker gingen. Vom Eisfjord segelten sie am 21. August weiter, um nach Westen zu dringen, und wo möglich die grönländische Küste zu erreichen, was nicht gelang. Die „Sofia" unternahm nun noch einen Ausflug nach der Hinlopen-Straße, kehrte aber dann nach der Amsterdam-Insel zurück, von wo sie gegen Norden vorzudringen begann. Am 4. October, um 3 Uhr Morgens, befand sich das Fahrzeug unter 81°, als es bei einem halben Sturm einen Leck erhielt, der, obwohl sofort ausgebessert, doch ein weiteres Vordringen nicht mehr rathsam erscheinen ließ. So stellte es denn seinen Cours südwärts, am 20. October 1868 traf die schwedische Expedition wieder in Tromsöe ein.

Nebst diesen beiden wissenschaftlichen Expeditionen hatten sich übrigens noch mehrere andere Besucher in den arktischen Regionen eingefunden, worunter die Gebrüder Palliser, welche sich drei Monate auf Spitzbergen aufhielten, besondere Erwähnung verdienen. Für die Polarforschung sollte jedoch das Jahr 1869 sich viel bedeutender gestalten als das verflossene. Der Eifer für die Nordpolfahrten war allenthalben rege geworden, und schon zu Anfang des Jahres durfte man nicht weniger denn fünf Expeditionen aufzählen, die alle ganz oder doch zum Theile auf geographische Entdeckungen auszugehen sich vorbereiteten. Wir wollen dieselben der Reihe nach begleiten.

Da ist vor Allem die Fahrt des Schraubendampfers „Bienenkorb", Capitän

Hagens, zu nennen. Diese Expedition war ein Privatunternehmen des Herrn Albert Rosenthal in Bremerhaven, der sich seit jeher warm für die Polarwelt interessirte und seit einiger Zeit alljährlich zwei Dampfer auf den Robbenschlag und Walfischfang aussandte. Es war dies aber das erste Mal, daß ein deutscher Kaufmann Seeexpeditionen dieser Art zum Nutzen der Wissenschaft ausrüstete und mit einer wahrhaft seltenen Freigebigkeit und Noblesse ausstattete. Als wissenschaftlichen Begleiter des „Bienenkorb" gewann er den Physiker und Astronomen Dr. F. J. Dorst aus Jülich, der sich der ihm anvertrauten Aufgabe auch im vollsten Maße gewachsen zeigte. Schon am 21. Februar 1869 segelte der „Bienenkorb" von Bremerhaven ab; er hatte anfänglich mit heftigen Stürmen zu kämpfen, die seine Takelage hart beschädigten und auch im Norden an und im Eise fortdauerten. Oestlich von der Insel Jan Mayen, in 70½° n. Br., erblickte Dr. Dorst das erste Eis, an welchem entlang er bereits am 28. April bis auf 32 deutsche Meilen an die Ostküste Grönlands vordrang (73° 14′ n. Br.; 12° 25′ w. L. v. Gr.); aber die Eisverhältnisse waren in diesem Jahre so ungünstig, daß der Hauptzweck des Unternehmens, die Erreichung der grönländischen Ostküste, vereitelt wurde. Nach längerer Fahrt im grönländischen Meere, welches im Norden bis zu 79° n. Br., im Westen bis 13° w. L. v. Gr., im Südosten über Jan Mayen hinaus durchkreuzt wurde, traf der „Bienenkorb" am 31. August in Bremerhaven wieder ein.

An dieser einen Expedition ließ es sich indeß der hochsinnige Hr. Rosenthal nicht genügen. Am 23. Mai sandte er von Bremerhaven einen zweiten Schraubendampfer „Albert", Capitän Hashagen, ab, den der Zoologe Dr. Emil Bessels aus Heidelberg begleitete. Der Zweck dieser Fahrt galt abermals der Entdeckung von Gillis-Land sowie dem Umsegeln von ganz Spitzbergen, was bisher nur durch den norwegischen Capitän Ellnig Carlsen 1863 geschehen war, der Erforschung des Meeres zwischen Nowaja Semlja, sowie selbstverständlich dem Vordringen in möglichst hohe Breiten. Diesem Plane gemäß steuerte der „Albert", an Jan Mayen vorbei, längs der unter 72° 22′ n. Br. zuerst getroffenen Packeiskante gegen Norden und erreichte am 20. Juni in 80° 14′ seine höchste Breite; der bescheidenere Wunsch, die Hinlopen-Straße von Norden aus zu erreichen, mußte der Eisverhältnisse halber aufgegeben werden. Die weiteren Versuche, im Südosten von Spitzbergen nach Gillis-Land zu gelangen, blieben ebenso fruchtlos als im Norden; der „Albert" war nicht einmal im Stande, die „Tausend Inseln" zu erreichen; selbst die Hope-Insel konnte er nicht besuchen, sondern segelte dicht an derselben südlich vorbei, seinen Cours nach Nowaja Semlja nehmend, wo jedoch eine Landung nicht bewirkt werden konnte. Am 22. August machte sich der „Albert" auf den Rückweg und lief am 22. September in Bremerhaven wieder ein.

Diese Expedition des „Albert" ist die erste, die das ganze Spitzbergen'sche Meer in ziemlich hoher Breite (70° bis 76° 45′) von der Südküste Spitzbergens bis zur Nordküste Nowaja Semlja's durchsegelt hat, und bei den abnorm ungünstigen Eisverhältnissen des Jahres 1869 leistete sie das überhaupt Mögliche. Es gelang Dr. Bessels dabei, die Lage der südöstlichen Inseln Spitz-

bergens, besonders der Hope-Insel (Südspitze auf 76° 35′ n. Br. und 25° 47′ ö. L. v. Gr.), genau zu bestimmen; Bessel's Tiefenlothungen constatirten ferner das Vorhandensein einer Bank, die sich von den „Tausend Inseln" nach der Bäreninsel und vielleicht noch südlicher erstreckt; im Gegensatze zu den enormen Tiefen westlich und nördlich von Spitzbergen weisen Bessel's Messungen im Osten überall nur ein seichtes Meer auf. Seine Fahrt in der damals wenig bekannten See zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja ist aber auch deshalb von Wichtigkeit, weil Bessel's Temperaturbeobachtungen des Meeres auf der Hin- und Herreise zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja zum ersten Male den Golfstrom bis in so hohe Breiten verfolgen und nachweisen.

Nach diesen zwei deutschen Expeditionen sind zwei englische in's Auge zu fassen: jene des Schotten James Lamont und die der obenerwähnten Gebrüder Palliser. Lamont, ein tüchtiger, unternehmender Seemann, guter Geologe und reicher Liebhaber rüstete einen neuen Schraubendampfer, die „Diana", aus und ließ sich von dem Naturforscher Dr. Leigh Smith und dem Maler Livesay begleiten. Sein Aufenthalt auf Nowaja Semlja und Spitzbergen bot jedoch nichts wesentlich Neues.

Capitän Palliser langte erst Ende Juni bei Nowaja Semlja an; er drang bis nördlich von Cap Nassau vor, als das Eis durch heftige Südwestwinde aufbrach und gänzlich verschwand. Palliser hätte nunmehr, wie er glaubt, mit ziemlicher Leichtigkeit um ganz Nowaja Semlja herumsegeln können, wenn er nicht daran durch die Anbordnahme der Mannschaft eines verunglückten Fischerbootes verhindert worden wäre. Er wandte sich deshalb wieder gegen Süden nach der Mathew-Straße (oder Matotschkin-Schar), in welcher ebensowenig als östlich davon im Karischen Meere Eis zu erblicken war. Palliser durchschiffte hierauf die Mathew-Straße und das berüchtigte Karische Meer der Quere nach, um nach der Jalmal- oder Samojeden-Halbinsel zu gelangen; er erreichte auch in der That das Nordende derselben, das Meer war aber so seicht, daß er sich zur Umkehr entschließen mußte.

Die Fahrt des Capitän Palliser war geeignet, das höchste Aufsehen zu erregen; sie brachte die überraschende Thatsache, daß, während nach den übereinstimmenden Berichten 1869 die Eisverhältnisse von der grönländischen Ostküste bis zur Westküste Nowaja Semlja's im höchsten Grade ungünstig sich erwiesen, in der wegen ihrer Eismassen so gefürchteten Karasee, eisfreies Meer vorhanden war. Diese außerordentlichen Umstände fanden sich sehr unerwarteter Weise bestätigt durch die im nämlichen Jahre 1869 ausgeführte Fahrt Carlsen's in das sibirische Eismeer. Dieser ging in die Karasee, wo er längs der sibirischen Küste bis auf einige Meilen von der Weißen Insel dahinfuhr, ohne auch nur einer einzigen Eisscholle zu begegnen.

Die Fahrten von Palliser und Carlsen wurden noch weit übertroffen durch jene des Norwegers Johannesen, welcher mit dem Schooner „Nordland" ohne Schwierigkeiten das Karische Meer zweimal durchschnitt, ohne nur eine nennenswerthe Quantität Treibeis vorzufinden. Der berühmte Akademiker C. v. Bär hatte, nicht ohne scheinbar gute Gründe, die Karasee als den Eiskeller des Nordpols bezeichnet, da sie außer ihrer eigenen allwinter-

lichen Eisformation das ganze Volumen des Obj und Jenissei aufnimmt und die so angehäuften Eismassen durch ihre wenigen schmalen und deshalb leicht verstopften Ausgänge nicht gut wegführen kann. Mit der Fahrt Johannesen's im Mai, Juni, Juli und August 1869 sank dieser Wahn in's Grab. Johannesen erreichte am 31. Mai Nowaja Semlja; am 3. Juni steuerte er südlich bis Kabanji-Nos, wo er umkehrte, und hart an der Westküste Nowaja Semlja's entlang nordwärts bis Cap Nassau vordrang. Nirgends hatte er bisher festes Eis gefunden, nur stellenweise ein wenig zertheiltes Treibeis. Bei Cap Nassau zwang ihn jedoch eine starke Strömung nach Osten zur Umkehr; er segelte demnach fast den nämlichen Weg, den er gekommen war, zurück bis zu Matotschkin-Schar, welche Meerenge er am 17. und 18. Juli durchfuhr. Nun befand er sich in der Karasee, aber auch hier war nirgends Eis zu sehen, eine milde Luft herrschte und er erreichte mühelos die Waigatz-Insel, wandte sich zurück gegen Cap Menschikow auf Nowaja Semlja und durchschnitt von hier quer den südlichen Theil der Karasee, indem er nach den Scharapow Koschki (Bänken) unfern vom Cap Charasow auf der Samojedenhalbinsel segelte. Am 3. August setzte er seine Fahrt längs des Samojedenlandes fort und hatte am 7. die Westküste der Weißen Insel in Sicht. Von der nordwestlichen Spitze dieses Eilandes steuerte er nun nordwestwärts, in welcher Richtung er am 15. August den 75. Breitegrad überschritt. Aus der Beschaffenheit der Luft konnte geschlossen werden, daß in nordöstlicher Richtung gar kein Eis und in nördlicher nur sehr wenig Eis vorhanden war; er wendete jedoch südostwärts und landete am 21. an der Ostküste Nowaja Semlja's. Sein Rückzug führte ihn am Distant Cap vorüber zur Pachtusow-Insel und von da zur Matotschkin-Schar; am 1. September erreichte er die Karische Straße. Diese Fahrt Johannesen's ist um so merkwürdiger, als seit nahezu 300 Jahren kein intelligenter Seefahrer dem Nordostende Nowaja Semlja's so nahe gekommen war als er; denn von dem kühnen russischen Reisenden Sawwa Loschkin, der 1760 die Ostküste ganz bis zum östlichen Ende der Inselgruppe verfolgt und dieselbe umfahren hat, wissen wir nichts, als daß er mit unerhörten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die es nöthig machten, daß er auf dieser kurzen Strecke zwei volle Winter und drei Sommer zubrachte. Capitän Johannesen hat während der ganzen Zeit Tiefenmessungen angestellt, die so viel erkennen lassen, daß das Karische Meer durchschnittlich eine geringe Tiefe hat.

Wir haben die geographischen Errungenschaften des Jahres 1869 in den östlichen Polargebieten zusammenhängend dargestellt und mußten demnach darauf Verzicht leisten, unseren Blick gegen Westen schweifen zu lassen, wo mittlerweile eine der größten und bestausgerüsteten, je in Scene gesetzten Expeditionen die Erforschung der ostgrönländischen Küste in Angriff nehmen sollte: die zweite deutsche Nordpolar-Expedition. Auch sie kam, so wie die erste, hauptsächlich auf Anregung und Dank den Bemühungen Dr. Petermann's zu Stande, der sich durch die Mißerfolge der ersten Fahrt nicht zurückschrecken ließ; zugleich aber arbeitete ein in Bremen zusammengetretenes Comité für das große Unternehmen. Leider waren schon bald nach Rückkehr der ersten deutschen Nordfahrt zwischen Dr. Petermann und Herrn Koldewey Mißhelligkeiten ausgebrochen, die

den letzteren veranlaßten, im März 1869 mit einem autographirten „Plane“ offene Opposition gegen Dr. Petermann zu machen, obwohl dieser bisher die Seele des ganzen Unternehmens gewesen und seit siebzehn Jahren für dasselbe mannhaft gearbeitet hatte. Daß der Zwist zwischen diesen beiden an der Sache so sehr betheiligten Männern an die Oeffentlichkeit gebracht wurde, kann im Interesse der Wissenschaft nicht genug beklagt werden. Wir verzichten demnach, auf die Phasen dieses fatalen Streites hier näher einzugehen, und bemerken nur, daß wir persönlich aus unseren Sympathien für den von Dr. Petermann in dieser Frage eingenommenen Standpunkt niemals ein Hehl gemacht haben. Dr. Petermann's Ansicht ging dahin: daß Ostgrönland eine geeignete Basis für die Operationen zur Lösung der Polarfrage sei; so wie jener des verflossenen Jahres machte er auch der zweiten deutschen Unternehmung die Annahme dieser Basis zur Pflicht, indem er sich von einer wissenschaftlichen Untersuchung dieses Küstenstriches nördlich von 75° n. Br. interessante Entdeckungen und selbst die Möglichkeit versprach, in hohe Breiten vorzudringen. Dagegen hatte er vor dem Wege westlich von Spitzbergen nachdrücklich gewarnt, sich überhaupt gegen Spitzbergen als Ausgangspunkt für das Vordringen zum Pol auf das Allerentschiedenste ausgesprochen. Wohl aber schwebte ihm noch ein anderer Weg vor, wo er auf günstigere Eisverhältnisse rechnen zu dürfen glaubte, und dies war der Weg östlich von Spitzbergen. Käme je eine Expedition mit zwei Schiffen zu Stande, so sollte das zweite, nach Petermann's Ansicht, diesen Weg einschlagen. Jetzt, wo eine deutsche Expedition mit zwei Schiffen in der That unter Segel gehen sollte, wäre der Moment gekommen, diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Doch Hr. Koldewey schlug es aus, den Weg nach dem Nordpol zwischen Nowaja Semlja und Spitzbergen hinauf zu nehmen, und Petermann mußte sich bequemen, in die Absendung beider Fahrzeuge nach Ostgrönland einzuwilligen, ein Entschluß, der bekanntlich mit dem Verluste des einen Schiffes bezahlt wurde.

Die zweite deutsche Polarexpedition bestand aus dem eigens dazu erbauten Schraubendampfer „Germania“ und dem Segelschiffe „Hansa“, welch' letzteres Capitän Friedrich August Hegemann commandirte, während C. Koldewey auf der „Germania“ den Oberbefehl über die gesammte Expedition führte, welche als wissenschaftliche Begleiter sechs Gelehrte an Bord hatte, nämlich die Astronomen und Physiker Dr. Börgen und Dr. Copeland von der kgl. Sternwarte in Göttingen, den ausgezeichneten Hochgebirgsforscher und Gletscherfahrer Oberlieutenant Julius Payer von der k. k. österreichischen Armee, ferner die Herren Dr. Buchholz und Dr. Ad. Pansch, dann den Geologen Dr. Gustav C. Laube. Bekannt sind die Geschicke dieser wackeren Männer, bekannt das traurige Loos der versunkenen „Hansa“ und das noch düsterere Schicksal ihrer Bemannung, die — einem erratischen Blocke gleich — sieben Monate lang auf zusehends einschrumpfender Eisscholle zu reisen verurtheilt, bekannt endlich die Thätigkeit der „Germania“, der es allein beschieden war, Ruhmreiches zu leisten. Mag man indessen die heimgebrachten wissenschaftlichen Schätze noch so hoch stellen, die Leistungen jedes einzelnen Mitgliedes der mühevollen Expedition noch so hoch anschlagen — und Niemand kann dies mehr thun als wir —, so wird

man in Bezug auf die Hauptsache, nämlich auf die Lösung der gegebenen Aufgabe selbst, auch bei dieser zweiten Expedition genau ebenso von Mißerfolg sprechen müssen, wie bei der ersten. Die glänzenden Entdeckungen des Kaiser Franz-Joseph-Fjordes und der gewaltigen Eisspitzen in Ostgrönland — zunächst das Verdienst der beiden Herren Payer und Copeland — haben unsere Kenntniß jenes Gebietes namhaft erweitert, den Kern der Frage berühren sie nicht. Auch durfte man von einer Expedition, wie es die zweite deutsche war, vielleicht mehr erwarten, als ein Vordringen zu Schiff bis zum $75^1/_2{}^0$ n. Br. und eine Schlittenfahrt bis zu 77°, an welcher dem Oberlieutenant Payer kein geringer Antheil gebührt. Eigenthümlicherweise waren auch gerade die beiden außerdeutschen Mitglieder der Expedition, Payer und Laube, am ehesten auf die schriftstellerische Darlegung ihrer Erlebnisse bedacht, wie denn auch Payer entschieden als die hervorragendste Kraft auf arktischem Gebiete aus der Expedition hervorgegangen ist. So konnte es ihm denn nicht fehlen, daß sich rasch die Gelegenheit zu weiteren Leistungen in der Polarregion darbot und er als der zur Lösung der schwierigsten Probleme in hohen Breiten vorzugsweise Berufene erschien. Auch diese unschätzbare Kraft Payer's der Polarforschung gewonnen zu haben, ist das ausschließliche Verdienst Dr. Petermann's, welcher damit in der That einen außerordentlichen Scharfblick und eine feine Menschenkenntniß an den Tag legte. Hr. Koldewey fand seither keine Gelegenheit mehr zu weiteren Thaten.

Die Jahre 1870 und 1871 brachten abermals eine Reihe interessanter Expeditionen im östlichen Theile des Polargebietes. Rußland besitzt in der Person des Kaufmanns Sidorow einen russischen Rosenthal, nämlich einen Mann, der jeden Augenblick bereit ist, bedeutende Summen wissenschaftlichen und ganz vorzugsweise polaren Zwecken zu opfern. Im Jahre 1869 schon hatte er selbst mit seinem Dampfer „Georg", Capitän Rieck, eine Fahrt durch das nördliche Eismeer nach der Objmündung unternommen und sein Vorhaben auch glücklich ausgeführt; als einflußreiches Mitglied der russischen geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg hielt er in dieser gelehrten Körperschaft das Interesse für Polarfahrten rege und arbeitete rastlos an dem Zustandekommen einer polaren Expedition. Sein Wunsch nach Erweiterung der Polarkenntnisse sollte indeß schon theilweise durch eine Fahrt erfüllt werden, welche der Großfürst Alexei Alexandrowitsch 1870 auf der Corvette „Warjäg" in Begleitung des Akademikers und berühmten Sibiriareisenden A. v. Middendorff unternahm. Der Cours dieser Reise war folgender: von Archangelsk nach den Solowetzk-Inseln, dann die Westküste des Weißen Meeres entlang nach Kanin-Nos hinüber, gerade auf Kostin-Schar, von dort bis zu den „Sieben Inseln", Kola-Busen, Waranger-Fjord zur Grenze Norwegens, Wadsöe, Wardöe, Hammerfest, Tromsöe, Island und dann an der Nordspitze Schottlands vorbei heim. Das Gebiet, auf welchem die Beobachtungen des „Warjäg" angestellt wurden, durfte man in Bezug auf Temperaturen ein völlig unerforschtes nennen. Dem „Warjäg" blieb es vorbehalten, durch sorgfältige, unter Middendorff's Leitung angestellte Messungen Petermann's Theorien über die Stromverhältnisse jener Gebiete, besonders über die Ausdehnung des Golfstromes in hohen Breiten, eine überraschende Bestätigung und sogar theilweise Erweiterung zu bringen.

Die Ansichten über den Lauf der warmen Strömung, die zwischen Florida und Cuba aus dem mexikanischen Meerbusen hervorbricht, waren vor nicht allzu langer Zeit noch ziemlich verworren. Allgemein ließ man dieselbe — den Golfstrom — bis zu 45° n. Br. reichen und dann umbiegen oder verschwinden. Gegenwärtig weiß man, daß er es ist, dem Europa bis in die höchsten Breiten sein mildes, feuchtes Klima verdankt, und den Golfstrom als den Spender und Träger unserer Civilisation zu bezeichnen, ist fast ein Gemeinplatz geworden. Daß diese Ansicht sich Bahn gebrochen, ist vorzugsweise Petermann's Verdienst, welcher frühzeitig schon die Ausdehnung des Golfstromes in hohe Breiten behauptete und in aller Stille ein colossales Ziffernmaterial von Temperatur- und Tiefenmessungen sammelte. Dennoch erhoben sich seit 1865, wo Petermann unter Beibringung überzeugender Beweise eine noch mehr boreale Ausdehnung des warmen Golfstromes bis in das eigentliche Polarbecken beanspruchte, in England und Amerika gegen seine Ansicht zahlreiche, selbst gewichtige Stimmen, die auf nichts Geringeres hinausliefen, als die Petermann'sche Golfstromtheorie geradezu als Schwindel darzustellen. Während nun im Jahre 1870 die Furien des Krieges zu wüthen begannen, trat Dr. Petermann mit einer größeren Arbeit über den Golfstrom hervor, die für seine Gegner durch die Fülle der darin aufgestapelten Daten von verblüffender Wirkung sein mußten. Wir können hier selbstverständlich auf die Details dieser für die Geographie der Meere epochemachenden Arbeit nicht eingehen, sondern müssen unsere Mittheilung darauf beschränken, daß danach der Golfstrom bis Spitzbergen und Nowaja Semlja über 80° n. Br. hinaufreicht, und, abgesehen von einigen sich seitwärts abtrennenden Verästelungen, seine Hauptmasse gegen Nordosten sendet. Dort, wo seine Gewässer auf die Temperatur von +3°,3 R. reducirt sind und somit das Maximum der Dichtigkeit und ihre größte Schwere erreichen, was im Juli nördlich von Island und Spitzbergen und zu beiden Seiten der Bäreninsel geschieht, sinkt der Golfstrom unter den ihm begegnenden kalten Polarstrom; durch die Messungen Dr. Bessel's aber ist die Fortsetzung des warmen Golfstromwassers über die Bäreninsel hinaus erwiesen. Wie weit dasselbe reichen mag, blieb noch unentschieden; Middendorff aber hat den Golfstrom bis an die Westküste von Nowaja Semlja nachgewiesen und denselben im Meridian von Kanin Nos noch zwei Breitegrade und darüber breit und bis 10° R. warm gefunden, während er sich in 30—50 Faden Tiefe meist nur um 2—3 Grade abkühlt.

Gleichzeitig mit der zweiten deutschen Nordfahrt fanden, nebst der Reise des „Warjäg", noch andere Forschungen statt, in Ostspitzbergen, sowie östlich und nördlich von Nowaja Semlja. Da ist vor allen wieder der norwegische Capitän Johannesen zu nennen, der diesmal ganz Nowaja Semlja umsegelte und im Osten bis über die Mündungen des Obj und Jenissei, im Norden bis 77° 18′ n. Br. vordrang, ohne an diesen äußersten Punkten von Eis behelligt zu werden. Seine Reise dauerte vom 1. Mai 1870 bis 4. October; er vollführte dabei einen vollständigen Periplus in der Karasee und leistete somit, was noch kein Seefahrer vor ihm geleistet hatte. Ganz abgesehen davon ist die Johannesen'sche Sommerfahrt vom höchsten Werthe, da sie die ganze nordöstliche Hälfte von Nowaja Semlja nach seinen Beobachtungen und Aufnahmen in

wesentlich neuer Gestalt vorführt; es ist dies die wichtigste geographische Errungenschaft in der Osthälfte des europäischen Nordmeeres seit den drei holländischen Expeditionen unter Barents in den Jahren 1594—1597. Von fünf anderen norwegischen Capitänen, wurden in den Monaten April bis September 1870 nicht minder bedeutsame Fahrten nach Nowaja Semlja und dem Karischen Meere ausgeführt. Die über die Ausdehnung des Golfstromes gewonnenen Resultate erhielten durch die Temperaturbeobachtungen der Norweger eine weitere Bestätigung; das wichtigste Ergebniß der norwegischen Fahrten besteht aber wohl darin, daß sie eine vollständige Eisschmelze in der ganzen Karasee nachwiesen. Alles, was uns bisher über das Karische Meer mitgetheilt worden war, ist demnach eine grobe, beschämende Mystification gewesen.

Ganz speciell mit Ostspitzbergen beschäftigten sich die Herren Th. v. Heuglin und Graf Karl Waldburg-Zeil-Trauchburg, welche im Sommer 1870 gemeinschaftlich auf die Entdeckung von Gillis-Land ausgingen. Sie versuchten in den Stor-Fjord einzudringen, sahen sich aber genöthigt, das Südcap Westspitzbergens zu doubliren, um in den oft benutzten Hornsund einzulaufen. Endlich gelang es am 23. und 24. Juli um das Südcap herum nach Osten zu steuern, wobei jedoch der ewige Kampf mit dem Eise begann. Nirgends die Möglichkeit von Anlaufen; erst am 28. konnten sie vor Cap Agardh in Westspitzbergen vor Anker gehen. Hr. v. Heuglin nahm diese Küste nördlich von Cap Agardh ziemlich im Detail auf; erst am 9. August ward Cap Lee auf Edge-Land erreicht, von wo aus Graf Zeil eine Excursion über den Walter-Thymen-Fjord nach dem nördlich gelegenen großen Barents-Einland unternahm, während Heuglin sich mit der Mappirung von Edge-Land (Stans-Foreland) beschäftigte. Am 14. August durchfuhren die beiden Reisenden den ganzen Walter-Thymen-Fjord ostwärts bis zur Ostküste von Edge-Land, nahmen denselben vollständig auf, und entdeckten nunmehr, 36 nautische Meilen von Spitzbergen, ein von 78° bis 79° reichendes Festland mit scharfkantigen Gipfeln, welches Dr. Petermann dem Könige von Württemberg zu Ehren König Karl's Land nannte. Später stellte sich heraus, daß norwegische Schiffer dieses nämliche Land früher mehrmals gesehen haben und sogar, wie Carlsen, ganz in der Nähe desselben gewesen sind. Prof. Mohn schlug daher vor, den Namen König Karl's Land beizubehalten, aber auf König Karl XV. von Schweden und Norwegen zu beziehen, in dessen letztem Regierungsjahre das Land zuerst besucht und bestiegen wurde. Schon auf älteren Karten findet man indessen im Osten von Spitzbergen ein Land mit Namen „Wiche-Land“ angegeben, welches angeblich im Jahre 1617 von einem englischen Seefahrer entdeckt worden sein soll. Die Engländer identificiren nun dieses „Wiche-Land“ mit dem König Karl's Land und versuchen, für letzteres die ältere Bezeichnung zu behaupten. Indessen, obwohl nicht unmöglich, ist diese Identificirung noch keineswegs erwiesen; dagegen herrschen wenig Zweifel mehr, daß das König Karl's Land mit dem schon 1864 von den Schweden gesehenen „Schwedischen Vorlande“ in Zusammenhang zu bringen sei. Keinesfalls ist aber König Karl's Land das sagenhafte Gillis-Land, obgleich unter den norwegischen Seefahrern die letztere Bezeichnung dafür gang und gebe geworden ist. Das im Jahre 1707 vom Commandeur Giles entdeckte und seitdem ganz

vergessene und nie wieder gesehene Gillis-Land liegt, wie Petermann klar gemacht hat, etwa in $81\frac{1}{2}^{\circ}$ n. Br. und 36° östl. L. v. Gr., also um Vieles nordöstlicher als das gefundene König Karl's Land. Von ihrem bedeutungsvollen Ausfluge zurückgekehrt, besuchte Heuglin die Ginevra-Bucht ostwärts bis zum Helis-Sund, der die 1861 vergeblich gesuchte Verbindung zwischen dem Stor-Fjord und der Hinlopen-Straße herstellt. Dann begaben sich unsere deutschen Forscher nach den bisher sozusagen eine terra incognita bildenden flachen Hyperitklippen der „Tausend Inseln", wo Heuglin Messungen anstellte. Das anhaltend stürmische Wetter zwang sie endlich, die Rückreise nach Europa anzutreten, wo sie am 27. September 1870 zu Hammerfest auch glücklich landeten.

Im Jahre 1871 fand Hr. v. Heuglin Gelegenheit, seine wichtigen Polarforschungen fortzusetzen, indem er eingeladen ward, an der Expedition theilzunehmen, die Hr. Rosenthal ausrüstete; dieser charterte nämlich die „Germania", um damit in das sibirische Eismeer zu dringen; die Expedition selbst führte Capitän Jakob Melsom aus Tromsöe. Durch widrige Winde aufgehalten, bekam die „Germania" erst am 5. August Nowaja Semlja in Sicht und versuchte sofort in die Karasee durch Matotschkin-Schar einzulaufen. Sie fand aber ihre östliche Mündung durch einen festen Eiswall verstopft, so daß sie wieder umkehren mußte und den Kostin-Schar aufsuchte. Nach kurzem Aufenthalte in der Nechwatowa-Bucht ging sie nach der Waigatz-Insel, wo das Fahrzeug an einer Grusbarre strandete; erst am 1. Sept. konnte die „Germania" wieder die Anker lichten und nach der Jugor'schen Straße steuern. Hier ging es der Expedition nicht besser als im Matotschkin-Schar; nun sollte noch die Karische Pforte versucht werden, abermals ohne den gehofften Erfolg. Die „Germania", die, nebenbei erwähnt, sich nicht als durchaus seetüchtig erwies, hatte aber jetzt schon so viel Zeit verloren, daß man es am gerathensten fand, den Rückweg wieder anzutreten.

Fast gleichzeitig begaben sich die Herren Julius Payer und Carl Weyprecht in's arktische Gebiet. Weyprecht, Schiffslieutenant der österreichischen Kriegsmarine, war schon vom Admiral Tegetthoff als einer der befähigtsten Seeofficiere erkannt worden und seine seitherigen Leistungen haben diese Ansicht des zu früh verblichenen Seehelden auf's Glänzendste bewährt. Beide Herren, sowohl Payer als Weyprecht, stimmten mit Dr. Petermann betreffs der einzuschlagenden Route überein und in überraschend kurzer Zeit wurden, meist in Oesterreich selbst, die für die Expedition erforderlichen Geldmittel aufgebracht. Damit rückte Oesterreich wie mit Einem Schlage in den Vordergrund der Polarforschung. Das Interesse an diesem wichtigen geographischen Problem erstreckte sich bis zur Allerhöchsten Person des Monarchen hinauf, der in huldvollster Weise die Pläne der kühnen Forscher billigte und förderte. Durch die außerordentliche Bereitwilligkeit des damaligen Reichskriegsministers, Freiherrn von Kuhn, der sich selbst für die Polarforschung wärmstens interessirte, wurden die beiden Officiere in der Ausführung ihres Vorhabens in jeder nur irgendwie thunlichen Weise unterstützt, so daß sie beide im Juni 1871 in Tromsöe sich befinden konnten, wo sie zu ihrer Fahrt den „Isbjörn" charterten und am 21. Juni in See stachen. Zwar erreichten auch sie ihr Ziel, das vielumworbene

Gillis-Land nicht, immerhin aber drangen sie um 150 Seemeilen weiter nordwärts als ihre Vorgänger in diesem Gebiete. Am 3. October liefen Payer und Weyprecht wieder in Tromsöe ein, nachdem sie noch im September in der gewaltigen Ausdehnung von 18 Längengraden (von 42° bis 60° östl. L. v. Gr.) über den 78. Parallel hinaus offenes Meer verfolgt, und noch auf der höchsten von ihnen erreichten Breite unter 78° 43′ den günstigsten Eiszuständen im Norden begegneten; ihre Umkehr wurde lediglich durch den Mangel an Proviant veranlaßt, sonst hätten sie voraussichtlich die höchsten, jemals zu Schiff erreichten Breiten überschritten.

An diese namhaften Erfolge der Oesterreicher reihen sich die schönen Leistungen der Norweger im Jahre 1871 würdig an. Capitän Mack verließ Tromsöe mit der Goelette „Polarstiernen" am 10. Mai, segelte direct nach Kostin-Schar und ging dann in die Kreuzbai. Mack's Leute bestiegen am 23. Juli einen 2000 Fuß hohen Berg auf Nowaja Semlja, von wo sie das Land gegen die Karasee hin sanft abfallen sahen und gleichzeitig Cap Nassau wie das Große Eiscap erblickten. Am 2. August ward die Fahrt stets nach Osten fortgesetzt, am 3. September sandte Mack ein Boot längs der Küste nach dem Eishafen, wo Barents 1579 überwinterte; überall fand er das Meer schiffbar und eine starke Strömung; am 10. verschwand alles Eis vor seinen Blicken und er segelte fort bis 81° 11′ östl. L., sich zwischen 75° und 76° n. Br. haltend; er befand sich nun schon jenseits der Obj-Mündung und war somit in jenen Breiten weiter nach Osten gelangt als irgend wer vor ihm. Erst am 15. September wegen Mangels an Nahrungsmitteln war der „Polarstiernen" genöthigt, in seiner siegreichen Fahrt innezuhalten und umzukehren; auch auf dem Rückwege fand er das Meer überall schiffbar. Da Capitän Mack mit Präcisions-Instrumenten versehen war, so konnte er die Nordostküste Nowaja Semlja's aufnehmen, und diese Aufnahme modificirt wesentlich die bisher der Insel gegebenen Dimensionen, erweitert auch sehr bedeutend die Passage zwischen dem arktischen Meere und der Karasee, welche dadurch ihres Charakters als Binnenmeer immer mehr entkleidet wird.

Nebst dem Capitän Mack waren es noch die Norweger Tobiesen und Carlsen, Torkildsen, dann Ulve in Gesellschaft des Engländers Leigh Smith, welche werthvolle wissenschaftliche Beobachtungen anstellten. In erster Reihe verdient die Fahrt von Ulve und Smith genannt zu werden, welche auf dem Schooner „Samson" etwa um dieselbe Zeit in See gingen wie Weyprecht und Payer, mit welchen beiden Herren alle Beobachtungen nach gleichem Systeme verabredet waren. Der „Samson" erreichte schon am 13. Juli das Nordwestende von Spitzbergen, versuchte von dort durch die Hinlopen-Straße nach dem König Karl's Lande vorzudringen, sah jenes Land auch wiederholt im Ostsüdosten, sowie auch, daß dort offenes Wasser sei, fand aber den südlichen Ausgang der Hinlopen-Straße derart mit Eis verstopft, daß er zur Umkehr nach Norden veranlaßt war. Auf ihrem fernsten Punkte, 80° 27′ n. Br. und 27° 25′ östl. L., war am 6. September vor ihnen im Osten und Süden offenes Wasser, so weit sie sehen konnten; die höchste Breite mit 81° 24′ n. Br. (und 18° 35′ östl. L.) erreichten sie am 11. September. Das Wichtigste an der Fahrt

von Ulve und Smith bleibt jedoch, daß sie die arktische Geographie um eine bemerkenswerthe Thatsache bereicherte, indem sie die Ausdehnung des Spitzbergen'schen Nordostlandes um volle drei Längengrade weiter nach Osten durch genaue Ortsbestimmungen feststellte. Am 27. September liefen Smith und Ulve in Tromsöe wieder ein.

Die Entdeckung eines großentheils schiffbaren Meeres durch Payer und Weyprecht ist von einem anderen Norweger, S. Tobiesen, der auf der Yacht „Freya" das Nowaja-Semlja-Meer 1871 durchforschte, bestätigt worden, und hat Letzterer auch gezeigt, daß dieses Meer schon einen Monat früher schiffbar gewesen. Mack's Fahrt hat, wie wir gesehen, dasselbe noch 21° weiter nach Osten, jene von Ulve und Smith um beinahe 3° weiter nach Norden ausgedehnt. Capitän Carlsen, endlich fand das beinahe 300 Jahre alte Winterquartier des holländischen Seefahrers Willem Barents am nordöstlichen Ende von Nowaja Semlja auf und brachte die Ueberreste davon mit. Carlsen erreichte das Südende Nowaja Semlja's im Juli, segelte um die ganze Doppelinsel herum und gelangte am 9. September in den „Eishafen" der Holländischen Expedition von 1597, durchsegelte von da Mitte September das ganze Karische Meer südwärts, passirte am 6. October anstandslos die Karische Pforte und kehrte am 4. November nach Hammerfest zurück. So wie alle Anderen fand auch er die Karasee von einem Ende zum andern im September vollkommen schiffbar.

Ehe wir nunmehr den neuesten Forschungsreisen im östlichen Polargebiete und speciell der österreichisch-ungarischen Expedition uns zuwenden, liegt uns die Pflicht ob, nachzuholen, was sich seit der zweiten deutschen Nordpolfahrt im Westen der uns zugekehrten arktischen Hälfte, nämlich im grönländischen Gebiete, zugetragen. Sehen wir von den Landforschungstouren Nordenskjölds 1870 und Edward Whympers 1872 in Grönland ab, so war zweifellos das bedeutendste Unternehmen im grönländischen Gebiete die amerikanische Nordpolarexpedition des Capitän Charles F. Hall, der schon zu wiederholten Malen die arktische Zone besucht hatte. Es gelang ihm ein Schiff, die „Polaris", vom Marinedepartement zu erhalten und auszurüsten, so daß er am 29. Juni 1871 wirklich in See stechen konnte. Wissenschaftlicher Chef der ganzen Expedition war Dr. Emil Bessels, der sich durch seine Nordfahrt auf dem Rosenthal'schen Dampfer „Albert" einen wohlbegründeten Ruf erworben hatte. Von Neufundland fuhr das Schiff nach der Westküste von Grönland, lief verschiedene dänische Niederlassungen daselbst an und steuerte von Tessinack — der nördlichsten dänischen Niederlassung in 73° 24′ n. Br. und 53° 51′ w. L. v. Gr. — aus nach dem Smith-Sunde; man überzeugte sich, daß das auf Kane's Expedition (1853—1855) von Morton entdeckte offene Polarmeer eine Straße von 15 Meilen Breite sei, und ging dann weiter nördlich durch das Kane-Bassin, vorüber an den Punkten, die bisher als die nördlichsten angesehen worden waren, in den Kennedy-Canal und die erst von Hall entdeckte Polaris-Bai im Robeson-Canal, in welchem man bis 82° 26′ n. Br. (ohne Berücksichtigung der Strömung, wahrscheinlich 82° 11′ n. Br.) vordrang. Dieser Canal reicht von 81° 44′ bis 82° 20′ oder 25′, hat also eine Länge von etwa 45 englischen

Meilen. Jenseits desselben war nach Norden hin ein Streifen Wassers und weiterhin ein anderer Ocean oder eine Bucht zu sehen, an deren Westseite sich, so weit das Auge reichte, Land hinzog. Man nannte es Grant's Land. Auch im Osten war etwas Land, das man aber nicht deutlich zu erkennen vermochte. Ganz im Norden wollten Einige vom Schiffe aus ein Land geschaut haben, das als President's Land vorläufig auf den Karten eingetragen ist. Ob es möglich gewesen wäre, die Schranke zu durchbrechen und in dem offenen Wasser, der Lincoln-See, die man jenseits derselben erblickte, weiter zu segeln, ist zwar wahrscheinlich, doch auf der „Polaris“ hielt man es nicht für möglich und kehrte um, einen gesicherten Winterhafen zu suchen. Man fand denselben am 5. September in einer geschützten Stelle der Polaris-Bai und nannte den Platz Thank God Harbour (81° 38′ n. Br. und 61° 44′ w. L. v. Gr.). Nach einer von hier gegen Norden im October unternommenen Schlittenexcursion starb indeß am 8. November 1871 der Führer der Expedition, Charles F. Hall. Mit seinem Tode verschwand jeder Gedanke an eine Fortsetzung der Fahrt. Der Winter verging thatenlos; als der Sommer 1872 wieder kam und die Wogen das Eis um das Schiff zerbrachen, lenkte man eiligst den Lauf gegen Süden, der Heimath zu. Am 12. August 1872 verließ man den Hafen und ward durch die Strömung bis 17° 35′ n. Br. an den nördlichen Eingang des Whale-Sundes getrieben, wo das Schiff am 15. October so vom Eise gedrückt wurde, daß dessen Untergang unvermeidlich schien. Da trat nun die Katastrophe ein, welche einen Theil der Mannschaft, 10 Amerikaner und 9 Eskimos, von den Gefährten trennte und zu dem Schicksale der Hansa-Argonauten verurtheilte. Die Eisscholle, auf der sie Rettung gesucht hatten, trieb sie vom Schiffe hinweg, ohne jegliche Möglichkeit einer Rückkehr. Unsäglichen Beschwerden und Gefahren trotzend, lebten sie den ganzen Winter 1872—73 auf der nach Süden treibenden, immer kleiner werdenden Scholle, bis sie am 30. April 1873 der Dampfer „Tigreß“ aufnahm. Am 24. Juni kamen sie nach achtmonatlichem Aufenthalte auf dem Eise in Washington an. Die andere, zurückgebliebene Hälfte der Nordpolfahrer sah sich endlich gezwungen, da die „Polaris“ bedeutend leckte, an der Littleton-Insel das Schiff auf den Strand laufen zu lassen und dort den Winter zuzubringen. Man richtete sich ein, so gut es ging, und brach am 3. Juni 1873 in zwei großen, selbst gebauten, festen Booten auf, in der Hoffnung, baldigst einem Schiffe zu begegnen. In der That wurden sie am 24. Juni von dem schottischen Walfischfahrer „Ravenscraig“ aufgenommen und glücklich nach Schottland gebracht.

Während im grönländischen Westen die eben geschilderte Hall'sche Expedition im Gange war, brachte das Jahr 1872 eine Reihe von Polarunternehmungen im Osten, worunter jene der Schweden und der Oesterreicher die erste Stelle einnehmen. Ehe wir jedoch über diese berichten, wollen wir den kleineren Fahrten uns zuwenden, welche gleichfalls nicht ohne wichtige Ergebnisse geblieben sind. Völlig schweigen möchten wir nur von den durchaus resultatlosen Anläufen der Franzosen.

Von höchstem Belange war die unerwartet eintreffende Nachricht, daß ein Capitän J. Altmann auf der Yacht „Elvine Dorothea“ die ganze Ostküste

Spitzbergens und das Eismeer bis König Karl's Land völlig eisfrei gefunden, das letztere erreicht und untersucht. Spätere Berichte ergaben, daß auch die Capitäne Nils Johnsen aus Tromsöe (Yacht „Lydiana") und Johannes Nilsen (Yacht „Freia") das in Rede stehende Land gesehen und besucht haben, während auch noch andere Schiffe in dieses lang verschlossene Gebiet drangen. Leigh Smith war auch im Sommer 1872 wieder über vier Monate lang im Polarmeere und hatte diesmal den Capitän Wells von der königl. engl. Marine bei sich. Um dieselbe Zeit trieb sich auch der schottische Capitän David Gray an der ostgrönländischen Küste herum.

Eine besondere Thätigkeit legten die durch ihre bisherigen Erfolge angespornten Norweger an den Tag. Zwar blieben die beiden Fahrten des Capitän G. Jensen und des berühmten Walfischfahrers Svend Foyn ohne jedwedes Resultat für die Wissenschaft, dagegen schwang sich die norwegische Regierung zu einer bisher noch unversuchten That, zur Ausrüstung einer Winter-Expedition nach Spitzbergen empor. Die Expedition schlug, um in der Dunkelheit der Polarnacht sicher zu sein, nicht der Bäreninsel zu nahe zu kommen, eine durchschnittlich nordwestliche Richtung ein. Anfangs war das Wetter ziemlich gut, und am 24. November war man bereits auf 73° 25′ n. Br., 10° 35′ ö. L. v. Gr. vorgedrungen, als ein gewaltiger Sturm losbrach, der das Schiff arg beschädigte und mit nur geringer Unterbrechung fortraste, so daß endlich am 1. December nichts erübrigte, als südwärts den Cours auf Tromsöe zu nehmen. In dieser Stadt rief der Mißerfolg des „Albert" keineswegs Entmuthigung hervor. Die Rheder der Segelschaluppe „Isbjörn" beschlossen vielmehr, dieses vorzügliche Schiff sofort auszurüsten, um einen zweiten Versuch zu machen, an den Eis-Fjord zu gelangen. Das kleine Fahrzeug verließ in der That Tromsöe am 24. Decbr. 1872, erreichte die Bäreninsel am 7. Januar 1873, sah aber hier keine Möglichkeit eines weiteren Vorwärtskommens in dem dicken Eisbrei und kehrte daher wieder um. Selbst dieses zweite Mißgeschick hinderte Herrn Rosenthal nicht, den neuen prächtigen Dampfer „Grönland" zu einem dritten Versuche, Spitzbergen zu erreichen, auszusenden. Die Expedition verließ Tönsberg am 28. Januar 1873, doch sind uns Nachrichten über den Ausgang dieser merkwürdigen Fahrt nicht zugegangen. Die Veranlassung zu diesen drei interessanten Versuchen bot der Wunsch, 17 Norwegern zu Hilfe zu kommen, die, ohne für den Winter verproviantirt zu sein, am Eis-Fjord auf Spitzbergen zurückgeblieben waren und auf Cap Thordsen sich niederließen. Als im Juni 1873 Capitän Tellefsen mit Capitän F. Mack dahin kam, fand er die Siebzehn alle todt. Ein gleich trauriges Schicksal ereilte den hochverdienten Eismeerschiffer Sievert Tobiesen, der im Frühjahre 1872 nach Nowaja Semlja segelte. Gezwungen, auf Nowaja Semlja zu überwintern, erlag er dem Scorbut am 29. April 1873. Sein Sohn Jakob, der ihn begleitet hatte, ward von der nämlichen Krankheit am 5. Juli dahingerafft. Vater und Sohn sind auf der kleinen Insel neben einander begraben.

Ein in seiner Weise großartig angelegtes Unternehmen war die im Jahre 1872 unter Prof. Nordenskjölds Leitung nach Spitzbergen abgegangene schwedische Expedition, um von dort nach überstandener Ueberwinterung den Pol zu

Schlitten zu erreichen, und zwar unter Verwendung von Renthieren. Die schwedische Regierung stellte ihr den Postdampfer „Polhem" nebst der Segelbrigg „Gladan" zur Verfügung und außerdem sollte ein drittes Schiff, der Dampfer „Onkel Adam", mit der Brigg zusammen den Transport des Ueberwinterungshauses sowie der Kohlen bis zu der im 80° 40′ n. Br. gelegenen Parry-Insel ausführen. Außer den Mannschaften auf den beiden letzteren Schiffen bestand das eigentliche überwinternde Personal aus Prof. Nordenskjöld, Capitän Palander, dem Arzte Envall, dem Physiker Wijkander, dem Steuermann Stjernberg, zwei Maschinisten, neun Mann aus Schweden und fünf aus Norwegen, wovon vier Lappen, endlich dem italienischen Seeofficier Eugenio Parent, welchem die Expedition zu begleiten gestattet worden war.

Am 21. Juli 1872 gingen die Schweden in See und befanden sich am 4. August in Green Harbour an der Westküste Spitzbergens; alle Versuche zur Erreichung der Parry-Insel, auf der die beabsichtigte Ueberwinterung stattfinden sollte, erwiesen sich aber als vergeblich; man wählte daher statt derer die Mossel-Bai (79° 50′ n. Br.), in welcher alle drei Fahrzeuge am 3. September ankamen, aber schon am 6. von Treibeis eingeschlossen wurden, so daß die Zahl der ursprünglichen Ueberwinterungs-Mannschaft — der „Gladan" und der „Onkel Adam" sollten nämlich noch im Herbste 1872 nach Europa zurück — von 21 Mann, für welche der mitgenommene Proviant berechnet war, auf 67 stieg und mithin die Aussichten sich verdüsterten, zumal die mitgenommenen Renthiere den nachlässigen Lappen davonliefen und daher ein Hauptzweck der Expedition, mit Hülfe der Renthiere auf dem Polareise möglichst weit gegen Norden vorzudringen, vereitelt wurde. Da kam plötzlich noch die Hiobspost, daß in der Nähe bei Grey Point sechs norwegische Fangfahrzeuge mit zusammen 58 Mann eingefroren seien, deren Proviant kaum bis Neujahr ausreiche. Ehe diese Unglücklichen jedoch noch die Gastfreundschaft der Schweden in Anspruch nehmen konnten, brach ein Sturm das Eis und gestattete 38 von den Norwegern unter Segel zu gehen. Die Uebrigen hatten sich schon früher nach dem Eisfjord begeben, wo sie, wie wir schon erfahren haben, im Sommer 1873 als Leichen aufgefunden wurden. Endlich am 14. April 1873, nach im Ganzen glücklich überstandenem Winter, setzte sich eine Schlittenfahrt ostwärts rund um das noch wenig bekannte Nordostland von Cap Platen nach der östlichen Spitze und von dort über das Binneneis zurück nach der Mossel-Bai in Bewegung. Von dieser Reise, auf welcher sie mit dem Geologen Dr. Richard v. Drasche zusammenstießen, der Spitzbergen im Sommer 1873 besuchte, kehrte Palander am 14., Nordenskjöld erst am 29. Juni 1873 zurück. Ein Versuch, an einer anderen Stelle weiter vorzudringen, wurde durch Proviantmangel verhindert. Dieser war es auch, der die Expedition zwang, schon im Juli nach Schweden zurückzukehren, ohne selbst nur König Karl's Land zu Schlitten erreicht zu haben — gewiß ein klägliches Resultat für eine so große Expedition.

Fast gleichzeitig mit dieser schwedischen ging die zweite österreichisch-ungarische Nordpolexpedition von Tromsöe ab. Kaum von ihrer denkwürdigen und in ihren Ergebnissen so wichtigen Fahrt vom Jahre 1871 zurückgekehrt, sannen nämlich Payer und Weyprecht auf neue arktische Züge. Von nun an verflicht

sich mit der Geschichte der großen österreichisch-ungarischen Expedition der Name eines Mannes, dem die Wissenschaft zu tiefstem Danke verpflichtet ist. Hans Graf Wilczek, den die Gnade seines Kaisers in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Expedition kürzlich mit der höchsten Würde des Reiches, dem Geheimenraths- und Excellenztitel, geschmückt hat, war gelehrten Kreisen schon längst als ein aufopfernder Freund und Gönner jeglicher wissenschaftlichen Forschung bekannt. Payer und Weyprecht hatten das Glück, diesen seltenen Mann zum Freunde und damit zum werkthätigen, Geld und Mühe nicht sparenden Förderer ihrer Pläne zu gewinnen. Er führte ihnen zunächst in der Person des Grafen Zichy einen ebenso theilnahmsvollen als durch seine hohe Stellung einflußreichen Gönner zu, und begann selbst damit, daß er den Betrag von 30,000 Fl. als Grundstock für das weitere noch erforderliche Capital zur Ausrüstung der Expedition spendete. Im Vereine mit der Wiener k. k. geographischen Gesellschaft, die von jeher die Pläne der beiden Officiere nach besten Kräften unterstützt hatte, schritten die Grafen Wilczek und Zichy im Februar 1872 zur Gründung eines besonderen „Vereines zur Förderung der österreichischen Nordpolexpedition", zu dessen Schriftführer sie den Generalsecretär der Wiener geographischen Gesellschaft, den durch seine umsichtige Geschäftsleitung bewährten Hofrath Dr. M. A. Ritter von Becker ausersahen. Die Liste der das Comité bildenden Namen thut dar, daß dieselben fast durchweg der österreichischen Aristokratie entnommen sind, die sich durch ihre rege Betheiligung an dieser rein wissenschaftlichen Frage von einer wahrhaft glänzenden Seite gezeigt hat. Und von Anfang bis zu Ende sollte das Unternehmen ein rein österreichisch-ungarisches bleiben, mit österreichischen Mitteln allein durchgeführt werden. Die hohe Summe, welcher man zur Instandsetzung der Expedition benöthigte, wurde in kurzer Frist im Lande selbst aufgebracht; die von außerhalb der Monarchie geflossenen Beiträge, worunter jener der Frankfurter geographischen Gesellschaft mit 3000 Fl. einer der namhaftesten ist, sind verschwindend gering gegen die Opferwilligkeit des österreichisch-ungarischen Volkes. Die Thätigkeit des oben gedachten Comité's erstreckte sich aber nicht bloß auf die Beschaffung der Geldmittel, sondern auch auf jene der gesammten Ausrüstung. Nach den Erfahrungen der zweiten deutschen Nordpolexpedition und der ersten österreichischen Vorexpedition wurden in Verbindung mit den Rathschlägen des britischen Admirals Mac Clintock alle Apparate construirt, welche die Reisenden befähigen sollten, ein bis zwei Monate Hunderte von Meilen fern vom Schiffe, während der größten Kälte und der furchtbarsten Schneestürme und ganz auf das mitgeführte Material angewiesen, zu bestehen. Es ist besonders hervorzuheben, daß nicht nur die Mittel für eine rein wissenschaftliche Expedition in Oesterreich binnen weniger Wochen durch die rege Theilnahme aller Stände geschaffen wurden, sondern auch, daß die Geräthe sorgfältiger Construction, wie sie für den Alltagsgebrauch nicht zu haben oder zu schaffen sind, und welche man bisher nur in England auszuführen verstand, durchaus der österreichischen Industrie zu danken sind.

Was nun Plan und Absichten der Expedition anbelangt, so lernen wir dieselben am besten aus der den beiden Officieren ertheilten Instruction kennen.

Darnach war der Zweck lediglich die Erforschung des unbekannten Gebietes im Norden von Sibirien. „Sind die Eiszustände günstig genug,“ so besagte die Instruction, „so ist die Erreichung der Behringstraße und die Rückkehr durch dieselbe anzustreben. Auf höhere Breiten soll erst in zweiter Linie und unter besonders günstigen Umständen reflectirt werden. Ein Versuch gegen den Nordpol selbst darf nur gewagt werden, wenn die Erreichung der Behringstraße innerhalb des gegebenen Zeitraumes von zwei Wintern und drei Sommern als nahezu gescheitert erscheint. Als Ausgangspunkt der Expedition ist die Nordseite von Nowaja Semlja zu betrachten. Es ist selbstverständlich, daß die Nähe der bekannten sibirischen Küsten soviel als möglich vermieden werden muß.“ Die Bemannung des die österreichische Flagge in den hohen Norden zu tragen bestimmten Schiffes — des in Bremerhaven eigens für die Zwecke der Expedition um übermäßig theures Geld gebauten „Tegetthoff“ — bestand aus 24 Personen, nämlich außer Payer und Weyprecht noch aus zwei Seeofficieren der österreichischen Kriegsmarine, den Herren Orel und Brosek, einem Arzte, der zugleich Zoologe ist, Dr. Kepes aus Bari in Ungarn, einem Harpunier, der in Norwegen angeworben werden sollte und wozu sich der berühmte Carlsen bereit finden ließ, zwei Tiroler Gletschersteigern, elf dalmatinischen Matrosen, einem Maschinisten, Krisch, einem Heizer u. s. w. Das Schiff ward auf drei Jahre verproviantirt, die Reise auf drei Sommer und zwei Winter berechnet.

Unter solchen Auspicien stach der „Tegetthoff“ am 14. Juli 1872 von Tromsöe aus in See. Von dort aus erhielt Schreiber dieser Zeilen das letzte Lebenszeichen von Payer's Hand. Weyprecht schrieb später, unterm 16. August, noch an mehrere Freunde. Etwas früher als der „Tegetthoff“ unternahm Graf Wilczek in der Segelyacht „Isbjörn“, welche der österreichische Contreadmiral Max Freiherr Daublesky von Sterneck und Ehrenstein befehligte, eine Expedition, die am 19. Juni 1872 von Tromsöe nach Spitzbergen ging und sich bis 5. Juli im Gorn-Sund (77° n. Br.) aufhielt, dann mit vieler Mühe Matotschkin-Schar auf Nowaja Semlja erreichte und an der Küste dieses Landes nordwärts fortsegelnd am 12. August mit dem „Tegetthoff“ zusammentraf. Der Zweck der Wilczek'schen Expedition bestand darin, möglichst weit nach Osten im arktischen Meere ein Kohlen- und Proviantdepot zu errichten. Zugleich hatte aber der hochsinnige Graf dafür gesorgt, daß die Wissenschaft bei dieser Fahrt nicht leer ausgehe, indem er den Klagenfurter Geologen, Professor Hans Höfer, als Reisegefährten gewann und physikalische und meteorologische Beobachtungen, naturwissenschaftliche Forschungen und geographische Ortsbestimmungen anstellen ließ. Am 21. August sah Graf Wilczek, der von Nowaja Semlja nach der Mündung der Petschora schiffte, um von hier mit Schlitten zu Lande zurückzukehren, zum letzten Male den „Tegetthoff“ bei Cap Napan und gegen Osten dampfend.

Seitdem erfuhr man nichts mehr, und Dr. Petermann machte im December v. J. mit Recht darauf aufmerksam, daß man vor Herbst 1874 keine Nachrichten von den kühnen Forschern erwarten dürfe. Dennoch beschlich bei dem langen Fehlen jedweder Andeutung nur zu leicht begreifliche Aengstlichkeit die

Gemüther, und schon im Frühjahre 1874 wurden verschiedene Besorgnisse laut, die im Stillen den „Tegetthoff" und seine Gefährten verloren gaben. Nur Graf Wilczek verzweifelte nicht; auch, wenn wir uns recht erinnern, Herr Krauschner nicht, welcher im Jahre 1871 Payer und Weyprecht auf dem „Isbjörn" begleitet hatte. Dennoch setzte selbst Graf Wilczek alle Hebel an, um dem „Tegetthoff" Hülfe zu bringen. Er ließ zu diesem Behufe fünfzig Stück kleine Gummi-Luftballons anfertigen, welche mit Depeschen versehen, den Walfischfahrern, die bis zur äußersten Nordgrenze vordringen, übergeben wurden, damit sie dieselben an verschiedenen Stationen des Eismeeres in die Lüfte steigen ließen und auf solche Art vielleicht eine Verbindung mit der Expedition hergestellt werde. Die Londoner geographische Gesellschaft gab einem nach Spitzbergen segelnden Schiffe den Auftrag, dort nach den Vermißten auszuspähen, und das russische Marine-Ministerium, auf Ersuchen der österreichischen Regierung, erließ einen Aufruf an seine Eismeerfahrer in gleichem Sinne. Der berühmte Polarfahrer Sidorow forderte sogar zu einer öffentlichen Sammlung in Rußland auf, um dem „Tegetthoff" eine Rettungs-Expedition nachzusenden. Da traf plötzlich am 3. September 1874, also genau zu der Zeit, welche Petermann vorhergesagt hatte, die mit Blitzesschnelle in Wien verbreitete Nachricht ein, die verloren Geglaubten seien in Europa gelandet.

Die Schicksale der Expedition hatten sich, wie dies gewöhnlich der Fall, durchaus anders gestaltet, als in der Instruction vorgesehen war. Schon am 21. August 1872, also unmittelbar nach der Trennung vom Grafen Wilczek, fünfzehn Seemeilen nordöstlich von Cap Nassau in $76\frac{1}{2}$° n. Br. wurde der „Tegetthoff" vom Eise eingeschlossen, um aus der schrecklichen Haft nie mehr befreit zu werden. Selbstverständlich waren nun Schiff und Mannschaft ein Spiel des Zufalls. Da der Winter vor der Thüre stand, durfte man nur im äußersten Falle an ein Verlassen des Schiffes denken, um auf den Booten Rettung zu suchen. Trotz im September 1872 eingetretener Stürme, welche das Eis brachen, kam der „Tegetthoff" nicht los. Am 13. October wurde das Schiff in Folge der Pressung gehoben und beinahe in Stücke zerdrückt. Während der ganzen langen Winternacht hatte die Expedition keinen Moment der Ruhe, denn das Eis blieb bis Mitte März 1873 in fortdauernder Bewegung. Den ganzen Winter hindurch war man in beständiger Bereitschaft das Schiff zu verlassen. Ende März 1873 hörten die Eispressungen auf und der „Tegetthoff" lag festgefroren in der Mitte eines Eisfeldes, das mehrere Meilen im Umfange hatte. Von April bis September 1873 wurde vergeblich gearbeitet, um das Schiff in seine normale Lage in das Wasser zurückzubringen. Das Eisfeld selbst, auf dem der „Tegetthoff" ruhig lag, wurde von den Winden in verschiedener Richtung hin- und hergetrieben. Längst war man im Laufe dieses Dahintreibens auf der Scholle in ein Gebiet eingedrungen, das noch niemals vorher von Menschen betreten worden war, und freudige Ueberraschung mußte die Hoffnungslosen, der Willkür des Elementes Preisgegebenen erfüllen, als sie am 31. August 1873 plötzlich hohe Landmassen, etwa 14 Seemeilen fern, im Norden aus dem Nebel emportauchen sahen. Während des Tages wurden noch mehrere flach vorliegende Inseln und auch Gletscher gesehen.

Nun, da die Existenz des Landes constatirt war, schritt man zur feierlichen Taufe desselben als Kaiser-Franz-Josephs-Land, doch dauerte es bis Ende October, ehe die Entdecker das aufgefundene Land im 79° 54′ n. Br. auf der „Wilczek-Insel“ betraten und im Namen des Kaisers von Oesterreich in Besitz nehmen konnten.

Am 22. Oktober 1873 verließ sie die Sonne zum zweiten Male; in den wenigen Stunden Zwielichtes der nächsten Woche wagten sie noch etliche Ausflüge bis zehn Seemeilen weit vom Schiffe weg, allein ohne ihre Vorstellungen über die Gestaltung des Landes damit zu erweitern. Sie mußten sich in Geduld fassen und den Anbruch des neuen Polartages, d. h. des Frühlings 1874 erwarten. Der Winter 1873/74 war weit reicher an Niederschlägen als der vorhergegangene und tagelanges Schneetreiben brachten die vielen Nordwinde. Als die lange Polarnacht ihre Höhe erreichte, waren Tag und Nacht durch nichts mehr zu unterscheiden und völlige Finsterniß umgab die Männer des „Tegetthoff“ für Wochen. Am 24. Februar 1874 erschien die Sonne wieder, und jetzt galt es die kurze noch erübrigende Zeit des dritten Sommers nach Kräften zu benützen. Oberlieutenant Payer entschloß sich zu drei Schlittenreisen, welche Klarheit in die Geographie des neuen Landes brachten, zugleich aber zu den tollkühnsten und wunderbarsten Unternehmungen gehören, welche je von Polarreisenden gewagt wurden. Auf der ersten dieser Schlittenreisen haben sich die mitgenommenen Hunde in erstaunlicher Weise bewährt. Solcher Schlittentouren unternahm Payer drei; die erste vom 10. bis 16. März nach einem benachbarten Eilande, wo er am Ende des malerischen Nordenskjöld-Fjordes einen ungeheuren Gletscher — den Sonklar-Gletscher — entdeckte, nachdem er die hohen Felscaps Tegetthoff und Mac Clintock (2500 Fuß) bestiegen hatte. Die zweite Reise trat Payer acht Tage nach seiner Rückkehr von der ersten, am 24. März an, und diesmal währte sein Ausflug über einen Monat, bis 26. April. Diese zweite merkwürdige Tour ist es, welche hauptsächlich die unerwartetsten Aufschlüsse über die geographische Configuration jenes Polarlandes brachte und wo die Entdeckungen so zu sagen Schlag auf Schlag einander folgten. Payer's Bahn bewegte sich durchaus in dem von Süden gegen Norden hin sich öffnenden großen Austria-Sund, in dessen Mitte viele kleine Eilande zerstreut liegen, während er sich selbst bis etwa zu 82° n. Br. zwischen zwei bedeutenden Landcomplexen ausdehnt, von denen der östliche den Namen Wilczek-Land empfing, der westliche dagegen Zichy-Land geheißen wurde. Dort, wo der Austria-Sund in ein weites Becken ausmündet, liegt ein anderes Landstück, das Kronprinz-Rudolfs-Land, dessen Südwestspitze durch das Cap Habermann in etwa 81° 48′ n. Br. bezeichnet wird. An der Westküste dieses Kronprinz-Rudolf-Landes zog nun Payer mit seinen wenigen Begleitern dahin, über das unter 82° liegende Säulencap nach Cap Fligely in 82° 5′, wo sie am 12. April anlangten. Dies war ihr fernster Punkt; die zunehmende Unsicherheit des spaltenumringten Weges und das häufige Einbrechen des Eises gestatteten weiteres Vordringen nach Norden nicht. Vor Payer's Augen breitete sich ein neuer Sund aus, den im Hintergrunde neue ausgedehnte Länder umschlossen, welche mit Gebirgen bedeckt, sich von Nordwesten bis Nordosten

und bis über den 83° n. Br. verfolgen ließen. Dieser Breite gehört ein imposantes Vorgebirge an, es ist eine der nördlichsten Landmarken der bekannten Erde: Cap Wien, und hängt mit einem Lande zusammen, für welches die Gerechtigkeit und Dankbarkeit den Namen Petermann-Land dictirte. Dem Cap Wien gegenüber liegt im Westen eine andere Landmasse, welche die Bezeichnung König-Oskar-Land trägt. Wie man sieht, werden Payer's Entdeckungen hinsichtlich der Polhöhe nur von jenen der Hall'schen Expedition übertroffen, welche bis zu 84° Land gesichtet haben will. Das unter jenem Parallel gelegene Presidents-Land ist jedoch nur von Einigen der „Polaris" erblickt worden und mithin dem Schatze unserer arktischen Errungenschaften noch nicht so fest eingefügt wie Payer's Petermann- und König-Oskar-Land. Ueber die Ausdehnung dieser Gebiete lassen sich dermalen natürlich noch keine bestimmten Vermuthungen wagen; Alles spricht jedoch dafür, daß es sich hier um größere, weiterreichende Complexe handelt, nicht bloß etwa um einen Haufen unbedeutender Eilande. Was wir bis jetzt über das Franz-Josephs-Land wissen, genügt, um zu zeigen, daß es das König-Karls-Land in unvergleichlichem Maße an räumlicher Ausdehnung übertrifft, ja an Größe vielleicht dem Archipel Spitzbergens gleichkommt. In solchem Falle möchten wir unseren Theiles die Vermuthung nicht von der Hand weisen, daß das Franz-Josephs-Land möglicherweise mit dem lange gesuchten Gillis-Land in Verbindung stehe, wenn es nicht gar ein Theil desselben ist. Nach den Ermittelungen Petermann's käme nämlich Gillis-Land in 81½° n. Br. zu liegen, was sehr genau zu der Position des Franz-Josephs-Landes stimmt, welches jedoch Payer um beiläufig 15—20 Längengrade östlicher fand. Nun ist aber in so hohen Breiten der Längengrad sehr beträchtlich verkleinert und beträgt derselbe, statt der 15 geographischen Meilen, die er unter dem Aequator mißt, unter dem 80° n. Br. nur mehr 2,605 geographische Meilen. Die ganze Entfernung betrüge demnach 40—50 geographische Meilen, eine Ziffer, die nicht einmal der von Payer angegebenen nordsüdlichen Ausdehnung des Franz-Josephs-Landes gleichkommt, demnach den etwaigen Zusammenhang mit Gillis-Land nicht außerhalb des Bereichs der Wahrscheinlichkeit rückt.

Nach mühseliger Wanderung zum Schiffe zurückgekehrt, welches Payer glücklicherweise noch immer an der alten Stelle liegend fand, unternahm er im Mai 1874 eine dritte Reise, diesmal nach Westen. Vierzig nautische Meilen vom Tegetthoff entfernt, gewährte ein hoher Berg, Cap Brünn, wichtige Aufschlüsse über die bedeutende Ausbreitung des Landes in dieser Richtung. Dasselbe ließ sich etwa bis zum 46° Ostlänge verfolgen, was die Entfernung von Gillis-Land gar auf nur 10 Längengrade oder 25 geographische Meilen herabdrücken würde, und erwies sich als ein von zahlreichen Fjorden durchschnittenes Gebirgsland. Hier liegt auch der Culminationspunkt aller der gesehenen Gipfel, die 5000 Fuß hohe Richthofen-Spitze.

Nach Beendigung dieser Reise und einer Basismessung durch Weyprecht auf dem Eise nächst dem Schiffe, waren die Aufgaben der Expedition unter den gegebenen Umständen als erloschen zu betrachten und alle Gedanken galten nun dem Rückzuge nach Europa. Derselbe konnte nur mit Aufgeben des

„Tegetthoff" bewerkstelligt werden, von dem sich die Mitglieder der Expedition bis auf Einen, den mit Tod abgegangenen Maschinisten Krisch, am 20. Mai mit schwerem Herzen trennten. Karg war ihre Ausrüstung, denn die Verhältnisse geboten den Verzicht auf jede Bequemlichkeit. Sechsundneunzig Tage trieben die Nordpolfahrer nun auf Schlitten und Booten, bald auf dem Eise, bald auf freiem Wasser in unbekannten Gegenden umher, immer nur der Südspitze des Compasses folgend. Beharrliche Südwinde vernichteten Anfangs die geringen Erfolge des Marsches, und nach Verlauf des zweiten Monats war die Entfernung, welche sie vom Schiffe trennte, nicht größer als zwei deutsche Meilen. Nach mehr denn drei Monaten, als der Proviant schon stark vermindert war, betraten sie am 18. August, an ihres Monarchen Geburtsfest, bei der Admiralitätshalbinsel Nowaja Semlja's zum ersten Male wieder das Land und fanden am 24. August Abends in der Dünenbai den russischen Schooner „Nikolaj", Capitän Woronin, der sie glücklich nach Wardöe brachte, wo sie am 3. September 1874 um 3 Uhr Nachmittags landeten.

Die Rückkunft der verloren Geglaubten erregte allgemeine Freude in der gebildeten Welt Europa's, und ihre Rückreise von Norwegens äußerster Spitze bis nach Wien gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge. Allerorts beeilte man sich, den Entdeckern seine Freude und Verehrung an den Tag zu legen. Von ihrem Kaiser mit hohen Auszeichnungen bedacht, die ihnen nicht unverdient zu Theil wurden, sahen sie sich von Hoch und Niedrig in der schmeichelhaftesten Weise empfangen. Die Pariser geographische Gesellschaft entsandte eine besondere Deputation, um sie bei ihrem Eintreffen in Wien zu beglückwünschen. Alles übertraf jedoch der Empfang, den ihnen die Stadt Wien und deren Bevölkerung selbst bereitete. Der Einzug der österreichischen Nordpolfahrer ist nur jenem Ausbruche des Volksjubels an die Seite zu stellen, womit Wien und die Wiener kürzlich das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum ihres Monarchen feierten. Man hat, besonders in Deutschland, vielfach spöttelnd über diesen Freudentaumel Wien's geurtheilt, und selbst Besonneneren däuchten die Wiener Festlichkeiten überschwänglich. Aber ganz abgesehen von der dem Oesterreicherthume innewohnenden natürlichen Lebhaftigkeit und Begeisterungsfähigkeit, können wir auch im Uebrigen die den kühnen Entdeckern zu Theil gewordenen Ehren nicht übertrieben, den Ausbruch der Volksfreude nicht ungerechtfertigt erachten. Weyprecht fand das treffende, glückliche Wort, als er vom Empfange in Wien sagte: er sei eine Huldigung der Wissenschaft, bei dem Gebildeten aus Liebe zu derselben, bei dem Ungebildeten aus Achtung dafür.

Die Kunstausstellung in Berlin.

(Allgemeines. — Historische Malerei. — Ideale Stoffe.)

Von

Professor Dr. **Bruno Meyer.**

Die diesjährige Kunstausstellung in den Räumen der Berliner Akademie ist in fortlaufender Reihe die sechste, welche unter äußerlich nichts weniger als normalen Umständen zu Stande gekommen ist. 1864 und 1866 hatten die Kriege der beiden Jahre kaum ausgetobt, in dem zweiten waren die Truppen noch nicht heimgekehrt, als die Ausstellung beschickt und eröffnet werden mußte; im Jahre 1868 standen wir unter der sehr fühlbaren Nachwirkung der Pariser Weltausstellung und der inzwischen energisch in Angriff genommenen Bestrebungen zur Förderung der Kunst auf denjenigen Gebieten, wo sie sich mit dem Handwerk verbindet; 1870 fiel die Ausstellung mitten in den Krieg hinein, 1872 nahmen bereits die Vorbereitungen zur Wiener Weltausstellung die Kräfte in Anspruch, und in diesem Jahre steht die Kunst nicht sowohl unter der Nachwirkung der Wiener Weltausstellung — welche Nachwirkung man auf dem Gebiete der bildenden Künste so ziemlich gleich Null wird setzen können — als vielmehr unter der Einwirkung der großen volkswirthschaftlichen Krisis, welche mit dem Beginne der Wiener Ausstellung zusammenfiel.

Jene Krisis bedeutet das vorläufige Ende einer Periode des Schwindels und des Scheins, eines an das Brutale grenzenden Luxus, der auch die Kunst in sein Gefolge zog und zeitweilig für die Künstler sehr glänzende, für die Kunst sehr gefährliche Verhältnisse schuf. Es weiß ja selbst der den Kunst- oder den Gründerkreisen Fernstehende, welche ganz abnormen Preise in jenen Zeiten für Kunstwerke aller Art gezahlt, und welche Massen von Kunstwerken von den aus der Erde geschossenen, jetzt sogenannten „Sommermillionairen" verbraucht wurden. Der stürmisch emporfluthenden Nachfrage war von Seiten der Künstler fast nicht zu genügen, und es trat eine fabrikmäßige Behandlungsweise hervor, welche sehr dazu geeignet war, schnell ansehnliche Mengen zu decorativen Zwecken leidlich brauchbarer Kunstwerke auf den Markt zu schleudern, während doch die Seichtheit der Empfindung, die Oberflächlichkeit des Machwerks, kurz das Aufgeben aller gesunden Grundlagen der Kunst für jeden ruhig Zuschauenden nur zu sehr auf der Hand lag.

Schneller als auf manchem andern Gebiete hat sich auf dem der Kunst der Einfluß der finanziellen Krisis geltend gemacht. Die Nachfrage ist plötzlich in's Stocken gerathen; schon seit Jahr und Tag sehen wir hier und dort in den Magazinen der größeren Kunsthändler Gemälde, und zwar nicht bloß vereinzelte, sondern oft in ganzen Sammlungen, wieder auftreten, welche innerhalb der letzten Jahre durch ihre entweder absolute oder relative Vortrefflichkeit oder durch die märchenhaften Preise, zu denen sie erstanden wurden, das Aufsehen der Kunstfreunde und der Liebhaber erregt haben; und die neugeschaffenen Bilder, Sculpturen u. dergl. haben sich als eine schwer absetzbare Waare neben den alten wiederkehrenden im Kunsthandel gestaut;

nur das wirklich Bedeutende, das von sehr namhaften Künstlern herrührt, findet ziemlich unausgesetzt, wenn auch zu mäßigeren Preisen als früher, seine Käufer, der Gesammtproduction aber ist ein Halt! zugerufen, und Künstler ersten Ranges wie diejenigen geringerer Grade sind wieder in den Besitz jener schätzbaren und unentbehrlichen Muße gekommen, ohne welche tüchtige Geistesarbeiten, also auch tüchtige Kunsterzeugnisse, nicht hervorgebracht werden können, und welche in den letzten Jahren in der Hast des Gelderwerbes und der Benutzung der Conjunctur fast verloren gegangen war. So ist in die gesammte Kunstproduction eine große Mäßigung und in deren Geleite eine größere Solidität wieder eingekehrt, der Cultus blendender Aeußerlichkeiten und prickelnder Effecte, auf welche man sich lange Zeit ziemlich sicher als auf eine Gewähr des Erfolges verlassen konnte, zieht jetzt nicht mehr, und es müssen ernstere Qualitäten, nachhaltigere Eigenschaften den Kunstwerken verliehen werden, wenn sie auf das Interesse und die Theilnahme Anspruch erheben wollen.

Ich glaube, daß sich aus dieser sehr natürlichen Rückwirkung der äußeren Verhältnisse der Charakter der diesmaligen Ausstellung erklären läßt. Sie macht einen ungewöhnlich gleichförmigen Eindruck und steht durchschnittlich auf einem so hohen Niveau, wie mit Ausnahme der Ausstellung von 1868 kaum eine der nächsten Vorgängerinnen gestanden hat. Nach einer gewissen Richtung wird diese Gleichförmigkeit allerdings dadurch herbeigeführt, daß eine Anzahl derjenigen Namen, die jedem Laien als die klangvollsten in deutschen Landen bekannt sind, sich von der diesmaligen Ausstellung — ob aus Zufall oder aus mehr oder weniger berechtigten Gründen, bleibe dahingestellt — fern gehalten haben. So fehlt — um nur einige Wenige zu nennen, die Jedem zunächst beifallen, — von den Berlinern höchst auffälliger Weise Adolf Menzel, es fehlt von den Düsseldorfern das ganze Dreiblatt der hervorragenden Genremaler: Knaus, Vautier und Hoff, es fehlt von München Piloty. Um so rühmlicher aber bleibt für den Rest der Erschienenen das hohe Durchschnittsniveau, zu dessen Erreichung die höchsten Spitzen des deutschen Kunstschaffens nach dem Vorerwähnten nicht ausgleichend mitgeholfen haben.

Noch ist mit Bezug auf die Betheiligung der Künstler mit Bedauern zu constatiren, daß die Beschickung unserer Ausstellung durch das Ausland, welche vor dem Jahre 1870 einen erfreulichen Aufschwung zu nehmen schien, wieder sehr abgenommen hat. Nur ein einziger Name von vorzüglichstem Klange, der in Berlin freilich lange Zeit gebraucht hat, um den ihm gebührenden Ehrenplatz in der allgemeinen Meinung der Ausstellungsbesucher einzunehmen, der ihn sich aber diesmal vollständig und hoffentlich unwiderruflich erobert hat, ist zu nennen: der jetzt in London lebende, aus belgisch-französischer Schule hervorgegangene Holländer Alma Tadema.

Unter den einzelnen Gattungen der Malerei tritt die religiöse und insbesondere die streng kirchliche ganz auffallend zurück. Ideale Stoffe werden vielfach cultivirt und meist der Welt der Mythen und Märchen entnommen, mit einem entschiedenen Vorwalten der Freude an der sinnlichen Erscheinung und dem Reize des Lebens. Die eigentliche Historie, namentlich diejenige in großen Maßstäben, wird sehr vermißt, dagegen breitet sich das historische Genre so aus und ist so vorzüglich von manchen Seiten her vertreten, daß man es zu den Spitzen der diesmaligen Kunstleistungen rechnen kann. Daneben behauptet durch Zahl und Güte des Vorgeführten das Bildnißfach den ersten Rang. Auffallend gering, der Qualität nach, zeigt sich das Genre vertreten, was freilich mit der gänzlichen Abwesenheit der vorerwähnten Meister in gewissem Grade nothwendig zusammenhängt. Das Thierstück ist mehrfach sehr tüchtig, geradezu genial aber durch Paul Meyerheim besetzt. Die Landschaft kann auf der diesjährigen Ausstellung nur die bescheidene Rolle eines Accompagnements beanspruchen: mit sehr wenigen, sich in der Menge verlierenden Ausnahmen ist in diesem Fache nichts Hervorragendes zu Tage gekommen; und die kleineren Genres, Blumen- und Stilllebenmalerei, sind nur in derselben mäßigen Vorzüglichkeit anzutreffen. — Die Bildnerei ist recht achtbar vertreten, doch wird alles Vorhandene durch zwei Werke von außerordentlichster Kunstvollendung allzufühlbar dem Gebiete

der Mittelmäßigkeit zugewiesen: wieder, wie wenigstens schon einmal, dominirt auf diesem Gebiete ganz absolut der Koburger Eduard Müller.

In den äußerlichen Angelegenheiten der Ausstellung hat sich leider in den letzten Jahren nichts verändert. Leider! muß man sagen, denn es ist in dieser Rücksicht nicht nur Vieles, sondern eigentlich Alles schlecht. Ueber das Local in seiner Untauglichkeit und Unzulänglichkeit, auch nur was die räumliche Ausdehnung betrifft, ist seit Jahren schon nur eine Stimme, und die zur letzten Kunstausstellung geschaffenen Veränderungen, die Beleuchtung des Uhrensaales mit Oberlicht und die Schrägstellung der Wände in den Sälen mit Seitenlicht haben den Aufenthalt für die Kunstwerke hier gerade nur etwas erträglicher gemacht. Mit allen übrigen Aeußerlichkeiten, von deren Wichtigkeit bei geschäftlichen Dingen, wie es ja doch eine Ausstellung auch ist, wohl Jeder eine ziemlich klare Vorstellung hat, ist es ganz schlecht bestellt. Schon daß noch gar keine Miene gemacht wird, die Kunstausstellung aus ihrer „wilden Ehe" (wie ich es früher schon einmal genannt habe) mit der Kunstakademie zu erlösen, bedarf stetig wiederholter Rüge. Die Kunstakademie ist eine Kunstlehranstalt, aber keine höchste Instanz der Kunstverwaltung, und die officiellen Kunstausstellungen ressortiren von demjenigen Ministerium, welchem die Kunstangelegenheiten überhaupt unterstellt sind, also bei uns von dem Cultusministerium, und zwar direct.

Nur so kann auf eine gedeihliche Entwickelung dieses Institutes gerechnet werden, nur so ist es möglich, den regelmäßig wiederkehrenden Blamagen zu entgehen, welche durch die Zusammensetzung und die Gebahrung der Berliner Jury veranlaßt werden. Wären selbst nicht beim Beginne jeder Kunstausstellung vielfache als berechtigt leicht erkennbare Klagen über die fast frivole Handhabung des Juryamtes hervorgetreten, so müßte man schon auf ein Mittel sinnen, um selbst die unberechtigtesten Schmerzensschreie zurückgewiesener Künstler entweder zu verhindern oder sofort in ihrem richtigen Lichte erscheinen zu lassen. Das ist aber allerdings nur möglich bei einer verständigen Zusammensetzung der Jury; von einer solchen kann jedoch keine weiter entfernt sein als gerade die Berliner, welche ausschließlich aus Künstlern aller Gattungen besteht, die au hasard zusammengeweht werden, und die pêle-mêle über Alles urtheilen. Eine verständig organisirte Jury kann dann auch als ein öffentlich anerkannter Gerichtshof auftreten und gezeigt werden und braucht nicht, wie es jetzt der Fall ist, wie eine Art Vehmgericht im Dunkeln zu schleichen und allein dadurch schon, wenn auch nicht den ausreichenden Grund, so doch die natürliche Erklärung für unzählige Recriminationen zu geben. Nur eine vernünftig zusammengesetzte Jury, deren Mitglieder und deren Entschließungen principiell und wahrhaft der Kritik der Oeffentlichkeit ausgesetzt sind, wird es endlich zu vermeiden wissen, in so alberner Weise ihre Competenzen zu überschreiten, wie das die Berliner Jury von Alters her thut und auch diesmal zu thun nicht unterlassen hat.

Ein weiterer Grund zur Klage liegt in den Berliner Katalogen. Es wäre vielleicht selbst von einer weniger bedeutenden und ihrer Bedeutung sich weniger überhebenden Stelle, als die Berliner Akademie ist, nicht übermäßig zu verlangen gewesen, daß sie sich ein Weniges darum bekümmert hätte, was auf dem vorjährigen kunstwissenschaftlichen Congresse zu Wien auf Grund vielseitiger und langjähriger Erfahrungen von Fachmännern über die Erfordernisse der Katalogisirung von Kunstsammlungen und zeitweiligen Ausstellungen in präciser Form und mit gründlicher Motivirung beschlossen worden ist. Der diesjährige Katalog der Berliner Akademie macht noch denselben traurigen Eindruck wie alle seine Vorgänger; er ist dürftig und unzuverlässig in seinen Mittheilungen und außerhalb des Ausstellungsraumes vollends ein ganz werthloses Stück Maculatur. Eine Neuerung ist in demselben allerdings zu bemerken, aber zum Schlechteren. Bei früheren Ausstellungen hat man mit dem Uebersetzen der Bildertitel auswärtiger Künstler, die sich ihrer Muttersprache bei den Einsendungen bedient hatten, Unglück gehabt, und um dieser Scylla zu entgehen, ist man diesmal in die Charybdis gestürzt, die Bemerkungen ausländischer Künstler in deren Sprache beizubehalten, worüber ein deutsches Publicum gewiß mit Recht Be-

schwerde führen kann, zumal wenn auch so nicht einmal die gröbsten Fehler vermieden sind. — —

Will man bei der Betrachtung des Einzelnen diejenigen Werke an die Spitze stellen, welche nach allen Seiten wohl als die vollendetesten hervortreten, so muß man mit dem historischen Genre beginnen. Denn in diesem ragen vor Allem die beiden großen Bilder von Lourens Alma Tadema hervor, das Cabinet eines Kunstliebhabers und das Magazin eines Bildhauers zur Zeit und im Costüm der ersten römischen Kaiser darstellend.

Die antiquarischen Liebhabereien Tadema's haben bei unserem Publicum, in welchem der Sammeleifer zu den wenigstverbreiteten Tugenden gehört, und wo daher das zeitlich Entfernte selten dem Gefühl unmittelbar nahe zu treten im Stande ist, schwer Eingang gefunden, und wenn wir uns schon durch die Reproductionsversuche in der Baukunst und in der Kleinkunst unseres Jahrhunderts an das Mittelalter, namentlich das gothische, und an die Renaissance gewöhnt hatten, wenn wir selbst durch die Epoche Schinkel's und seiner Nachfolger ein gewisses Verständniß für die griechische Architektur bekommen, so mangelte uns doch trotz der antiken Grundlagen unserer humanistischen Bildung, so weit sie durch die Gymnasien vermittelt wird, die Kenntniß und das Gefühl für die unmittelbar erscheinenden Formen des antiken Lebens. Trachten und Geräthe, Sitten und Gebräuche, Umgangs- und Daseinsformen sind uns bei unserer überwiegend nur literarischen Verbindung mit dem Alterthum besten Falles nur dem Namen, aber nicht dem Wesen der Sache nach bekannt. Die Werke antiker Kleinkunst, di zahlreichen Reste antiker Geräthe, die vielfachen Spuren von dem öffentlichen Leben der Alten auch in seiner äußeren Erscheinung haben nur einen kleinen Kreis von Kennern, und deren Vorliebe für diese Sachen wird nur allzu oft nicht als Gegenstand des Respectes, sondern als Gegenstand des Gespöttes behandelt.

Kein Wunder daher, daß ein Künstler, der sich wie vielleicht Niemand außer ihm tief in die Formen des äußeren Lebens im Alterthum hineingearbeitet hat, vor dem die zerstreuten Elemente dieses Gesammtlebensbildes sich wieder zu einem organischen Ganzen zusammengefügt haben, so daß sich ihm jede einzelne Scene innerhalb des antiken Lebens deutlich und klar vor Augen stellt bis in die kleinsten Details der Zugehörigkeiten und Umgebungen hinein, — daß ein solcher Künstler bei uns etwas schwer Eingang finden mußte; und es ist ein großes Zeugniß für die ungewöhnliche Bedeutung desselben, daß er den hartnäckigen Widerstand, den erfahrungsgemäß gerade das Berliner Publicum dem Fremdartigen entgegenzusetzen pflegt, verhältnißmäßig so schnell und so gründlich überwunden hat. 1868 trat Tadema zum ersten Male auf einer Berliner Ausstellung auf, nicht ohne das nothwendige allgemeine Kopfschütteln zu erregen; und jetzt empfinden Künstler und Publicum gleichmäßig, daß mit dem Grade von Kunstvollendung, welchen seine diesmal ausgestellten Bilder repräsentiren, eine Concurrenz überhaupt ausgeschlossen ist.

Das Geheimniß dieser Wirkung liegt darin, daß seine Composition stets so natürlich ist, daß man der Kunst bei derselben gar nicht gewahr wird; daß seine Menschen so vollständig in der Handlung aufgehen, daß wir sie wie lebendig, wie wirkliche Theilnehmer eines wirklichen Vorganges vor uns sehen; und daß all die tausend Kleinigkeiten, welche zur Inscenirung eines beliebigen Vorganges, wenn er nicht dürftig erscheinen soll, gehören, mit einer Kundigkeit und einem malerischen Feingefühl angeordnet sind, daß man des enormen hierzu nöthigen Wissens wie der ebenso enormen dazu erforderlichen Kunst gänzlich vergißt. — Tadema hat eine große Kraft in der Darstellung des ganz intimen Lebens einer einzelnen Person, aber er ist mindestens ebenso groß in umfassenden Scenen, in welchen er trotz des größten Componisten mit der Menge der Figuren, mit der Fülle der Gegenstände sich so leicht abfindet, daß Klarheit und Uebersichtlichkeit stets gewahrt bleiben, und nur der Reiz einer schönen Mannigfaltigkeit seinen Bildern daraus erwächst.

Dieses seltenen Vorzuges kann man namentlich seinen diesmaligen Bildern gegenüber recht bewußt werden. In dem Magazine des Bildhauers hat der Künstler

in der männlichen Figur mit der Binde um das Haupt sich selbst, in der ihm zur Rechten sitzenden Frau, mit der bekannten antiken Vorbildern nachgebildeten, auffälligen Haarfrisur seine Gattin dargestellt; sie sind im Begriff, eine prachtvolle Schale mit künstlich gearbeitetem Fuße, welche drehbar vor ihnen aufgestellt ist, zu betrachten, mehrere andere Personen nehmen an dieser Handlung Theil, während man in den Hintergrund hineinsehend eine Masse hängender und stehender Geräthschaften und Bildwerke erblickt, die in einem weiten Raume zur Ansicht ausgestellt sind, von Kauflustigen betrachtet und von Verkäufern dargeboten werden. Der Künstler hat es sich nicht entgehen lassen, einzelne allbekannte und vortreffliche Werke der alten Kunst in sein Bild mit aufzunehmen; im Mittelgrunde erscheint z. B. die meisterhafte, kokett dasitzende Statue der älteren Agrippina, und ganz im Vordergrunde steht, an und für sich schon ein Meisterstück, des ersten Stilllebenmalers würdig, die Minervaschale des Hildesheimer Silberfundes. Das ganze Bild ist in jenem freundlich-hellen Tone gehalten, welcher aus dem „Bacchusfeste" der vorigen Kunstausstellung den Kunstfreunden noch in der Erinnerung ist, einem Tone, in welchem sich die kräftigsten und verschiedenartigsten Farbennüancen leicht und unmerklich zu einer wundervollen Harmonie verbinden, und innerhalb dessen für die reizendsten ungesuchten Lichtwirkungen Raum ist. — Auch außer den schon erwähnten wären zahlreiche Einzelheiten ihrer außerordentlichen Schönheit wegen des Hervorhebens werth, so die ungemeine Meisterschaft, mit welcher das Durchscheinen des Körpers durch das grüne koische Gewand der jungen Frau behandelt ist, das helle Licht, welches auf dem Antlitz des eifrig beschauenden Künstlers selber ruht, und dergleichen mehr. Doch es wäre überflüssig, noch mehr Einzelheiten auszuzeichnen, da eben kein Theil des Bildes, und wäre es der geringste, zu finden ist, der nicht des höchsten Lobes würdig wäre, welches ihm an seiner Stelle zu erringen überhaupt zukommt, und da das Ganze von einer so ebenmäßigen Vollendung ist, daß man sich den großartigen Totaleindruck durch das Hervorsuchen einzelner Vorzüge eher zu zerstören als in das rechte Licht zu setzen in Gefahr ist.

Ganz dasselbe gilt von dem Pendant dieses Bildes, nur daß dasselbe vielleicht noch etwas ansprechender im Gegenstande und vor allen Dingen in der Gesammttönung ist. Die an den Wänden der Kunstliebhaberwohnung angehefteten antiken Malereien veranlassen eine etwas tiefer gegriffene Haltung, und das beneidenswürdig gut angebrachte hohe Seitenlicht fällt so vortheilhaft auf die links im Vordergrunde aufgestellte Tafel, daß die vor derselben (dem Beschauer gegenüber) sitzenden und sie eifrigst mit Kennermienen und glücklicher Versenkung in den Anblick betrachtenden Personen im schärfsten Reflexlicht erscheinen. Die Behandlung dieses Reflexes namentlich auf den sehr individuellen und nicht einmal ganz regelmäßigen, trotzdem aber eigenthümlich reizvollen Zügen der jungen Frau ist absolut unübertrefflich. Doch auch hier wie dort verschwindet das vorzügliche Einzelne in dem vorzüglichen Ganzen, und der Beschauer fühlt sich unwiderstehlich in die sinnige und innige, in den Kunstgenuß versenkte Stimmung dieser kunstliebenden Gesellschaft hineingezogen. — Der Besitzer dieser beiden kostbaren Gemälde, der hier selber mit sammt seiner Familie portraitirt ist, konnte seiner Kunstliebe und seinem persönlichen Ich kaum ein schöneres Denkmal setzen.

Doch wozu — so höre ich manchen Leser fragen — wozu, da es sich hier um einen in der Jetztzeit lebenden Künstler auf der einen Seite, um einen noch lebenden Kunstfreund auf der anderen handelt, — warum das Costüm einer Zeit, die fast zweitausend Jahre vergangen ist? warum nicht der moderne Künstler, der Maler in seiner Werkstatt, warum nicht der Sammler in seiner wirklich existirenden Sammlung moderner Kunstgegenstände?

Daß eine solche Darstellung möglich gewesen wäre, und daß ein Alma Tadema auch daraus höchst reizvolle und interessante Kunstwerke zu schaffen vermocht hätte, unterliegt keinem Zweifel; aber diese wundervolle Objectivität, mit welcher hier die Persönlichkeiten uns — ich möchte sagen sich selber — wie etwas Fremdes, wie etwas

durch Zeit und Raum weit Entrücktes gegenüber stehen, übt einen Zauber, der um so mächtiger seine Wirkung äußern mußte, je mehr derjenige, welcher hier die Entscheidung zu treffen hatte, also in erster Linie wohl der Künstler, sich in den Geist jener fremden Zeit und in deren Anschauungsweise hineingelebt hat. Das Selbstportrait auf der einen, das Freundesportrait auf der anderen Tafel erscheint nicht als der Zweck, erscheint nicht als der eigentliche Vorwurf dieser Bilder, sondern es sind diese Köpfe nur eingeführt, um für die Wissenden dem Gegenstande noch einen neuen Reiz abzugewinnen. So werden ja häufig in historischen Gegenständen für gleichgültige Nebenpersonen oder aber für ihrer Gesichtsbildung nach nicht sicher beglaubigte die Bildnisse moderner Menschen und gerade häufig der Künstler selber untergeschoben. Jener Vorwurf also ist in Wirklichkeit kein Vorwurf, er lehrt nur das poetische Talent des Künstlers auf einer besonderen Höhe kennen.

Um die zweite Stelle nach diesen beiden unzweifelhaft ersten Schöpfungen kann man in Verlegenheit sein, doch nur zwischen zweien; es mögen zwischen diesen Andere den Streit austragen, ein Kranz gebührt jedenfalls ihnen beiden, sowohl Franz Defregger für sein letztes Aufgebot im Jahre 1809 in Tirol, wie unserem Anton von Werner für seinen Luther auf einem Familienfeste.

Bei dem ersteren Bilde könnte man einigermaßen im Zweifel sein, ob es nicht vielmehr als ein wirklich historisches anzusehen ist; indessen haben wir hier doch nur eine Scene des großen geschichtlichen Dramas vor uns, welche sich in ähnlicher Weise mit etwas abweichenden Persönlichkeiten und sonstigen Einzelheiten an verschiedenen Orten begeben konnte, und welche uns nicht durch ihre directe Bedeutung für den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse interessirt, sondern durch ihre genreartigen Motive, insbesondere durch die psychologischen.

In der Zeichnung kräftigen und gesunden Seelenlebens, wie es im Volke bei tief gehenden allgemeinen Erschütterungen besonders schön hervorzutreten pflegt, hat sich Defregger von seinem ersten Auftreten her vor Anderen weit hervorgethan. Hier schafft er in dieser Weise wieder ein Meisterstück von höchster Vollendung. Wir sehen in eine Dorfstraße hinein, aus welcher heraus auf den Beschauer zu eine Schaar alter Männer, mit den abenteuerlichst improvisirten Waffen, wie sie sich aus dem Feld- und Hausgeräthe gerade herstellen ließen, ausgerüstet, zum heiligen Kriege hinauszieht, nachdem die jüngeren auf dem Felde der Ehre das Leben gelassen. Ein Paar verwundete Männer in den besten Jahren sehen wehmüthig den Scheidenden nach, und Frauen und kleine Kinder stehen am Wege und rufen den scheidenden Vertheidigern das letzte Lebewohl zu. Die ganze Scenerie hat etwas so tief Ergreifendes und ist dabei so schlicht in der Anordnung und so einfach in allen Mitteln, wie das nur dem wahren Künstler gegeben ist, der mit dem geringsten Aufwande stets die höchsten Wirkungen zu erreichen versteht. Die Köpfe der alten Krieger wetteifern mit einander an interessanter Charakteristik, und dabei läßt sich nirgends auch nur die leiseste Versuchung bemerken, der Carricatur, der Uebertreibung, der Eintönigkeit zu verfallen, — lauter eigenartige charakteristische Gestalten von der Ferse bis zum Scheitel, aus Einem Guß in Tracht, Haltung und Ausrüstung, in Blick und in Gang. Es ist ein Reichthum in dieser Gedankenarbeit, von dem man sich nur durch eine lange innige Versenkung in das Werk einigermaßen Rechenschaft geben kann.

Defregger ist wie allbekannt einer der äußerst wenigen Schüler Piloty's, welche sich unter der Hand dieses ausgezeichneten Lehrers mit den Mitteln der Darstellung auf der Höhe modernster technischer Entwicklung vollauf vertraut gemacht, die aber zugleich dem Verführerischen dieser Virtuosität zu widerstehen gewußt haben, welchem bei Weitem die meisten jüngeren Münchener Künstler ohne alles Weitere verfallen sind, dem Cultus der leeren Bravour, dem Cultus der Gedankenlosigkeit in den Motiven, dem Cultus der Gefühllosigkeit oder der Gefühlsverschwommenheit in der Auffassung, dem Cultus der Tonseligkeit — dem Farbendusel (auf Deutsch gesagt) — in der Behandlung des Technischen.

Einigermaßen ebenbürtig mit Defregger ist innerhalb der ganzen Schule nur ein

Einziger, der seine Kunst auf einem grundsätzlich anderen Gebiete verwerthet und durch seinen glücklichen Humor wie seine geistvolle Charakteristik und seine dramatische Begabung mit zu den bedeutendsten Künstlern unserer Zeit gehört, Eduard Grützner. Defregger zeichnet nicht so scharf und präcise wie dieser, er malt nicht so fein, so glatt und so glänzend, er spitzt nicht so dramatisch scharf seine Situationen und seine Compositionen zu; aber in einem Punkte ist er ihm so überlegen, daß man versucht ist zu sagen, er bedürfe jener Vorzüge gar nicht in dem Grade wie Grützner: das ist in dem tiefen Pathos, mit welchem er seine Stoffe ergreift. Er geht nicht auf anmuthig leichte Effecte aus wie Grützner, er zieht nicht den gefälligen Humor zu einem anmuthigen Vermittler zwischen sich und dem Beschauer heran, wie jener es meisterlich versteht, sondern er giebt gewaltige Dinge in vollster Versenkung in ihre geistige Tiefe und hat von dieser seiner Richtung gerade in diesem vorliegenden Bilde wieder ein vollgiltiges Beispiel geliefert. Hier ist Alles ernst und fast feierlich, von der Composition und der Zeichnung an bis in die einzelnen Formen und in die farbige Haltung des Ganzen; man würde durch eine feinere Detaillirung, als er sie seinen Köpfen und den Umgebungen seiner Menschen verliehen hat, abgezogen von dem, was hier die Hauptsache ist, man würde beleidigt werden durch die übermäßige Theilnahme des Künstlers an relativ werthlosen Kleinigkeiten, während er so gerade verstanden hat, Alles in rechtem Maße deutlich und Alles in rechtem Maße durchgeführt zu halten, und somit ein Ganzes geschaffen hat, dessen Wirkung nirgends durch ein eitles Hervordrängen des Künstlers selber und seiner Darstellungsweise unterbrochen und aufgehoben wird.

Einen wesentlich anderen und doch nicht minder bewunderungswürdigen Charakter hat das vorgenannte Bild v. Werner's. Defregger, der Tiroler von der Münchener Schule, und Werner, der Frankfurter von der Oder, gebildet in Berlin und Karlsruhe, stehen sich in ihrem Charakter wie der Süd- und Norddeutsche, etwa wie im 16. Jahrhundert die Oberdeutsche und die Sächsische Schule gegenüber; dort das überwiegende Empfindungsleben und damit zusammenhängend eine besondere Vorliebe für das eigenartige Leben der Farbe, hier jene verstandesmäßige Controlle, welche starke Gefühlserregungen wesentlich zu mäßigen pflegt und die Dinge lieber deutlich als schön, lieber klar als glänzend, lieber richtig als bezaubernd darstellt.

Dieses Lutherbild ist ein rechtes Beispiel des eben bezeichneten Charakters. Mit welcher Correctheit sind diese Gruppen construirt! wie scharf und präcise gezeichnet tritt jede einzelne Figur hervor! wie klar hebt sich aus dem hellen Morgenlichte die Zeichnung der Stadt mit ihren Dächern und Kirchthürmen ab! wie wohl abgewogen sind alle Elemente, welche zu dem Ganzen mitzuwirken bestimmt sind! und wie ungemein studirt und bewußt ist Alles, was zu dem specifischen Zeitcharakter beiträgt! wie echt und bis auf das Kleinste gewissenhaft sind die Costüme, wie treu das Portrait Luther's*), wie echt die Haltung und das ganze Gebahren der Menschen!

So ist hier Alles im höchsten Grade correct und in Ordnung, nirgends findet der kritische Verstand etwas, woran er Anstoß nehmen müßte. Dazu aber kommt dann jenes unsagbare Etwas, welches die Künstlernatur auch in dem kritischesten und verstandesmäßigsten Menschen von der Alltagsnatur unterscheidet, das ist der Blick für das Malerische, das Gefühl für das Ergreifende, das Verständniß für die Macht der Formen- und der Farbenwelt; und von diesem künstlerischen Vermögen, durch welches die Darstellung in Wahrheit erst zu einem Kunstwerke wird, hat Werner von der gütigen Natur eine ungewöhnlich große Dosis zu seinem scharfen und klaren Verstande hinzubekommen. Diese seine Gabe ist auch diesem Werke in ungewöhnlichem Grade zu Gute gekommen. Nichts Wohligeres und Anmuthigeres kann ge-

*) Auch die übrigen Theilnehmer des Festes sind Portraits, aber moderner Menschen, die hier in ähnlicher Weise und mit ähnlichem Erfolge in Scene gesetzt sind, wie bei Alma Tadema. Werner nennt das Ganze daher auch ein „Portraitbild“. Es hat das genügt, um manche Leute zu den thörichtesten Bemerkungen und Urtheilen zu veranlassen.

dacht werden, als diese durchsichtig klare Farbenmasse, hier der offenen Halle, in welcher der Reformator und seine Freunde unter festlichen Laubgehängen am weinbesetzten Tische zu harmloser Freude versammelt sitzen, und dort der hellen Außenwelt, in welcher, von der scharf beleuchteten Stadt herkommend, die Freunde dem Hause des Festes genaht sind, um den Reformator und seine Wirthe mit der vielgeliebten Musica zu erfreuen und ihm einen Gesang darzubringen. Die Stimmung ist hier eine so innige, so gemüthvolle und mit dem Gegensatze des Innen und Außen, des Dunkeln und Hellen eine so einheitliche, das Ganze mit einem Worte von einer solchen Wirksamkeit, von einer so bannenden Kraft des Eindruckes, wie Werner Gemaltes vielleicht noch gar nicht aufzuweisen hat, und wie selbst unter seinen zahlreichen und vortrefflichen illustrativen Arbeiten wohl nur Weniges zu nennen sein dürfte.

Werner stellt sich mit einem Worte auch in diesem Bilde wieder wie — man darf es kühn sagen — in Allem, was er von Anfang seiner Laufbahn an geschaffen hat, als ein rechter, echter, wahrer Künstler dar, an dessen außergewöhnlich hervorragender Begabung nur die verzopfteste Einseitigkeit Zweifel erheben konnte, und dessen Werke selbst da, wo sich vereinzelte Einwürfe gegen dieselben wirklich begründen lassen, niemals ohne den Stempel des Genius sind, niemals eine tief greifende Wirkung auf den Beschauer verfehlen, mag es sich um die anschmiegende Illustrirung eines poetischen oder historischen Textes handeln, mag ihm die Decoration eines Hauses oder Saales übertragen sein, mag er ungeheuerliche Programme für die Amalgamirung des Realen mit dem Idealen zu verwirklichen haben, mag er ganz frei nach Lust und Laune schaffend thätig sein. Aber es giebt leider — zumal im gesegneten Berlin — gerade unter den „Maßgebenden" vielfach Leute, die absolut nicht begreifen können, daß zwischen dem Talent und dem Genie nicht ein Grad-, sondern ein Wesensunterschied ist, und die sich daher mit ihrem zu kurzen Maßstabe vergeblich an ihm abquälen und kläglich an ihm zu Schanden werden. —

Noch ist ein treffliches kleines Lutherbild von Paul Thumann zu beachten. Es stellt den vor einigen Jahren auch von Gustav Spangenberg in einem Bilde behandelten, aus der Schilderung Gustav Freytag's allbekannten Moment dar, wo Luther als „Junker Georg" im Bären zu Jena mit Johann Keßler und dessen Kameraden zusammentrifft und jene lebhafte und belehrende Unterhaltung führt, deren der Erstere sich in seinen Aufzeichnungen mit warmer Begeisterung erinnert. Der Typus Luther's scheint mir außerordentlich gelungen; die Composition ist gut; die übrigen Personen werden von der überwiegenden Persönlichkeit des Reformators allzusehr erdrückt; in der Farbe ist der saftige, volle Ton zu loben. —

Dem Gebiete des historischen Genre's muß auch Alles zugewiesen werden, was die Ausstellung an Kriegsmalerei aufzuweisen hat; denn so achtbar auch ein großer Theil der dieser Richtung angehörigen Leistungen ist, so hat doch nicht eine einzige wirklich historischen Charakter, vielmehr handelt es sich überall um die Darstellung von Episoden, deren Haltung man es glücklicherweise zum großen Theile anmerkt, daß die Urheber derselben sich nicht nur ihrer Phantasie überlassen haben, sondern aus der unmittelbaren Anschauung der Ereignisse selber schöpfen.

Am meisten nimmt noch zu historischer Darstellung der Ereignisse Georg Bleibtreu einen Anlauf. Wenn sich das eine seiner Bilder Wörth und das andere Sedan nennt, so scheint allein in dieser Bezeichnung schon ein Anspruch auf historischen Charakter zu liegen. Indessen sind auch diese Bilder, welche sich im Besitze des Kronprinzen befinden, lediglich Episoden, und zwar stellt das Erstere den Moment dar, in welchem der Kronprinz nach erkämpftem Siege durch die Hauptstraße von Wörth reitet, jubelnd begrüßt von den Truppen verschiedener Waffengattungen und verschiedener deutscher Staaten, in deren Aeußerem und deren Situationen der Ernst des unmittelbar vorangegangenen Kampfes noch deutlich zu erkennen ist. Das Bild hat in der Intention sehr viel Aehnlichkeit mit dem besten Bilde, das Bleibtreu meines Erachtens bisher überhaupt gemalt hat, der Ankunft der Bayern in der eroberten Schanze von Chantilly vor Paris unter General von Hart-

mann. Es ist sichtlich auf die gleiche lustig farbige Wirkung angelegt, es zeichnet sich durch einen durchgehend freundlichen Ton aus, und in den Gruppen ist so viel und so vielerlei Bewegung, wie sie nur eben in einem solchen Momente nach der Lösung der strengen Ordnung in den Massen möglich ist. Indessen steht das hier besprochene Bild der früheren Arbeit nach, was die Unmittelbarkeit der Auffassung und der Darstellung betrifft; Gruppen und Figuren haben mehr den Anschein des Posirens, als es dort der Fall war, und namentlich die Hauptpersonen auf beiden Bildern dürfen kaum miteinander verglichen werden. Es kommt noch hinzu, daß diese Episode aus der Schlacht von Wörth als Composition einen zu unruhigen und gedrängten Eindruck macht, während trotz der Fülle von Figuren in dem früheren Bilde eine merkwürdige Klarheit und Uebersichtlichkeit gewahrt war.

Trotzdem steht dieses Wörth als Bild doch noch unendlich höher als Sedan. Dieses Letztere ist eigentlich ein großes Albumblatt in Oel gemalt. Es stellt den Kronprinzen mit seinem Stabe dar in einem frühen Momente der Schlacht; sämmtliche Personen sind Portraits, und die Anordnung derselben ist so getroffen, daß sie einzeln möglichst günstig zur Wirkung kommen, man kann beinahe sagen, ohne jede Rücksicht auf die Anforderungen einer geschlossenen, eine einheitliche Handlung oder Scene darstellenden Composition. Unter diesen einzelnen Portraitfiguren sind manche auffallend charakteristisch, die meisten leicht zu erkennen, am übelsten in der steifen und an's Theatralische streifenden Haltung und mit dem völlig unverständlichen Gesichtsausdruck der Kronprinz selber. — Was die Wirkung des Bildes besonders beeinträchtigt, ist der Umstand, daß in der Art der Durchführung dem eigentlichen Charakter desselben nicht Rechnung getragen ist. Ein so vorwiegend auf die Bildnißtreue hin arbeitendes Gemälde hätte die Verpflichtung gehabt — zumal in diesem kleinen Maßstabe —, mit größerer Sorgfalt das Einzelne zu behandeln. Die Gesammtcomposition ist beschaffen wie zu einem Portraitgruppenbilde, und die Ausführung ist die einer historischen Composition; über diesen inneren Widerspruch kommt man nicht hinweg. Daneben freilich ist außer den schon gerühmten häufigen Portraitähnlichkeiten mancher hübsche Moment zu loben, so vor allen Dingen der Blick rechts in das Maasthal mit der Stadt Sedan hinunter, welche von allen Seiten durch Pulverdampf eingehüllt wird. Merkwürdig, daß an den meisten Sedanbildern diese Fernsicht den Löwenantheil des Erfolges hat; mag es in dem malerischen Charakter dieses Thales in der Wirklichkeit liegen oder daran, daß es leichter ist, eine hübsche landschaftliche Fernsicht mit Staffage zu malen, als ein Historienbild mit vielen genau zu charakterisirenden Figuren.

Ein ansprechendes Bild ist das dritte von Bleibtreu ausgeführte: Das 13. Husarenregiment unter Oberst von Heydeck zersprengt in der Schlacht von Wörth die französische Reiterbrigade Michel. Reitergefechte darzustellen hat seine eigenthümlichen Schwierigkeiten, aber es ist dafür auch ungemein lohnend; das Durcheinander von Pferden und Menschen, welches sich zu individuellen Gruppen ohne erkennbare Ordnung auflöst, läßt wie von selber die Eintönigkeit vermeiden, welche Infanteriegefechten und -Angriffen eignet. Dazu kommt, daß die Uniformen der Cavallerie bei Weitem malerischer sind als die der Infanterie, und endlich sieht man bei der Cavallerie mehr Action, nicht allein durch die schnellere Bewegung des Einzelnen, sondern hauptsächlich deshalb, weil die Kämpfe Mann gegen Mann ausgefochten werden, während es sich bei der Infanterie meistentheils doch nur um Feuergefechte oder Colonnenformirungen zum Angriff handelt. Diese verschiedenen, in der Sache selber liegenden Vorzüge kommen auch dem Bleibtreu'schen Bilde reichlich zu Gute, und es bietet einige auffällig hübsche Momente.

Auch anderen Künstlern sind dergleichen Cavallerie-Attaquen vortrefflich gelungen; das Großartigste und Befriedigendste in diesem Genre hat wohl Franz Adam in München geliefert, der in einem Bilde breitgestreckten Formates von ziemlich bedeutendem Umfange die 22. Infanteriedivision in der Schlacht von Sedan Angesichts eines vortrefflich geordneten französischen Reiterangriffes darstellt. In zahl-

reichen, kurz hintereinander aufmarschirten Reihen reiten die Franzosen heran, aber Linie auf Linie bricht sich an dem ruhigen und sicheren Schnellfeuer der deutschen Soldaten. Das Bild hat, was bei seiner Größe schwer zu erreichen war, den Vorzug einer ungemeinen Klarheit der Situation; man übersieht weithin das Schlachtfeld und bekommt einen vollständigen Einblick in das Wesen der Affaire, und vor den Augen des Beschauers gleichsam spielt sich der blutige Act ab, dessen Ausgang als unzweifelhaft erscheint. Dabei hat der Künstler es auf's Beste verstanden, alle Momente des Malerischen, welche ihm durch das Aeußere der agirenden Truppen wie durch die landschaftlichen Reize des Schauplatzes geboten wurden, auf verständige Weise auszunutzen, ohne irgendwo seinem Stoff oder den Mitteln seiner Darstellung Gewalt anzuthun. In der Coloristik sieht man ihm jene Freiheit und sichere Beherrschung der malerischen Wirkungsmittel an, welche eben der Münchener Schule in ihren besten Vertretern ein unläugbares Uebergewicht über die nicht bloß in der Composition, sondern vornehmlich in der Färbung etwas nüchtern-verständige Berliner Schule sichert.

Eine vortreffliche Reiteraffaire, die sich durch die vollständige Isolirtheit zur malerischen Darstellung besonders empfahl, hat Emil Hünten zum Stoffe gewählt: Die 2. Escadron des 11. Ulanenregimentes nimmt eine französische Batterie bei Loigny am 2. December 1870. Die etwas abseits verirrte französische Batterie wird im Sturm von den Ulanen genommen, und da es sich beiderseits nur um verhältnißmäßig wenige Personen handelt, so bleibt das Ganze trefflich klar; die Bewegungen sind sehr gut gezeichnet, und auch vom rein malerischen Gesichtspunkte ist das Bild des Lobes würdig.

Wie sehr eine solche Reiterattaque den Manövern des Fußvolkes an malerischem Eindruck überlegen ist, beweist desselben Emil Hünten zweites Bild: Die Dreiundfünfziger bei Colombiers am 12. August 1870. Hier handelt es sich um das Stürmen von Infanteriecolonnen gegen eine wohlbesetzte und durch hartnäckiges Kleingewehrfeuer vertheidigte Waldlisière, und obwohl Alles trefflich in der Anordnung, und das Bild recht gut gemalt ist, ermangelt es doch der packenden Wirkung, welche all die angeführten Reiterkämpfe haben.

Ludwig Kolitz, welcher sich durch seine düsteren Schlachtenscenen in kurzer Zeit einen ungewöhnlichen Ruf erworben hat, tritt hier gegen seine früheren Arbeiten beträchtlich zurück. Der hier zu betrachtenden Gattung gehört zunächst die Eroberung eines Geschützes durch preußische Infanterie in der Gegend von Vendôme an, ein Bild, welches so aussieht, wie wenn es auf Bestellung des jungen Officiers gemalt wäre, der dort ganz allein von dem verlassenen Geschütze Besitz ergreift, während erst eine beträchtliche Strecke hinter ihm seine Mannschaften — ohne sonderliche Beweglichkeit — nachdrängen. Auch vom malerischen Standpunkte aus ermangelt dies Gemälde der sonst bei Kolitz gewöhnlichen Auszeichnungen.

Ein zweites Bild derselben Gattung ist so gut wie treue Wiederholung eines Bildes der vorigen Kunstausstellung: Eine Winterlandschaft, durch welche die letzten Trupps der französischen Armee, durch vereinzelte Schüsse den Rückzug nothdürftig deckend, in grauenhaft verwahrlostem Zustande dahineilen.

Der Münchener Karl Roux zeigt uns mit großer Wahrheit und vielem Humor einen Viehtransport während des Krieges, eine Rinderheerde, von einigen Ulanen nicht ohne Schwierigkeit zusammengehalten. — Heinrich Winter macht mit „recognoscirenden Cuirassieren“ räumlich und künstlerisch bescheidene Ansprüche und ist in seinen Gränzen erfreulich.

Zuletzt, wie es auch im äußersten Winkel des Ausstellungslocales seinen Platz gefunden, sei noch ein Bild von Oskar Wisnieski in Berlin erwähnt. Es stellt die Begegnung des Königs Wilhelm und des Kaisers Napoleon am Morgen nach der Schlacht von Sedan dar. Bis jetzt hat noch kein Ruppiner Bilderbogen die Gränzen des Lächerlichen und Kläglichen so gravitätisch und kühn überschritten, wie dieses unvergleichliche Bild. Die Jury hat hier einmal unwissend das Rechte gethan und ein der Publicität absolut unwürdiges Bild eines sonst gut berufenen Künstlers

nicht zurückgewiesen, sondern durch Zulassung seinem verdienten Schicksal überliefert. In der That giebt es kaum ein anderes, jedenfalls kein besseres Mittel, um einen Künstler, der schon manchmal Beifall verdient und gefunden, dem zeitweilig selbst in einer öffentlichen Kunstlehranstalt Unterricht anvertraut worden, und der jetzt — wie man annehmen muß — vollständig alle Lust und Fähigkeit zur Selbstkritik verloren hat, wieder zur Besinnung zu bringen. Möge ihm die Erschütterung durch das schonungslose und herzliche Hohnlachen des Publicums wohl bekommen! —

Wenn man bedenkt, daß dies Alles ist, was unsere Maler uns drei bis vier Jahre nach den großen Ereignissen des deutsch-französischen Krieges an Darstellungen aus demselben darbieten, so können wir wenigstens in einer Beziehung mit einer gewissen Genugthuung an unsere Brust schlagen: chauvinistisch ist unsere Kunst glücklicherweise nicht geworden. Wie anders beuten die Franzosen ihre Niederlagen aus!

Einer unserer bedeutendsten Schlachtenmaler, Wilhelm Camphausen, überrascht uns sogar mit dem Zurückgreifen auf unseren älteren militärischen Ruhm, indem er uns in einem Bilde die 8. Husaren bei Waterloo und in einem anderen eine sehr lustige Scene aus der Schlacht bei Roßbach vorführt. Auch auf diese beiden Reiteraffairen ist das anwendbar, was vorher über dergleichen Darstellungen im Allgemeinen gesagt ist, und das letztgenannte Bild, das Einfangen des aufgeputzten Kesselpaukenschlägers eines französischen Reiterregimentes, eines Mohren, darstellend, ist auch durch seinen gelungenen Humor bemerkenswerth.

Es dürfte am geeignetesten erscheinen, hieran die hervorragenden Arbeiten der Geschichtsmalerei mit Einschluß der religiösen Darstellungen zu schließen.

Was zunächst diese Letzteren betrifft, so sind in ihnen vier Künstler zu erwähnen, welche vier sehr verschiedene Richtungen derselben charakterisiren. Nach der hergebrachten und in mancher Hinsicht auch wohl berechtigten Rangordnung dürfte diejenige als die specifische und bedeutendste angesehen werden, welche durch Karl Gottfried Pfannschmidt in Berlin repräsentirt wird; es ist die Malerei von Altargemälden in streng monumentaler Auffassung, und als Probe davon bietet er den Carton zu einem Altarbilde in der St. Gotthardkirche zu Brandenburg, Christus in Gethsemane darstellend. Die Composition gehört nicht zu seinen gelungensten Arbeiten, der Kopf ist sehr conventionell und in der Pose manches Gemachte. Mehr zu seinem Vortheil erscheint er in einem Rahmen mit Handzeichnungen, unter denen sich auch noch ein Entwurf zu einem Altargemälde — für die Zufluchtskirche in Großburg — befindet. In zwei Blättern, die Erniedrigung und die Erhöhung Christi, zu einem Cyclus „Weckstimmen“ gehörig, ist zu viel gewaltsame Symbolisirung, um einen rein künstlerischen Eindruck aufkommen zu lassen. Gemaltes von ihm ist nicht vorhanden, und nach einer öfter schon gemachten Erfahrung gewinnen auch seine Darstellungen durch die Farbe nicht eben bedeutend. — In dieselbe Kategorie würde auch noch Franz Schubert zu rechnen sein, wenn er es der Mühe werth gehalten hätte, etwas Neues vorzuführen. Er hat sich aber damit begnügt, eine Reihe älterer Arbeiten in Tuschzeichnung nachzubilden, als Vorlagen zu photographischen Vervielfältigungen. Wenn dergleichen überhaupt in die Ausstellung gehört, so geht es jedenfalls die Kritik nichts an.

Die farbige Darstellung in streng religiöser Auffassung zugleich mit dem Streben auf absolut bildmäßige Wirkung ist durch den Düsseldorfer P. Ittenbach vertreten, der uns zweimal die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde vorführt, das eine Mal unter dem Titel Ecce agnus Dei, das andere Mal als Mater admirabilis. Ittenbach's Kunstweise gemahnt ganz und gar wie ein Nachklang längst vergangener Zeit; aber wer die Gabe hat, sich zeitweilig aus der Alltags- und Zeitstimmung herausreißen und in eine andere versetzen zu lassen, der kann mit großem Genuß bei diesen Bildern verweilen; sie zeigen uns jene an's Weichliche streifende Schönheit der Form, welcher es aus lauter Rücksicht auf die Schönheit ganz unmöglich ist, zum Charakter zu kommen, welche sich daher auch überall in einer unmotivirten Jugendlichkeit gefällt, und welche ihre graziösen Gestalten in einer so delicaten und

geleckten Weise, mit so hellen, nie contrastirenden, immer liebenswürdig und unmerkbar in einander übergehenden Farben illuminirt, daß die Bilder den Anschein von Porzellangemälden gewinnen. Eine gewisse Innigkeit des Gefühls und eine wirkliche religiöse Versenkung in den Stoff ist indessen dieser Richtung erheblich mehr anzufühlen, als häufig der durch Pfannschmidt repräsentirten, die, obwohl eigentlich noch conventioneller als diese, doch schon durch die männlichere, energischere Behandlung sowohl der Form wie der Farbe einen mehr charaktervollen und weniger gemüthstiefen Eindruck hervorbringt.

Der specifisch-modernen Empfindungsweise stehen beide Richtungen ebenso wie der specifisch-modernen Kunsttechnik fremd und unverständlich gegenüber, und es ist kaum Aussicht vorhanden, daß sich dieses Verhältniß jemals ändern sollte. Trotzdem wäre es ein zu großer Verlust für die Kunst, wenn das religiöse — oder sagen wir biblische und speciell neutestamentliche — Stoffgebiet mit seinen vielfältig gewaltig wirksamen Momenten ihr gänzlich verschlossen sein sollte. Es sind daher wie zu jeder Zeit Versuche gemacht worden, zwischen der jeweiligen Empfindungsweise und jenem Stoffgebiet in der Kunst eine Brücke zu schlagen. Die Ausstellung bietet uns zwei verschiedene Gattungen von Versuchen dieser Art dar, den einen von Bernhard Plockhorst, den anderen von Eduard von Gebhardt in Düsseldorf.

Der letztere Künstler, über dessen Bildungsgang ich nach seinen eigenen Mittheilungen vor zwei Jahren in der „Zeitschrift für bildende Kunst" *) ausführlich berichtet habe, machte damals bei seinem ersten Auftreten einen ganz ungewöhnlich tiefen Eindruck, nicht nur bei den Künstlern, sondern auch in den weiteren Kreisen des Publicums, ein Erfolg, welchen er unmöglich erreicht hätte, wenn es ihm nicht gelungen gewesen wäre, das Stoffgebiet, welchem er sich ausschließlich gewidmet hat, dem modernen Beschauer durch seine Kunstart in gewisser Weise näher zu bringen. Er geht von dem Grundsatze aus, die biblischen Historien müssen für uns, ähnlich wie frühere Zeiten sie ja in ihr eigenes Costüm gekleidet haben, so behandelt werden, wie wenn dieselben „Traditionen unseres eigenen Volkes" wären. So sucht er denn im Kreise des Volkes nach charaktervollen Erscheinungen, deren Typen er für die verschiedenen Jünger und die sonstigen Personen der heiligen Geschichte verwendet. Er kleidet dieselben in ein Costüm, dessen Anlehnung an Volkstrachten sichtlich genug ist, um sie verständlicher und wahrer erscheinen zu lassen als die gewöhnliche abstracte Idealtracht, und er behandelt sodann sowohl in der Zeichnung wie in der Färbung diese so aufgefaßten Stoffe mit einem unbarmherzigen Realismus. Dieses Wort in seiner ganzen Schärfe ist allein das Bezeichnende für seine Manier; denn in der That gefällt er sich fast überall und ausnahmslos in einer Ueberbietung der harten, rauhen, abstoßenden Momente, sei es in den Vorgängen, sei es im Ausdruck und in der Haltung, selbst in den Formen der einzelnen Personen. Meist haben seine Köpfe neben aller charaktervollen Energie etwas von aus dem Groben geschnitzten Holzköpfen, der Empfindungsausdruck scheut sich nicht vor der Gränze, jenseits deren er zur Grimasse wird, und namentlich dort, wo die Beherrschung des eigenen Körpers naturgemäß aufhört, im Ueberschwang der Empfindung, läßt auch er jegliche Rücksicht auf das Gefühl der Beschauer seiner Gemälde fallen und achtet nicht einmal das Recht des Zufalls, auch die gewaltigste Affectäußerung hier und da innerhalb der Gränzen der Schönheit zu lassen.

Gebhardt hat uns diesmal mit einer Kreuzigung Christi oder vielmehr dem Momente nach dem Kreuzestode bedacht. Hier ist das Entsetzliche dieses Sterbens in keiner Weise auch nur im geringsten gemildert; abgezehrt, hohläugig, zusammengesunken, rein der physischen Schwere folgend, hängt der Leichnam am Kreuze, ein Anblick, der selbst starke Nerven erschüttern kann, und unter dem Kreuze stehen die Anhänger, unter ihnen die Mutter, von Johannes unterstützt, im ungemilderten Ausdrucke des heftigsten Schmerzes zu dem Gestorbenen aufblickend. — Es würde wahrscheinlich

*) Bd. VII. (1872), S. 361 fgg.

dem Künstler Schwierigkeiten machen, sich mit diesem Bilde als erstem den Weg zu bahnen; hier ist der krasse Realismus unzweifelhaft über eine Gränze hinausgegangen, welche das Gefühl der bei weitem größten Allgemeinheit des gebildeten Publicums in den Kunstwerken mit Recht nur mit Vorbehalt seiner Anerkennung überschreiten läßt. Zudem versöhnt hier außer der braven Tüchtigkeit, mit welcher das Ganze durchgeführt ist, nichts mit dem Widerstrebenden des Bildes; die Zeichnung besonders der Köpfe ist gerade hier an den vorerwähnten Härten besonders reich, und die Färbung ist mehr als in früheren Werken trocken und unharmonisch, wiewohl nicht ohne Kraft und Tiefe. Wenn in seinem Hauptwerke, dem der Nationalgalerie gehörigen Abendmahl, ein Schwanken zwischen der Behandlungsweise des Cartonzeichners und der des Coloristen zu erkennen war, so ist von einer solchen Unsicherheit hier wenigstens keine Rede mehr, die Farbe beansprucht keine selbständige Geltung, und der strenge zeichnerische Charakter des Historienmalers tritt als das bestimmende Moment der künstlerischen Gestaltung hervor.

Haben wir es hier mit einer selbst jenseits einer gewissen Grenze des Erlaubten unzweifelhaft bedeutenden, wiewohl kaum sympathischen Erscheinung zu thun, so dürfte der Fall bei dem zweiten jetzt noch in Betracht zu nehmenden Künstler beinahe umgekehrt liegen. Seine Art ist in hohem Maße anziehend, aber es fragt sich, ob man ihm wohl nach den beiden jetzt ausgestellten Werken das Prädicat „bedeutend" zuerkennen würde. Doch in Betreff des Meisters, welcher mit dem bekannten kostbaren Bilde: „Maria und Johannes vom Grabe Jesu heimkehrend", in dem religiösen Fache debutirt hat, dürfte es wohl nicht mehr zweifelhaft sein, daß ihm auch dieses Beiwort gebührt.

Es ist schon mehrfach von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden, daß Plockhorst sich in der Darstellung solcher Momente aus der biblischen Geschichte gefällt, welche so zu sagen zwischen den Zeilen stehen, d. h. welche sich als nothwendig zwischen den erzählten Momenten vorgegangen aus der Natur der Sache ergeben. Ein solcher Moment war der in jenem seinem Erstlingswerke auf religiösem Gebiete, ein eben solcher ist diesmal der Abschied Christi von seiner Mutter. — Es ist in dieser Art der Auswahl unzweifelhaft ein ganz richtiges Gefühl des modernen Menschen maßgebend gewesen: die Persönlichkeiten der neutestamentlichen Geschichte, mag man von ihren übermenschlichen Eigenschaften halten, was man will, sind im höchsten Grade anziehend, großartig und wirkungsvoll; das aber, was von ihnen ausdrücklich berichtet wird, ist oft mit einer geringeren oder größeren Dosis von Unwahrscheinlichkeiten und Unglaublichkeiten versetzt, welche natürlich jenen Momenten nicht anhaftet, welche nach einfach menschlicher Auffassung zwischen jenen dogmatisch wichtigen und daher in den Evangelien besonders erzählten Momenten mitten inne liegen. Mag Maria die einfache Gattin des Zimmermeisters Joseph von Nazareth gewesen sein, oder auf die wunderbarste Weise vom heiligen Geiste den Sohn Gottes empfangen haben: daß sie, vom Grabe ihres Sohnes mit dessen treuestem und liebstem Freunde heimkehrend, vom tiefsten Schmerz überwältigt, diesem in die Arme und an die Brust sinkt, das ist für Jeden bei jeder Voraussetzung begreiflich und fesselt seine Theilnahme. Und ebenso, mag man in Jesu einen Gottmenschen und den Heiland der Welt erkennen, oder mag man in ihm einen jener leider in großer Zahl vorhandenen Märtyrer einer großen und gewaltigen Lebensweisheit verehren: der Moment, in welchem er, von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er den Verfolgungen seiner Feinde nicht entgehen und die Kühnheit seiner Lehre mit dem Tode büßen werde, von seiner Mutter Abschied nimmt, hat etwas tief Ergreifendes und ist ein Moment von einem malerischen Vollgewichte wie wenige. — Plockhorst ist demselben, was das Gemüthliche betrifft, ziemlich gerecht geworden, nicht aber so ganz, was die Hoheit der beiden Personen angeht. Das Streben nach einer weichen Anmuth der Erscheinung hat ihn verführt, eine gewisse Schmächtigkeit des Typus und auch eine gewisse Haltungslosigkeit im Gefühlsausdruck seinen beiden Personen zu verleihen, wodurch dann selbstverständlich, da seiner Auffassungsweise

auch die Darstellungsmittel adäquat gewählt und behandelt sind, die Energie und Tiefe der Farbenwirkung in etwas beeinträchtigt wird. Doch darf sich dies Bild immer noch mit großen Ehren nach und neben jenem mehrfach erwähnten Werke zeigen.

Wie sehr aber die Kraft der Plockhorst'schen religiösen Malerei auf dieser allgemein menschlichen Auffassung, auf der Ungebundenheit durch einen nicht hinweg zu erklärenden mehr oder weniger wunderbaren Inhalt des Momentes beruht, das zeigt sein zweites Bild, welches ausnahmsweise einen wirklich biblischen Moment darstellt, nämlich Christus zwischen den beiden Jüngern nach Emaus pilgernd. Hier half keine Ausrede, hier mußte der aus dem Tode auferstandene, der verklärte Heiland gegeben werden, dessen Aeußeres in Folge der Verklärung sich so verändert hatte, daß seine beiden Jünger ihn lange Zeit selbst im Gespräche verkennen konnten. Nun ist Plockhorst ein viel zu bedeutender Portraitmaler, als daß nicht entweder der Realismus ihm einen Streich spielen, oder er beim Verzicht auf die ihm geläufigen Darstellungsmittel dem Gegenstande selber Abbruch thun sollte. Das Letztere ist der Fall gewesen. Er hat versucht, aus dem Christus einen verklärten Menschen zu machen, wie man sich nach Annahme der biblischen Erzählungen den Heiland in jener Scene etwa denken müßte, und dabei ist eine Abblassung der ganzen Erscheinung eingetreten, welche geradezu etwas Schemenartiges hat. Dieses schmale, lange Antlitz mit den tiefliegenden großen Augen und den unsicher in einer fraglichen Lichtmasse verschwimmenden Contouren, dem strahlenartig das Haupt umgebenden Haarkranze bildet ein unsicheres Mittelding zwischen einer körperlosen Phantasieerscheinung und einem lebendigen menschlichen Körper. Hiervon abgesehen freilich hat auch dieses Bild seine großen Vorzüge, es ist lichtvoll im Colorit, es ist sprechend in der Composition, es ist gediegen namentlich in der Zeichnung der beiden rechts und links von dem Heilande wallenden Jünger. — Es ist kein Zweifel, daß die beiden Bilder, welche, im Besitz einer hiesigen Kunstverlagshandlung, wohl demnächst im Stich und wahrscheinlich auch wie frühere Bilder im Oelfarbendruck zu erscheinen bestimmt sind, sich bald einer großen Popularität und Verbreitung erfreuen werden.

Die profane Historie ist nicht nur sparsam, sondern auch mäßig vertreten; selbst diejenigen Namen, auf die man nach Früherem Hoffnungen zu setzen sich berechtigt glaubte, halten nicht, was sie versprochen haben. Das gilt von Otto von Faber du Faur in München, dessen Abreise des Winterkönigs Friedrich V. von der Pfalz aus Prag nach der Schlacht am weißen Berge in keiner Hinsicht Interesse zu erregen im Stande ist. Der Composition fehlt es an Gliederung, der Gegenstand und die eigentliche Pointe des Bildes wird nicht klar, die Charakteristik ist so oberflächlich, daß man kaum wagt, die einzelnen Personen zu recognosciren, und die Farbe, mit deren im Sinne der Münchener Schule meisterhafter Behandlung seine Capitulation der französischen Cavalerie bei Sedan vor zwei Jahren großen Erfolg hatte, ist ungemein mäßig, tonlos und trocken.

Einer der von ihrer Höhe Abgefallenen ist auch Albert Baur, dem sein früherer, nicht einmal allseitig unbeanstandeter Triumph mit seinem Erstlingswerke, der Ueberführung der Leiche Otto's III., schlecht bekommen zu sein scheint. Wir sehen ganz ab von einem kleinen Bilde, einer christlichen Märtyrerin, die, in einen tiefen Kerker eingesperrt und nur durch ein Gitter eiserner Stäbe von den Bestien getrennt, denen sie vermuthlich später zum Fraße vorgeworfen werden soll, von oben her ihre Nahrung herabgelassen bekommt. Es soll das ein Theil eines Cyclus sein, der also vermuthlich bis zur Arena mit ihrem blutigen Schauspiele fortgeführt werden soll. Der dargestellte Moment hat an malerischer Wirkung nichts einzusetzen, aller Eindruck, dessen er fähig ist, wird der Reflexion aus den im Bilde angedeuteten Nebenumständen verdankt, und da die Figur der Heldin ohne allen Reiz ist, so ist jenes zu wenig.

Mehr hätte man erwarten können von einer Behandlung seines zweiten Themas, Otto I. an der Leiche seines Bruders Thankmar. Der Letztere, der ältere Bruder des Ersteren, hat sich gegen den Kaiser aufgelehnt und wird in einer Kirche am Altare von einem Soldaten Otto's nach tapferer Gegenwehr durch einen Lanzen-

wurf getödtet. Dem auf dem Altare niedergestreckten Leichnam, aus dessen linker Achselhöhle das Blut stromweis über die Stufen herniederrinnt, tritt der deutsche Kaiser nun gegenüber, aber weder in Haltung noch Miene zeigt dieser etwas von demjenigen, was man von ihm und zumal in dieser Situation erwartet: weder die Größe und Hoheit des mächtigsten Herrschers der Christenheit noch das unwillkürliche Gefühl des Schauders und des Mitleidens, welches hier schon als allgemein menschliche Regung hinreichend motivirt wäre. Auch die Umgebung besteht nur aus Statisten, und der einzige anziehende Fleck im Bilde ist der Leichnam, in dessen Zeichnung und einzelnen Theilen sich ein sehr gediegenes Studium erkennen läßt.

Ein anderer Künstler, Constantin Cretius, ist schon seit einiger Zeit mit der Wahl seiner Gegenstände nicht allzu glücklich gewesen. Diesmal ist er auf eine Scene gefallen, zu der er Guizot's Geschichte der englischen Revolution citirt, und welche in das Jahr 1637 fällt: Cromwell wird in Folge eines Staatsrathsbefehles gegen Auswanderung verhindert, sich mit seiner Familie nach Amerika einzuschiffen. Die Absicht des Künstlers, welcher uns diesen Moment im Bilde vorführt, geht nun dahin, daß wir uns sagen sollen: welche Dinge wären der Welt erspart worden, oder wie wäre dies und jenes ganz anders geworden, wenn dieser Mann an dieser Stelle nicht aufgehalten worden wäre. Indem so das Bild gänzlich über sich selbst hinausweist und für den eben vergegenwärtigten Moment auch nicht einmal den Versuch macht, ein Interesse zu erregen, kennzeichnet es sich als ein leuchtendes Specimen jener allzu lange cultivirten, nun aber wohl genügend erkannten Richtung, welche da wähnte, daß ein gewisses verstandesmäßiges Interesse der Vorwürfe hinreichend sei, um einem Kunstwerke Lebensfähigkeit zu geben. Als Holzschnitt in Guizot's Geschichte ausgeführt, würde man es sich als überflüssige Illustration zu einem malerisch ganz irrelevanten Momente gefallen lassen, als Bild ist gar nicht ernsthaft von dem Werke zu reden, und könnte es kaum ernsthaft genommen werden, selbst wenn es unverhältnißmäßig viel besser in den specifisch künstlerischen Qualitäten wäre, als es in der That ist.

Das sowohl dem Umfange wie auch seinen übrigen Eigenschaften nach bedeutendste historische Bild der Ausstellung ist ganz unzweifelhaft „Nero“ von dem Karlsruher Ferdinand Keller. Keller zeigt uns den römischen Imperator inmitten üppiger Weiber sitzend, wie er, eine volle Schale in der Rechten schwingend, nach der Weltstadt hinsieht, die auf sein Geheiß und zu seiner Augenweide in Flammen aufgehen soll. Es ist dies eigentlich, zumal der Moment ein sehr allgemeiner ist, gewissermaßen ein Stimmungsbild, und als solches hat der Künstler es auch durch die gewählte Manier der Darstellung charakterisirt. Der Schwerpunkt des Ganzen ruht keineswegs in einer scharfen psychologischen Zeichnung der einzelnen Figuren, in welcher selbst unter den Kaulbach'schen Schablonengestalten auf dem Bilde gleichen Gegenstandes manche wenigstens der Anlage und der Absicht nach viel tiefer greifende nachzuweisen wären; auch macht die Composition nicht den Anspruch auf stilistische Vollkommenheit, die Zeichnung selbst der Formen ist nicht überall so correct und präcise, wie es ein strenges Historienbild wohl erfordern würde. Die Kraft des Ganzen beruht wesentlich in der Zusammenstellung und in der Behandlung der einzelnen Farbentöne, hierin aber documentirt sich ein decoratives Geschick, welches man wohl nicht anstehen kann zu den ungewöhnlichen zu rechnen, und welches in einem Vorwurfe dieser Art seiner Wirkung ziemlich sicher ist. Nur darf man sich darüber keinen Täuschungen hingeben, daß eine derartige Wirkung viel zu sehr so zu sagen lyrisch, noch besser vielleicht: musikalisch ist, als daß sie in einem sehr präcisen Verhältnisse zu dem dargestellten Gegenstande stehen könnte. Ein gewisses wonnevolles Grausen wird durch diese Zusammenstellung von Farben und Lichttönen allerdings hervorgerufen, aber ebensogut wie mit einem Wütherich auf dem Throne könnte dieselbe auch unverändert mit manchen gruseligen Märchen und ähnlichen Situationen in Zusammenhang gebracht werden. Jenes Pathos, welches die großen Ereignisse der Weltgeschichte zur Lehre und zur Abschreckung der späteren Geschlechter

darzustellen liebt, bedarf anderer Mittel, und ein so geartetes Talent wie das Keller's dürfte vielleicht auf anderem Gebiete ihm mehr zusagende Stoffe finden. Immerhin ist dieser Nero eine achtbare Arbeit, die ebensowohl von eigenthümlichem Talente wie von einem höchst respectablen Können und gründlichen Studium zeugt und auf alle Fälle rühmlicher ist als der wohlgemeinte Versuch Gustav Wertheimer's in Wien, das Zerbrechen jenes Prachtschiffes, welches Nero verrätherischer Weise seiner Mutter schenkte, um sie mittelst desselben aus der Welt zu schaffen, mit vielem Pathos zu schildern, — ein schwärzliches Wirrsal.

Jenes der Keller'schen Anschauungsweise adäquatere Stoffgebiet dürfte meines Erachtens die Welt des Idealen sein, welche — man darf wohl sagen überraschender Weise Angesichts des herrschenden Realismus in unserer heutigen Kunst — diesmal sehr viele und zum Theil berufene Vertreter gefunden hat.

Weitaus an der Spitze dieser Reihe steht das im vorigen Jahre für die Nationalgallerie angekaufte Bild von Otto Knille: Tannhäuser und Venus, ein Werk, über das es schwer ist, an dieser Stelle in der Kürze mein Urtheil darzulegen, nachdem die früheren ausführlicheren Würdigungen keine allgemeine Klärung der Meinungen herbeigeführt haben und selbst die damals gerade ungemein nahe liegende, zudem sehr lehrreiche und bezeichnende Vergleichung mit Makart's Richtung — speciell mit der Caterina Cornaro — vielfältig schiefe Auffassungen erfahren hat. Haben doch selbst berufene Kritiker aus der Parallelisirung beider Künstler und beider Kunstwerke nichts Anderes herauszuhören vermocht als ein einfaches Besser oder Schlechter, und nicht eingesehen, daß ein Talent noch kein Genie und ein geringeres Genie dem größeren nicht gleich zu sein und geachtet zu werden braucht, während trotzdem die unbedingt beifallswerthen Leistungen des Geringeren werthvoller als die Verirrungen des Bedeutenderen sein können. Ein Genie, das sich durch Maßlosigkeit zerrüttet, hört nicht auf, ein Genie zu sein; aber man ist berechtigt, zu sagen, die Erfolge des maßvolleren, sich meisterlich beschränkenden Genies, wenn es auch vielleicht der Anlage nach geringer ist, stehen absolut höher und sind förderlicher für die Welt und für die Kunst.

Die Auffassung und das Verständniß des Knille'schen Bildes wird immer von den subjectiven Anschauungen und Erfahrungen des Urtheilenden abhängig bleiben; das Gebiet der Leidenschaft ist nicht die Stelle, in welcher sich Jedermann leicht orientirt, und die Heftigkeit des Gefühlsausbruches ist der kühleren Natur leicht widerwärtig oder anstößig, mag derselbe auch noch so sehr innerhalb der Grenzen der Natur und der Schönheit liegen. Das hat namentlich seine volle Richtigkeit, wo es sich um die höchste Steigerung der reinen Sinnlichkeit handelt, und gerade der Darstellung eines solchen Momentes hat sich Knille mit ungeheurem Muth und mit einer alle Darstellungsmittel der Kunst sicher beherrschenden Meisterschaft unterzogen. Man ist es nicht gewöhnt, diese Dinge dargestellt zu sehen, und man ist es nicht gewöhnt, über dieselben mit objectiver Ruhe zu sprechen, und wo man sich auch den Anschein dazu giebt, geschieht es nur zu oft mit einer allzu sichtlich erkünstelten Gleichgültigkeit, welche an der Empfindung und deren Ausdruck doch nur Federlesens treibt und an dem, was vollkommen als Einheit angeschaut und empfunden ist und auch nur so wieder angeschaut und nachempfunden werden kann, willkürlich zu trennen und auszuwählen beginnt. Der Gegenstand des Knille'schen Bildes ist so in des Wortes strengster Bedeutung ein Moment und zwar ein Moment auf der höchsten Spitze der möglichen Steigerung, wo von einem Verweilen weder körperlich noch geistig die Rede sein kann, daß Lessing, wenn er das Bild sähe, entweder seinen Ausspruch, daß der höchste Steigerungspunkt einer Handlung oder einer Leidenschaft nicht der von der bildenden Kunst zu erwählende „fruchtbarste" Moment sei, modificiren oder aber die Wahl dieses Momentes bei Knille principiell mißbilligen müßte. Ich glaube, er würde sich mit einer Declaration seines tief wahren Ausspruches begnügen und sagen, es sei selbst über diesem höchsten Momente doch noch eine Steigerung in gewissem Sinne denkbar, welche der Phantasie hinreichenden Spielraum läßt, um auch diesen Moment als fruchtbaren im Sinne seiner Theorie anzuerkennen.

Sehr auffällig ist es, daß diese hochgesteigerte Sinnlichkeit, dasjenige gerade, was mir und Anderen von Anfang an als gewissermaßen der Entschuldigung, jedenfalls der Einführung beim Publicum bedürftig erschienen ist, vereinzelt noch nicht einmal genügt hat: nicht nur die Venus, sondern selbst die Amoretten sind sinnlicher gewünscht worden. Das Letztere ist eine simple Verirrung. Sinnliche Kinder sind widernatürlich und ekelhaft. Keine Antike und keine Renaissance würde an deren Möglichkeit gedacht haben: selbst die klügsten Liebesgötter sind „schalkhaft und bescheiden", wie Goethe den Amor in der „Brautnacht" charakterisirt. Nur im schlimmsten Rococo wurde der natürliche Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen in dieser Hinsicht verwischt: das sicherste Zeichen, daß dieser Stilcharakter, trotz mancher Anziehungen und Verdienste, der Ausdruck des Verfalls und der Entartung war. — Bei der Venus liegt selbstredend die Sache anders, und der hier gleichwohl auch obwaltende Irrthum fällt nicht dem Kunstrichter zur Last, sondern documentirt eine — dem Vorwurfe entnommene — subjective Indisposition zur Würdigung gerade dieses Kunstwerkes. Dergleichen kommt ja vor, zumal beim Ungewöhnlichen. Noch sinnlicher würde die Göttin in einem Zustande erscheinen, für den wir nur eine sehr unliebsam klingende und daher ungern gebrauchte Bezeichnung haben, ein Wort, dessen Begriff sich zu dem der Sinnlichkeit verhält, wie Gefräßigkeit zum Hunger. Ich würde den Anwalt des höchstgelungenen Ausdruckes d i e s e r Stimmung in der Kunst beim gebildeten Publicum zu machen ablehnen. Daß davon bei Knille — trotz der sehr nahe liegenden Gefahr — n i c h t die Rede ist, hat als ein Hauptverdienst bei der künstlerischen Behandlung dieses Gegenstandes zu gelten.

An Stelle einer eingehenden Analyse des Bildes, für die ich auf die frühere Studie verweise, begnüge ich mich, diejenigen Eigenschaften zu resümiren, durch welche dieses Bild ausgezeichnet ist, und welche sich meines Erachtens, abgesehen von der gegenüberstehenden Berechtigung einzelner kleinen Ausstellungen und des subjectiven Wunsches, dieses oder jenes, das Eine oder Andere etwas anders zu sehen, zahlreich und groß genug erweisen, um dem Bilde eine hohe Stufe der Werthschätzung unwidersprechlich zu sichern. Von der eminent gewagten und doch absolut geglückten Steigerung des Momentes habe ich bereits gesprochen; in demselben gehen die dargestellten Figuren gänzlich auf; Bewegung und Gesichtsausdruck sind durch denselben bedingt und entsprechen ihm vollkommen, und die größten Schwierigkeiten, die hierdurch in technischer Beziehung unumgänglich wurden, sind mit spielender Sicherheit und scheinbar mühelos überwunden. Die Abstufung der Theilnahme an dem Momente von den beiden nächst betheiligten Hauptpersonen bis zu den um dieselben her und zum Theil mit ihnen beschäftigten Kindergenien herab weist eine ebenso fein überlegte psychologische Zeichnung nach, wie durch dieselbe eine reizende Mannichfaltigkeit in die geschlossene Einheit des Momentes eingeführt wird. An der Zeichnung dürfte namentlich da, wo dieselbe am allerschwierigsten und am allersprechendsten ist, an den höchst lebhaft bewegten Körpern der beiden Hauptfiguren und vor Allem an dem während des flüchtigsten Momentes festgehaltenen nackten Körper der Venus schwerlich etwas auszusetzen sein, und bei dem gründlichsten Respect vor der Natur sind die Linien von tadelloser Schönheit. In der Scenerie ist dem Elemente des Wunderbaren, dem Charakter jener Märchen- und Zauberwelt, in welcher der Vorgang sich abspielt, vortrefflich Rechnung getragen; die Durchführung der Einzelheiten zeugt von einem fabelhaften Fleiß und einer in's Kleinste gehenden, trotzdem aber vor Peinlichkeit glücklich bewahrten Sorgfalt. Fast alle Nebensachen, namentlich aber diejenigen, an deren künstlerischer Form man ein Interesse haben kann, sind gemalt, daß sie einem Stilllebenmaler Ehre machen würden und einem Techniker zum Modell dienen könnten, und nichts desto weniger sind sie so gehalten, daß sie sich vollständig dem Vorgange selber und dem Gesammteindrucke des Bildes unterordnen. Die Farbengebung hält sich streng an das Natürliche und weiß doch die einzelnen Localtöne sowohl wie die Zusammenstimmung aller zu einem bedeutenden coloristischen Eindrucke zu steigern, wozu die Beherrschung einer ausgebreiteten Farben-

scala, welche durch die kalte Tonreihe wie durch die warme hindurchgeht, nicht zum wenigsten beiträgt.

Ein Bild, welchem ohne irgend eine Phrase mit nüchternster Objectivität diese Reihe von Vorzügen unwidersprechlich vindicirt werden darf, ist sicher der bedeutendsten eines und verbietet dem besonnenen und gerechten Beurtheiler die einseitige scharfe Hervorhebung von Kleinigkeiten, welche zum größten Theil nicht einmal objectiv verfehlt, sondern nur subjectiv mißliebig sind. Zu diesen Theilen des Bildes gehört nach dem, was ich aus den veröffentlichten Beurtheilungen des Bildes entnehme, vor Allem der Kopf des Tannhäuser. Wenn Jemand, der die Empfindung dieses Bildes überhaupt nicht nachempfinden kann, an dem Ausdrucke jenes Kopfes Anstoß nimmt, so ist ihm nicht zu helfen und an diejenigen zu appelliren, welche diesen Ausdruck verstehen. Etwas Anderes ist es, wenn der Typus des Kopfes beanstandet wird, und dem gegenüber kann ich mich nur auf ein früheres Wort berufen: daß die größere Jugendlichkeit und die größere Individualisirung dieses Kopfes dem Charakter der Sage und dem ganz specifisch modernen Gefühle in dieser ihrer Repräsentation conformer ist als die normal schöne Bildung eines bärtigen Mannes in mittleren Jahren. Der Muth, in der Individualisirung sehr weit zu gehen, charakterisirt dieses Bild auch in anderen Theilen, er eignet ganz ebenso der Gesammtconception und eignet nicht minder der Bewegung der Gestalten wie auch vielen der selbständig hervortretenden Einzelheiten. Gerade darin habe ich — und mir scheint noch: mit Recht — beim ersten Auftreten des Bildes eine große Empfehlung desselben, den Stempel einer im besten Sinne des Wortes modernen, d. h. unserem heutigen Denken entsprungenen und entsprechenden Auffassung erkannt. Bei allem Respect vor den mancherlei guten Einfällen und Bemerkungen, welche die von meiner Gesammtauffassung des Bildes abweichenden kritischen Stimmen geäußert haben, kann ich nicht umhin, zu gestehen, daß ich, namentlich dem Bilde selber wieder gegenüber — ihre Belehrungen vergessen habe.

Was der armen Venus auf unserer Ausstellung sonst noch passirt ist, gehört unter die Unglücksfälle. Das gilt uneingeschränkt selbst von der Schöpfung eines so achtbaren Künstlers wie Otto Günther in Weimar, der sich hier eben auf ein ihm nicht zusagendes Gebiet gewagt hat. Seine Venus mit Eros und Anteros emporschwebend, lebensgroß in Wachsfarben gemalt, hat von der Venus keinen Zoll, ist eine gewöhnliche Natur mit einem mehr als gewöhnlichen Gesicht.

Ebenso uneingeschränkt gilt dies von der Venus, welche an der Leiche des Adonis trauernd niedersinkt, von Wilhelm Lindenschmit in München. Es ist, so viel ich mich erinnere, die erste derartige Darstellung des Künstlers, und obgleich ich seinen Walter Raleigh mit seiner Familie im Tower, der neben dem vorerwähnten Bilde gegenwärtig ausgestellt ist, kaum einer besonderen Erwähnung für werth gehalten hätte, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß das historische Genrebild die eigentliche Domaine Lindenschmit's ist, innerhalb welcher er trotz des vielfach Widerstrebenden, das jedes seiner Bilder hat, und auf das ich schon bei vielen Gelegenheiten genauer einzugehen Veranlassung gehabt habe, doch recht Bedeutendes und theilweise Anziehendes hervorbringt. Bei den lebensgroßen nackten Idealgestalten aber geht ihm und seiner Kunst vollständig der Athem aus, hier weiß man nicht mehr, was man mehr bewundern soll: daß ein Künstler, dem diese Dinge so wenig handgerecht sind, überhaupt auf die Darstellung eines derartigen Stoffes verfällt, oder daß er, einmal in dem Versuche begriffen, nicht selber durch die Widerwärtigkeit, die sie ihm verursacht, an sich und dem Werke irre geworden ist. Wenn man das Geringere mit dem Größten seiner Art vergleichen kann, so dürfte man Lindenschmit's Kunstart mit Rembrandt in Parallele stellen. Ganz ebenso wie dieser gebraucht jener zu der specifisch malerischen Wirkung seiner Compositionen und Figuren die Gewandung, und die am schönsten in der klaren Tagesbeleuchtung mit sicherem Contour erscheinende nackte Menschengestalt ist ihm eben so unsympathisch und unzugänglich; schmutzig braune Schatten entstellen seine Körper, Formen und

Bewegungen haben keinen Adel, und der Ausdruck seiner lebensgroßen Köpfe verfällt der Grimasse, von der schon viele seiner kleineren Gesichter nicht sehr entfernt sind.

Außer diesen hat der Mythologie nur noch Johannes Schaller in Berlin in einem wahrscheinlich decorativ zu verwendenden Bacchuszuge seinen Stoff entnommen. Im Vergleich mit manchem früher Ausgestellten bewährt der Künstler hier einen Fortschritt; jene verhängnißvolle Kreuzung von Kaulbach und Makart, die seine Kunst früher darstellte, ist hier nicht mehr zu spüren, und eine muntere Bewegung nebst einem guten, decorativ gewiß sehr guten, Farbeneffect ist erreicht.

Das nächst dem Knille'schen wohl bedeutendste Gemälde idealen Gegenstandes sind die Walküren, über das Schlachtfeld reitend, von August von Heyden. Das Bild ist ein künstlerischer Niederschlag der durch die blutigen Kriegsvorstellungen erregten Phantasie des Künstlers, aber eben ein Niederschlag, wie er in einer idealgestimmten Seele sich gestalten mußte, nicht ein blutrünstiges Bild von Kampf und Sieg, von Todtschlag und Sterben, sondern eine Verkörperung jenes Nachspieles der blutigen Entscheidung auf dem Schlachtfelde, durch dessen Erdichtung die nordische Mythe das Kriegerhandwerk und den Tod auf dem Schlachtfelde verklärte. Auf weitem Plane, der durch zackige Berge und links durch eine hoch gelegene brennende Burg begrenzt wird, sieht man, ähnlich wie auf der Hunnenschlacht Kaulbach's, die Gefallenen und die zu neuem Leben sich Aufraffenden liegen, nur daß hier dieser Grund des Bildes nicht wie dort hell, sondern in dämmeriges Dunkel gehüllt erscheint, mit welchem eine grelle, fahle Beleuchtung des Horizontes wirksam contrastirt. Ueber diese eigenthümlich düstere Scenerie jagen auf weißen gespenstischen Rossen zwei Walküren durch die Luft, mit hellem Ruf und lebhaften Bewegungen die ruhmvoll Gefallenen nach Walhall einladend. — Hier kam Alles darauf an, die Poesie dieser Vorstellung auch für den Gesichtssinn zur Anschauung zu bringen, und das ist meinem Gefühle nach in einem ganz ausgezeichneten Grade geglückt. Auf kalt-weißen Pferden, deren eigenthümliche Zeichnung daran erinnert, daß der Vorstellung von ihnen das Bild der Wolke zu Grunde liegt, sitzen die nackten Walküren, in einem warm-weißen Tone gehalten, von langem blondem Haar umweht, von einer wundersamen Anmuth der Erscheinung, mit welcher die fast zur Wuth gesteigerte Gewaltsamkeit ihrer Action merkwürdig contrastirt. Es ist, wie wenn man ihre Rufe hörte, welchen folgend die Todten sich von der Wahlstatt erheben, und als wenn man den Sturmwind fühlen müßte, welcher ihnen vorangeht und sie über die Erde dahinjagt.

Die nordische Mythe und Sage hat noch zwei größeren Bildern den Stoff dargeliehen; das eine ist: Rückkehr aus Walhall von Heinrich Bürck aus Dresden, das andere: das wilde Heer von Leonhard Gey in Loschwitz bei Dresden. Beide sind in einem noch unklaren Entwickelungsstadium stecken geblieben. Die Künstler haben sich die sagenhafte Stimmung etwas zu leicht gemacht, indem sie das Ganze in eine dunkel blau-grüne Luft einhüllten. Darin erinnern sie an eines der letzten Bilder des zu früh verstorbenen Wilhelm Cordes zu Weimar, gleichfalls eine „wilde Jagd", welche der Berliner Witz wegen dieses wasserartigen Tones „das berittene Aquarium" taufte. Cordes aber, der unvergessene Meister der „letzten Ehre", stand an Durchsichtigkeit der Farbe und damit an Klarheit seiner ganzen künstlerischen Intention hoch über den beiden in seinem Kielwasser auftretenden Künstlern, namentlich über Gey. Denn so schwer auch aus Bürck's Bilde im Ganzen klug zu werden ist, so ist doch die Hauptgruppe, das Boot mit den beiden wunderlichen Gestalten, wenigstens ihrer Form nach deutlich. Bürck zeigt sich darin als ein Künstler, dem bei klarerem Wollen manches Gute gelingen könnte.

Die Welt der Sagengeister ist auch von Eduard Steinbrück um einen Gegenstand in Contribution gesetzt: Erlkönigs Töchter. Man sollte gar nicht glauben, daß in unseren Zeiten noch eine so absolut harmlose Anschauung möglich wäre! Aber es giebt immer einen gewissen kindlichen Theil des Publicums, der dergleichen mit Wonne goutirt, und ihm soll die Freude nicht vergällt werden; für die Uebrigen, den gebildeten Theil des Publicums, ist ein solches Bild nicht vorhanden.

Einfache nackte Gestalten haben Ferdinand Schauß und Ernst Hildebrand gemalt. Schauß nennt seine in einfacher Landschaft liegende, von vorn gesehene weibliche Figur mit wenig rother Drapirung eine Dryade. Sie ist ebensowenig dies, wie ihre vom Rücken gesehene Vorgängerin vor vier Jahren — Mühler'schen Andenkens — eine Kallisto war, sondern ist gleich jener einfach ein nackter Act. Das frühere Bild ist vielfach überschätzt, von mir seiner Zeit vielleicht unterschätzt worden; es hatte jedenfalls vor dem diesmaligen den Vorzug einer poetischeren Färbung, während das diesjährige Bild trocken und hart in der Modellirung ist.

Beiläufig mag hier auch noch der Genovefa desselben Künstlers gedacht werden, deren kleiner Knabe durch den naiv-wehmüthigen Ausdruck des Köpfchens eine gewisse Anziehung ausübt, während die ausgeladene Nasen- und Mundpartie der Mutter an die Profilbildung eines Schafes erinnert, und die fabelhaft verunglückte Modellirung der Busenpartie kaum begreifen läßt, wie ein in der Darstellung des Nackten geübter Künstler solche absoluten Unmöglichkeiten sich selber durchgehen lassen kann.

Eine Perle von Poesie und malerischer Wirkung ist die stark unter Lebensgröße gezeichnete, vom Rücken gesehene stehende weibliche Gestalt von Hildebrand: Am Meeresstrande. Noch hängt an dem wagerecht ausgestreckten rechten Arm ein Gewand herab, welches sie eben zu entfernen im Begriff ist. Hier sind die Formen von einem wundersamen Reiz, und die Bewegung durchzuckt diesen Körper in so anmuthiger Weise, daß auch ohne die schöne coloristische Haltung und die poetische Situation am düsteren Strande das Bild eine köstliche Wirkung machen müßte; es ist von geradezu bannender Schönheit. — Höchst anziehend und fein ist von demselben Künstler auch ein Bild: Mutter und Kind, im Costüm des 17. Jahrhunderts, ein wenig kühl in der sehr hellen Haltung, aber von einer edlen Vornehmheit in der ganzen Erscheinung. — Weniger bedeutend ist sein Kniestück einer Dame in schwarzem Sammet, deren Kopf — vielleicht jedoch bloß durch den harten Contrast gegen die Kleidung — etwas flach in der Modellirung erscheint. — Ein flottes Cabinetstück ist das kleine Bild Hildebrand's: Der Tusch, drei Musikanten im Costüm des 16. Jahrhunderts, die von einer Estrade herab eine schmetternde Fanfare blasen und spielen.

Demnächst sind in diesem Genre noch die Darstellungen einiger Märchen- und Dichterfiguren zu erwähnen, und zwar hat zuerst Shakespeare's Julia drei Darstellungen auszuhalten gehabt; ich beginne mit der von Adalbert Begas. Bei ihm ist Julia eine sehr völlige reife Schönheit mit großen Augen und vollen Lippen, also wohl wesentlich abstechend von dem Ideale, welches sich Shakespeare von der kaum 14jährigen heißblütigen Italienerin gemacht hat. Das Bild war vor längerer Zeit bereits einmal im Künstlerverein ausgestellt und erregte dort wohlbegründeten Widerspruch durch die bunte, unharmonische Färbung. Dem hat der Künstler inzwischen abgeholfen, die Tracht ist in tieferer Farbe gehalten, und dadurch die Wirkung des Ganzen energischer und coloristisch befriedigender geworden; wenn auch nicht recht eine Julia, so ist es doch jetzt ein nicht unangenehmes Bild.

Einen bloßen Kopf einer leidenschaftlichen Brünette von echt italienischem Typus hat Elisabeth Jerichau-Baumann als Julia bezeichnet. Die Modellirung ist etwas zu schwärzlich, und auch hier die Reife des Lebens unpassend für die Shakespeare'sche Julia; wenigstens aber ist der Nationalcharakter getroffen, und einfach als Kopfstudie angesehen ist das Bildchen malerisch recht wirksam.

Die dritte und, insofern interessant auch das Widerwärtige sein kann, die interessanteste der vorhandenen Julien ist die von dem Münchener Gabriel Max. Dieser Sproß der Münchener Coloristenschule hat, wie man sich erinnert, seit dem Jahre 1866, in welchem seine „Märtyrin am Kreuze" zuerst bekannt wurde, schnell einen bedeutenden Ruf und eine fast unbegreifliche Beliebtheit erlangt. Er verdankt das einerseits einer sehr beträchtlichen Kenntniß in der Handhabung der durch Piloty seiner Schule fest übertragenen coloristischen Receptmalerei; dazu aber kam, um ihm einen auszeichnenden Erfolg vor vielen seiner zum Theil begabteren Mitschüler zu

sichern, ein wahrhaft grausiges Raffinement in der Auswahl romantisch angesäuerter Gräuelscenen, von denen sich nach einer angeborenen Schwäche der Menschen der Blick trotz des lebhaftesten Entsetzens, welches man davor empfindet, nicht wegwenden kann, und deren Widerwärtigkeit dann zugleich mit der sehr behaglichen Empfindung, daß man selbst hinreichend „weit vom Schuß“ ist, in schwächlichen und ungesund construirten Naturen das Gefühl eines wonnevollen Grausens erregt. Neuerdings ist er auf die scheintodte Julia verfallen, und die Art, wie er sie dargestellt hat, ist jedenfalls überraschend, neu und originell. Ein junges Mädchen mit schwarzem Haar, welches etwas wild um ihre Schläfen hängt, bekleidet mit einem blaßblauen Stoffe und gleichen auffallend zierlichen Schuhchen, ist auf ein merkwürdig construirtes Lager mit einer Brocatdecke von gelblichem Grundtone und mit dunkelgrünen Vorhängen so hingesunken, daß der eine Arm matt herabfällt, die andere Hand hoch auf der Brust ruht und der Kopf durch ein Kissen fast wie abgeknickt gegen die Brust vorgebeugt wird. Das Gesicht gleicht dem einer Schlafenden, die Arme zeigen Verwesungsfarbe. Auf dem Lager neben ihr, aufmerksam nach dem Hintergrunde gewendet, sitzt ein schwarz und weißes recht häßliches Hündchen. Vorn zur Linken auf einem runden Tischchen sieht man einen herabgebrannten Lichtstumpf, ein Buch, eine Phiole u. dgl. m. Rechts weiter zurück in dem Zimmer steht ein Tisch mit allerlei wunderlichem Geräth, und den Hintergrund bildet eine Fensternische, das Fenster mit mittelalterlicher Verglasung, zum Theil farbig; draußen hinter demselben werden mehrere neugierig hereinschauende Menschen sichtbar. Ein eigenthümliches Helldunkel, welches aber die Gestalt vollkommen klar erkennen läßt, herrscht im Gemache, durch das Fenster fällt von links herein auf die breite Laibung ein rother Strahl der Abendsonne. — Das Specifische gerade dieses Bildes ist aber mit Worten überhaupt nicht wohl wiederzugeben; es liegt in der raffinirt scheußlichen Zusammenstellung aller Farben, welche Einem das unmittelbare Gefühl des physischen Ekels und die unwiderstehliche Vorstellung eines mit demselben verbundenen Verwesungsgeruchs erregt. Man kann sich nicht überwinden zu glauben, daß man es mit einer künstlerischen Darstellung zu thun hat, sondern man glaubt, dem widerwärtigsten Anblick einer gewaltsam Gemordeten selber gegenüber zu sein.

Die Münchener Kritiker haben gut reden gehabt, daß eine malerischere Wirkung, eine verständnißvollere Behandlung der Farben, um mittelst derselben eine eigenthümliche psychische Wirkung zu erreichen, ein fabelhafteres Können in der Darstellung gewisser Einzelheiten, unter denen ich z. B. als unglaublich vollendet die ganze Fensternische hervorheben will, nicht zu denken ist. Diese unleugbar vorhandenen Vorzüge sind eben hier im Dienste einer nicht sowohl wirklich krankhaften, als vielmehr absichtlich ungesunden Stimmung und Gesinnung verwendet; sie sind darauf angelegt, Alles, was im Menschen an gesundem Gefühl ist, peinigend und unbequem zu berühren, alles Gefühl aufzurühren zu einem großen Schrei des Entsetzens gegenüber einer solchen Verunglimpfung der Kunst und der Natur; kurz diese ganze künstlerische Potenz steht im Dienste eines so absolut unkünstlerischen Wollens und Empfindens, daß etwas Grauenhafteres nie dagewesen ist, so lange Künstler gemalt haben. Man kann den Protest des gesunden Gefühls gegen diese auf die weibischeste Empfindelei und alle sonstigen schwachen Seiten der menschlichen Natur speculirende Afterkunst nicht scharf genug formuliren, und es ist Schade um jede Fähigkeit, die diesem Künstler zur Seite steht, da sie nur verwerflichen und bedauerlichen Machwerken zu Gute kommt. — Ich reihe hieran die Mignon von Rudolph Schick. Ich glaube schwerlich, daß ohne den Katalog Jemand auf diese Taufe der vorgeführten Figur gekommen wäre; wenn die Benennung Einem aber entgegengebracht wird, so läßt sich nicht viel dagegen sagen. Mignon ist ein Charakter, der durch die bildende Kunst sehr schwer prägnant darzustellen ist; ihre Eigenthümlichkeiten sind poetischer Natur und geben sich nur durch ihre Worte, ihre Handlungen zu erkennen. Die bildende Kunst in der Einzelgestalt hätte, ihr thunlichst nahe zu kommen, kein anderes Mittel als den Typus des bis zur Hektik bleichsüchtigen Backfisches, von dem jeder Darsteller aus Gründen der

Aesthetik mit Vergnügen Umgang nimmt, wie es auch Schick gethan hat; denn von der ganzen Krankhaftigkeit des physischen und geistigen Organismus bei der Mignon ist hier nichts übrig geblieben; er giebt nur das sinnige, noch unreife Mädchen in liebenswürdigem Typus und anmuthiger Haltung, in reicher und geschmackvoller landschaftlicher Umgebung, überflossen von duftiger Abendbeleuchtung, zu einem sehr hübschen, recht wirksamen Bilde gestaltet. Wer glaubt, daß mit der Einzelgestalt Mignon in der Malerei mehr anzufangen und Besseres zu erreichen ist, der mag es beweisen; ich muß es bezweifeln, und die Erfahrung durch die bisherigen Versuche bestätigt meine Ansicht.

Einen Moment aus der Jugendgeschichte Frithjof's hat Rudolph Bendemann vorgeführt. Der kleine Held kniet vor seiner kleinen Herzenskönigin und legt ihr die Beute seines Bogens zu Füßen. Es ist eigentlich nichts an dem Bilde auszusetzen; aber es ist auch nichts daran zu loben; es macht nicht kalt, nicht warm; und das ist eigentlich der übelste Zustand. Man wird dabei immer — selbst wider seinen Willen — an Schiller erinnert:

Frei von Tadel zu sein, ist der niedrigste Grad und der höchste;
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu; —

und diese Auswahl ist gegebenen Falles leicht und sicher getroffen! —

Was es mit der malerischen Belebung unserer volksthümlichen Märchengestalten für eigenthümliche Schwierigkeiten hat, das haben uns in den letzten Jahren vielerlei Versuche hinreichend erkennen lassen; und es ist wohl allgemein zugestanden, daß der wahre Märchencharakter — außer von Schwind, oder sagen wir: innerhalb der Realistenschule — am besten und reinsten von Albert Tschautsch getroffen worden ist. Man wird vielleicht — und wohl mit Recht — finden, daß er diesmal hinter dem zauberisch schönen „Dornröschen“ der vorigen Ausstellung zurückgeblieben. Doch absolut wird er allgemeinen Beifalles wiederum sicher sein. Namentlich sein Schneewittchen ist von allem Zauber der Märchenpoesie umwebt. In dem gläsernen Sarge — sehr angemessen hat der Künstler die Formen des dicken gegossenen Glases hierfür gewählt — ruht die schöne Leiche, von den wehmüthig trauernden Zwergen niedergesetzt, damit der liebende Prinz noch einmal sein Auge an dem schönen und doch so jammervollen Anblicke weide. Ungemein innig ist sein Ausdruck, sprechend natürlich seine Stellung. Das ist wirkliche Poesie! Auch die Färbung entspricht diesem Charakter; das Ganze ist ein Werk aus Einem Gusse.

Ein zweites Bild stellt Oberon's Abschied von Titania dar. Der Hauptgruppe, namentlich auch der schlummernden Elfenkönigin, eignet in hohem Grade poetischer Reiz; aber die Färbung alterirt etwas die scharf gezeichneten Formen, und sicher mehr, als zur Wahrung des Elfencharakters nöthig gewesen wäre. Die linke Seite des Bildes mit der Gruppe der tanzenden Elfen fällt etwas in den Ton des Balletes; es mangelt die Schlichtheit, welche allein die rechte Stimmung für dergleichen Vorwürfe treffen kann.

Eine mir unbekannte Scene, über die weder die abgeschmackte Katalogbezeichnung „Ein Oelgemälde“ noch der auf dem Rahmen stehende Vers von Tennyson irgend welchen Aufschluß giebt, — eine Unhöflichkeit und Anmaßung des Malers, die strenge Rüge verdient, und die, da Aehnliches nicht immer durch den natürlichen oder erworbenen Tact der Künstler verhindert wird, durch eine besondere Bestimmung im Programme der Ausstellungen verboten sein müßte, — wird von Toby E. Rosenthal in München in einem anziehenden Gemälde geschildert. Eine schöne jugendliche weibliche Leiche liegt offen in einem prächtigen Sarge, der auf einem Boote von einem Manne über ein breites Wasser gerudert wird. Da für die Beurtheilung von dergleichen Darstellungen die Berücksichtigung des Stoffes und seiner Anforderungen in hohem Grade einflußreich ist, so muß ich auf eine eingehendere Würdigung dieses interessanten Bildes leider verzichten.

Zum Schlusse dieser idealen Compositionen bleibt noch ein Entwurf zu einem Theatervorhange von Hermann Wislicenus in Düsseldorf nebst dem Carton

von der Gruppe der einen Seite zu erwähnen. Die zu Grunde liegende Idee darf eine hervorragend glückliche genannt werden: Die Poesie von allegorischen Figuren umgeben als Mitte, rechts und links davon langgestreckte, von oben sich herabziehende Gruppen, hier die Tugenden, dort die Laster, welche als treibende Kräfte in der dramatischen Poesie wirken. Die bereits groß ausgeführte ist die Gruppe der Laster. — Die Composition verdient nicht nur um dieser treffenden Grundidee willen Beifall, sondern sie ist auch des Weiteren gut gegliedert und für das Einzelne disponirt. Die Ausführung im Großen läßt die markige Sicherheit des geborenen Cartonzeichners vermissen, ist aber doch viel besser als manches frühere Werk des Künstlers. In der Charakterisirung der Leidenschaften ist eine feine Maßhaltigkeit und doch treffende Bezeichnung bemerkenswerth; freilich beginnt die Hauptschwierigkeit in dieser Hinsicht erst auf der anderen Seite: es giebt keine Darstellung des jüngsten Gerichtes, auf der nicht die Verdammten interessanter wären als die Seligen; hier liegt ein ähnliches Verhältniß vor. — Wie dem auch sei: es wäre zu wünschen, daß der Vorhang nicht nur Entwurf bliebe, sondern daß irgend eines der vielen, mit künstlerisch ganz elenden Vorhängen versehenen Theater, in denen die ernste und die heitere Muse gepflegt wird, sich zu dem Entschlusse aufschwänge, dieser vortrefflichen künstlerischen Idee zur Verwirklichung zu verhelfen.

Daß das ideale Fach nicht noch reicher und glänzender besetzt ist, daran trägt die Jury die Schuld, welche aus unqualificirbaren Rücksichten gerade eine größere Anzahl von Werken dieser Gattung zurückgewiesen hat. Namentlich vier Bilder haben darunter zu leiden gehabt, gegen welche unter keinerlei Gesichtspunkt eine begründete Einwendung zu machen gewesen wäre, und welche bei einer vernünftigen Jury ohne alles Weitere die Linie passirt hätten. Drei von diesen sind im Locale des preußischen Kunstvereins, Unter den Linden 21, ausgestellt, woselbst sich Jeder von ihrer Vortrefflichkeit überzeugen kann. Zwei rühren von Karl Blaas in Wien her, dem durch ihre Zurückweisung in mehrfacher Hinsicht das schreiendste Unrecht angethan ist. Erstlich verdient ein Künstler von seiner Bedeutung, mit welchem verglichen manches Jurymitglied in seiner Künstlereigenschaft zum Schemen erbleichen würde, so viel Rücksicht, daß man ihm überhaupt keine Bilder refusirt, und das ist ein Gesichtspunkt, der bei jeder zu billigenden Zusammensetzung und Reglementirung der Jury sich von selber verstehen würde. Zweitens scheint Blaas mit großer Vorsicht seine Sendung hierher zusammengestellt zu haben, um ihn nach verschiedenen Richtungen hin gleichmäßig zu repräsentiren. Man hat ihm aber schon die große Beeinträchtigung zugefügt, zwei Genrebilder von einfach realistischem Charakter zuzulassen, die beiden von Schwung und Phantasie zeugenden idealen Werke dagegen auszuschließen. Ich kann mir denken, daß es Blaas lieber gewesen wäre, wenn dann gar keins seiner Bilder hier ausgestellt worden wäre. — Das eine refusirte Bild stellt die verstoßene und von den Nymphen gerettete Danaë dar. Die Geliebte des Zeus sitzt, ihr Kind auf dem Schoße haltend, in einem Boote, welches, von Nereiden umplätschert, über die Fluth dahin gleitet. Sowohl in der Gesammtconception wie namentlich in einigen Köpfen erinnert das Bild lebhaft an Nicolas Poussin, und es sind unter den Wassergöttinnen einige vorzüglich zierliche Gestalten. Man sucht sich vergebens klar zu machen, woran hier etwa Anstoß genommen ist. Hier kann doch selbst dem empfindlichsten Keuschheitswächter in der Jury keine Gefahr drohend geschienen haben.

In jeder Hinsicht bedeutender ist das zweite refusirte Bild von Blaas: eine Nymphe, sich der Umarmungen eines Satyrs erwehrend. Hier ist so viel Verve in der Bewegung, so viel Grazie in den Formen des nackten Körpers, eine so sorgfältige Malerei und so für Blaas ganz überraschend vorzügliches Helldunkel, daß das Bild auf der Ausstellung zu den bemerkenswerthesten gehört haben würde, und die Ausschließung desselben als absolut unverantwortlich bezeichnet werden muß.

Ein drittes refusirtes Bild des idealen Kreises rührt von Otto Seitz in

München her und stellt eine beim Baden durch einen Satyr überraschte Nymphe dar. Dies Bild ist durch seine merkwürdige Haltung in durchweg kühlen Farben, durch die damit verbundene Energie der Stimmung, sowie durch die flotte Bewegung und den hübschen Ausdruck der Köpfe, der durchaus nicht chargirt-sinnlich, sondern in dieser Richtung ganz gemäßigt ist, in hohem Grade anerkennenswerth.

Ein viertes, den soeben erwähnten vollkommen ebenbürtiges Bild ist dem Publicum durch die unberechtigte Zurückweisung seitens der Jury leider gar vollständig verloren gegangen, eine Leukothea, von August von Heyden, die der Künstler dem für sie bestimmten Orte in seiner eigenen kunstvoll gestalteten Wohnung nicht länger hat vorenthalten wollen. Odysseus, in der Tiefe des Wogenschwalles von Dunkel umschattet und in Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden, blickt auf zu der lichtvollen Erscheinung der Meergöttin, welche wie von einer Muschel von der gekrümmten Fläche der Woge eingeschlossen wird und den aus den Wassertheilchen gewobenen Schleier, der den Helden von Ithaka ungefährdet durch die salzige Fluth geleiten soll, über die Schulter zieht, um ihn ihm zu reichen. Ein glänzender Stern strahlt über ihrem Haupte und contrastirt gleich dem lichten Götterleibe wirksam gegen die tiefgrüne Wassermasse. Hoch poetisch und in der Erscheinung sehr glücklich ist diese Idee, den Schleier der Göttin mit dem Wasser selber zu identificiren, und höchst malerisch sind die Theile der Composition mit einander in Beziehung gebracht und durch eine effectvolle Entgegensetzung der Töne gehoben. Der nackte Körper der Göttin, welcher bei der Jury Bedenken erregt hat, zeigt trotz der allgemeinen Helligkeit der Formen die sorgfältigste Modellirung und eine außerordentliche Reinheit der Zeichnung.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch gleich noch einige andere im Kunstverein ausgestellte, von der Akademie zurückgewiesene Bilder flüchtig erwähnen. Da ist zunächst von Müller-Schönhausen eine Badende, ein reizendes kleines Figürchen in lauschigem Helldunkel, ein so graciöses und anmuthiges kleines Werk, wie ich auf der Ausstellung selber kaum eins nachweisen könnte.

Dann hat ein sehr großes Thierstück: Am Wege, von H. Sperling, den Zorn der Jury auf sich gezogen. Es stellt in lebensgroßem Maßstabe eine rothe Kuh dar, welche beim Nachhausegehen neben dem Wege das Gras abrißt, ihr zur Seite ein Bauernmädchen, welches sie geleitet und mit Stricken beschäftigt ist. Wahrscheinlich hat den gestrengen Herren von der Jury vor der Kühnheit in diesem Bilde gegraut. Es ist in der That mit einem so flotten und sicheren Pinsel gemalt, daß seine Nachbarschaft für manche conventionelle Größe eine sehr gefährliche Beeinträchtigung gewesen wäre, und unter diesem Gesichtspunkte empfahl sich seine Beseitigung, unter jedem anderen wäre sie unerklärlich und nicht zu billigen.

Wenn dagegen ein Paar recht gut arrangirte und solide und tüchtig gemalte Portraits mit sprechenden Köpfen von Paul Stankiewicz an dieser Stelle sich dem Publicum vorstellen mußten, so ist das zwar Schade, hat aber seine Richtigkeit; denn die Künstler müssen sich daran gewöhnen, den Einsendungstermin und sonstige Bedingungen pünktlich inne zu halten. Nur sollte man dann die Sachlage nicht in falsches Licht rücken dadurch, daß man derartige zu spät eingelieferte Bilder der Jury-Begutachtung unterwirft und sie darauf erst zurückweist, wodurch zum wenigsten doch der Schein erregt werden kann, als seien sie aus begründeten künstlerischen Bedenken und nicht einfach wegen programmwidriger Einsendung zurückgewiesen worden.

Befinden schon unter den wenigen bekannt gewordenen zurückgewiesenen Kunstwerken sich so viele vorzügliche und sehenswerthe, so ist der strengste Tadel gegen die Jury wohl vollkommen berechtigt, und berechtigter noch die Forderung, daß endlich einmal gründliche Vorkehr gegen die regelmäßige Wiederholung ähnlicher und vor uns selber und vor dem Auslande compromittirender Vorgänge getroffen werde.

Literarische Rundschau.

1. Ueber eine Akademie der deutschen Sprache. — Ueber Geschichte der Wissenschaft. Zwei Festreden in öffentlichen Sitzungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, gehalten von Emil du Bois-Reymond, beständigem Secretär. Berlin. Dümmler. 1874.

Ein hervorragender Vertreter der exacten Wissenschaft, nicht ein Dichter, Philosoph oder Publicist, nimmt sich in warmen Worten unserer arg vernachlässigten Sprache an, verlangt für ihre Pflege eine Centralstelle, wie sämmtliche Wissenschaften sich ihrer längst, nicht nur im Auslande, sondern auch bei uns, erfreuen; und gerade von publicistischer Seite und aus dem Mittelpunkte der reichstreuen, für das neue Deutschland begeistert eintretenden Richtung wird ihm heftig widersprochen. Widersprochen? Der Ausdruck genügt kaum. Der „Traum von einer kaiserlichen Akademie der deutschen Sprache" wird lächerlich gemacht (versteht sich nach den nothwendigen persönlichen Verbeugungen vor dem berühmten Urheber), wird abgewiesen fast wie ein Attentat gegen die Würde unseres Nationalcharakters und unserer Literatur, wie ein undeutsches Zugeständniß an das romanische Autoritätsprincip und an den Dämon der Eitelkeit! Wie es doch so schwer ist, dem Neuen, Ungewohnten unbefangen in's Gesicht zu sehen! Da haben wir im deutschen Reich zwei reich ausgestattete Akademien der Wissenschaften, zwei hohe, corporative Ordensstiftungen für literarisch-wissenschaftliches Verdienst und etliche Dutzend sonstiger Orden, die von unsern Gelehrten und Künstlern, so viel man weiß, auch nicht gerade verachtet werden; es werden alljährlich von Akademien, Universitäten, gelehrten Gesellschaften eine Menge Preisschriften gekrönt, gerade wie in Frankreich und Italien, und unter dem Allen hat der deutsche Forschermuth, die Unabhängigkeit des deutschen Gedankens nicht gelitten. Aber nun spreche Einer, und wäre es ein Dubois-Reymond, von einer Akademie der deutschen Sprache, und sofort rückt gegen ihn die ganze Phalanx von berechtigten und unberechtigten Vorstellungen an über „akademische Verwässerung", „akademische Tyrannei", „akademische Pedanterie", „akademischen Servilismus", die uns noch von der Zeit her im Blute stecken, da Lessing den großen, glorreichen Unabhängigkeitskrieg für die Befreiung des deutschen Geschmackes begann. Daß Lessing dabei, und zwar in guter Absicht, mit der ganzen Einseitigkeit und dem ganzen Undank gegen unsere gallischen Lehrmeister verfuhr, ohne welche Freiheitskriege nun einmal nicht siegreich geführt werden, ist zwar schon oft gesagt worden, aber doch, wie es scheint, noch nicht oft genug. Auf alle Fälle überschätzt man den Einfluß der „Vierzig Unsterblichen" wenn man die Beifallssucht, den kalten Regelcultus, den ästhetischen Servilismus vieler französischer Schriftsteller ohne Weiteres auf ihre Rechnung setzt und überhaupt den französischen Geschmack als ihr Werk betrachtet. Mehr als einmal haben sich die allerwesentlichsten literarisch-ästhetischen Umwälzungen bekanntlich im

ausdrücklichen Gegensatze gegen ihren Einfluß vollzogen, und sie hat sich begnügen müssen, das von der Nation Erzeugte mit ihrem Stempel zu versehen und hie und da verzögernd, aber auch mäßigend und reinigend auf die freie Arbeit der Geister einzuwirken. Wenn das inmitten der straffen romanischen Centralisation der Verlauf war, was hätten wir in dem reich fluthenden, aber stark zerfahrenen geistigen Leben unseres kaum nothdürftigst geeinigten Deutschlands zu fürchten? Wollte Gott, wir wären vor einem Zerfall, vor geistiger und ästhetischer Anarchie und babylonischer Verwirrung so sicher, wie vor erstarrendem Uebermaß des Einigungstriebes! Oder werden andrerseits etwa die von Dubois-Reymond gerügten Uebelstände unseres Sprach- und Schriftwesens geläugnet? Ist unsere Rechtschreibung etwa nicht ein gräuliches Chaos? Gehören Achtung vor guter Form, Reinheit und Sorgfalt des Ausdrucks etwa zu den hervorragenden Eigenschaften unserer Tagespresse und unserer Unterhaltungsschriften, oder gar unserer gelehrten Fachliteratur? Ist es etwa nicht wahr, daß unsere Behandlung der Synonymen vielfach nachlässig und schwankend ist, daß wir uns in Bezug auf klaren, sichern, sachgemäßen Ausdruck mit Franzosen und Engländern im Allgemeinen nicht messen können? Wird der Mißbrauch der Fremdwörter in Zeitungen und Geschäftsleben nicht nachgerade zum unerträglichen Ekel? Nun, auch der heißblütigste Schwärmer für das neue Reich deutscher Nation geht wohl nicht so weit, diese Uebelstände zu läugnen, auch Dove nicht. Aber man verspricht sich von einer Akademie keine Abhilfe, ruft vielmehr zunächst in beliebter Weise nach dem geduldigen Aschenbrödel der deutschen Familie, d. h. man schiebt die Sache auf die Schule. Die Schule soll historische Grammatik treiben, sie soll dadurch in der Jugend die lebendigen Quellen des vaterländischen Sprachgefühls öffnen und fließend erhalten. Dann wird nachher der natürliche Schönheitssinn unserer Schriftsteller und Zeitungsschreiber, durch ausgiebige Studien unserer classischen Muster genährt und geleitet, schon den weitern Weg finden.

Nun, der Vorschlag ist auf alle Fälle ein lehrreicher Beitrag zur Erläuterung des täglich stärker erschallenden Rufes nach Vereinfachung unseres Unterrichts, nach Entlastung der überbürdeten Jugend. Doch vielleicht thun wir Unrecht; man hat wohl nur eine Auswahl der akademischen Jugend, die Blüthe unserer jungen Germanisten im Auge? Dann und so weit ist der Gedanke ebenso wenig bestreitbar als neu; wie aber Dubois-Reymond's Vorschlag unter solcher Betrachtung leiden sollte, das scheint kaum erfindbar. Freilich wird die Akademie schwerlich sich versammeln, um irgend einen Schriftsteller als Muster deutscher Prosa zu bezeichnen, um per majora darüber abzustimmen, ob Lessing, Schiller, Herder, Göthe, Schlegel, Gustav Freytag, oder wer sonst das beste Deutsch schreibt. Soviel uns bekannt, hat auch die Akademie française Aehnliches nie unternommen. Aber eine sachkundige Centralstelle für Bearbeitung der deutschen Orthographie, Synonymik und Syntax, eine ausdrückliche nationale Anerkennung des Werthes der guten Form auch auf dem Gebiete des Gedankenaustausches, der Ausübung eines tactvollen, moralischen Einflusses in dieser Richtung durch Auszeichnung von Meisterwerken und Herstellung einer fortlaufenden Ueberlieferung des guten Geschmacks: sollte das Alles gerade bei uns überflüssig erscheinen oder unsern keuschen germanischen Unabhängigkeitssinn mit Gefahren bedrohen? Wir können uns davon nicht überzeugen, danken vielmehr dem berühmten Verfasser recht herzlich für die von ihm ausgegangene Anregung. Ueber die meisterhafte Form der Rede machen wir weiter keine Worte; sie versteht sich bei Dubois-Reymond von selbst. — Auch die zweite dieser Festreden verdient höchste Beachtung, indem sie auf streng inductive Behandlung des wissenschaftlichen Unterrichts dringt und auf Anregung einer selbstthätigen Wißbegierde durch Anlehnen der Entwicklung an den geschichtlichen Theil der Wissenschaft. Freilich setzt sie Lehrer voraus, welche „das von den Vätern Ererbte wirklich und ernstlich erworben haben", d. h. Kräfte ersten Ranges. Aber andern als solchen sollte die studirende Jugend eines führenden Culturvolkes auch wo möglich nicht anvertraut werden.

2. Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Band V. Das Virtuosenthum. Leipzig. Weber. 1874.*)

„Keine Kunstvereine und Kunstausstellungen, keine Musikfeste, keine Eisenbahnen und sonstigen Gemeinnützigkeiten vermögen das tiefsinnige Gedankenschauspiel einer großen, poetischen Bühne und ihre wohlthätigen, kräftigenden Wirkungen auf die menschliche Schlaffheit zu ersetzen. Wie nahe liegt nun das Bessere, wie leicht wäre es zu ergreifen, wenn man sich zu einem edeln Entschlusse aufraffen wollte! Aber man denkt und fühlt leider gemein, und darum ist man mit sehenden Augen blind!" So schrieb Immermann (Devr. IV. p. 286), als im Jahre 1837, nach zweieinhalbjährigem rühmlichstem Wirken, seine Düsseldorfer Bühne zu Grunde ging. Es handelte sich um einen jährlichen Zuschuß von 4000 Thalern, der für ein grundsätzlich und würdig geleitetes Kunstinstitut nicht zu haben war, während Ausstattungsopern und Ballete jährlich Hunderttausende aus dem Volkssäckel empfingen. Seitdem sind fast vierzig Jahre unserer größesten und glänzendsten Geschichtsepoche vergangen. Deutschland ist die Censur los geworden und den Bund obendrein. Es ist durch Revolution und Reaction siegreich hindurchgedrungen zur Begründung seines Nationalstaats und seiner Freiheit. Auch die Kunst hat ihre Ernte gehabt; unsere Provinzialstädte wetteifern mit den Residenzen in monumentalen Prachtbauten für ihren Dienst; unsere Schauspieler sind mit Orden geschmückt und erfreuen sich anständiger, wenn nicht glänzender Einkünfte; sie sind respectabel und respectirt, leben in musterhaften Ehen, verkehren in vornehmer, nicht selten sogar in guter Gesellschaft; es fehlt nicht an ernstlichen Bestrebungen, durch Cartellverträge ihre Solidität, durch Vereine und Pensionskassen ihre Zukunft zu sichern. Auch für unsere Dichter sind die Tage vorüber, in welchen Geschäftsleute, wie z. B. der weiland Musikhändler Zulehner in Mainz, auf die Klage über „Manuscriptdiebstahl" ganz einfach antworten durften: „Ich kenne kein Gesetz in Deutschland, welches mir verbietet, Manuscripte von reisenden Schauspielern oder Directoren zu kaufen und wieder zu verkaufen. Ich treibe das Geschäft seit 30 Jahren und gedenke es auch noch ferner zu betreiben. Ich werde daher Ihre Stücke kaufen, wo ich sie am billigsten bekomme, und wieder verkaufen an Jeden, der sie von mir haben will. Dies zur Nachricht." Das literarische Eigenthum ist sicher gestellt; selbst Raupach würde wegen der 300 Thaler, welche er für jede große Tragödie nebst Vorspiel von der Berliner Intendanz empfing, heute nicht mehr beneidet werden. Alles das und noch mehr ist im großen Fortschrittsbuche dieses Menschenalters verzeichnet, und — dennoch zählt während der ganzen Epoche unsere dramatische Literatur kaum den einen oder den anderen wirklichen Erfolg (wenn man von Possen absieht), und die Klage über den Verfall der Menschen darstellenden Kunst, über die immer weiter gähnende Kluft zwischen unserer Bühne und unserer höhern Bildung ertönt täglich lauter. Wo liegt der Grund, fragt man besorgt, für solchen Verfall? Sind uns etwa die Talente ausgegangen, versiegt der nationale Genius? Das wäre eine nicht aufzuwerfende Frage im Zeitalter der vier Devrient's, der Seydelmann, Döring, Grunert, Gabillon, Dawison, und der Sophie Schröder, Crelinger, Stich, Janauschek, Dahn, Seebach, Goßmann — man könnte die Reihe leicht ohne Uebertreibung vervierfachen. So trägt eben der Industrialismus die Schuld, der gott- und ideallose Materialismus, oder gar der barbarische Militarismus, der diesseits und jenseits der Vogesen so vielen schönen Seelen Thränen und

*) Bekanntlich erschienen die ersten drei Bände 1848, der vierte 1861. Der erste Band behandelte das Mittelalter und die Zeit des Verfalls bis Anf. des 18. Jahrhunderts. Im zweiten wurde das Wiederaufleben der deutschen Schauspielkunst unter der alten Principalschaft geschildert, bis zu Schröder's erster Direction in Hamburg (1780); der dritte Band behandelte das Theater unter den Einflüssen der classischen Dichtung, bis 1815; der vierte schilderte das Wirken und die Einflüsse der Hoftheater im restaurirten Bundes-Deutschland, bis ins vierte Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts.

Seufzer entlockt? Aber unter Louis Philipp, in der heißen Geburtsstunde des modernen Goldhungers, blühte die französische Bühne; und gar Shakespeare, Marlowe, Greene und Genossen lebten mitten in einer gründlichen und wahrlich nicht immer saubern und ästhetischen Umwälzung aller materiellen und geistigen Verhältnisse, in einem Zeitalter, welches seinen Kindern ganz andere Nüsse zu knacken gab, als tiefsinnige Tragödien und phantastische Lustspiele. Nein, gewiß nicht; nicht in dem Aufschwunge unseres nationalen Lebens, nicht in unsern industriellen und kriegerischen Großthaten, nicht in unserm Schul- und Heereszwange ist die Ursache des Bühnenverfalls, der Kunstentartung zu suchen. Devrient (und wir sind geneigt, ihm in allen Hauptpunkten beizustimmen) findet sie einzig und allein in der Kunstanarchie, in dem Mangel planmäßiger, sachverständiger Leitung, in der Auslieferung der darstellenden Kunst an äußere, ihrem Wesen ganz fremde Einflüsse, und die Schuld trägt nicht das Gespenst des „Zeitgeistes", sondern die Gleichgültigkeit und der Unverstand Vieler, welche Beruf und Mittel hätten, auch auf diesem Gebiete die geistigen und sittlichen Interessen der Nation zu vertreten. An die Volksvertretung, an Regierungen und Communen ergeht der Ruf des Verfassers. Sie sollen gut machen, was sie seit fünfzig Jahren verdarben, die Einen durch verkehrtes Eingreifen, die Andern durch Gleichgültigkeit. Von den Hoftheatern ging seit 1815 der Glanz unserer Bühne aus; die ganze Reihe der oben anerkannten materiellen Fortschritte ist ihnen zu danken. Aber die Bühne hat diese Fortschritte nur zu theuer bezahlt. Indem man den Künstlern zu essen gab, oft genug auch, und zwar gut, zu trinken, entzog man ihnen ihre beste *geistige* Nahrung, den belebenden, organisirenden, mäßigenden und begeisternden Einfluß wirklich künstlerischer Bühnenvorstände. Die *Intendanzen* kamen, und mit ihnen die Favoriten, die fürstlichen Launen und Liebhabereien, der Dilettanteneinfluß, und zuletzt das Allerschlimmste: die Pest der Revolverpresse, der Claque und der Agenturen: denn für die *nicht sachverständigen*, vornehmen Kunstleiter, allem Mäcenatenhochmuth zum Trotz, gab schließlich doch der rohe, materielle Erfolg die Entscheidung, die Zeitungsreclame, der Lärm des Hervorrufs, das durch irgend welche Mittel gefüllte und „animirte" Haus. Ja noch mehr: selbst als Ventil für die faulen politischen Dünste mußte die Theaterkritik dienen. „Man muß den Hunden doch *einen* Knochen lassen," meinte Graf Bernstorf in Berlin, wenn die „Kritiker" es einmal gar zu unverschämt trieben. Und was in den Residenzen die Intendanten, das waren in der Provinz die Ausschüsse der Actionäre. So entstand jene innere Auflösung der Künstlerwelt, welche in dem glänzenden Elend des „*Virtuosenthums*" ihren Ausdruck fand. „In der Monarchie kann ich Niemanden lieben, als mich selbst." Diesen Ausspruch Posa's übertrugen die Talente auf die Theateranarchie, welche ihnen höhere, ideale Befriedigung versagte. Jeder für sich! wurde die Losung. Der „Effect um jeden Preis" riß Alles fort. Das wuchernde Gastspiel zerstörte das Ensemble, die Achtung vor dem Gedicht, die Vertiefung, und während Poesie, Wahrheit, Natur das Haupt verhüllten, während in der allgemeinen Styllosigkeit die Grille, die Manier, das Kunststück triumphirte, wandten die wahrhaft Gebildeten der Kunst, welche das Leben abbildet, mehr und mehr den Rücken. „Man hatte sie glücklich hinaus gespielt," und alle Freigebigkeit der Höfe, alle Pracht der Häuser, alle sociale und finanzielle Hebung des Künstlerwerks konnte den Verfall nicht aufhalten. Dies der Gedankengang des vorliegenden Schlußbandes, der aber darum keineswegs zur Jeremiade wird. Was uns im Gegentheil nicht am wenigsten für Devrient's Art einnimmt, ist die Milde seiner Einzelurtheile, die Unerschütterlichkeit seiner Hoffnung, seine Geneigtheit, jedes tüchtige Streben anzuerkennen, jeden Frühlingsboten zu begrüßen, mit einem Worte, die positive, in festem Vertrauen zu seiner Sache wurzelnde Art seiner Kritik. So hält die principielle und entschiedene Verurtheilung der *nicht sachmännischen* Bühnenleitung ihn nicht ab, die persönlichen Verdienste eines v. Gall, Grafen Brühl, von Redern mit Wärme zu würdigen; sein Künstlerzorn gegen das Virtuosenthum entreißt ihm, so weit wir die Sache zu verstehen glauben, kein unbilliges Wort gegen Seydelmann, Rott, Dawison; und wahre Meister-

stücke künstlerisch-wissenschaftlichen Freimuths bei seinem, menschlichem und männlichem Tact sind die Beurtheilungen seines Oheims Ludwig und seines Bruders Emil Devrient, welcher letztere in Dresden bekanntlich erst eigentlich das Virtuosenthum auf den Thron setzte. Daß es an drastischen Anekdoten, an scharfen Streiflichtern nicht fehlt, versteht sich von selbst bei einem Berichterstatter, der das „quae ipse miserrima vidi et quorum pars magna fui“ mit so theuer erkauftem Rechte beanspruchen kann. Welch ein Stück neudeutscher Theatergeschichte steckt z. B. in des Leipziger Directors Ringelstedt Ausruf, als ihm die „Braut von Messina“ nicht die Casse gefüllt hatte: „Na, da haben wir ja den Herrn Schiller. Und der Göthe ist auch so ein Schweinehund! Morgen geben wir den Jux!“ Auch die Schilderung des Theaterunternehmers, ehemals Pferdehändlers Cerf, die des Wundermannes und Millionärs Karl in Wien, sowie manche Hofanekdote leidet an Salz keinen Mangel. Devrient schließt seine Darstellung mit der Mitte der Fünfziger Jahre ab. Die „Einwirkungen und Aussichten“, in welche sie ausläuft, sind, wie gesagt, keineswegs erbittert und hoffnungslos gehalten. Sie constatiren den Verfall des Virtuosenthums, werden ehrenwerthen Bestrebungen, wie z. B. denen der Stadt Mannheim und der Großherzoglich Badischen Regierung, so wie Dingelstedt's in Weimar, gerecht (Wagner's Reformpläne und Laube's Wirken in Leipzig und Wien liegen jenseits der Grenzen des Buchs), und lassen, bei aller scharfen, und wie wir glauben gerechtfertigten, Mißbilligung der „Kunstanschauung“ des neuen Reichsgewerbegesetzes die Hoffnung nicht fallen, daß eine glücklichere Zukunft den Plan v. Ladenberg's wieder aufnehmen werde, welchen dieser am 9. März 1849 mit Devrient aufstellte: „Uebernahme aller nationalen Kunstanstalten durch das Cultus-Ministerium.“ Jetzt hofft und verlangt Devrient Theaterschulen und Leitung der tonangebenden Bühnen durch Fachmänner unter Staatsgarantie. Nicht auf immer werden die Regierungen des neuen Reichs sich der Ueberzeugung verschließen, daß die Kunst einer reich entwickelten, überall mit Massen und auf Massen wirkenden Zeit anderer Kräfte und Garantien bedürfe, als die jener eng begrenzten gebildeten Kreise, welche sich vor hundert Jahren nach langer Erstarrung zu menschlichem Fühlen und Denken ermannten, und die man damals das deutsche Publicum hieß. Wird sein Glaube Recht behalten? Wir hoffen und wünschen es. Auf alle Fälle wird das nunmehr vollständig daliegende Werk in weiten Kreisen dazu beitragen, ihn zu beleben. Wir können es jedem Gebildeten als eine reiche Quelle der Belehrung und des Genusses empfehlen.

3. W. Jordan's Niblunge. Zweites Lied. Hildebrant's Heimkehr. Thl. 1. 2. Frankfurt a. M. 1874. Jordan's Selbstverlag.

Der zweite Theil von W. Jordan's „Niblunge“, das Lied von Hildebrant's und Ditrich's Freundesbund, von dessen schmählicher Lösung durch Selbstsucht und römische Tücke, von Etzel's Brautwerbung, Krimhild's Rache, vom Untergange der Niblunge, von Schwanhild's, der Sigfridstochter, Befreiung, von ihrer Prüfung und Vermählung mit Hadubrant, Hildebrant's Sohne, von Hildebrant's siegreicher Heimkehr und fester Gründung des Wölfing-Hauses, es liegt in zwei stattlichen Bänden von je zwölf Gesängen fertig vor uns. Gleichzeitig hat der Verfasser in seinen „epischen Briefen“ über seine Aufgabe und die Lebensbedingungen seiner Kunst, wie er sie aufgefaßt wissen will, mit gewohnter Selbstständigkeit und Schärfe sich ausgesprochen. So hoffen wir denn, in seinem Sinne zu handeln, wenn wir die Bedeutung seines Werkes nach dem Maßstabe abschätzen, den er uns selbst in die Hand drückt.

Um das wahre Epos, die Blüthe und Krone aller Dichtung, möglich zu machen, hält Jordan das Zutreffen dreier Bedingungen für geboten. Erstens muß das Volk des Dichters sich im Besitze uralter Sagen befinden, und zwar in einem Besitze, der nie aufgehört hat, ein lebendiger zu sein. Auch muß seit der Urzeit eine Sage allbeherrschend in der Mitte stehen und im Herzen des Volks den ver-

borgenen Einheits- und Ausstrahlungspunkt aller andern bilden. **Zweitens** muß, während das Epos entsteht, das Volk sich in einem Hauptknotenpunkt seiner Entwickelung zur führenden Weltmacht befinden. **Drittens** muß auch der Sieg einer neueren und höheren Gestaltung der Religion über eine unzureichend gewordene im Bewußtsein des Volks sich vollziehen und diese Zukunftsreligion muß der Dichter zwar nicht **predigen**, wohl aber tief empfinden und mit ihr seine Gestalten durchleuchten. Wenn das Alles zutreffe, sei die Geburt des wahren Epos, der Blüthe des nationalen Kunst- und Schönheitstriebes nicht nur möglich, sondern **nothwendig**, dem Künstler aber, durch den sie erfolge, sei sie weit mehr als Glück auf die Rechnung zu bringen, denn als Verdienst. Ohne ihn würde in Kurzem ein Anderer, „aus der großen Zahl der Talente", die reife Frucht der Zeiten gepflückt haben.

Wie verhält es sich nun, diesen Forderungen und Voraussetzungen gegenüber, mit Jordan's, durch des Verfassers Rhapsoden-Wanderungen **bruchstückweise** schon in weiten Kreisen bekanntem Gedichte?

So viel zunächst wird gesagt werden dürfen: möge die endgültige Probe einst ausfallen, wie sie wolle: das stolz-bescheidene Wort Jordan's von der Geringfügigkeit des Verdienstes, welches bei Gestaltung des in der Luft liegenden Epos dem Künstler zu Gute kommt, wird sie hier schwerlich bestätigen. Jordan, es verhalte sich mit seinen sonstigen Ansprüchen einstweilen wie es wolle, ist vor Allem Sprachvirtuose, Verskünstler, Erzähler und Schilderer allerersten Ranges. Die Sprache giebt alle ihre Waffen in seine Hand und sein **Stabreim**, aus der Urüberlieferung siegreich erneuert, fügt sich zwangslos der Darstellung alles Erhabensten und — alles Schlichtesten, Gewöhnlichsten, was deutsche Menschen jemals bewegte.

Damit zusammen hängt jener Reichthum der Naturanschauung, jener Einklang der Dichterseele mit dem Herzschlag des Alls, jene männliche Freude am Erhabenen und jene liebevolle Versenkung in die Wunder des Kleinen, die hier überall eine wahre Fülle von bunten und schönen Bildern hervorzaubert. Jordan hat das ächte Nordlandsverständniß für den stillen Zauber, der im Wachsen der Pflanze webt, in den tiefsinnigen Räthseln des Thierlebens wie im gewaltigen Kampfe der Elemente.

Nicht gering zu schätzen sind ferner die zahlreichen, inhaltreichen Ausführungen, von denen der Dichter, wo die Gelegenheit sich bietet, so viel schönes Licht ausstrahlen läßt über die verschiedensten Fragen der Lebensführung, des Geschmacks, der Sitte, der Kunst, wie z. B. an folgender Stelle:

„Nicht Alles besingt der ächte Sänger,
„Was der Leute Begier mit goldnem Lohne
„Ihm danken würde. Die dürftigsten Dinge,
„Das dunkelste Loos, das ärmste Dasein
„Sind werth der Dichtung, wo Heiliges durchscheint.
„Verklären kann sie die kleinste Geschichte,
„Wie das Schauergeschick, das die Erde erschüttert;
„Doch nicht nach Willkür, und niemals weiter,
„Als schon im Ereigniß Ewiges aufknospt.

— — — — — — — —

„Wo der thierische Theil der Thaten anhebt,
„Da lasse sie lieber den Vorhang fallen.

In diesem reinen und menschlichen Sinne ist denn auch hier unsere Heldensage behandelt. Es ist der unzerstörbare Keim wahrhaftiger Gesinnung und sittlichen Ernstes, den der Dichter auch in den düstersten und verworrensten Ueberlieferungen unserer Urzeit erkennt und in Liebe und Treue zu beleben weiß. So fügten sich ihm die zerstreuten Bruchstücke unserer fränkisch-burgundischen, gothischen und nordischen Sage zu einem lichtvollen, harmonischen Bau zusammen, und glücklich genug hält fast überall (wenn auch wohl nicht ganz gleichmäßig) die poetische Färbung des Ganzen zwischen verschwommenem Archaismus und anachronistischem Modernisiren die Mitte.

Wie aber steht es, so müssen wir immerhin fragen, wie steht es bei aller dieser Kunst, bei dieser Gedankenfülle, dieser gesunden und tiefen Lebensauffassung mit

jenen Grundbedingungen, an welche Jordan selbst, wir glauben mit Recht, die Geburt des ächten National-Epos geknüpft glaubt?

Wie uns bedünkt, trifft im Grunde doch nur eine in genügender Vollständigkeit zu: nämlich die zweite. Wenn es dem Heldengesange genügt „an der Sonne des Sieges", nun, so wird dem Heldensänger in den Tagen von Königgrätz und Sedan jedes Hoffen und jedes Wagen erlaubt sein. Aber Jordan verlangt noch einen ganz andern, gründlichern, inhaltsschwereren Umschwung des nationalen Geschicks: eine heilvolle, vorwärts strebende Wandlung in des Volkes religiösem Empfinden und Denken. Wie er sich das vorstellt, darüber lassen nicht nur einzelne Glanzstellen, darüber läßt die ganze Anlage seines Gedichtes keinen denkenden Zeitgenossen von Darwin, Strauß und Haeckel, von Döllinger und Reinkens im Zweifel.

Nun, wahrlich nicht „wir" werden da widersprechen. Aber was wird die Masse thun, deren der Nationaldichter doch bedarf, auf die er rechnet und wirken soll? Steht es wirklich heute mit uns, wie mit den Hellenen zur Zeit, da die homerischen Bücher entstanden, da es dem Dichter vergönnt war, die Weltanschauung seines Volkes in eine neue, höhere Phase zu heben, indem er die alten formlosen, Natursymbole des Cultus zu Idealbildern schönen Menschenthums verklärte? Die Kluft dürfte doch wohl weiter und gefährlicher gähnen, welche auch heute noch bei uns die Führer des voranstürmenden nationalen Gedankens von den dienstbaren Unterthanen einer fremdländischen Ueberlieferung und vollends von den dunkeln Symbolen unserer Urväter trennt. Und kaum besser steht es, wenigstens für unser Gefühl, mit der noch übrigen ersten Bedingung wahren epischen Erfolgs, wie Jordan sie aufstellt. Freilich uralt und eigen ist unsere Heldensage: aber auch lebendig, ununterbrochen lebendig, lebendig im Volk? Wir unterschätzen wahrlich nicht den bedeutsamen Zug, der seit Jahrzehnten erst die deutsche Forschung, dann auch die deutsche Kunst mit sichtlich sich steigernder Kraft zu jenen Ueberlieferungen unserer Urzeit zurück führt. Aber von diesem Zuge der Dichter, Denker, Tonkünstler (und auch die Maler sind hier nicht zurück geblieben), von dieser Bewegung der vorgeschrittensten Söhne der Zeit bis zu wirklichem Wiederaufleben des alten, urgermanischen Geistes in den so lange sich selbst entfremdeten Massen, selbst in den Massen des „gebildeten" Mittelstandes, ist doch wohl noch ein weiter Weg. Es wird unserer religiösen und poetischen Rückkehr in's Vaterhaus wohl noch eine gute Weile so gehen, wie es mit der politischen gegangen ist und — auch noch geht. Das Eis ist gebrochen, der Märzsturm braust, aber noch weit ist der Sommer. Noch sind die „Nidinge", noch ist „Niblungs Geschlecht" nicht besiegt, noch ist der römische Fluch und was daran hängt nicht von uns genommen: so ist auch wohl die Stunde noch fern, die einst das befreite, sich wieder gegebene Volk um seine Todten versammelt, und wohl nicht ohne natürlichen, zwingenden Grund, nicht durch Schuld der Talente ist augenblicklich unsere dichterische Schöpferkraft im Ganzen und Großen nicht eben im Aufschwunge. Doch das darf unsern Dank nicht schwächen für den Sänger, den Denker, den ganzen deutschen Mann, der auch in gährender, verworrener Zeit das Schwerste gewagt und tapfer vollendet. Wenn sein Werk noch nicht so zum Volke spricht und sprechen kann, wie er voll Zuversicht es verkündet, so wird es sicher den Weg in immer weitere Kreise der Gebildeten, und, kraft seiner Formschönheit, seiner sittlichen Reinheit und Gesundheit, seines ächt vaterländischen Geistes in die Schule finden, und durch die Schule geht der Weg zum Volke der Zukunft!

4. Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Aus dem Nachlasse Bürger's und andern, meist handschriftlichen Quellen herausgegeben von Ad. Strodtmann. Bd. 1—4. Berlin. Gebrüder Paetel. 1874.

Die nächste Veranlassung zu diesem Quellenwerke erhielt der Verfasser durch die Aufforderung zur Herausgabe der von seinem Freunde Richard Wehn aus dem

Nachlasse des Capellmeisters Kiel zu Detmold erworbenen Briefschaften Bürger's. Er ging mit Eifer an die Arbeit, mußte sich aber bald überzeugen, daß das zunächst vorliegende Material, wie reich und anziehend auch immer, doch zu lückenhaft war, um für sich allein den Kraftaufwand zu lohnen, und so wurde denn die Aufgabe in großem Styl gefaßt und auf vollständige, mustergültig geordnete Zusammenstellung des überhaupt aufzutreibenden Bürger'schen Briefwechsels gerichtet. Zunächst wurde alles bereits im Druck Erschienene sorgfältig gesammelt und eingereiht; dann vermittelte eine Reise nach allen Orten, an denen Bürger längere Zeit gelebt hat, zunächst wohl Ortskenntniß für die in Aussicht genommene Biographie des Dichters, aber auch manche nützliche Verbindung; der Aufenthalt der noch lebenden Nachkommen Bürger's und der Nachkommen seiner wichtigsten Freunde und Correspondenten wurde erforscht, Autographensammler erkundet und in's Interesse gezogen, und so entstand denn die vorliegende Sammlung, welche in vier stattlichen Bänden von zusammen 90 Druckbogen Bürger's Leben von 1767 bis 1794, vom zwanzigsten Jahre des Dichters bis zwei Monate vor seinem Tode fast ohne Lücke begleitet. Der erste Brief, Bürger an Klotz, ist vom 15. November 1767, der letzte, von Heyne, vom 22. April 1794. Weitaus am reichsten ist, wie natürlich, Bürger's treuer Freund und Berather Boie, der Herausgeber des Musenalmanachs, vertreten. Nächst ihm steht, Anfangs wenigstens, Vater Gleim im Vordergrunde, und, was die Zahl der Briefe angeht, Dieterich, Bürger's Verleger. Dann kommen die Genossen des Hainbundes, mit Ausnahme von Hahn und Hölty; aber auch von den sonstigen großen Namen der siebziger Jahre (die Briefe der Jahre 1777—79 füllen den ganzen zweiten Band) fehlt kaum einer. Das ganze Gähren und Knospen, Drängen und Stürmen jener merkwürdigen Zeit zieht an unserem geistigen Auge vorüber in seiner berauschenden Herrlichkeit, aber freilich auch mit der Zugabe äußerer und innerer Unzulänglichkeiten, Schwächen und Wirrnisse, dem wild bewegte Uebergangszeiten am wenigsten entgehen, und man weiß, wie reichlich diese Zugabe gerade dem armen Bürger gemessen wurde. Uebrigens geht sein Bild aus dem peinlichen Kreuzverhör dieses wahren Todtengerichtes bei alledem anziehender, der Theilnahme, der Liebe und des reinsten Mitleids würdiger hervor, als die bisherige Ueberlieferung es hinstellte. Er ist sinnlich, überschwänglich im Gefühl und in dessen Ausdruck; seine Begeisterung, seine Liebe, selbst sein männlicher Stolz ist oft wortreicher, als es mit gediegener, nachhaltiger Kraft sich zu vertragen pflegt; man begreift ohne Mühe, schon beim ersten Briefe an Göthe, daß diese Freundschaft nicht dauern konnte. Aber unter all' dem Drange feindseligster Verhältnisse fällt kein Schatten unedler Gesinnung, unehrenhaften Handelns auf ihn. Der gute, menschliche, hochstrebende Geist jener Jahre ist in dem Dichter Lenorens so gut mächtig, wie in seinen glücklicheren und größer angelegten Zeitgenossen, die ihm, theils durch kaltes Abwenden, theils durch überstrenge Kritik wohl den härtesten Schlag versetzten, der ihn getroffen hat. Auf Näheres einzugehen, erlaubt hier der Raum nicht; das überreiche Material gäbe zu mehr als einem Essay mehr als hinreichenden Stoff. So sei nur noch bemerkt, daß sorgfältigste Personen- und Sachregister, sowie überhaupt meisterhafte Anordnung die Benutzung der trefflichen Arbeit erleichtern. Mit lebhaftester Erwartung sehen wir dem „Leben Bürger's" entgegen, welches Strodtmann, an sie anknüpfend, in Kürze in Aussicht stellt.

Friedrich Kreyssig.

Berliner Chronik.

Die Theater.

15. October 1874.

Obgleich wir uns schon in der Mitte des Octobermonats befinden, will die Theatersaison noch immer nicht anbrechen. Mit seltenen Ausnahmen — so bewähren in diesen Tagen der „ewig junge" Tenor und die immer neue Postillonspeitsche Theodor Wachtel's ihre Anziehungskraft in der Friedrich-Wilhelmstadt — ist und bleibt der Besuch der Theater spärlich, und wenn die Meininger nicht wären, würde man in der Gesellschaft überhaupt noch nicht vom Theater sprechen. Von dem großen Kampf, den die Darstellungen der Gesellschaft des Meininger Hoftheaters im Frühjahr erregten, klingt bald hier, bald dort noch ein letzter Kanonenschuß. In einer Kritik über die historischen Bilder der Ausstellung in der Akademie wird plötzlich ein Armstrong-Geschütz gegen die armen Schauspieler und ihren Cäsar abgefeuert; ein Anderer fühlt sich gedrungen, noch jetzt eine Broschüre über die Meininger zu veröffentlichen, in der er übrigens in anerkennenswerther Objectivität in einem Gespräch zwischen „Wohlwill" und „Spöttlich" die Gründe des Für und Wider anführt. — Die Thatsache, daß diese Aufführungen auf das Publicum einen mächtigen Eindruck ausgeübt, ist jetzt durch eine praktische Bekräftigung auch den Gegnern sichtbar und unwiderlegbar geworden. Eine große Feuersbrunst hat die „Harfenstadt" an der Werra heimgesucht und den ganzen älteren Theil derselben in Asche gelegt. Hier zu helfen, war Pflicht; es konnte nicht gefragt werden, ob diese Stadt sich ein Verdienst um die Kunst erworben und somit des Beistandes doppelt würdig sei. Aber gewiß kamen die Musen ihrer schwergeschädigten Heimstätte zu Hülfe. Die Erinnerung an den Genuß, den die Meininger uns geschenkt, hat manche Hand williger zum Geben und manche Gabe reichlicher gemacht. Im schönen Wetteifer haben die Theater Berlin's sich beeilt, den bedrängten Mitgenossen Hülfe zu leisten. Das Hoftheater sammelte feurige Kohlen auf das Haupt des gefährlichen Nebenbuhlers, indem es „für Meiningen" eine Benefizvorstellung von Shakespeare's „Was Ihr wollt" gab — eine Komödie, in deren Vorführung die Meininger trotz Döring-Malvolio die Hofbühne weit übertroffen haben. Und nicht die Schauspieler allein, auch ein Theil des Publicums wollte sich den „Abgebrannten" theatralisch hülfreich erweisen. Vor Kurzem hat im Wallner-Theater eine wohlgelungene Dilettanten-Vorstellung von Gutzkow's „Uriel Acosta", mit bedeutendem Ertrage, stattgefunden. Im eigentlichsten Sinne des Worts wird Meiningen seine Wiederherstellung dem Theater verdanken.

Zeigte sich so die Wirkung, welche die Meininger Darstellungen auf die Masse der Zuschauer ausgeübt, viel nachhaltiger, als man von Seiten ihrer Gegner angenommen, so erwies sich auch die Nachahmung ihrer Kunst und Spielweise viel schwieriger, als man geglaubt. Ein geübter Decorationsmaler, ein „historischer" Theaterschneider sollten die ganze Herrlichkeit im Handumdrehen herstellen können. Nun, die Hofbühne hat in zwei Aufführungen wohl ihren guten Willen, aber keineswegs ihre

Fähigkeit, es den Meiningern gleich zu thun, bekundet. So stattete sie in der Darstellung des Dumas'schen Lustspiels „Die Fräulein von St. Cyr" den Unterhaltungs- und Sprechsaal des Stiftes mit antiken Büsten und Bildsäulen aus! Welche Augen Frau von Maintenon gemacht haben würde, wenn sie durch diesen Saal zu den Klosterzimmern ihrer Zöglinge hätte schreiten müssen! Während die Herren annähernd das Costüm aus der Zeit Ludwig's XIV. trugen, erschienen die Damen im modernsten Ballanzuge. In Hebbel's „Herodes und Mariamne" war eine Fülle prächtigster Costüme, eine Reihe passender und stilvoller Decorationen verschwendet: mit Unrecht, da sich die Handlung des Stücks gar nicht in die Oeffentlichkeit hinauswagt, sondern lediglich zwischen wenigen Personen, im Innern des Hauses, spielt und durchaus keinen Pomp erfordert; an dem einzigen Punkte aber, wo die Entfaltung einer märchenhaften Herrlichkeit geboten ist, bei der Erscheinung der heiligen drei Könige, welche im Palast des Herodes das Christkind suchen, hatte die Phantasie den Director verlassen; der Zug der Magier erregte das fröhlichste Gelächter des heiter gestimmten Parterre's. Nicht in dem rein äußerlichen, an sich nichtssagenden Prunk und Beiwerk, in der Verwerthung des richtigen Beiwerks, an der richtigen Stelle: darin ruht ein Theil des Meininger Zaubers.

Die Vorführung des Hebbel'schen Trauerspiels „Herodes und Mariamne" war bis jetzt die wichtigste That der Schauspielhausbühne. Wie man, um einem bedeutenden Dichter, wenigstens nach seinem Tode, gerecht zu werden, auf dies Werk verfallen konnte, wo man doch die Auswahl zwischen „Judith", die bisher noch auf jeder Bühne eine gewisse Lebenszähigkeit bewiesen, und „Maria Magdalena" hatte, dem herzempörendsten aber auch ergreifendsten Stück des Dichters, ist mir unerfindlich. Die Geschichte von der grundlosen Eifersucht Herodes des Großen, der nach dem Untergang der Maccabäer als Usurpator auf dem Throne Judäa's, freilich nur unter den Fittigen des römischen Adlers ein geduldeter Tetrarch, saß, auf seine schöne Gemahlin Mariamne ist aus Flavius Josephus Allen bekannt. Unübertrefflich hat sie Calderon in seinem Drama „Eifersucht das größte Scheusal" für die Bühne behandelt. Die Eifersucht Othello's ist im Großen und Ganzen die allgemein menschliche, sie hat in Cassio ihren bestimmten, sichtbaren Gegner; von dem Alter und der Rasse Othello's, von der seltsamen Weise, wie er Desdemona gewann, erhält sie eine besondere Färbung: ganz anders ist die Eifersucht des Herodes. Er liebt Mariamne wegen ihrer Schönheit und Tugend, aber er fürchtet und haßt sie zugleich als die Schwester des Aristobulus, des letzten männlichen Sprossen der Maccabäer, den er im Bade hat ersticken lassen; seine Leidenschaft hat einen politischen Beigeschmack. So oft er zur Unterhandlung mit seinen römischen Herren, erst dem Antonius, dann dem Octavianus, auszieht, quält ihn der Gedanke, mit seinem Weibe zugleich seine Krone zu verlieren. Darum giebt er seinem Vertrauten den Befehl, Mariamne zu tödten, wenn er nicht heimkehren sollte. Noch im Tode will er sich ihres Besitzes versichern, sie soll mit ihm sterben. Dieser Zug macht die Eifersucht des Herodes zur grausamsten und blindesten. Ein phantastisches Element tritt ein: nie hat Antonius Mariamne gesehen, dennoch soll sie seinetwegen, um nicht in seine Hand zu fallen, getödtet werden. Mariamne wiederum liebt Herodes als ihren Gatten und fürchtet ihn und schaudert vor ihm zurück als dem Mörder ihres Bruders. Undenkbar, daß sich nicht auch zuweilen in ihrer stolzen und trotzigen Seele das Bewußtsein sollte geregt haben: du bist die letzte Maccabäerin, dir gehört Jerusalem, Herodes ist nur ein glücklicher Räuber. Indem Hebbel alle diese Besonderheiten, die politische Stellung beider Gatten zu einander, die orientalische Anschauung, das Phantastische in der Eifersucht des Herodes, das Verhängniß, das der König durch die Ermordung des Aristobulus selbst gegen sich heraufbeschworen, theils ganz beseitigte, theils in den Hintergrund drängte und nur den „allgemein menschlichen" Kern aus dem tragischen Verhältniß herausgriff, hat er die wahre Natur dieses Stoffes durchaus verkannt. Aus einer romantischen Geschichte, die durch den Kampf des Antonius und Octavianus um die Weltherrschaft, durch die Märchenstadt Jerusalem, durch den Zusammenstoß

des jüdischen und römischen Wesens, durch das Aufflammen des Christussternes einen großartigen Hintergrund erhält, hat er ein unerquickliches sophistisches Wortgefecht gemacht, dem jede Entwickelung und jede Steigerung fehlt. Bei dem Aufgang des Vorhangs ist Aristobulus schon todt, Herodes schon auf dem Sprunge, zu Antonius zu reisen; so bleibt dem Zuschauer das ganze gespannte Verhältniß der beiden Gatten, die politische Lage des Herodes, die doch wesentlich seine Entschlüsse mit bestimmt, unklar. Alle Dichter, die Mariamnens unseliges Schicksal beklagen, Calderon, Tristan L'Hermite, Voltaire, Rückert, bemühen sich, das schuldlose Opfer einer wilden Wuth liebenswürdig und bejammernswerth darzustellen; Calderon hat für sie, gerade wie Shakespeare für Desdemona, die rührendsten und sanftesten Züge gefunden. Bei Hebbel ist Mariamne ein starkgeistiges Weib, heftigen und trotzigen Sinnes, mit einer bösen, frechen Zunge. Und als hätte er an der einen Megäre noch nicht genug gehabt, hat er ihr in der Alexandra eine Hexenmutter und in der Salome eine eifersüchtige, verläumderische Schwägerin gegeben. Wenn diese drei rasenden Weiber auf der Bühne erscheinen, hat man immer die Sorge, sie möchten im nächsten Augenblick aneinander gerathen und ihre Nägel gebrauchen. Die Charakteristik ist verfehlt — ein einziger hohler, bombastischer Ton des Zornes und des Hasses geht durch das ganze Stück — und die Handlung entbehrt des Wechsels, des Umschwungs und der Entwickelung. Wir sehen einem fünften Acte zu. Wie uns Herodes und Mariamne gegenübertreten, fehlt jede Aussicht, ja jede Möglichkeit der Versöhnung zwischen beiden. Wäre Herodes ein Mann und nicht ein sophistischer Schwätzer, er hätte mit dieser Mariamne nur eine Scene: er sähe sie nie wieder oder erstäche sie mit seinem Dolch. Tödte dich nach meinem Tode, verlangt er von ihr, und als sie dies weigert, befiehlt er einem Vertrauten, sie hinrichten zu lassen, wenn er nicht aus Alexandria vom Hofe des Antonius zurückkehren sollte. Natürlich verräth dieser in seiner Unbesonnenheit das gefährliche Geheimniß; „die ganze Menschheit ist in mir beleidigt", schreit Mariamne etwa wie die Lelia der Georges Sand auf. Als ob einer Orientalin ein solcher Befehl gegen die Menschlichkeit gehen könnte! Auf der andern Seite spintisirt der Hebbel'sche Herodes: wenn Joseph ihr das Geheimniß verrieth, obgleich er mir bei seinem Kopfe Stillschweigen gelobt hatte — welch' einen Preis muß sie dafür gezahlt haben! Mariamne hat also schon die Ehe gebrochen oder ist doch nahe daran, es zu thun, so seine Meinung; er wird sie darum noch einmal auf die Probe stellen. Ein zweiter Vertrauter erhält den gleichen Befehl, Herodes reist wieder in das römische Lager. Genau begiebt sich Alles wie im ersten Falle; Herodes sieht Mariamnens Schuld für erwiesen an und läßt sie tödten. Die Zuschauer wissen freilich, daß sie vollkommen schuldlos ist, aber sie freuen sich herzlich, daß diese polternde Furie endlich in die Couliſſe geführt wird. Man kann einen tragischen Conflict nicht tiefer in die Komik herabziehen, als es hier Hebbel wider seinen Willen gethan hat. Seine Fabel, seine Menschen streiten so sehr gegen das natürliche Gefühl, daß man aufathmet, wenn sie verstummen, wenn der Tod — viel zu langsam für unsern Wunsch — das unerquickliche Imbroglio von Ehestandsscenen und Mißverständnissen, von Sophismen und großwuchtigen Phrasen endlich endet. Nicht einem Drama zwischen Lebendigen hat man beigewohnt — einer ungeheuerlichen Puppenkomödie hat man zugeschaut: ungeheuerlich durch den Gegensatz zwischen der gigantischen Stimme des Poeten, die hinter der Bühne redet, und den kleinen, verzwickten und verquirlten Figuren, die sich vor uns bewegen, gerade wie die Mäusekönige, die Nußknacker und Automaten unsers Gespenster-Hoffmann's. Den Dichter mag eine Ahnung des unbehaglichen Eindrucks beschlichen haben, den sein Werk auf den Unbefangenen hervorbringen muß; mit einem kühnen Sprung sucht er sich und uns aus der modernen Verkünstelung der Betrachtungen und Gefühle in die phantastische Sphäre zu versetzen, der sein Stoff in so vielen Beziehungen angehört. Nach dem Tode Mariamnens führt er plötzlich, unvermittelt die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande auf ihrer Wanderung nach dem geheimnißvollen Kinde in die Königsburg. Einen so starken und grotesken Gegensatz zu der ganzen Handlung, dem Verlauf des Stücks, zu der Denkweise und dem Ausdruck der

Helden bildet die Einführung dieser Sage, die Betonung ihrer naiven Züge, daß die Zuhörer nur mühsam ihr Gelächter zurückhalten konnten. Hebbel's Absicht ist klar genug; durch den Ausblick auf die Geburt des Heilands, den Beginn des christlichen Weltalters will er in die grausen und barbarischen Zustände, die er geschildert, ein mildes und versöhnendes Licht fallen lassen. Aber er hat vergessen, uns auf diese Erscheinung vorzubereiten; unvermittelt, wie sie eintritt, ohne Verbindung mit dem Bisherigen, ohne Einfluß auf das Schicksal des Herodes, der nach dem Abschied der Magier wieder das Thema von Mariamnens Schuld oder Unschuld aufnimmt, hat sie eine komische Färbung und sieht wie ein Transparentbild in der Weihnachtsausstellung aus. Noch dazu in einer protestantischen Stadt, in der Melchior, Balthasar, Caspar immer nur als Figuranten und Statisten eines Märchens angesehen worden sind: allerliebst, von Kindern dargestellt, in einer Kinderkomödie, allein höchst fragwürdige Gesellen, wenn sie neben Herodes und Mariamne als ernsthafte Leute gelten wollen. Trotz der Sorgsamkeit, die auf die Einrichtung verwandt war; trotz des Eifers der Darsteller, von denen Frau Erhartt als Mariamne und Herr Ludwig als Herodes volles Lob verdienen, erfuhr die Tragödie schon bei der ersten Aufführung eine so gewaltige Niederlage, daß sie die zweite nicht überlebte.

Mehr Glück hat die Hofbühne mit einem altbekannten Stück des älteren Dumas: „Die Fräulein von St. Cyr," gehabt. Eine lustige Geschichte, der ein ernsterer Hintergrund nicht ganz fehlt, spielt sich im raschen Wechsel drolliger und pathetischer Situationen ergötzlich vor uns ab. Klosterscenen und Ballabenteuer lösen einander ab; auf Unwahrscheinlichkeiten in den Vorgängen, auf Risse und Sprünge in den Charakteren achtet der Dichter nicht; wie ein geschickter Taschenspieler weiß er einen Blumenstrauß nach dem andern aus dem Aermel zu schütteln, dazwischen noch den Pistolenschuß einer großen Eifersuchtsscene abzufeuern und vor Allem den Zuschauer niemals zum Nachdenken kommen zu lassen. Seine Charaktere sind flach, meist nur in Umrissen hingeworfen, an innerer Tiefe, an feiner Detailausführung mit denen des jüngeren Dumas nicht zu vergleichen; dafür haben sie den großen Vorzug der Absichtslosigkeit, sie wollen uns weder belehren noch bekehren. Willkommen, rufen sie dem Zuschauer zu, ihr sollt eure Freude an uns haben. Wir quälen euch nicht mit Weltverbesserungsplänen, aber paßt auf, welche herrliche Sprünge wir machen werden. Wir erheben gar keine Ansprüche, Vertreter von Ideen zu sein, wir sind in anderen Masken Harlekin und Colombine, vergnügt euch, lacht und klatscht! Das ist Alles, was wir von euch verlangen! Und dieser, für das reale Theater, das doch nur in einer sehr weiten Ausdehnung des Begriffs als ideale Bildungsschule angesehen werden kann, wichtigste Zweck ist von den „Fräulein von St. Cyr" erreicht worden. In der nicht vollkommenen, aber gefälligen Darstellung der Damen Frl. Keßler und Frl. Meyer und der Herren Ludwig und Vollmer gaukelte die Komödie unter lautem Beifall vorüber.

Ueberhaupt haben die Franzosen wieder die Ehren der letzten Theaterwochen gehabt. Die Hofbühne führt „Die Fräulein von St. Cyr" auf; das Residenztheater wird mit einer französischen Komödie „Ehrenmänner" eröffnet; im Wallner-Theater hat ein älteres Stück aus der Fabrik der Herren Meilhac und Halévy: „König Kandaules", doch mehr wegen seiner echt französischen Drolligkeit und Kautschuknatur als wegen mancher bedenklichen Zweideutigkeit, zustimmendes Gelächter erregt — man sieht, wie weit wir noch von der Befreiung unseres theatralischen Gebietes entfernt sind. Die französischen Invasionstruppen denken nicht an Abzug, sie senden im Gegentheil immer neuen Nachschub über die Grenze. Freilich, wer sollte sie schlagen? Der Posse „König Kandaules" ging ein sogenanntes Lustspiel „Die Sünderin" von G. von Moser voran. Der Inhalt beider Arbeiten steht auf demselben Niveau der Nichtigkeit, doch hat auch hierin noch die französische Fabrik den Vorsprung einer gewissen Originalität; mit der „Moral" ist es in dem deutschen Stück mäßig bestellt, ein Pfirsich mit einem Stich; das französische kennt gar keine Moral, es steht über den Begriffen von Tugend und Laster. Aber seine Technik ist im Hinblick auf die des deutschen „Dich-

ters" bewundernswerth. Ein drolliger Einfall jagt den andern, das Gewagteste wird nicht ohne Anmuth geäußert: der Deutsche kommt über eine Alltagserfindung nicht hinaus, seine Sprache und seine „Witze" gehören kaum noch der gebildeten Gesellschaft an, sie bewegen sich schwerfällig in dem Gedankenkreise des Kleinbürgerthums in einer Provinzialstadt.

Der Nüchternheit und Dürftigkeit der deutschen dramatischen Production entspricht die Unbedeutendheit unserer meisten Schauspieler. In dem letzten Bande seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" eifert Eduard Devrient gegen das Unwesen des Virtuosenthums. Ein akademisch geschulter Schauspieler von mäßigen Anlagen wie es Eduard Devrient in seinen jüngeren Jahren in Berlin und Dresden war, ist ihm die virtuose Ausbildung und Vollendung des schauspielerischen Talents unsympathisch; nicht nur seine Kunstanschauung, die ein „harmonisches Ganze" fordert, wenn dies Ganze auch nur ein Schema und eine Schablone sein sollte, auch sein schauspielerisches Können, dem die Schärfe Seydelmann's ebenso wie die Anmuth und der Schwung Emil Devrients versagt war, widerstrebten diesem Hinauswachsen des Einen über Alle. In der Theorie kann es darüber keinen Streit geben, daß ein vorzügliches, in allen seinen Theilen gleichmäßig durchgebildetes Zusammenspiel, in dem Jeder seinen Platz ausfüllt und wo dieser Platz auch für Jeden der angemessenste ist, der großartigsten Leistung eines einzelnen Virtuosen vorzuziehen sei. Ein Riese unter Zwergen wird nie ein ästhetisch schöner Anblick sein; das Mißverhältniß wirkt störend. So aber verhält es sich nicht in Wirklichkeit. Auf der Bühne wie in der Natur finden sich Abstufungen, es giebt eine vielsprossige Stufenleiter vom Erhabenen zum Lächerlichen. Wenn in Dresden Bogumil Dawison mit Emil Devrient und Frau Bayer-Bürck zusammen spielte, so war da eben ein Trifolium bedeutender, schauspielerischer Kräfte vereinigt; nicht anders war es in der Mitte der fünfziger Jahre bei dem Gastspiel der Marie Seebach auf der Berliner Hofbühne. Neben ihr standen Hermann Hendrichs, Theodor Döring, Ludwig Dessoir, von den Damen braucht man nur Auguste Crelinger und Clara Hoppé zu nennen, um die Erinnerung an eine Glanzzeit unseres Schauspielhauses hervorzurufen. Das Unglück der Gegenwart ist es, daß nicht nur die Riesen, sondern auch die normal ausgewachsenen und gebildeten Menschen von der Bühne verschwunden sind. Alte, entlaubte Stämme, die meist nur noch Mitleid einflößen und von dem dürftigen Zoll der Dankbarkeit ihr schauspielerisches Dasein fristen, und junges grünes Unterholz: diesen Anblick haben wir auf jeder Bühne. Wie gerne würde man einen ganzen Wald voll sogenannter jugendlicher Talente für einen einzigen Virtuosen wie Seydelmann hingeben! Die Theaterfreiheit hat zunächst, wie es in dem Wesen der Dinge lag, die Mittelmäßigkeit, die Verflachung, das Wachsthum des Proletariats in der Schauspielerwelt herbeigeführt. Die neu entstandenen Theater brauchten und verbrauchten ein zahlreiches Material. Waren die Directoren kaum fähig auf dem Sklavenmarkt der Kunst eine gute, für die Bedürfnisse ihrer Bühne passende Wahl zu treffen, so vermochten die Regisseure noch viel weniger, in kurzer Zeit aus so verschiedenen, von allen Orten, aus allen Berufsklassen her aufgelesenen Elementen ein Ensemble zu bilden. Jeder und Jede, die einmal auf einem Liebhabertheater Komödie gespielt hatten, glaubten jetzt den Aufgang ihres Sterns zu sehen. So fanden sich mit altgedienten Veteranen der Schauspielkunst, wie sie sich selber mit dem Stolz des Heine'schen Tambourmajors nannten, obgleich sie nur noch Invaliden und Krüppel waren, Anfänger vereint, die in eine Schule des Anstandes und der Declamation, aber nicht auf die Bühne gehörten. An diesem Uebelstande kranken sämmtliche Berliner Theater. Nicht einmal der Hofbühne will es gelingen, die Lücken auszufüllen, welche der Tod oder der Abschied gerissen: vergebens sucht man nach einem Ersatz der Auguste Crelinger, der Johanna Jachmann. Wie die naive Liebhaberin, fehlt der würdige Darsteller Egmont's und Fiesko's. Das Wallner-Theater zehrt fast seit zwanzig Jahren von Helmerding, seit zehn von Lebrun. Nie wieder hat seit Ascher's Fortgang nach Wien das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater jenes gefällige und mustergiltige Lustspiel-Ensemble herzustellen gewußt, welches Freytag's

„Journalisten“ und Gutzkow's „Königslieutenant“ den ersten Triumph in Berlin bereitete. Von den Schauspielern der übrigen Theater ist im Ernste nicht zu sprechen, es wäre Thorheit, den Maßstab der Kunst an eine Gesellschaft zu legen, der jede Vorbildung für den rasch ergriffenen Beruf mangelt; es wäre Unrecht, sie streng zu beurtheilen, da in der Unruhe und dem Wirbelwind ihrer unsicheren Existenz in solchem Taubenschlag der Kunst eine Entwickelung des Talents, ein innerliches Reifen geradezu als ein Wunder gütiger Götter betrachtet werden muß. Hastig eingeübt, erscheint ein neues Stück auf der Bühne; drei, vier Proben haben natürlich einem Anfänger keine Sicherheit in seiner Rolle geben können, er verläßt sich auf sein Glück. Schlägt das Stück ein, so wird es hundert Mal hinter einander gegeben; der Schauspieler wächst in seine Rolle, wie die Hand in den Handschuh hinein. Aber daß Hand und Handschuh sich an einander gewöhnen, macht aus dem schlechten Handschuh noch keinen Jouvin. Fällt aber, was häufiger einzutreten pflegt, die Neuigkeit durch, so legt sie der Director beiseite, um noch schneller, womöglich mit einer einzigen Probe, ein anderes Stück zur Darstellung zu bringen. Der Virtuose wie das wohl sich abrundende Zusammenspiel brauchen indessen Zeit, Uebung und unablässigen Fleiß. Man wird kein Virtuose ohne Nachtwachen und den „Schweiß der Edlen“, man stellt kein Ensemble mit vier Proben, in einem beständigen Wechsel der Kräfte her. Aber wer hat in unserer Geschäftigkeit Zeit? Wer übte noch sein Talent, ehe er an eine „Verwerthung“ desselben dächte? Jeder, der ein Rappier schwingen kann, geht auf den Fechtboden des Lebens; wird er auch kein Hamlet, er hofft wenigstens ein Laertes zu werden. Die Fülle der Theater sichern auch der bedenklichsten Mittelmäßigkeit einen gewissen Lebensunterhalt; die Geschichte von dem Einäugigen unter Blinden ist bekannt. Nur so erklärt sich die Begeisterung des Publicums für dies oder jenes plötzlich auf zweiten und dritten Bühnen auftauchende Talent. Wird dann das „Talent“ aus dem Rahmen, in dem es glänzte, in eine andere bessere Umgebung versetzt, so erlischt die Begeisterung des Publicums beinahe noch schneller als das Meteor.

Der Niedergang der deutschen dramatischen Dichtung und diese Krisis in dem Schauspielerstande und in der Schauspielkunst entspringen auseinander, befördern einander, fließen ineinander über. Wohl mag die Genossenschaft, welche die Schauspieler mit löblichem Eifer und großem Geschick unter sich begründet haben, ihre materielle Stellung bessern und dem Handwerk der Kunst nützen, die Kunst selbst kann dadurch weder vertieft noch gehoben werden. Genies werden geboren, nicht durch die Laune irgend eines Menschen, in irgend einer Schule geschaffen, so Michel Angelo und Ludwig Devrient, so Göthe und Marie Seebach; abgesehen von diesem unberechenbaren Zufall, werden wir das Ablaufen der Gewässer, welche, nach Abbruch der Dämme, mit der Theaterfreiheit alle Theater überschwemmt haben, abwarten müssen: auf dem zurückgebliebenen Erdreich werden wir mit Hülfe der Musen hoffentlich säen und ernten können.

Karl Frenzel.

Concertwesen in Berlin.

October 1874.

Für die Musikzustände Berlin's ist vielleicht nichts so charakteristisch als die Bedeutung, zu der sich das volksthümliche Concert mit classischem Programm emporgeschwungen hat. Es war ein schlichter, nicht übermäßig begabter, aber praktischer Mann, der den Grund dazu gelegt hat, der selige Liebig. Ihm haben die jungen, strebsamen Kräfte der Residenz ihre Vertrautheit mit den Meisterwerken der musikalischen Kunst zu verdanken. Nach seinem Tode ging die Erbschaft an höher gebildete Männer über, welche das Volksconcert in Berlin auf eine Höhe gehoben haben, neben welcher sich die alt eingebürgerten, für ausschließlichere Kreise berechneten Institute kaum ebenbürtig zu halten vermochten. Man ziehe ohne jede Animosität, rein unparteiisch, einen Vergleich zwischen den durch alte Tradition geheiligten Sinfoniesoireen der K. Kapelle und beispielsweise denen des Bilse'schen Orchesters. Dort Alles abgelagert, steif, anspruchsvoll, jeder Zoll eine lebenslängliche Pension; hier Alles jung, elastisch, lenkbar, durch keine eingebildete Würde beengt. Dort vererbte, hier frisch eroberte Plätze; auf jenen das gelangweilte Publicum des ersten Ranges, auf diesen der einfache, gebildete Mann, welcher seinen Arbeitstag mit einer künstlerischen Erquickung abschließen will. Und ebenso verschieden wie das Auditorium und der Geist des Orchesters, die Programme. Dort Vergangenheit und der Cultus des Standesgemäßen, hier Gegenwart und die frische Lust am Lebendigen. In jeder großen Gemeinschaft von Menschen findet sich nun immer eine Gruppe von Leuten, welche antiquarische Liebhabereien haben, sich altmodisch kleiden, altmodisch sprechen, altmodisch empfinden und auch ihr Kunstleben gern unter die Perücke stellen. Es ist dies ein Geschmack, den man gehen lassen muß, denn Jeder wählt seinen Prediger und seinen Koch, wie sie ihm gefallen. Gefährlich ist es nur, wenn solche Rococonaturen an der Spitze von künstlerischen Unternehmungen stehen, welche nach ihrer Tradition berufen sind, den allgemeinen Geschmack zu reguliren und zu fördern. Man kann es als eine traurige Thatsache hinstellen, daß die erwähnten Soireen längst aufgehört haben in dem Musikleben Berlin's eine Rolle zu spielen, und man muß hinzufügen, es gehörte ein gewisses Talent dazu, sie bis zu solchem Grade zu defloriren. Daß die Thatsache aber richtig ist, dafür gibt es einen sehr einfachen und schlagenden Beweis. Der eigentliche Künstler von Fach nimmt eigentlich gar keine Notiz mehr von ihnen. Es ist dies sehr zu bedauern, denn die Capelle verfügt über die vortrefflichsten Kräfte, enthält Künstler von großem Ruf, und hat oft genug gezeigt, daß sie unter richtiger Führung jedem Orchester Deutschlands ebenbürtig ist. Es ist die Verwaltung, nicht die Capelle, welche diese einst blühende Stätte musikalischen Kunstlebens zu einem bloßen Rendezvous für die vornehme und elegante Welt gemacht hat, in welchem man sich für alles Andere mindestens eben so sehr interessirt wie für Musik. Die Hauptschuld ist den Programmen zuzuschreiben. Ohne leben-

digen Zusammenhang mit der eigenen Zeit ist auf die Dauer kein Kunstleben fruchtbar. Seit länger als 25 Jahren läßt man es sich jetzt gefallen, dieselben alten Meisterwerke immer mit derselben schablonenhaften Gleichförmigkeit, derselben kleinlich affectirten Auffassung zu hören. Statt den bedeutenderen Productionen der Zeitgenossen immer nur widerwillig und ausnahmsweise die Thür zu öffnen, thäte man besser daran, mit manchem Verstorbenen abzuschließen. Es ist kein Bedürfniß mehr, die hundertfach gehörten Weber'schen Ouverturen alljährlich wieder zu reproduciren; es wäre Zeit, sie auf ihren Platz vor den betreffenden Opern zu beschränken. Und ebenso zeitgemäß wäre es, die Haydn'sche Sinfonie auf ein geringeres Maß zu reduciren, da Haydn so unendlich bedeutender im Quartett als in der Sinfonie ist. Es sind unter ihnen so manche, die wir in ihrer unverwüstlichen Heiterkeit noch mit Vergnügen hören, aber auch viele, die wie die „Sinfonie militaire" den alternden Reif der Zeit tragen.

Das Hinfällige so mancher Kunsterscheinungen wahrzunehmen, die ein halbes oder ganzes Jahrhundert die Freude und der Stolz einer Nation waren, setzt eine Art Todtengräbernatur voraus. Aber es wäre feig und unmännlich, sich der Ueberzeugung zu verschließen, daß auch die Kunst ihren Kirchhof hat, daß es in ihr Erscheinungen gibt, welche wie alles Irdische zerfallen und verwesen, und daß es eine falsche Pietät ist, welche die verschossenen Festgewänder einer hinter uns liegenden Zeit immer wieder als köstlichsten Schmuck in unsere Gegenwart hineinzerrt. Es gibt Gestalten, welche wie Homer und Bach ein ewiges Leben zu führen scheinen, denn was uns an letzterem gelegentlich veraltet erscheint, wie z. B. seine Arie, ruht auf einem so tiefen Grunde, einer so ungeheuren, zeitlosen Art zu empfinden, daß das einzelne Ornament, so wenig es unserem heutigen Geschmack zusagt, indifferent ist. Bei Haydn kann aber leicht die ganze Grundstimmung mit unserer jetzigen Art zu sein collidiren. Wir sind nicht mehr so unbefangen wie er, und was noch wesentlicher, wir wollen und können es auch nicht mehr sein. Man muß in dieser Frage streng unterscheiden zwischen „alt" und „veraltet". „Alt" bezeichnet nur ein Zeitverhältniß, „veraltet" involvirt immer ein ästhetisches Verdict. Jenes fördert uns fast immer, während uns dies leicht schädigt. Eine Zeit des politischen Aufschwungs und der socialen Umgestaltung, wie die unsrige, wird zu einer Kunst, welche im politischen Stillleben und der engen Umfriedung patriarchalischen Kleinlebens wurzelt, nur ein geschichtliches Verhältniß haben. Damit wird dem Lorbeer eines für sein Jahrhundert bahnbrechenden Künstlers der größten Art kein Blatt geraubt, aber es ist eine falsche Trauer, welche sich der Hingeschiedenen in unweisem Maße und zum Nachtheil der Lebenden erinnert. Wir sehen übrigens an allen mit ihrer Zeit Schritt haltenden Instituten, wie den Berliner Volksconcerten, dem Gewandhaus in Leipzig u. a., daß man dieser Einsicht, bewußt oder unbewußt, längst Rechnung trägt. Die Haydn'sche Sinfonie kommt in ihnen wohl ausnahmsweise, und dies sehr mit Recht vor, aber sie ist nicht mehr ein integrirender Bestandtheil derselben wie die Beethoven'sche.

Das Berliner Volksconcert krankt an einem Uebel, von dem sich bei der allgemeinen Gewöhnung des Publicums und dem berechtigten Einspruch eines seine Interessen wahrenden Wirthes schwer berechnen läßt, wann es aufhören wird. Polyhymnia tritt in der unglaublichen Verbindung von Ceres und Gambrinus auf. Bekanntlich geben Kunst und Broderwerb schon keine legitime Verbindung; wenn die Kunst aber gar das Abendmahl nimmt, so wird die Transsubstantiation in meinen Augen zur ästhetischen Grimasse. Gewisse Dinge schließen sich nun einmal aus; man kann nicht beten und dazu eine Semmel essen, und Kunstgenießen ist nur ein anderes, transponirtes Beten. Die Atmosphäre jener Kunsttempel trägt den unverkennbaren Weihrauchduft eines Restaurants und zwar eines Restaurants dritter Classe. Man riecht nicht Trüffeln, sondern Zwiebeln. Mir wird selbst ein Stück wie der Anfang des zweiten Finales aus Don Juan, trotz aller victualen Aufforderung, die darin liegt, durch die Natürlichkeit des accompagnirenden Tellergeklappers unerträglich. Was

soll man nun gar dazu sagen, wenn das große Menschheitsleid der neunten Sinfonie, dieser instrumentalen Passionsmusik, zu schäumenden Bechern gespielt wird, oder die Elfen des Sommernachtstraums nach Fricandeau riechen? Ueberall drängt sich dieses Kellnerthum ein, in unser Kunst- wie Naturleben. Selbst der Wald rauscht nach Servietten und die Blumen blühen so servirt. Die Welt bekommt etwas von der unausstehlichen Physiognomielosigkeit und Ungenirtheit eines Gasthauses, und es würde mich nicht wundern, wenn man nächstens keinen Eid mehr ohne Collation schwüre. — Ich möchte mir den schamhaften Vorschlag erlauben, die Collision der Genüsse durch eine spanische Wand zu trennen, oder das Nebeneinander in ein Nacheinander zu verwandeln.

Ohne diesen Cardinalfehler würde ich das Volksconcert für das Concert der Zukunft halten. Das Orchester ist das natürliche Element des öffentlichen Musiklebens, alles Andere nur Nothbehelf. Nimmt man das Streichquartett aus, so gehört alle Kammermusik mehr in das Haus als in den Concertsaal, und selbst das Quartett nimmt sich in einem größeren Raum immer etwas frostig und deplacirt aus. Orchester- und Kammermusik verhalten sich zu einander wie Fresco und Aquarell, oder wie öffentliches und Privatleben. Alles mezza voce des Empfindungslebens, alles persönlich Begrenzte, zuständlich Bedingte der Einzelexistenz gehört nicht der Oeffentlichkeit an. Es werden aus diesem Grunde auch nur diejenigen Künstler gut für Orchester schreiben, welche möglichst universell und objectiv sind. Daher der große Unterschied zwischen dem Orchester Schumann's und Beethoven's. In dem einen musicirt der einzelne Mensch, im anderen die Menschheit.

Da das Einzelne so selten wichtig und nur die Folge und der Zusammenhang der Dinge interessant ist, so sei es mir erlaubt, hier bei Zeiten mit einigen wunderlichen Phänomenen des Berliner Musiklebens aufzuräumen, für die sich später die rechte Muße nicht mehr finden würde. Sie sind überwiegend humoristischer Natur, und es ist nicht meine Schuld, wenn ich sie humoristisch behandeln muß.

So erscheint mit jedem neuen Jahr nicht das Mädchen aus der Fremde, sondern der Jüngling aus der Heimath, welcher die Errungenschaften einjährigen Kampfes mit der Trivialität einem Kreise von Glaubensgenossen vorzuführen pflegt. Es sind immer Glaubensgenossen, vor denen er musicirt, und man begreift nicht, wie soviel Confession an ein Talent von so zweifelhaftem Bekenntniß verschwendet werden kann. Die Kritik pflegt diese im Mausern begriffenen Concertgeber mit väterlichen Rathschlägen und einem „Glückauf“ zu entlassen. Sie thäte besser daran, sie zu ignoriren, denn auch die Kinderstube gehört nicht dem öffentlichen, sondern dem Privatleben an. — Sodann erscheint das Wohlthätigkeitsconcert in Gestalt von Subscription. Die Subscribenten, nach Jahrgängen geordnet, sind durch gewohnheitsgemäße Heranziehung milde und anspruchslos geworden; sie zahlen ihren Beitrag mit der wehmüthigen Resignation einer künstlerischen Schlacht- und Mahlsteuer und geben ihre Billete den unverdorbenen Schichten einer weiblichen Bevölkerung, die auch einmal gute Musik hören will. Wer die Genealogie älterer Concertstammbäume studiren will, besucht gern und mit Erfolg diese harmlosen Abendbeköstigungen. Die musikalische Großmutter tritt hier in Schwärmen auf. Die Atmosphäre des Saals hat etwas von Strickstrumpf und sterbender Lampe, und es beschleicht die Seele ein dunkles Gefühl von Erbbegräbniß. — Es folgt die Prüfung des allerkleinsten Conservatoriums vor unerwartet eingeladenen und ebenfalls meist per procura erscheinenden Zuhörern. Hier wird die frisch geplättete Robe angehender Sängerinnen und Clavierspielerinnen vorgeführt, aus der „heiligen Quelle“ mit jungfräulicher Sprödigkeit getrunken und die F-moll-Sonate zu einem heiteren Kinderstück verarbeitet. Der Zuhörer stellt Betrachtungen über die Musik als Confectionsartikel an und verläßt den Saal mit dem brennenden Wunsch, keine musikalischen Kinder in die Welt zu setzen. Das kleine Musikinstitut ist in seiner fürchterlichen socialen Bedeutung noch nicht genügend gewürdigt worden. Der unbeschäftigte Musiklehrer erwacht eines Morgens durch die Hülfe von „Hasenstein und Vogler“ als „Director“ einer Musikschule und sieht sich in

einem Kreise von der Nähmaschine plötzlich entrückten jungen Damen, welche sich einem längst vermißten höheren Berufe widmen wollen. Vom Lächerlichen zum Erhabenen, von der Nähmaschine zur Claviatur ist auch nur ein Schritt. Eine Schaar fröhlicher Kinder findet sich gleichfalls ein, welche glücklich ist, die Einzelhaft der bisherigen Clavierstunde mit der schönen und gesunden Geselligkeit einer musikalischen Turnstunde zu vertauschen. Doch ich will ernsthaft werden, denn wo es sich um Kinder und ihre Erziehung handelt, ziemt sich kein Spaß.

Das kleine Musikinstitut ist nur ein ganz natürlicher Auswuchs des ungesunden Triebes, die Musik ohne Beruf zu treiben. Ich glaube, der Statistiker, welcher alle Claviere und die auf ihnen Spielenden zu zählen unternehmen wollte, thäte gut daran, es vorher mit dem gestirnten Himmel aufzunehmen. Das Musiciren ist zu einer ganz bestimmten Krankheitsform geworden. Wie man die Masern bekommt, so bekommt man auch das Clavierspiel. Man kann ganz unschuldig daran sein, nicht die geringste Abweichung vom unmusikalischen Menschen verrathen haben: eines Tages lernt man Noten lesen, wie man Buchstaben lesen gelernt hat. Nun bin ich überzeugt, was die meisten Leute „Talent" nennen, ist nur ein Diätfehler. Ein gut genährtes, vernünftig behandeltes Kind verfällt gar nicht auf so etwas. Talent ist ein ziemlich vornehmes Ding und wohnt nicht in allen Gassen. Eine Kunst aber treiben, ohne für sie eine nachweisbare Anlage zu besitzen, ist gerade so thöricht, als wenn man einen Stock darauf dressiren wollte, Blumen zu tragen. Wieviel Kraft, Zeit und Geld wird auf solche Weise zum Nachtheil vielleicht anderer Fähigkeiten geopfert, die unter gute Cultur gebracht, sich dankbar und lohnend erweisen würden. Was der Volksmund gewöhnlich für das allgemeine Musiciren anführt, beruht auf einer falschen Beobachtung und einem noch falscheren Schluß. Man meint, eigene Beschäftigung mit der Tonkunst mache für ihre Genüsse empfänglicher. Ich meine, berufslose Beschäftigung mit jeder Kunst macht wohl befangener, aber nicht klüger, denn wie soll die Genußfähigkeit für irgend eine Sache dadurch gesteigert oder gereinigt werden, daß ich ihr mit dem deutlichen Gefühl gegenüber stehe, kein Verhältniß zu ihr gewinnen zu können, weil es mir an dem specifischen Sensorium für sie gebricht? Wo aber gar das Bewußtsein der persönlichen Unzulänglichkeit fehlt, wäre die Aussicht auf Gewinn doch noch unendlich zweifelhafter. Ich kenne eine Reihe von Personen, die niemals Musik getrieben haben und über ein außerordentlich feines Verständniß derselben gebieten. Ich kenne eine Reihe anderer, die durch sündhaften Fleiß eine gewisse Routine im Spielen erlangt haben, und dabei so unmusikalisch geblieben sind, daß sie eine Clarinette von einer Oboe nur durch den Gesichtssinn unterscheiden können.

Wie ist es denn in der bildenden Kunst? Würde wohl irgend ein Vernünftiger zu behaupten wagen, daß Derjenige, welcher sich mit Zeichnen oder Malen in der durchschnittlichen, allgemein üblichen Weise, von der hier allein die Rede sein kann, beschäftigt, ein Rafaelisches Gemälde besser genießen könnte als ein Anderer, der seine Zeit, statt sie durch dilettantische Stümperei zu decimiren, lieber dazu benutzte, tüchtig sehen zu lernen? Mit solchem Köhlerglauben wollen wir uns doch nicht mehr befassen. Gute Musik hören, das ist es, was fördert. Ob wir Veranlassung haben, uns selbst ausübend mit ihr zu beschäftigen, das wollen wir getrost der Vorsehung überlassen, welche in der Deutlichkeit ihrer Winke, wenn wir sie nur verstehen wollen, keiner Verblendung Vorschub leistet.

Die kleinen Musikinstitute sind nun aber die wahren Pflanzschulen der Talentlosigkeit. Dort werden durch summarische Dressur die Unberufenen bataillonsweise einexercirt. Welche Qual und Beunruhigung der gebildete Mensch durch sie erfährt, weiß Jeder, der in einem Wirthshause wohnt. Dante hat diese moderne Plage nicht gekannt, sonst hätte er als furchtbarste Station in seinem Inferno einen Ort erfunden, in welchem das Gehirn der Verdammten durch eine Batterie gleichzeitig erklingender Claviaturen langsam zu Tode gemartert wird. Das Wehmüthigste dabei bleibt immer die Vorstellung, wieviel vortreffliche Köchinnen und Schneiderinnen auf solche Weise

der menschlichen Gesellschaft entzogen werden. Es ist so unendlich wesentlicher, daß gut gekocht als daß schlecht musicirt wird.

Ich komme am Schluß dieser musikalischen Rundschau auf einige Externa unseres Concertlebens zu sprechen, wobei ich gern die Herren von der städtischen Baucommission zu meiner Rechten und die der öffentlichen Gesundheitspflege zu meiner Linken sitzen sähe. Unsere Concertlocale leiden an zwei organischen Fehlern, die, wenn es nicht gelingen sollte, sie total zu ändern oder wenigstens zu mildern, das Wegbleiben aller schwächer constituirten Menschen zur unvermeidlichen Folge haben würden. Da nun die Gebildeten mehr oder weniger immer Rücksichten auf ihr atmosphärisches und wohnliches Befinden zu nehmen haben, so heißt sie ausschließen, mit der guten Gesellschaft überhaupt brechen. Der Besuch eines Concerts setzt sich in Berlin aus der Reihe nachfolgender Entbehrungen und Kämpfe zusammen. Den Anfang macht der Streit um ein Fuhrwerk, denn in der Stunde der Theater- und Concertanfänge sind Fiaker, wenigstens bei schlechtem Wetter (und es ist immer schlechtes Wetter, wenn man in's Concert geht) zu den Meteoren zu zählen. Ist ein solcher glücklich gefunden, so wird durch eine Studie im langsamen Tempo die Seele sinnreich auf das Ritardando vorbereitet, das vor dem Aussteigen in Gestalt einer beständig wiederkehrenden Fermate auch den Geduldigsten der Verzweiflung nahe bringt. Es folgt der Kampf um's Dasein in der Garderobe. Der Schüchterne lernt hier erkennen, daß es heißen sollte: „geh' den Frauen keck entgegen," wenigstens den Frauen in der Kunstgeschichte und der Kunst-Garderobe. Nachdem der Paletot abgelegt und die Pönitenz der Kleingeldfrage glücklich überstanden ist, beginnt auf der Treppe zum Saal ein improvisirtes Ballet, bestehend in der Heimlichkeit des Vorschreitens, der Bedachtsamkeit des Ausweichens, in der Mimik des Grüßens und Verwünschens, zu der ein beständiger Conflict mit der Schleppe der Vorgängerin uns auffordert. Endlich ist der Saal erreicht, das Concert beginnt, und schon nach einer halben Stunde hat man das ängstliche Gefühl, aus Versehen in ein Treibhaus gerathen zu sein. Von Ventilation keine Rede. Ihr Mangel wird durch den Fächer ersetzt, eine Art von Privatventilation des schönen Geschlechts, bei welcher der Nachbar den Vortheil genießt, über den Werth echter Parfums melancholische Rückschau zu halten. Man parfümirt sich hier zu Lande schlecht, woraus in Verbindung mit so viel anderem atmosphärischem Hautgout dem Paria unter den Sinnen ein schweres Leid bereitet wird. Wieviel beschädigte Spitzen und Besätze die Singakademie außerdem wegen ihrer engen Sitzreihen auf dem Gewissen hat, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß Sitzen hier ein Pleonasmus ist, denn das Kleid der Nachbarin hat man mindestens auf seinem Territorium.

Unter solchen Zuständen soll der Genius der Musik nun unser Herz berühren. Wie empfänglich es auch sein mag, die Widerstandskraft gegen egyptische Plagen so verstimmender Art wird von Minute zu Minute geringer. Sehr bald tritt der eiskalte Gedanke des Endes aller Dinge und auch dieses Concertes ein, und bei der tropischen Hitze giebt die Seele sich dem Zaubergefühl der Erlösung mit aller Wonne hin. Der Ausgang indessen gesellt zu den Reizen des Eintritts noch die Steigerung einer keilförmig sich fortbewegenden Völkerwanderung. Von jener Macht, die Glieder nach eigenem gemüthlichen Willen zu bewegen, keine Rede mehr; nur die Hoffnung, da unten, wo die Treppe zu Ende ist, von der Freiheit unserer Arme einen unverhältnißmäßigen Gebrauch zu machen, giebt uns einen Rest von Spannkraft. Dieses „unten" aber zu beschreiben, erlahmt mein Kiel. Hier gilt nur noch die rohe Kraft socialdemokratischer Rücksichtslosigkeit. Kein Unterschied mehr zwischen Geschlecht, Rang und Alter. Endlich gelangen wir in den eisigen Ostwind der Außenwelt, um in dem „beglückten Labyrinth" von fliehenden Fiakern einen zu erhaschen, welcher unseren Festabend harmonisch abschließt. Solches nennt sich in Berlin und anderswo Musikgenuß.

Durch zwei Verbesserungen könnte diesem Elend doch einigermaßen gesteuert werden. Erstlich führe man Ventilation ein, und zweitens sorge man für breite und

doppelte Ein- und Ausgänge. Nur ein Krähwinklerthum der fürchterlichsten Art kann sich solcher Einsicht verschließen.

In der Redaction der Programme ist seit einiger Zeit ein Fortschritt zu spüren. So giebt man in den Quartettsoiréen den „letzten" Beethoven nicht mehr am Schluß, sondern am Anfang, nach demselben vernünftigen Grundsatz, welcher bei einem Diner die „pièce de résistance" nicht an's Ende verlegt. Aller Anfang sei schwer, der Schluß anmuthig. Zwölf Quartettsätze hinter einander zu hören, ist an sich schon schlimm, es wird aber qualvoll, wenn Stoff und Kraft im Verhältniß von crescendo zu diminuendo stehen. Für die Concerte mit gemischtem Programm würde sich ein kleiner Cursus in der „Hänge-Commission" der akademischen Kunstausstellung empfehlen. Concerte dieser Art sind wie Bildergallerien nothwendige Uebel. Das Nöthigende liegt in dem Bedürfniß der Mittheilung, das Uebel in der Nachbarschaft. Jeder Maler weiß, daß das vortrefflichste Bild durch die unglückliche Nähe eines Effectstückes um alle Wirkung gebracht werden kann, und daß man eine humoristische Kreuzigung, wie wir sie auf der diesjährigen Ausstellung gesehen haben, nicht wagen darf, neben die tiefernste des Herrn v. Gebhardt zu hängen. Giebt es doch sogar ein Gesetz der Formate, welches Niemand weiser einhält als die Natur. Nirgends erdrückt sie das räumlich Beschränkte durch die Wucht der Massen. Wo sie lyrisch ist wie in der Blume, weiß sie die einzelne Erscheinung zur vollsten Geltung zu bringen, aber sie hütet sich wohl in ihren epischen Momenten, z. B. in der höheren Alpenregion, Thalromantik zu treiben. Wo der Gletscher anfängt, steckt sie ihre Flora weislich in die Tasche. Und so sollten wir uns hüten, das Lied zwischen zwei Orchestermassen, „une fleur entre deux abîmes" zu setzen, denn es verhält sich zu jenen ungefähr wie Vordergrund zum Hintergrund und erfordert daher einen viel näheren Beobachtungspunkt. In einer größeren Stadt Deutschlands hörte ich einmal die „Perfido"-Arie aus dem Fidelio zwischen der Mozart'schen G-moll-Sinfonie und der Melusinen-Ouverture, also umgekehrt „den Abgrund zwischen zwei Blumen". Das ästhetische Hellsehen ist nicht Jedermanns Sache, aber vor solchem Böotierthum könnten sich die Herren Dirigenten doch ohne die Unbequemlichkeit wahren, für ganz besonders feine Köpfe zu gelten.

Die Vorbereitungen für die Wintercampagne haben begonnen. Die Singakademie zeigt ihre drei üblichen Abonnementsconcerte an; ein neues Oratorium ihres zweiten Dirigenten, M. Blumner, soll darin zur Aufführung gelangen. Dem ehrwürdigen Institut wäre eine lebendigere Theilnahme an den Bestrebungen der Gegenwart ebenfalls zu wünschen. Weder von dem herrlichen Requiem, noch dem Triumphlied Brahms', ja nicht einmal, was doch so nahe liegt, von den Werken Kiel's nimmt man Notiz. Der Zusammenhang mit der eigenen Zeit beschränkt sich so ziemlich auf den Zusammenhang mit der eigenen Person. Ich habe großen Respect vor einer Arbeit wie die sechzehnstimmige Messe von Grell, einem Stück wie aus der Zeit der Frührenaissance, und würde einer häufigeren Vorführung derselben entschieden das Wort reden, weil es immer lehrreich ist, die verloren geglaubte Kunst der alten Italiener in der Hand eines, ich will nicht gerade sagen modernen, aber doch unserem Jahrhundert angehörenden Mannes wieder aufleben zu sehen. Wieviel archäologisches Wesen auch aus ihr herausblickt, es bleibt eine literarische Erfahrung eigner Art, daß so etwas in einer Zeit möglich war, welche der starren Gesetzmäßigkeit abhold ist wie die unsere. In keinem Fall ist eine so auffallende Erscheinung mit dem bloßen Stichwort der Curiosität abzufinden. Ob die Compositionen Blumner's aber den Anspruch erheben können, von der Singakademie noch aus einem anderen Grunde aufgeführt zu werden, als weil er ihr vortrefflicher Dirigent ist, erscheint zweifelhaft. Für mich bleibt es zunächst ein wunderliches Factum, daß ein Mann, welcher in seinem „Columbus" damit anfing, die neue Welt zu entdecken, in seinen späteren Jahren die alte Welt im „Fall Jerusalems" zerstören will.

Der Stockhausen'sche, früher Stern'sche Verein, wird seine Saison mit dem „Elias" eröffnen, und zwar ihn zweimal hinter einander geben. Sehr verständig. Ich erinnere mich hiebei, daß Hans v. Bülow die Absicht hat, die neunte Sinfonie bei nächster Gelegenheit in demselben Concert zweimal nach einander zu geben. Der Gedanke scheint barock, ist aber eigentlich praktisch. Wer ein Stück wie die letzte Beethoven'sche Sinfonie hören will, schreckt gewiß nicht vor dem sichersten Mittel zurück, sie genau kennen zu lernen. Ein solches Unternehmen würde den Vortheil der Generalprobe mit der Aufführung vereinigen und außerdem die Frage der Nachbarschaft in Wegfall bringen, die gerade bei diesem Werk besonders schwer zu lösen ist.

Louis Ehlert.

In dem Tristanaufsatz des Octoberheftes S. 158 sind folgende Druckfehler zu berichtigen:

Zeile 4 lies „vor" statt „von",
„ 9 „ „mir" statt „uns",
„ 10 „ „zu" statt „in",
„ 11 fehlt hinter „selbst" ein Gedankenstrich.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October 1874.

Fast scheint es dem deutschen Reiche beschieden, auch jene Erbschaft des französischen Kaiserthums anzutreten, die um so unerquicklicher sich darstellt, je weniger sie im Grunde mit den politischen Machtfragen zu schaffen hat. Achtzehn Jahre hindurch machte der Bonapartismus, wie er in Frankreich zur Herrschaft gelangt war, für Europa nicht nur das gute und das schlechte politische Wetter, sondern kam auch vor Allem dem Sensationsbedürfniß der großen Massen des europäischen Publicums entgegen, dem stets neuen Stoff zuzuführen er sich unermüdlich bestrebt zeigte. Wohl wider seinen Willen ist es in letzter Zeit dem deutschen Reiche bestimmt gewesen, auch nach dieser letzteren Richtung hin zum Centralpunkte der allgemeinen Aufmerksamkeit zu werden. Die Affaire Arnim ist in Aller Munde, und je dunkler, unentwirrter sich diese Angelegenheit noch erweist, desto mehr gehen die Urtheile auseinander, die in so verwickelter Sache pro und contra zu fällen sich Jedermann berechtigt glaubt.

Es versteht sich bei dem Charakter und der Stellung des Fürsten Bismarck und bei der sprüchwörtlichen Unabhängigkeit des preußischen Richterstandes von selbst, daß nur gewichtige Gründe ersten Ranges zu einem Verfahren Veranlassung geben konnten, dessen Tragweite unter anderen Umständen im Voraus nicht ganz zu bemessen war. Es mag den Wortführern gewisser socialdemokratischer Richtungen wohl anstehen, Angesichts der durch Arnim's Verhaftung bekundeten „Gleichheit vor dem Gesetze" mit ungeheucheltem Behagen zu betonen, daß nun auch an die Großen und Mächtigen die Reihe gekommen sei, die Schwere des Gesetzes zu empfinden; aber dem besonnenen Freunde wahrer Freiheit wird die gesetzliche Begründung solchen Vorgehens stets über die Befriedigung eines so elementaren Gleichheitskitzels gehen. Es ist dabei vielleicht bedauerlich, daß, oberflächlich betrachtet, diesem Falle die Momente persönlicher Gegnerschaft, so wenig sie auch schließlich maßgebend gewesen sein können, nicht völlig abgehen. Wäre Graf Arnim in der Concilszeit als Vertreter des norddeutschen Bundes beim Vatican nicht abweichender Ueberzeugung von seinem Vorgesetzten gewesen, hätte ihm dieser Letztere die Verhandlungen beim Friedensschluß in Frankreich nicht in zwölfter Stunde aus der Hand nehmen müssen, wäre Arnim's Verweilen auf dem Pariser Posten nicht ein beständiger Kampf gegen die Anschauungen Bismarck's gewesen, ja, wäre dieser Kampf stets nur innerhalb der diplomatischen Grenzen geführt worden — kein Zweifel, es wäre dem deutschen Reiche und seinem staatsmännischen Leiter so manche scharfgeschliffene Verleumdung, so manche boshafte Unterstellung erspart geblieben. Allein, daß Letzterer selbst davor nicht zurückschreckte, das spricht deutlicher als alles Andere für den Ernst der Sache, wie es anderseits auch einen sehr verständlichen Wink dafür giebt, daß man Zustände dieser Art im Deutschen Reiche ein für allemal nicht aufkommen zu lassen gewillt sei.

Wenn man in der diplomatischen Welt die Theorie von der amtlichen Qualität gewisser, zu persönlicher Orientirung bestimmter Actenstücke anficht, so ist man doch in diesen Kreisen weit davon entfernt, das Verfahren Arnim's zu entschuldigen. Denn es ist eine müßige Frage, die für den vorliegenden Fall gar Nichts entscheidet, ob Schriftstücke für ganz officiell anzusehen seien, welche in vertraulicher Form, wie dies so häufig geschieht, vom Chef des auswärtigen Amtes direct an den mit ihm persönlich in brieflichem Verkehr stehenden Diplomaten gesendet werden, ohne den sonst üblichen Weg durch die Büreaux zurückzulegen. Ob man nun Ursache hatte, sich vom Grafen Arnim in dieser Hinsicht eines ungentlemanliken Verfahrens zu versehen, oder ob ganz andere Momente vorliegen, welche diesen immerhin überaus ehrgeizigen Streber bloßstellen, ob Graf Arnim wirklich conspirirte, wenn nicht gegen die Sicherheit des Staates, so doch gegen die Stellung des Mannes, dem das deutsche Reich Existenz und Leben verdankt: — in jedem Falle hat das Vaterland keinen Grund, sich dazu Glück zu wünschen, daß ein begabter Staatsmann, wie Graf Arnim, Anlaß zu einem Verfahren geben konnte, das ihn in Zukunft unmöglich macht, und was Fürst Bismarck anbetrifft, so muß gehofft werden, daß die unausbleiblichen Aufregungen, die ihn im Gefolge dieser Affaire heimsuchten, nicht nachhaltig genug auf ihn einwirkten, um seiner Gesundheit und vollen Kraft Abbruch zu thun, deren er — und das Reich — jetzt weniger entbehren kann, als jemals zuvor.

Denn inzwischen wurde der Kampf mit den unbotmäßigen Gewalten des römischen Klerus unentwegt fortgesetzt, und das illusionsreiche Märchen von der Ermattung des Staates und seiner neu eintretenden Nachgiebigkeit erwies sich als lustigste Seifenblase. Zwei der gefangenen Kirchenfürsten freilich wurden wieder in Freiheit gesetzt, aber das angekündigte „Einlenken“ der Staatsgewalt hatte damit nichts zu thun. Bisher zeigte sich im Uebrigen bei diesem Ringkampfe zwischen dem „Beichtvater und dem Feldwebel“, wie ein bekannter Staatsmann den auf Preußen beschränkten „Culturkampf“ bezeichnete, der Vertreter der staatlichen Ordnung noch stets als der Stärkere. Wer im Uebrigen nur einigermaßen den Charakter des Kaisers Wilhelm kennt, der weiß auch, daß er einen Schritt nach Vorwärts nie mehr zurückthut. Es mag sein, daß der Kaiser nur nach langsam-reiflicher Erwägung zum Vorschreiten zu bewegen ist — aber das vormärzliche Bild vom „preußischen Fortschritt“: ein Schritt vorwärts und zwei zurück, hat mit und bei diesem Souverän seine Berechtigung verloren.

Auch die Ernennung des neuen landwirthschaftlichen Ministers, Dr. Friedenthal, ist ein bedeutsamer Beweis hierfür. Die persönlichen Verhältnisse des neuen Portefeuille-Inhabers hätten ihn vor einem halben Menschenalter noch in Berlin an maßgebender Stelle unmöglich gemacht. Heute findet man es ganz in der Ordnung, einen Mann, dessen Vater ein jüdischer Kaufmann zu Breslau war, auf einem der höchsten Vertrauensposten in der unmittelbaren Nähe seines Monarchen zu sehen; wie denn überhaupt diese confessionellen Schranken mehr und mehr fallen, wozu freilich die mit dem 1. October in Wirksamkeit getretene obligatorische Civilehe das Ihre beitragen muß. Wird doch durch sie erst gewissermaßen die Emancipation der Juden zur vollen Wahrheit, da das richterliche Ghetto, in das man sie bei Eheschließungen bisher einzusperren pflegte, durch die Einsetzung der Standesämter für alle Staatsbürger seinen bemakelnden Charakter verliert. Freilich trauert die orthodoxe Richtung über diese Beeinträchtigung des kirchlichen Regiments in Sack und Asche und ist voll der düstersten Prophezeihungen. Ihr erscheint die kirchliche Trauung nach dem bürgerlichen Acte der Eheschließung, wie einer ihrer Wortführer dies ausgesprochen, „nur noch als der erste Toast an die Neuvermählten“, und ihr Zorn ist ein um so nachhaltigerer, je gerechtere Ursache ihre Bekenner im Predigtamt haben, sich über eine Unbilligkeit des Staates zu beklagen. Ihre Gehälter, ohnehin meist kärglich bemessen, waren darauf berechnet, daß die Einkünfte aus amtlichen Handlungen, wie Taufen und Trauungen, diese Bezüge wesentlich erhöhten. Jetzt, da sowohl der kirchliche Tauf- wie Trauzwang in Wegfall gerieth, ist die materielle Existenz dieser Geistlichen

oft ganz gefährdet. Die Regierung versprach allerdings, nach Kräften für die sich ergebende Einkommensdifferenz einzutreten — aber wie sie bemessen, wie sie glaubhaft anmelden und motiviren? Eine staatliche Ablösung wäre hier vielleicht angebracht gewesen. Sicher ist, daß dieser materielle Umstand nicht zum wenigsten mit dazu beitrug, um die Verstimmung jener Kreise gegen preußische und Reichspolitik in beachtenswerthem Grade zu vermehren.

Die auswärtige Politik des deutschen Reiches, in ihrer auf das feste und stetige Einvernehmen mit Rußland und Oesterreich basirten Friedensgrundlage, wurde auch in diesem Monat mannigfach zu erschüttern versucht. Die bekannte Historie von dem Czarenbriefe an den Prätendenten der Legitimität in Spanien, Don Carlos, gehört mit in dies Capitel. Die ultramontan-legitimistische Fabel von dem geheimen Einverständniß Kaiser Alexander's mit den Plänen und Strebungen des „Königs" Don Carlos konnte von dem Momente an nicht aufrecht erhalten werden, in welchem man erfuhr, daß der famose Brief nichts als eine Höflichkeitsepistel sei, wie sie gekrönte Häupter nicht selten an depossedirte Fürsten — gleichsam als Brosamen des Mitleids — zu versenden pflegen. Die politische Welt wußte ohnehin, daß die Versuche des Prätendenten, in Petersburg festen Grund zu gewinnen, selbst dann erfolglos geblieben waren, als sich Rußland geweigert hatte, seinen „theoretischen Bedenken" gegen die Anerkennung Serrano's, des im eigenen Lande nicht officiell anerkannten Chefs der Executivgewalt, zu Gunsten der in Berlin und Wien adoptirten Anschauung aufzugeben. Die Freude der Feinde deutscher Reichseinheit aus Anlaß des so spectaculös angekündigten Czarenbriefes war überaus kurz. Dergleichen Enttäuschungen dürfte jene Partei bei ihrem Bestreben, die Dreikaiserpolitik zu durchkreuzen, noch öfter erleben.

In Oesterreich entwickelte sich inzwischen die Politik der dynastischen Reconstruction des Reichsgedankens zu immer größerer Klarheit. Die Reise Kaiser Franz Joseph's nach Prag, wie die Abhaltung der großen Manöver bei Brandeis und im Lager von Bruck oder in Totis gipfelten gleichmäßig, was die fühlbaren Ergebnisse anbetrifft, in dieser Stärkung des dynastischen Gefühls. In dem Ausbau des Verfassungsinhaltes auf confessionellem Gebiet scheint der Periode des Aufbauens und Einreißens eine Zeit des Verdauens oder doch der beschaulichen Ernteerwartung folgen zu sollen. Der herzensfromme Monarch zog selbst die Grenze, die er, was weitere Zugeständnisse an die liberale Strömung anbelangt, für jetzt nicht überschritten zu sehen wünscht. Das cisleithanische Ministerium Auersperg-Lasser nahm dann auch sofort jene zögernde, aufschiebende Haltung an, welche dem kaiserlichen Wunsche entsprach, indem es bemüht war, auch auf anderen Gebieten der von Oben angeregten conservativen Strömung gerecht zu werden, ohne dabei doch die Fühlung mit den liberaleren Elementen der Verfassungspartei ganz aus dem Auge zu verlieren. Die Manöver, wie erwähnt, zum ersten Male seit der Heeres-Reorganisation in so großem Maßstabe durchgeführt, waren ein Prüfstein für die seit dem Feldzuge von 1866 neu geschulte Armee. Ihr Ausfall mochte wohl geeignet sein, das Selbstgefühl der Patrioten zu erhöhen, und die glückliche Rückkehr der ersten österreichischen Nordpolexpedition wuchs in diesem Ideengange geradezu zum politischen Ereigniß heran, welches, gegenüber dem sonst landesüblichen Pessimismus, gebieterisch daran mahnte: „Der Oesterreicher hat ein Vaterland!" Der Ueberschwang, in dem sich theilweise dies Gefühl Luft machte, bildete einen glücklichen Contrast zu jener wenig männlichen Entmuthigung, welche, volle acht Tage lang, beide Reichshälften unter dem Feldgeschrei beherrschte: „Wir haben keine Artillerie mehr!" Ein Erzherzog selbst, im Gefühl seines lebhaften Unmuthes über den unglücklichen Ausgang des Duells zwischen österreichischen Broncekanonen und Krupp'schen Gußstahlhinterladern, hat das geflügelte Wort ausgesprochen: „Nun, dann können wir ja unsere Geschütze ruhig dem Trödler oder den Carlisten verkaufen!" Kurz, eine Empfindung der Unsicherheit hatte sich dieser Fachmänner und nach ihnen der gesammten politischen Welt bemächtigt, deren Uebermaß allerdings immer zu wohl geeignet war, eine energische Reaction hervorzurufen. Schließlich — und das war wohl die Hauptsache — hat sich in Folge dessen

diesseits und jenseits der Leitha Jedermann mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß für die Neubewaffnung der Artillerie pecuniäre Opfer zu bringen sein würden. Gerade in Ungarn, das eben erst begann, sich finanziell aufzuraffen, war die Einwurzelung dieses Gedankens keine kleine Aufgabe gewesen. Doch hatten einige klug eingestreute Lobeserhebungen des Königs über die Leistungen der nationalen Honveds bei den Manövern die Willfährigkeit der einigermaßen Renitenten in nicht unbeträchtlichem Grade zu erhöhen verstanden. Des ungarischen Finanzministers Ghyczy Finanz- und Steuer-Reformpläne suchten dabei der Abneigung aller Magyaren, dem Staate Steuern zu zahlen, auf Umwegen beizukommen. Fortan soll jede städtische oder bäuerliche Gemeinde gehalten sein, dem Staate für den Steuerbetrag des Individuums einzustehen. Der magyarische Widerwille gegen das Steuerzahlen war vom Jahre 1849 bis zum Ausgleich von allen Patrioten so lange als „heiligste Pflicht" hochgehalten worden, daß es nachher bis heutigen Tages überaus schwer geblieben ist, diese liebgewordene Gewohnheit in Vergessenheit zu bringen. Ob Ghyczy's Reformen das richtige Mittel dafür enthalten, muß abgewartet werden.

Wie man den Brief Kaiser Alexander's an Don Carlos dazu verwenden wollte, um in das russisch-preußische Einvernehmen Bresche zu legen, also auch setzte man, via England, eine Komödie in Scene, um das officielle Oesterreich vom deutschen Reiche zu trennen, indem man den unsterblichen Artikel V. des Prager Friedens zu galvanisiren versuchte. Da Oesterreich der einzige Staat ist, dem der Prager Frieden die Berechtigung zuerkannte, sich um die Ausführung der Stipulationen aller Artikel desselben zu kümmern, so trat an die Staatsmänner am Ballhausplatz in mehr als einer Form die Zumuthung, den noch unausgeführten Artikel V. zum Hebel einer antideutschen Politik zu machen. Deutschland gegenüber blieb schlechterdings die Angelegenheit diplomatisch ganz unberührt. Dennoch liegt es eben deshalb wohl mehr im Interesse Deutschlands, als in dem jedes anderen Interessenten, diesen Artikel aus der Welt zu schaffen. Vielfach hält man ein Separatübereinkommen mit Oesterreich-Ungarn für das Angemessenste, durch welches jener Paragraph ein für alle Mal als gegenstandslos geworden und für aufgehoben erklärt wird, will man sich anders nicht behufs Einlösung des verpfändeten preußischen Wortes zu einer Abstimmung in den nördlichsten Districten Schleswigs verstehen, damit so dem Wortlaut des Vertrages Genüge geschehe. Ob dann diese Lösung den Dänen auch behagte, käme, wie man weiß, kaum in Betracht.

Während die ultramontane Intrigue selbst auf dem Wege über England in ihren politischen Bemühungen den Kürzeren zog, hatte sie gerade in diesem Staate auf religiösem Gebiete einen Erfolg aufzuweisen, der an die glanzvollsten Tage unserer romantischen Periode gemahnt und der im Uebrigen auch für Deutschland nicht ohne eigenthümliche Rückwirkung bleiben sollte. Ich meine den Uebertritt des Marquis of Ripon zur katholischen Kirche und die gewissermaßen eine Ergänzung zu diesem Vorgang bildende Conversion der Königin-Mutter von Bayern, einer Hohenzollern-Prinzessin. So sehr dergleichen Ereignisse sich für gewöhnlich ihren Motiven, wie ihrer psychologischen Verkettung nach, der öffentlichen Besprechung entziehen, so sehr sind sie auch bemerkenswerth als eigenthümliche Symptome einer Zeitrichtung, deren Bedeutung man in mehr als einer Beziehung zu unterschätzen geneigt gewesen war.

In Frankreich wurden unterdessen vom Septennat fast verzweiflungsvolle Anstrengungen gemacht, sich zu consolidiren. Allein auch die neuerdings vollzogenen Generalrathswahlen ergaben nicht den eminent ausgesprochenen Sieg irgend einer der politischen Parteien, welche sich dort die Herrschaft streitig machen. Als einziges Resultat darf man diesen Wahlen, wenn man will, entnehmen, daß der Bonapartismus stetige Fortschritte macht, so sehr man ihn auch verpönte, und daß im Uebrigen die Landbevölkerung, nach wie vor dem Kaiserreich, den Hämmeln des Panurgos gleicht. An selbständiges Denken nicht gewöhnt, geben die „Autoritäten" immer noch allein den Ausschlag, und dort, wo sich noch republikanische Maires erhalten haben, wählt man republikanisch, dort aber, wo man den Beamtenkörper in conservativem Sinne

purificirte, tragen die conservativen Richtungen den Sieg davon. An diesem Verhältniß vermögen die klarsten Reden des alten Thiers oder die schwungvollsten Phrasen des jüngeren Gambetta nicht das Mindeste zu ändern. Die Beziehungen zu Spanien vermochte mittlerweile selbst der vielgewandte Herzog Decazes nicht zu bessern. So eifrig er sich auch bemüht zeigt, spanischen Reclamationen die Spitze abzubrechen, ebenso klar ist es doch, daß der Vorschub, der an der Pyrenäengrenze von französischer Seite dem Carlismus geleistet wurde, unverändert fortdauert. Glücklicher dagegen war dieser Herzog Italien gegenüber. Die Abberufung des „Orénoque" war ein sehr geschickter Schachzug, um den mehr und mehr auf jener Halbinsel um sich greifenden deutschen Sympathien, wenigstens für einige Zeit, Einhalt zu thun. Seltsamerweise machte auch der heilige Vater sehr gute Miene zum bösen Spiele und nahm diesmal von der sonst landesüblichen Verfluchung mit anerkennenswerther Liebenswürdigkeit Abstand. Diese wohl berechnete Taktik des Herzogs Decazes ward noch unterstützt durch eine Art von freiwilliger Mission, welche der welt- und zeitkundige Thiers sich gleichzeitig auf italienischem Boden selbst gegeben hatte. Diese „gloire de la France" wurde von König Victor Emanuel, und den regierenden Classen Italiens überhaupt, fast mit fürstlichen Ehren empfangen. Der französische Staatsmann hatte nachgerade die Genugthuung, einen der bewährtesten Freunde seines Vaterlandes, Herrn Bonghi, als Unterrichtsminister in's Cabinet Minghetti berufen zu sehen. Der ehemalige Chefredacteur der Perseveranza hat zu keiner Zeit aus seinen tief gewurzelten Sympathien für Frankreich ein Hehl gemacht. Freilich ist er im Grunde ein Mann des ewigen Widerspruchs, der, ähnlich wie Herr von Gerlach, nur in den seltensten Fällen verträgt, daß ein Anderer seiner Meinung sei. Dies erklärt auch psychologisch — wenn sonst auch noch andere Gründe dazu mitgewirkt haben mögen —, weshalb er jetzt auf einmal, da man ihn nach der franzosenfreundlichen Chablone allgemein beurtheilte, in deutschfreundlichem Lichte zu schimmern versucht. Auf seinem speciellen Unterrichtsgebiete harren seiner mächtige Aufgaben, die, wenn er überhaupt ein Mann des Aufbauens, seinem Namen zu Ruhmesdauer verhelfen können.

An weittragendster Bedeutung überragt jedoch alle diese mehr oder minder kleinlichen Staatsactionen der soeben in Bern zum Abschluß gekommene internationale Postvertrag, dem alle Staaten Europa's, mit Ausnahme Frankreichs, welches in solchen Dingen nicht mehr an der Spitze der Civilisation zu marschiren beansprucht, beigetreten sind. Dieses der Intention des deutschen Post-Bismarck entsprungene Uebereinkommen ist ein neuer Schritt näher zu jenem sonst so nebelhaften Ideale der „Vereinigten Staaten von Europa", das man freilich im Sinne unserer landläufigen Republikaner nur in Utopien zu suchen hätte.

Im Orient mehren sich inzwischen die Anzeichen, daß der langsame Auflösungsproceß des türkischen Reiches, unbeeinflußt durch die alt- und jungtürkischen Galvanisirungsversuche, sich mälig weiterentwickelt. Wohl ist der Großvezier Hussein-Avni, bemüht, die Katastrophe durch allerhand Palliativa aufzuhalten. Hier zieht er die zahlreichen „Clienten" der fremden Consuln in den türkischen Provinzen, welche sich dem Rajah-Verhältniß entwunden hatten, wieder zu den Leistungen heran, die allen Unterthanen der hohen Pforte obliegen; dort möchte er alle Civilgewalt gern in den gehorsamen Händen höherer Officiere vereinen; da endlich läßt er nichts unversucht, um die Souverainrechte des Sultans über alle Vasallenstaaten unbeirrt aufrecht zu erhalten — allein das Reich kracht an allen Ecken und Enden, und die beständige Flickarbeit will nicht lange mehr vorhalten. Am deutlichsten tritt dies Verhältniß bei den Handelsverträgen hervor, welche die Pforte revidirt zu sehen wünscht, und bei jenen Zolltarif-Conventionen, welche Rumänien, trotz des Investitur-Fermans vom Jahre 1868, der dieses Recht ausdrücklich dem Großherrn wahrt, mit den Nachbarmächten abzuschließen im Begriff steht. Oesterreich-Ungarn namentlich, das natürlich seine ökonomischen Interessen dabei zunächst zu Rathe zieht, kommt in aller Stille den Rumäniern entgegen und, in der Voraussetzung, der Bucharester Regierung nur Zugeständnisse auf volkswirthschaftlichem Gebiete zu machen, gelangt Graf

Andrassy, ohne es direct zu wollen, dazu, die Unabhängigkeitsbestrebungen der Donaufürstenthümer zu schüren, welche er sonst alle Ursache hat, der rumänischen Bevölkerung Siebenbürgens wegen, nicht sobald aufkommen zu lassen.

So sehen wir in Europa sich eine Fülle politischer Elektricität ansammeln, während in den Vereinigten Staaten Nordamerika's bereits sich einzelne Gewitterschläge entluden. Die Darniederwerfung des Südens im Secessionskriege scheint jene riesige sociale Frage, um welche eigentlich der mörderische Krieg entbrannt war, nicht endgültig gelöst zu haben, und das Selbstgefühl der höher begabten Race sich auf's Neue zu bäumen gegen eine Gleichberechtigung, die den maurerischen Grundsatz: „Wir Menschen sind ja Alle Brüder" ohne all' und jede Einschränkung zur Geltung bringen will. Wir enthalten uns vorläufig jeden Urtheils, werden aber mit um so größerer Aufmerksamkeit den Manifestationen der öffentlichen Meinung, hüben und drüben, folgen, die dann an dieser Stelle sine ira et studio zu verzeichnen wären.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.

Eine Seeräubergeschichte.

Erzählung des alten Steuermanns.

Von

Emanuel Geibel.

Wir hatten Oel geladen und Korinthen
Und segelten vergnügt mit unsrer Fracht
Von Malta auf Gibraltar, Jochen Schütt,
Der Lüb'sche Capitän, mit fünf Matrosen
Und ich, Hans Kiekebusch, als Steuermann.
Der Wind blies lustig und wir waren schon
Sardinien vorbei, als hinter uns
Nordosther ein verdächtig Segel aufkam,
Das wie mit Siebenmeilenstiefeln lief.
Bedenklich kuckte Jochen Schütt durch's Glas
Und schüttelte den Kopf und kuckte wieder,
Und immer länger ward sein schlau Gesicht.
Verdammte Suppe! brach er endlich los,
Der Haifisch soll mich schlucken, wenn das nicht
Tuneser sind, Spitzbuben, die's auf uns
Und unsern schmucken Schooner abgesehn!
Bei Gott, jetzt heißt es: Alles Weißzeug los
Und stramm gesegelt!

Leider war's zu spät.
Ein Viertelstündchen noch, da wußten wir,
Daß Flucht unmöglich. Gleich darauf auch ließ
Das Kaperschiff die rothe Flagge schon
Vom Topmast fliegen, und ein Schuß befahl
Uns beizulegen. An Vertheidigung
War nicht zu denken: Sieben waren wir,
Die höchstens Sonntags mal im Lauer Holz
Mit Schrot geknallt, und drüben an die Vierzig,
Verwegnes Raubvolk insgesammt, auf Mord
Und Todtschlag eingeübt, wie wir auf's Kegeln.

Mit einer einz'gen Salve hätten sie
Uns weggefegt; d'rum hieß uns Jochen Schütt
Geruhig bleiben und ihn machen lassen;
Ein Stückchen, meint' er, hab' er ausgedacht,
Das uns vielleicht noch aus der Dinte hülfe;
Zwar spiel' er auf Va banque damit, indeß
Am Ende sei'n wir Christenmenschen doch
Und Gott im Himmel könn' ein Einsehn haben.
So brümmelnd stieg er zur Cajüt' hinab
Und nahm die Andern mit, nur mir befahl er
Auf Deck zu bleiben und dem leidigen
Besuch, als käm' er auf ein Frühstück bloß,
Mit Höflichkeit zu ihm den Weg zu weisen.

Mir schlug das Herz bis an den Hals, als nun
Mit jeglicher Minute der Corsar
Uns näher rückte. Bald erkannt' ich schon
Die Fuchsgesichter mit den Rattenzöpfen,
Das Negervolk, das in den Tauen hing.
Jetzt sah ich, wie solch rothbekappter Schuft
Den Enterhaken hob, jetzt machten's ihm
Zehn andre nach und jetzt — ein einz'ger Schlag,
Ein ungeheurer Ruck, und Bord an Bord
Mit dem Tuneser lagen wir.

Ein Mohr,
Die breite Kling' im Maule, sprang zuerst
Auf unser Schiff, dann kam der Hauptmann selbst,
Einäugig, stachelbärtig wie ein Kater,
Am grünen Bund den Halbmond von Rubin,
Und dann die Andern, meist ein quittengelb
Zerlumpt Gesindel, doch mit langem Rohr,
Mit Beil und Messer Mann für Mann versehn;
Mir lief's den Rücken kalt wie Eis hinab.
Doch macht' ich nach des Capitäns Geheiß
Den schönsten Bückling und verbindlich dann
Den Weg anzeigend fuhr ich wie ein Kellner
In Sprüngen die Cajütentrepp' hinab.
Auch poltert' es alsbald mit starkem Tritt
Mir nach und, ein Pistol in jeder Hand,
Trat Meister Einaug' in die Thür, doch blieb er,
Als er sich umsah, wie ein Zaunpfahl stehn.
Denn vor ihm saß, den Hut auf Einem Ohr,
Aus kurzer Pfeife Dampf und Funken paffend,
Auf offner Pulvertonne Jochen Schütt,

Und ringsumher lag wie ein Zauberkreis
Ein breiter Streif von Pulver aufgestreut.
Wir standen hinter ihm und muckſten nicht;
Er aber, ruhig sitzen bleibend, that,
Als wüßt' er gar von keinem Harm, und sah
Den Türken an und sagte: Guten Tag!
Was steht zu Diensten, wenn ich bitten darf? —
Und als nun der sich wie ein Puterhahn
Aufpluſtert und in seinem Kauderwelsch
Zu kollern anfängt und, wie das nicht fleckt,
Die Zähne weist und mit Geberden droht,
Sagt Jochen Schütt: Ja, Türk'sch versteh' ich nicht,
Mein lieber Herr; doch parlez vous français?
Und dazu pafft er toller stets und macht
Den Meerschaumkopf wie einen Schornstein sprüh'n,
Daß mir, bei Gott, schon däucht, wir fliegen auf.
Das schien denn unserm Rinaldini auch
Ein schlechter Spaß, er wurde grün vor Wuth,
Und plötzlich macht' er Kehrt und schoß hinaus.

Nun ging ein heftig Schnattern droben an
Und dann ein Poltern, Schieben, Zieh'n und Winden,
Als kehrten sie vom Schiffsraum bis auf's Deck
Das Unterste zu oberst, während wir
In tausend Aengsten wie die Hühner uns
Um unsern Capitän zusammendrückten,
Der keine Sylbe sprach und langsam nur
Fortqualmte. Zwar die Ladung, wußten wir,
War gut versichert, doch wir fürchteten,
Die Heiden würden, wenn sie's ausgeraubt,
Das Schiff aus purer Bosheit sinken machen,
Und dann, ihr Lüb'schen Thürme, gute Nacht!
So ging ein langes, banges Stündlein hin.
Da plötzlich hörten wir durch all' den Lärm
Die Bootsmannspfeife kreischen, ein entsetzlich
Gedräng' entstand an Bord, wie Flucht beinah,
Und kurz darauf geschah ein Stoß und Rauschen,
Als riss' ein Donnerwetter Schiff von Schiff;
Und dann miteins war's still. Wir warteten
Ein Weilchen noch und horchten, doch es pfiff
Auch nicht die Maus im Loch; kein Zweifel mehr,
Sie waren fort. — Was nu? sprach Jochen Schütt,
Die Luft an Bord scheint wieder klar zu sein,
Ich denk', wir sehn uns 'mal den Schaden an.
Und stieg hinauf auf's Deck und wir ihm nach.

Da sah's denn gräulich aus. Im großen Stall
Der Arche Noäh war nicht solch ein Wust,
Als aller Welt Gethier das Schiff geräumt.
Packstroh und Scherben rings, Korinthenfässer,
Oelpiepen, Werkzeug, Zwiebeln, Kochgeräth
Im tollsten Wirrwarr Alles durcheinander,
Als wär' in allerbester Arbeit just
Das große Plünderfest gestört. Und so
Verhielt sich's auch. Denn von Nordosten kam,
Indeß der Türk, wie ein gejagter Habicht
Nach Süden fortschoß, eine englische
Fregatt' heran mit vollem Wind und ließ
Die blaubekreuzte Flagge lustig weh'n.
Das gab ein Jubeln, ein Umarmen jetzt!
Der Schiffsjung' fiel auf seine Knie, der Koch,
Der letzt in Portsmouth überwintert, schwang
Die Zipfelmütz' und sang: God save the king!
Doch Jochen Schütt nahm eine Zwiebel auf
Und roch daran und niest'; ich merkt' es wohl,
Wir sollten ihn nicht weinen seh'n. Dann zog er
Den Hut und sprach: Nun danket Alle Gott!
Heut thut mir's leid, daß ich nicht singen kann,
Weil ich beim alten Haase Schulen lief.
Den Engelsmann schickt uns der Himmel selbst.
Auch keinen rothen Sechsling gab ich mehr
Für unser Leben, blieb er aus. Nun lief's
Noch gnädig ab. —

Ein wahrer Segen auch,
Sagt' ich, Cap'tän, daß euch das Pulver einfiel,
Sonst kam uns selbst der Engelsmann zu spät. —
Ja, Pulver! lacht' er, und die Schlauheit blitzt'
Ihm aus den Augen, Pulver! Hat sich was!
Wir haben keine zwanzig Schuß an Bord.
Das schwarze Zeug, wovor der Heidenkerl
Die Angst gekriegt, war — Rübsaat aus Schwerin,
Und mein Canarienvogel frißt davon.
Ein richt'ger Mann muß sich zu helfen wissen,
So hilft ihm Gott wohl auch. — Und nun seht nach,
Ob uns das Volk auch über'm Rum gewesen.
Ich denk', ein Schluck soll gut thun auf den Schreck.

Ricordo.

Novelle von Gustav zu Putlitz.

Jenseits der Alpen, einige Meilen vom Comer-See, liegt ein Landstädtchen, das, wiewol es ehedem, als die Handelsstraßen vom Süden nach dem Norden über die verschiedenen Alpenpässe zogen, eine größere Bedeutung hatte als heute, doch immer noch einen wohlhabenden Eindruck macht. Der große Marktplatz, auf dem der mit Broncefiguren und Zierrathen aus der Renaissance-Zeit geschmückte Brunnen rauscht, läßt auf eine breite Landschaft schließen, die schattigen Kastanienalleen, die das sauber ausgemauerte Bett des Bergflüßchens begrenzen, zeigen kühle Spaziergänge als Versammlungsort einer wohlhabenden Mittelclasse, und die Villen mit den kunstvoll angelegten Gärten, nach der Seite des Gebirges zu, den Luxus des Reichthums. Nach der Landseite freilich, an der Heerstraße läuft das Städtchen aus in ärmlichen kleinen Häusern, leicht gebaut, halb verschoben, mühselig vor dem Einsturz gewahrt. Das ist die Wohnung der Arbeit, die vom Tag zum Tage sorgt, niemals Ueberfluß gewährt und oft kaum vor dem Darben schützt. Aber es ist heitere Arbeit, unter Plaudern, Lachen, Singen, auf offener Straße am Sonnenlicht getrieben, wie ein Vergnügen, in Lumpen, aber in solchen, die so kleidsam sind als ein Putz. Zwischen allen diesen wunderlichen schief und verschoben zusammengestürzten und zurechtgestutzten Behausungen zeichnet sich ein Häuschen aus, das zwar einfach wie nur eines, doch regelrecht und sauber hervorragt. Keine Hausthür führt in dasselbe, denn der Eingang ist durch ein breites Thor in der Mauer, und auf dieser steht mit großen schwarzen Lettern „Annibale Sassi, Bildhauer in Stein" und hinter dem Namen ist mit kleineren, sichtlich erst später hinzugefügten Buchstaben geschrieben „und Compagnie".

Auf der Galerie dieses Häuschens, zwischen den rankenden Rosen, hinter den Töpfen, aus denen in der Morgensonne die feurigen Cactusblüthen wie Flammen glühen, taucht in dem Moment, wo unsre Geschichte beginnt, ein lieblicher Mädchenkopf empor, dicht umrahmt von dunkeln kurzen Locken, die ein einfaches Band auf der Stirn verhindert, auf das leicht gebräunte Gesicht zu fallen. Die Züge des Mädchens sind nicht gerade schön, wenigstens nicht von der classischen Schönheit, die meist die Römerinnen aus-

zeichnet, das Näschen ist sogar etwas aufgestumpft, aber es spielt ein so heiterer Ausdruck um dieselben, die dunklen Augen blitzen so fröhlich in den Tag hinein und ein anmuthiges Lächeln zeigt eine Reihe so blendendweißer Zähne zwischen den rosigen Lippen, wie eine Perlenschnur zwischen Corallen, daß der ganze Eindruck überaus anmuthig ist. Nun begießt das Mädchen ihre Blumen, nicht mit überlegter Sorgfalt, aber so schnell wie ein Sonnenstrahl zwischen den Ranken dahin gleitend, und dann kommt es die Treppe herunter, schleicht leise, mit schalkhaftem Lächeln den Säulenweg entlang und lugt in das Fenster der Werkstatt. Sie lacht laut auf und sagt vor sich hin: „Richtig, da sitzt er, fest eingeschlafen. Es geht so nicht weiter, ich muß ihm einmal gehörig den Text lesen. Nichts wird fertig und wir verlieren alle Kunden. Er soll sich wundern, was ich ihm heute für ein Frühstück auftische, ein Stück Brod von gestern und ein Glas Wasser, höchstens, wenn er mich recht bittet, ein Paar halbreife Feigen. Und was er sich Alles aussinnen wird, um sich zu entschuldigen?" Sie klatschte in die Hände und lachte dazu, als stünde ihr ein ganz besonderes Vergnügen bevor, dann gähnte sie aber, streckte sich und fügte hinzu: „Nur darf er nicht merken, daß mir selbst der Schlaf noch in allen Gliedern steckt. Das wird heute ein curioses Arbeiten werden."

Nun trat sie in die Werkstatt. Rings umher standen halbfertige Bildhauerarbeiten, und in dem breiten Fenster ein Malertisch mit Farben und Flaschen, die, halb gefüllt oder leer, Lack enthielten oder enthalten hatten, dazwischen Papierblättchen, an denen die letzten Spuren Schaumgoldes glitzerten. Alles in höchster Unordnung. „Marie und Joseph!" rief das Mädchen, „wie sieht es hier aus. Da hat er das Feuerzeug gesucht und alles im Finstern durcheinander geworfen. Meine schönen Goldblättchen!" Und nun wandte sie sich nach der andern Ecke der Werkstatt, wo in einem alten zerrissenen Lehnstuhle aber höchst behaglich, ein Mann mittlerer Jahre fest eingeschlafen lag. Das Mädchen trat an den Schläfer heran, schlug die Arme unter und sah ihn mit schalkhaftem Lächeln, aber mit dem Ausdruck zärtlichster Liebe an. „Fast bringe ich es nicht über's Herz ihn zu wecken," flüsterte sie, „so selig schläft er und so glücklich sieht er aus. Er hat seinen Sonntagsrock noch an." Dann aber faßte sie sich kurz und schlug den Mann derb auf die Schulter. „Guten Morgen, Kamerad!" rief sie, als der Schläfer jäh erwachte, sich die Augen rieb und verwundert, als müsse er sich besinnen, wie er hierher käme, sagte: „Ach, Du bist es, Kamerad? Ich glaube, es ist schon heller, lichter Tag."

„Seit zwei Stunden!" erwiderte das Mädchen heiter.

„So?" sagte der Mann und richtete sich auf, „und Du kommst jetzt erst zur Arbeit in das Studio? Langschläferin, schämst Du Dich nicht?"

„Compagnon," lachte ihm das junge Mädchen gerade in's Gesicht, „Du hast alles Recht mir Vorwürfe zu machen, Du, der Du Deinen Rausch ausschläfst in der Werkstatt."

„Rausch?" rief er. „Davon ist keine Rede, und wenn ich einen Augenblick einnickte, nachdem ich vor Tag aufstand und mit dem ersten Sonnenstrahl an die Arbeit ging, so ist das nicht zu verwundern."

„Du standest auf?“ spottete das Mädchen. „Ja, gestern Morgen, und ziemlich spät, diese Nacht aber bist Du gar nicht zu Bett gegangen.“

Der Mann machte ein verlegenes Gesicht, wandte sich um und brummte vor sich hin: „Wie willst Du das wissen, Kamerad?“

„Ich hörte Dich nach Haus kommen, Compagnon!“ antwortete sie. „Der Tag fing eben an zu grauen. Du tapptest die Treppe herauf, aber Du hattest wieder einmal den Hausschlüssel vergessen, deshalb schlichst Du Dich zurück in die Werkstatt, suchtest das Feuerzeug und hast mir da alle die Unordnung auf meinem Tische angerichtet. Seitdem schliefst Du hier, und wenn ich Dich nicht geweckt hätte —“

„Ach,“ unterbrach sie der Alte und pfiff sich ein lustiges Lied, „das hat Dir geträumt.“

„Geträumt?“ rief sie, „ich schlief noch gar nicht, denn ich war auch eben erst nach Haus gekommen!“

„Du?“ fragte der Mann, nicht ohne zu erschrecken. „Du warst die ganze Nacht nicht zu Haus! Ja wo triebst Du Dich denn umher, bei allen Heiligen?“

„Ach,“ erwiderte sie ganz unbefangen, „nicht in der Osteria beim Weinkrug, wie mein würdiger Herr Compagnon, sondern über Land auf einem Ball, wo ich mich himmlisch unterhielt und getanzt habe, wie von der Tarantel gestochen, und Tollheiten angab zum Todtlachen.“

„So,“ rief der Vater und schmunzelte dabei stolz, „da hast Du wohl wieder den Lustigmacher für die ganze Gesellschaft abgegeben?“

„Das kann schon sein!“ war die Antwort.

„Und da willst Du mir noch Vorwürfe machen?“ fuhr er fort, „mir, der ich nur einen alten Geschäftsfreund, der zufällig hier durchkam und halb verschmachtet war auf der Reise, mit einem guten Glas Wein tractirte? Hätte ich es nicht gethan, wäre er zu dem Pfuscher, dem Bamboni, gegangen, und der hätte uns die ganze Kundschaft fortgeschnappt. Ich habe meine Nachtruhe geopfert für das Geschäft, während Du Deine Zeit vertanzt hast.“

„Oho,“ fuhr das Mädchen dazwischen. „Suche Dein Nachtschwärmen nur nicht noch zu beschönigen, mir machst Du nichts weiß, denn ich muß Dir bemerken, daß in letzter Zeit die Geschäftsfreunde sehr häufig kommen, alle sehr durstig sind, und daß ich nicht wahrgenommen habe, daß sie Bestellungen machten, oder daß die Kundschaft sich hob. Ich hatte mir längst vorgenommen, einmal ein ernstes Wort mit Dir zu reden, und da sich die Gelegenheit grade bietet —“

„Ein ernstes Wort?“ unterbrach er sie, „nun, dazu hätte ich auch alle Ursache, und um gleich damit anzufangen —“

„Halt!“ fiel sie ihm in die Rede, „ich kann Dir nicht wehren, Deine Meinung zu sagen, aber wissen muß ich erst, ob Du als Compagnon zum Compagnon, oder als Vater zur Tochter sprechen willst.“

„Als Vater zur Tochter, mein Kind,“ antwortete er und reckte sich grade, froh, von Vorwürfen abzulenken, deren Inhalt er ahnte, und gegen die er einsah schwer eine Entschuldigung finden zu können. Aber das Mädchen ließ ihn nicht zu Wort kommen. „In dem Falle gehe ich vor,“ sagte es, „denn was

ich vorzubringen habe, geht das Geschäft an, dessen Chef ich bin, und das Geschäft vor Allem. Also, mein verehrter Herr Compagnon —"

Der Alte streckte die Hand aus, als wollte er Protest erheben, besann sich aber und sagte: „Du hast Recht, Compagnon, Dir gehört das erste Wort, aber mach es kurz und gnädig, damit ich hernach auch zum Spruch komme."

Er stand mit gesenktem Haupte wie ein armer Sünder da, aber wie ein scheinheiliger, während das junge Mädchen sich in Position stellte und eine ernste Miene annahm: „Compagnon," fing es an, „Du bist in letzter Zeit lästerlich faul und nachlässig geworden. Den halben Tag und die ganze Nacht bringst Du beim Wein zu, und wenn ich auch nicht sagen will, daß Du immer betrunken bist, so kann ich doch behaupten, daß Deine Hand auffallend unsicher wird. Hast Du nicht neulich dem heiligen Antonius von Padua die Nase, die im Modell so würdig dastand, bei der Ausführung so kurz gemeißelt, daß man sie kaum für eine Stumpfnase ausgeben konnte, und daß wir einen heiligen Dominicus aus ihm machen mußten, der schon eher ein plebejes Aussehen verträgt? Der Grabstein des dicken Battista, den der Schlag expreß gerührt haben muß, um uns einmal wieder eine Bestellung zu schaffen, sollte schon vor sechs Monaten fertig sein, und der Genius mit der Fackel wartet immer noch auf seine Beine. Battista aber, fürchte ich, wird, wenn sich Bamboni schließlich nicht seiner erbarmt, bis zum jüngsten Tage auf die Ehre eines Denkmals warten können —"

„Desto leichter wird ihm die Auferstehung werden! —" fiel der Alte ein.

„Schäme Dich," fuhr das Mädchen fort und schien nun wirklich böse zu werden, „solchen Spott über die Lippen zu bringen. Das Ende vom Liede wird sein, daß unser blühendes Geschäft sein Renommé, an dem Du wahrlich sehr unschuldig bist, gänzlich verliert, und wir nicht mehr wissen werden, wovon wir leben sollen. Ich muß Dich also, als Chef des Geschäftes, ersuchen, daß Du Deine Arbeit wieder eifriger aufnimmst, das Nachtschwärmen aufgiebst und anstatt den Wein zu bezahlen, den Du unnützer Weise, zum Schaden Deines Geschäftes und Deiner Gesundheit, mit unwürdigen Zechgenossen verkneipst, lieber daran denkst, die Schulden in dem Steinbruch zu tilgen; denn wir werden bald so weit sein, daß wir die Bestellungen, so spärlich sie auch kommen, nicht mehr anzunehmen vermögen!" Sie drehte sich auf dem Absatz um und ging an ihren Maltisch, um auf demselben eine nothdürftige Ordnung wieder herzustellen.

Der Vater hatte sie vollkommen ausreden lassen, wie ein Schulknabe, der der Strafpredigt nichts zu erwidern weiß. Als sie fertig war, athmete er auf. Er hatte stärkeren Verweis erwartet. Aber ganz ohne Entschuldigung wollte er doch nicht bleiben und schüchtern und stammelnd fing er an: „Was die Nase des heiligen Antonius von Padua betrifft, so gehst Du von einer ganz falschen künstlerischen Auffassung aus, Compagnon. Es war der einundsechzigste heilige Antonius, den ich in meiner Künstlerlaufbahn theils allein verfertigt, theils habe verfertigen helfen. Alle hatten grade Nasen. Da es nun aber keines wahren Künstlers würdig ist, sich immer wieder selbst zu copiren, ließ ich einmal meinem Genius freien Lauf und schuf einen neuen Typus dieses Heiligen,

von dem ich freilich nicht läugnen will, daß er die Nase etwas kindlich klein bekam. Nun hat aber selbstverständlich kein Mensch, der jetzt lebt, den Heiligen gekannt und kann behaupten, daß seine Nase ihm so oder so im Gesicht gestanden ist, er hätte also füglich bleiben können, wozu er gemeißelt war. Daß Du aber die Nase für den Antonius nicht gut genug und für den Dominicus grade ausreichend erklärtest, magst Du bei diesem Heiligen verantworten, denn daran bin ich völlig unschuldig. Das ist die Hauptsache, denn was Du sonst noch hervorbrachtest ist lauter abgedroschener Kram und ziemlich wörtlich dasselbe, was mir Dein Vorgänger im Geschäft, mein unvergeßlicher Schwager Annibale, hundert Mal gesagt hat, und was Du nur aufschnapptest wie der Fisch die Mücke. Ein so gescheiter Chef, als Du bist, sollte sich aber selbst etwas ausdenken, anstatt mit fremden Stieren zu pflügen, und somit denke ich vollkommen gerechtfertigt an die Arbeit gehen zu können."

„Wenn Du dazu Deinen guten Rock ausgezogen und den Arbeitskittel angelegt haben wirst!" warf die Tochter lachend hin.

„Darüber," sagte der Alte und schlug plötzlich in einen jovialen Ton um, „weil es Privatsachen sind, hat mir der Chef des Geschäftes keine Vorstellungen zu machen, und Du erinnerst mich, daß nun die Reihe an mir ist, Rafaella. Komm einmal her, Kleine, der Vater hat der Tochter ein ernstes Wort zu sagen."

„Dazu ist hier eigentlich nicht der Ort," erwiderte sie heiter, „denn Familienangelegenheiten werden oben in den Wohnzimmern besprochen; aber weil Du Dich so glänzend entschuldigt hast, und ich zuversichtlich hoffe, dasselbe thun zu können, will ich es einmal nicht so genau darauf ansehen und Dich anhören, Väterchen."

Sie sah ihm dabei so schalkhaft freundlich und so offen in die Augen, daß das einen strengeren Vater als diesen hätte entwaffnen können. Meister Leone, wie wir ihn jetzt bei seinem Vornamen nennen wollen, hatte aber schon längst den Gedanken an eine Strafrede aufgegeben, seine Arbeitsbluse übergeworfen, seine kurze Tonpfeife gestopft und angezündet und nahm den Meißel zur Hand, um nun wirklich dem Genius für das Grab des dicken Battista auf die Beine zu helfen. „Wir können das eigentlich bei der Arbeit besprechen!" sagte er und trat zu Rafaella's Tisch heran, die grade dabei war, ein kleines Heiligenbild, das der Vater aus Thon geformt hatte, zu bemalen. „Wie allerliebst Du das machst, Faella," fing er an, „die Züge haben Leben, und der blaue Mantel mit dem Goldbesatz ist prachtvoll. Du bist kein Talent, Du bist ein Genie, Faellina."

„Bah!" sagte das Mädchen, „ich mache es grade, wie ich es schon hundertmal gemacht habe, und ich glaube nicht, daß Du davon reden wolltest! Ob ich Genie habe oder nicht, darauf kommt es auch gar nicht an, denn zum Anstreichen dieser Puppen brauche ich höchstens etwas Geschick, Uebung und Fleiß. Letzterer scheint aber nicht Jedermanns Sache."

„Fängst Du wieder an, Compagnon?" fuhr der Vater auf. „Das bringt mich darauf, daß auch Du Deine Zeit nicht ausschließlich mit Heiligen zubringst. Wie, zum Beispiel, bist Du gestern Abend auf einen Ball gekommen,

von dem Du mir doch nichts vorher sagtest? Ziemt es sich für ein gesittetes Mädchen, das obenein Chef einer Fabrik von Heiligenbildern ist, sich allein die ganze Nacht außerhalb des Hauses umherzutreiben? Nun, was hast Du zu sagen?"

„Daß ich nichts Unziemliches darin sehe, der Einladung in eine befreundete Familie Folge zu leisten," erwiderte das Mädchen. „Daß ich Dir aber nichts davon sagte, war sehr natürlich, denn Du warst schon zu Deinem Geschäftsfreund in der Osteria, als die Einladung kam. —"

Der Alte schnippte mit den Fingern und lachte verlegen. Er war geschlagen.

„Aber wie es kam, und wie himmlisch ich mich amüsirte, will ich Dir gern erzählen. Gestern Abend, ich war auf einen Augenblick in die Küche gegangen, um nach der Polenta zu sehen, die auf dem Herde brodelte, und Du hattest den Augenblick benutzt, um mir zu entwischen, kam meine Freundin Teresa, die Tochter unseres Arztes, mit dem Einspänner ihres Vaters vorgefahren und erzählte, es hätten sich Gäste bei ihnen für den Abend angemeldet, und da sei sie schnell in die Stadt gefahren, um noch Allerlei für die Bewirthung zu besorgen. Ihr Bruder brächte noch eine Menge junger Leute mit und bestände darauf, einen kleinen Ball zu improvisiren. Ich müsse auf jeden Fall mitkommen, denn dann sei sie sicher, daß alle Welt sich belustigen würde. Ich wollte nicht gleich, denn meine Toilette ist miserabel bestellt, und ich sagte das auch ganz aufrichtig, aber Teresina ließ nicht nach mit Bitten. Ich zog mein weißes Kleid an, das grade von der Wäscherin gekommen war, obgleich es etwas kurz und eng geworden ist, im Vorbeifahren kauften wir noch ein Paar Bandschleifen, und so fuhr ich mit hinaus. Mit ein Paar Rosen aus dem Garten, mit denen ich den Rock garnirte, und einer Epheuranke um den Hals war mein Anzug fertig, und Teresina behauptete, ich sähe reizend aus. Die jungen Männer müssen mich auch nicht garstig gefunden haben, denn ich konnte keinen Augenblick ausruhen, habe getanzt wie toll und Späße gemacht und gelacht, aber die Hauptsache kommt noch."

„Ich will nicht hoffen!" warf der Vater hin.

Rafaella ließ sich nicht stören. „Im Winkel," fuhr sie fort, „saß ein junger Mann, ein langer ungeschickt aussehender Mensch von einigen zwanzig Jahren, ein Engländer, der sich seiner Gesundheit halber hier aufhält und zu den Patienten des Doctors gehört. Der konnte nun nicht tanzen und wurde deshalb von der ganzen Gesellschaft aufgezogen. Die jungen Leute trieben es in ihrem Uebermuth etwas zu weit, und es war ein Glück, daß er nichts von ihren Späßen verstand, denn er weiß auch nicht eine Silbe italienisch. Mir aber that er leid, und ich beschloß, ihn unter meine Protection zu nehmen. Ich machte ihm, so gut ich konnte, begreiflich, daß das Tanzen nicht so schwer sei, und daß ich es ihn lehren wolle. Das muß er denn wohl verstanden haben, denn er trat mit mir an. Zuerst ging es freilich sehr schlecht, und die Andern wollten erst recht mit ihren Neckereien wieder anfangen, aber da sprach ich ein ernstes Wort und erklärte, ich würde es für eine Beleidigung mir gegenüber ansehen, wenn jemand etwas über meinen Tänzer sagte. Das

half, und nun suchte ich seine Ungeschicklichkeit so zu verdecken, daß es wirklich immer besser ging und der gute Junge wie toll auf's Tanzen wurde. Da hättest Du sehen sollen, wie wir uns unterhielten, denn was er sagte, verstand ich eben so wenig, als er, was ich vorbrachte. Aber mit Zeichen ging es ganz gut. Daß er sich köstlich unterhielt, das stand ihm schon auf dem Gesicht geschrieben, und dann legte er immer die Hand auf's Herz, womit er mir gewiß seinen Dank ausdrücken wollte, und ich nickte dazu und tanzte immer weiter, schließlich nur noch mit ihm. Aber das macht müde, solch' ungeschickten Tänzer durchzuschleppen, und ich fühle es noch in allen Gliedern. Schließlich fuhr mich Teresa's Bruder, Filippo, wieder nach Haus, und ich bin grade eine halbe Stunde vor Dir zurück gekommen. Das ist die ganze Geschichte."

Der Alte hatte mit größter Aufmerksamkeit zugehört. Man sah ihm an, daß er am liebsten selbst noch mitgetanzt hätte. „Ja, tanzen kannst Du," sagte er, „das muß wahr sein. Keine bessere, zierlichere Tänzerin in der ganzen Stadt. Aber das ist auch kein Wunder, hab ich es Dich doch gelehrt, und mich hättest Du sehen sollen in meiner Jugend!"

„Das ist aber auch das Einzige, was ich von Dir gelernt habe, Väterchen," lachte Rafaella. „Sonst brauchst Du Dir auf das, was ich weiß, ja auf meine ganze Erziehung nichts einzubilden, denn Alles verdanke ich meinem guten Onkel Annibale, und wäre er nicht vor zwei Jahren auf ewig von uns gegangen, wer weiß, was noch aus mir hätte werden können."

„Ein naseweises Kind, weiter nichts, denn er verzog Dich auf unverantwortliche Weise," erwiderte der Vater.

Aber die Kleine war ganz ernst geworden in der Erinnerung an den verstorbenen Onkel.

„Meinst Du nicht, padre mio," sagte sie, „daß Onkel Annibale der vollkommenste und beste Mensch auf der Welt war? Als seine Seelenmesse so feierlich gelesen wurde und ich für seine Seligkeit betete, meinte ich immer, das sei recht unnöthig, er könne wol für uns ein gutes Wort einlegen, aber wir nicht für ihn."

„Das sind gottlose Gedanken," sagte der Vater und putzte an der eben fertigen Wade des Genius auf seinem Grabstein. „Kein Mensch ist vollkommen und kann der Fürbitte entbehren. Aber der Vollkommenheit am nächsten mag Annibale wohl gewesen sein, und Du hast alle Ursache, ihn zu beweinen. Für mich, den Schwager, war er mitunter etwas unbequem und streng, denn was konnte ich dafür, daß seine Sinnesart stets zum Trübseligen und Einsamen neigte, während ich gern froh mit Fröhlichen bin? Das ist doch auch keine Sünde, und glücklich hat ihn alle seine Tugend doch nicht gemacht."

„Das wird wol andere Gründe gehabt haben," warf Rafaella hin, „wenn er sie auch niemals aussprach."

„Nun freilich hatte es andere Gründe!" erwiderte der Vater, „denn als junger Mensch war er der lebensfrohste Bursche und bildhübsch, so daß alle Weiber in ihn vernarrt waren. Ich muß es ja wissen, denn wir sind Landsleute und Spielkameraden, wenn er auch um zwei Jahre jünger war als ich. Als wir hernach uns beide der Kunst widmeten —"

„Weißt Du, Väterchen,“ warf Rafaella ein, „daß ich immer meine, der Onkel Annibale hätte ein wirklicher Künstler werden können.“

„Was nennst Du einen wirklichen Künstler?“ fuhr der Vater auf. „Entweder die Menschen sind Künstler, oder sie sind es nicht. Das ist grade, als wolltest Du sagen: Ich glaube, die kleine weiße Blume im Grase, die sie Maasliebe nennen, ist keine wirkliche Blume, weil sie nicht einen haushohen Baum braucht, wie die prahlende Magnolie, um sich zu entfalten. Dein Onkel Annibale war ein wirklicher Künstler wie ich, wenn er auch nur die Modelle in Thon entwarf und mir die Ausführung überließ. Ich meine immer, er hätte es mit dem Pinsel weiter gebracht, und einen Anlauf hatte er dazu genommen in seiner Jugend, aber seit er von seiner Reise nach Rom zurückkam, hat er keine Hand breit Leinwand wieder auf die Staffelei gebracht, und doch hätte er dabei bleiben sollen. So etwas liegt im Blut. Ich bin nun einmal aus einer Steinfamilie, denn mein Vater hat in den Marmorbrüchen im Modenesischen gearbeitet, bis ihm beim Sprengen ein rollender Block den Arm zerschmetterte, und dadurch ist mir das Talent, den Stein zu bearbeiten, angeboren. Annibale's Vater aber, dein Großvater, war ein Maler, und ein berühmter weit und breit. Du kannst noch an den Mauern und Wänden vieler Bauernhäuser seine unsterblichen Werke sehen, wenn auch das Meiste abgefallen, oder von einem Pfuscher von Tüncher erbärmlich restaurirt ist.“

„Ja, ich kenne das!“ rief das Mädchen, „die Bilder sind größer als die Kunst darin, denn unter uns gesagt, es sind schauderhafte Zerrbilder. Lauter Engel, zehn Fuß hoch und alle ohne Beine.“

„Rafaella!“ sagte der Vater, „ich verbitte es mir, daß Du mit Geringschätzung sprichst von den Werken Deiner Ahnen. Wenn es wirklich mit den Beinen der Engel seine Richtigkeit hat, so läßt sich dagegen nichts sagen. Wenn sie Flügel haben und fliegen können, brauchen sie keine Beine zum Gehen, und Dein Großvater wird schon seine Gründe gehabt haben, denn da er Kopf und Arme der Engel zu Wege brachte, hätte er ihnen auch Beine ansetzen können, wenn er gewollt hätte. Darauf kommt es aber auch gar nicht an, sondern nur darauf, daß ich behaupte, Dein Onkel Annibale war aus einer Pinselfamilie, wie ich aus einer Meißelfamilie; aber die Bildhauerkunst steht höher als die Malerei.“

„Das läugne ich nicht,“ erwiderte Rafaella, „und das hast Du mir auch schon unzählige Mal auseinander gesetzt; aber ich wüßte gern mehr von meinem guten Onkel Annibale. Indessen wenn man Dich fragt, Väterchen, so erzählst Du meist von Dir selbst, was man schon weiß, wenn es auch immer etwas verschieden zu Tage kommt.“ —

„Meinst Du, daß ich die Unwahrheit sage?“ fuhr der Alte dazwischen.

„Das nicht grade,“ besänftigte Rafaella. „Deine Erzählungen kommen mir immer vor wie die Weinranken um die Stützen meiner Veranda. Sie schlingen und winden sich freilich um den Pfeiler, aber plötzlich springen sie ab und schießen um den nächsten Pfeiler, um den sie gar nicht gehören, und ehe man es sich versieht, hängen sie über dem Dach, oder sehen mir in's Fenster

hinein, wo ich sie nicht gebrauchen kann, jedenfalls aber kommen sie immer auf einer Stelle heraus, an der man sie nicht verlangt hat."

„Das ist Deine Schuld, weil Du sie nicht wachsen lassen kannst, wie sie wollen und müssen, sondern beständig daran biegst und bindest, daß sie schließlich gar nicht mehr wissen, wohin sie gehören. Wenn Du nicht immer mit Querfragen dazwischen kämest, würde ich nicht so oft den Faden meiner Erzählungen verlieren. Es giebt eben Menschen, denen man nichts erzählen kann, und zu denen gehörst Du. In der Osteria gelte ich für den besten Erzähler, aber da sind die Andern auch still, oder ich kehre mich nicht an ihre Plaudereien und spreche so lange fort, bis Alles um mich her den Kopf auf den Tisch legt und fest einschläft."

„Nun, so verspreche ich Dir, kein Wort über die Lippen zu bringen, bis Du fertig bist, damit ich doch endlich einmal etwas von dem Onkel Annibale erfahre," sagte Rafaella; zu mehrerer Sicherheit aber nahm sie den Stiel eines Pinsels und klemmte ihn zwischen die frischen, rothen Lippen.

Der Vater setzte sich auf den Schemel vor seinem Grabdenkmal, denn er war müde und froh, einen Vorwand zu haben, den Meißel ruhn lassen zu können, und fing an: „Daß ich mit Deinem Onkel Annibale aufgewachsen bin, glaube ich Dir schon zu verschiedenen Malen erzählt zu haben. Wir waren stets gute Freunde und prügelten uns den ganzen Tag, wobei Annibale immer den Kürzern zog, dessen darf ich mich wohl rühmen. Das muß er auch anerkannt haben, denn er überhob sich niemals, obgleich er wohl Ursache dazu gehabt hätte, da sein Vater zwei gute Arme besaß, die er zu gebrauchen wußte, was Du auch sagen magst von den Beinen seiner Engel. Mein Vater aber hatte nur einen Arm, der andere war in den carrarischen Marmorbrüchen drauf gegangen. So habe ich mir oft erbetteln müssen, was ich brauchte, um nur nothdürftig satt zu werden, was aber keine Schande ist für einen Knaben, der noch nichts verdienen kann, und dessen Appetit nichts zu wünschen läßt. Ich muß Dir überhaupt gestehen, daß ich glaube, unter dem Stern des leeren Säckels geboren zu sein, denn bei mir hielt sich das Geld niemals, so ging's durch's ganze Leben, und ich bin überzeugt, wenn ich einmal sterbe, findest Du nicht die Kosten der Beerdigung bei mir. Das laß Dich aber nicht kümmern, denn eingescharrt wird endlich Jeder, und für mich wird sich sogar noch ein verunglückter Grabstein in einem Winkel des Hofes finden, wenn er auch nicht gerade steht, was man für eine boshafte Anspielung ausgeben wird, weil ich das selbst in vielen Momenten meines Lebens nicht gekonnt habe. Aber wieder auf Annibale zu kommen. Der hatte von Kindheit an vollauf, und seine kleine Schwester Cornelia, Deine Mutter, auch, und mich haben sie noch oft mit durchgefüttert. Hernach kam ich zu einem Steinhauer in die Lehre, Signore Anselmo, einem strengen Mann, der der Flasche nicht abhold war und dann zuweilen seine Steinstücke mit den Lehrbuben verwechselte und, anstatt auf sie, auf uns losschlug, daß es die Steine hätte erbarmen können, was es aber nicht that, so viel ich bemerkt habe. Ich muß wohl sein Lieblingsstein gewesen sein, denn mich hat er vorzugsweise bearbeitet. Von solchen braun und blauen Farbenstudien erfuhr nun Annibale wieder nichts bei seinem genialen Vater,

sondern lernte fleißig malen und zog mit zwanzig Jahren und einem vollen Beutel zur weiteren Ausbildung nach Rom. Da ist er denn wol fünf bis sechs Jahre außerhalb gewesen. Ich hatte mich auch in der Fremde, wol zehn Meilen weit in der Runde umhergetummelt, und als ich zurückkam, sprach ich bei Deinem Vater vor, um mich nach dem Freunde zu erkundigen. Der Alte war recht schwach geworden und machte es auch nicht mehr lange. Deine Mutter aber war zu einem reizenden Mädchen aufgeschossen, und ich verliebte mich in sie bis über die Ohren. Sie hatte auch nichts dagegen, denn ich war der lustigste und tollste Bursch, aber Dein Großvater warf mir seine Pinsel vom kleinsten bis zum größten an den Kopf, sobald ich nur ein Wort von unserer Liebe fallen ließ. Diesem Werfen setzte aber seine letzte Krankheit ein Ziel, denn der arme Schelm wurde so schwach, daß er die Pinsel nicht mehr heben konnte, und als wir ihn begraben hatten, unter vielen Thränen, feierte ich, um wieder auf andere Gedanken zu kommen und um Deine Mutter zu trösten, eine lustige Hochzeit mit ihr, was wir beide niemals bereut haben, obzwar die Nachlassenschaft Deines Großvaters, bis auf ein Paar leere Farbentöpfe und die halb verbrauchten Pinsel, deren Bekanntschaft ich so oft gemacht hatte, sich auf Null herausstellte, und wir sonach mit nichts anfingen und diesen Vermögenszustand conservirten. Künstler sammeln eben keine Schätze. Um diese Zeit kam nun Dein Onkel Annibale aus Rom zurück. Er war noch immer ein schöner Mann, vielleicht schöner als je, sonst aber furchtbar verändert. Seine Kunst hätte er aufgegeben, erklärte er, mit unserer Häuslichkeit war er aber nichts weniger als zufrieden. Es gab da heftige Scenen, da aber Deine Mutter den Bruder für ein höheres Wesen ansah und sich immer auf seine Seite schlug, zog ich beständig den Kürzeren. Annibale hatte etwas Geld mitgebracht, kaufte dies Haus, etablirte unser Geschäft und nahm mich als seinen Werkführer an. Was hätte er ohne mich wol angefangen? Dagegen führten wir ihm das Haus, und es ging vortrefflich. Deine älteren Geschwister starben, und als Du, eigentlich ein Nachkömmling, zur Welt kamst, kostete Deine Geburt der Mutter das Leben. Nun brauche ich Dir nichts mehr zu erzählen. Annibale modellirte, und ich führte aus. Nebenbei erzog er Dich, und dabei durfte ich eben so wenig mit einreden, als sonst im Geschäft. Als er starb, vermachte er Dir das Geschäft und mich mit, was ein eigenthümliches Verhältniß gab, denn nun war ich der Untergebene meiner Tochter geworden. Da haben wir denn den Ausweg gefunden, daß Du zwar der Chef bleibst, daß ich aber als Compagnon mit eintrete, wonach ich die Firma an der Thormauer dahin corrigirt und ergänzt habe, daß ich hinter Annibale Sassi „et Comp." setzte. Das ist nun so ziemlich Alles, was ich Dir von Deinem verstorbenen Onkel und Vorgänger im Geschäft erzählen kann, denn er war ein verschlossener Charakter, und über die sechs Jahre, die er in der Fremde zubrachte, hat er mir niemals eine Silbe erzählt. Jetzt aber laß uns an's Frühstück denken, denn mir klebt vom Schwatzen die Zunge am Gaumen, und Du scheinst es Dir abgewöhnt zu haben, mir, wenn auch nur auf Augenblicke, die Mühe der Rede abzunehmen."

Rafaella nahm den Pinselstiel wieder zwischen den Lippen fort und lachte:

„Mit dem Frühstück wird es mager aussehen," sagte sie, „denn Geld haben wir nicht mehr im Hause."

„Wie?" sagte der Vater, „hat nicht der Brauer Noroni gestern vierzig Franken für seinen Brunnen gebracht?"

„Davon hast Du gestern Abend dreißig eingesteckt und schwerlich einen Cent zurückgebracht, Compagnon," erwiderte die Tochter, „und die andern zehn reichten kaum für meine Schleifen. Solche willkürliche und ungerechte Theilung geht überhaupt nicht mehr, und ich habe vorhin nur vergessen das zu bemerken. Von nun an führe ich die Casse."

„Es ist zum Erschrecken, wie Du Deinem vortrefflichen Onkel ähnlich wirst," sagte der Vater und kratzte sich hinter dem Ohr. „So muß ich nur gehen und einige kleine rückständige Posten einziehen."

Er griff nach der Mütze, aber Rafaella trat ihm in den Weg.

„Das hat auch ein Ende!" sagte sie. „Du bist schon oft in solcher Absicht ausgegangen und dann bis in die Nacht fortgeblieben. Nun will ich nicht behaupten, daß Du die Posten nicht einzogst, heimgebracht hast Du aber niemals einen Centime, das weiß ich sicher. Von heute ab gehe ich selbst."

„Seliger Annibale!" rief der Vater, „da erkenne ich Deine Erziehung."

Die beiden Compagnons schickten sich eben an die Werkstatt zu verlassen, um sich in die obere Wohnung hinauf zu begeben, als sie einen jungen, langaufgeschossenen Mann zwischen den Steinen auf dem Hofe ziemlich ungeschickt sich durchwinden und auf sie zusteuern sahen. Rafaella hielt die Hand vor die Augen gegen die Sonne und rief laut lachend: „Beim Himmel, mein Tänzer von gestern Abend! Bei allen Heiligen, wie hat der den Weg bis hier herein gefunden?" Der junge Mann hatte sie schon erkannt, und sein bleiches, aber edel geschnittenes Gesicht erglänzte vor Freude; er schritt auf das Mädchen zu, reichte ihm die Hand und schüttelte diese so herzlich, als grüße er einen alten Bekannten im freudigsten Wiedersehen. Aber nun standen sich die Drei rathlos gegenüber, jeder in seiner Sprache einige Worte der Begrüßung stammelnd, wohl wissend, daß der Andere ihn nicht verstand. Der junge Engländer schüttelte nur immer wieder abwechselnd dem Vater und der Tochter die Hände und sah so seelensvergnügt dazu aus, als hätte er gar viel auf dem Herzen. Der Vater lachte, und Rafaella versuchte mit Zeichen zu fragen, wie ihrem Tänzer der Ball bekommen sei. Sie fing dabei an zu tanzen, und der junge Mann ging gleich darauf ein, die Uebung von gestern Abend wieder aufzunehmen. Der alte Leone klatschte in die Hände, pfiff die Tanzweise, fing selbst mit an, und so hätte nicht viel gefehlt, daß die Drei unter freiem Himmel zwischen den Grabsteinen eine Tanzstunde begonnen hätten. Rafaella kam zuerst zur Einsicht und bedeutete die Andern, dazu sei hier weder Zeit noch Ort; um aber doch etwas zu thun, führte sie ihren Besuch in die Werkstatt, um ihm die Kunstwerke, auf die sie doch nicht ohne Stolz war, zu zeigen. Der Engländer sah Alles halb verblüfft, halb verwundert an, und Leone hatte ihm, in der Fertigkeit seiner Nation, durch Zeichen sich verständlich zu machen, schnell deutlich gemacht, daß das große Kunstwerke seien, und er der Meister. Dann führte er den Gast an Rafaella's Maltisch und ließ ihre Kunstfertigkeit bewundern. Kaum hatte der Engländer begriffen,

daß das Rafaella's Arbeit sei, als er für die Meisterwerke des Vaters kein Auge mehr hatte und in vollkommene Bewunderung versunken, immer wieder auf das junge Mädchen zeigte, um sich zu vergewissern, daß sie das gemacht hätte. Sie nickte, und zum Beweis setzte sie sich wieder an die Arbeit. Er konnte sich nicht satt sehen an ihrer Geschicklichkeit, wie fest sie die Farben aufsetzte, wie zierlich ihre kleinen Finger das leichte Gold auflegten und mit dem Achatgriffel die Muster glänzend darauf ciselirten. Als sie nun aufhörte, ergriff er die heilige Ursula, die sollte die Figur vorstellen, zog seine Börse und fragte durch Zeichen, was sie koste. Rafaella riß sie ihm fort und zeigte, daß sie erst halb fertig sei. Leone öffnete eine Nebenthür zum Magazin, und da standen auf einem Brett an der Wand eine ganze Reihe solcher heiligen Ursulen fertig, nach derselben Form in Thon gebildet, eine wie die andere, kaum daß die Farben der Mäntel und Untergewänder eine kleine Verschiedenheit aufwiesen; der junge Mann hätte nicht entzückter stehen können vor den größten Meisterwerken classischer Kunst. Erst fragte er wieder, ob Rafaella die auch gefertigt hätte, und auf Leone's Betheuerung gab er zu verstehen, daß er das Heiligenbild kaufen wolle. Rafaella forderte ihn mit der Hand auf auszuwählen, aber er erklärte sie alle nehmen zu wollen, es war gerade ein Dutzend, und er zog auch schon seine Brieftasche, um zu bezahlen. Rafaella konnte zwar nicht verstehen, was er mit allen den St. Ursulen, ein und einen halben Fuß hoch, wolle, aber er blieb dabei, und nun hatte das Mädchen genug zu thun, gegen den Vater einen sehr mäßigen Dutzend-Preis durchzusetzen. Es war sogar nöthig, daß sie ihre Autorität als Chef des Geschäftes mit aller Entschiedenheit geltend machte, bis die Rechnung geschrieben, bezahlt und quittirt war, und der junge Mann eine Karte mit seiner Adresse gab, mit der Bitte, ihm seinen Einkauf in die Wohnung zu schicken. Nun begann das Abschiednehmen, wieder mit Händedrücken, unter großer Fröhlichkeit. Die beiden Compagnons begleiteten den Fremden bis zum Thorweg, aber er kehrte noch einmal wieder zurück, um sie nun bis in's Haus zu geleiten, und als er endlich schied, grüßte er noch die ganze Straße entlang, sich immer wieder umwendend.

Rafaella war in der heitersten Stimmung, und auch Leone ließ seiner Fröhlichkeit freien Lauf, wiewol er anfangen wollte, die Tochter zu schelten, daß sie ihre Preise zu niedrig gestellt hätte. Darüber wollte sie ihm zwar nicht das Recht des Einsprechens einräumen, konnte aber doch nichts dagegen haben, daß er erklärte, von einem schmalen Frühstück sei nunmehr keine Rede; er fordere Salami, Brod und Butter und eine Flasche guten Weines. Rafaella fand sich schließlich bereit, das Gewünschte anzuschaffen, und so ließ dieser unerwartete Besuch allgemeine Zufriedenheit zurück. Denn auch der junge Mann war, wie in einem Rausch von Glück, er wußte selbst nicht weshalb, in der Villa angekommen, die er seit einigen Wochen mit seiner Mutter bewohnte.

Francis Moorland, so stand auf der Karte, war der einzige Sohn der sehr reichen, einer vornehmen Familie in England angehörenden, Mrs. Moorland. Er war bereits 24 Jahr alt, aber noch immer nicht zu irgend einer Selbstständigkeit gekommen, denn seit seiner Kindheit kränklich, hatte ihn die Mutter nie einen Augenblick verlassen und mit ängstlichster Sorge über-

wacht. Mit 18 Jahren schoß er hoch auf, aber schmächtig und mit gebeugter Haltung, so daß sich die ängstliche Mutter nicht ausreden ließ, daß er brustkrank sei, obgleich er jetzt bereits seit einigen Jahren anfing sich kräftig und breit auszulegen. In ihrer Sorge hatte sie einige Winter in Madeira, dann in Egypten mit ihm zugebracht, bis die Aerzte selbst darauf drangen, er müsse allmälig wieder an die nordische Luft der Heimath gewöhnt werden, und deshalb anordneten, den Frühling noch in Oberitalien zu verleben, um sich dann in der heißen Jahreszeit nach England zu begeben. Mrs. Moorland hatte in unserem Städtchen auf einen Monat eine ganze Villa gemiethet, und, besonders in Rücksicht auf den Sohn, mit allem erdenklichen Comfort einrichten lassen. Francis ging niemals allein aus, denn wenn die Mutter ihn nicht begleitete, folgte ihm ein alter englischer Diener, der seit einigen dreißig Jahren in der Familie war und gleichfalls den jungen Gebieter wie ein Kind behandelte und bevormundete, daneben aber auch die Mutter, je nach seiner Laune, tyrannisirte. Eigentlich war David der Herr im Hause. Wäre er nicht selbst seit einigen Tagen krank gewesen, hätte Francis weder den Ball bei seinem Arzt mitmachen, noch seine Tänzerin aufsuchen dürfen; und die Mutter, wäre sie nicht so vollkommen durch die Pflege ihres Dieners in Anspruch genommen gewesen, würde leicht eine Veränderung an dem Sohne bemerkt haben, denn so heiter erregt, so zerstreut und doch so strahlend in seinem Ausdruck war er noch nie gewesen. Er fand, nachdem er auf einem weiten Umweg heimgekehrt war, seine Mutter beschäftigt, eine Arzenei für David zu mischen; aber schon in der Thür wandte sie sich noch einmal um und fragte: „Francis, mein Sohn, was in aller Welt hast Du denn da für Einkäufe gemacht, die soeben zwei Facchini hier abgaben, und die in Dein Zimmer gestellt wurden?"

Francis erröthete, er wußte eigentlich nicht weshalb, und stotterte: „Was, Mama, ich wüßte nicht, daß ich Einkäufe gemacht hätte."

„O ich dachte wohl, daß es ein Irrthum sein müsse," sagte die Mutter ganz gleichgiltig. „Ein ganzes Dutzend geschmackloser Thonfiguren, abscheulich angepinselt und vergoldet. Ganz abscheulich! Zwölfmal die heilige Ursula — so wenigstens, glaube ich, steht der Name am Fuß. Ich werde sie zurück schicken."

Francis erröthete wieder, aber diesmal rief er ganz lebendig: „O nein, damit hat es seine Richtigkeit, ich fand die Figuren so hübsch und habe sie gekauft."

„Nun, wenn das ist," sagte die Mutter ganz gleichgiltig, „so ist es gut. Ich meinte, sie seien für ein Ursulinerinnen-Kloster bestimmt, für jede Zelle eine. Freut mich, wenn sie Dir Spaß machen; oder willst Du mit der Pistole danach schießen? Dann aber bitte ich Dich, zu warten, bis David wieder gesund, denn Du weißt, ich ängstige mich immer, wenn Du ohne seine Aufsicht mit Schießgewehr umgehst. Es begegnet so leicht ein Unglück."

Sie ging aus der Thür, und Francis eilte verlegen aber freudig in sein Zimmer, wo in der That alle die Heiligen in einer Reihe aufgestellt standen, und er sie mit Entzücken betrachtete, immer denkend an die kleinen, geschickten Händchen, die sie bemalt und vergoldet hatten. Er war nahe daran, mit den kleinen Statuetten zu spielen, wie ein Kind mit Puppen, und in Wirklichkeit

waren sie weder so geschmacklos, als die Mutter sie gefunden hatte, noch so allerliebst und kunstvoll, als sie ihm selbst erschienen. Es war eben handwerksmäßiges Machwerk, aber mit dem künstlerischen Stempel, den die Italiener sonst Allem aufzuprägen wissen, was aus ihrer Hand hervorgeht. Schließlich begnügte sich Francis, sein Zimmer mit allen den bunten Figuren auszuschmücken, wo sich nur ein Platz fand, auf dem Kaminsims, auf den Schränken und Tischen, und nun freute es ihn, daß, wohin er auch den Blick wandte, er überall an Rafaella erinnert wurde. Als die Mutter dann zu ihm kam und unwillkürlich über diesen Ausputz des Zimmers lächeln mußte, sagte er, eigentlich um eine neue Frage nach seinen Heiligenbildern abzulenken: „Mama, ich habe den Wunsch italienisch zu lernen und gleich heute mit dem Unterricht anzufangen."

Mrs. Moorland sah ihn höchst erstaunt an. In früheren Jahren, erst in England, dann auf Reisen, hatte sie immer Lehrer mitgehabt, und Francis hatte mit der Schonung, die ihrer Meinung nach seine Gesundheit erheischte, seine Studien betrieben, nicht mit überwiegendem Interesse für die Wissenschaften, aber weil es die Mutter so angeordnet hatte, weil er ohne Mühe, mit leichter Fassungsgabe, lernte, und die Stunden doch einige Abwechselung in das langweilige Leben für die Gesundheit brachten. Mit seinem zwanzigsten Jahre war das aufgegeben worden, und seitdem hielt er sich für „finished", und es war ihm niemals in den Sinn gekommen, noch etwas lernen zu wollen.

„Francis, mein Sohn," sagte die Mutter, „wie kommst Du auf den Einfall? Ich fürchte, das wird Dich angreifen, und in acht Tagen gehen wir an den Genfersee."

„Ich möchte, wir blieben noch einige Zeit länger hier!" warf er hin, als ihn aber die Mutter verwundert ansah, fügte er schnell hinzu: „aber wie Du das bestimmen wirst, Mama."

„Francis, mein Kind," sagte diese, „Du weißt ja, daß ich Alles thue, was Dir genehm ist, und wenn es Dir hier gefällt, liegt es nur an uns, den Aufenthalt zu verlängern; wenn Du also italienisch lernen willst, soll der Doctor uns einen Lehrer vorschlagen."

Francis sagte schnell, er hätte schon einen solchen gefunden. Da sei ein alter Bildhauer, den er zufällig kennen gelernt hätte, und da es ihm nur auf die gewöhnliche Conversation ankäme, weil es gar so unbequem sei, sich auf der Straße oder in den Kaufläden nicht verständigen zu können, so wolle er den heitern Mann bitten, ihn etwas zu unterweisen, was er füglich bei seiner Arbeit könne, der zuzusehen ihn übrigens auch sehr unterhalte und interessire. Er meinte wirklich die volle Wahrheit zu sagen, und so hatte auch sein Vorschlag ein ganz wahrhaftiges Ansehen, so daß die Mutter, der es nie in den Sinn gekommen wäre, Francis könne etwas vor ihr verheimlichen, oder gar Nebengedanken haben, ganz unbefangen zustimmte.

Francis begab sich nun seelenvergnügt wieder in die Werkstatt Leone's, wo er mit großer Freude empfangen wurde. Nicht ohne Mühe gab er durch Zeichen zu verstehen, daß er den Wunsch habe, italienisch zu lernen; denn Leone meinte zuerst immer, er wolle als Bildhauer bei ihm in die Lehre gehen, dann,

er beabsichtige tanzen zu lernen, bis endlich Rafaella hinter die wahre Absicht kam. Nun war Leone damit zwar auch ganz einverstanden, verwies aber den jungen Mann mit diesem Anliegen an die Tochter. Er selbst habe kaum das Lesen und nur sehr nothdürftig das Schreiben gelernt, Faella aber sei eine halbe Gelehrte, denn der Onkel Annibale habe sie in Allem unterwiesen, und so sei er überzeugt, daß sie ihn auch zu unterrichten wissen würde. Francis verstand von dieser Auseinandersetzung freilich so gut als nichts, aber Rafaella fing sofort den Unterricht an, der sich lustig genug anhörte. Sie hüpfte in der Werkstatt oder auf dem Hofe umher, zeigte mit dem Finger auf verschiedene Gegenstände, nannte sie, und Francis mußte es ihr nachsprechen. Wenn er etwas falsch sagte, lachte sie wie ein Kobold, wenn er etwas wieder vergessen hatte, schalt sie, und dann holte sie ein Körbchen mit Erdbeeren, und bei jedem richtig gesagten Wort steckte sie ihm eine als Belohnung in den Mund. Der Schüler bezeigte großes Vergnügen an dem lustigen Unterricht, ebenso Leone, so daß er sofort sich an demselben betheiligte, und nun entstand ein Wettstreit, wer Francis die meisten Worte beibrächte, und wenn Rafaella auch immer im Vortheil war und der Schüler sich alle Mühe gab, das, was sie gesagt hatte, vorzugsweise zu behalten, so nahm das der Vater doch nicht übel. Es waren wirklich drei Kinder, die mit einander spielten, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, wer von ihnen am kindischsten und am unbefangensten war. Daß dabei die Grabsteine und die Heiligenbilder nicht sehr gefördert wurden, läßt sich denken. Jedenfalls sahen sie wunderlich nieder auf das lustige Treiben um sie her, und sie würden die Köpfe bedenklich geschüttelt haben, wären diese nicht von Stein gewesen.

So ging es eine ganze Woche lang, und Francis kam fast nur zu den Stunden der Mahlzeiten nach Haus. Mrs. Moorland hatte gar kein Arg bei der Sache, theils weil die Krankenpflege sie den ganzen Tag in Anspruch nahm, theils weil sie den Sohn so unbefangen heiter fand, und er ihr, vergnügt wie ein Schulkind, Alles wiederholte, was er gelernt hatte. Es fiel ihr gar nicht ein, daß er kein Kind mehr war. Inzwischen war aber David wieder gesund geworden und meldete sich feierlich als Genesener bei seiner Herrin. Mrs. Moorland war höchlichst erstaunt, als der alte Diener zu ihr in's Zimmer trat, gekleidet mit der ganzen Sorgfalt, mit der er seinen Dienst nun schon seit dreißig Jahren, erst in ihrem elterlichen Hause, dann in ihrem eigenen, versah. Anders als im Frack, der weißen Binde und Weste, den Kniehosen und seidenen Strümpfen hätte er sicher das Zimmer der Gebieterin nicht betreten. Diese mahnte ihn, sich noch zu schonen, aber davon wollte er nichts wissen. Für ihn gab es nur zweierlei Zustände. Entweder er war krank, dann ließ er sich die sorgsamste Pflege von der Gebieterin gefallen, ja er verlangte sie sogar von der Frau, die er als Kind auf den Armen getragen hatte; oder er war gesund, dann versäumte er nichts in seinem Dienst, und zu dem gehörte nun einmal der Anzug, hatte er doch selbst unter der Gluth der egyptischen Sonne nichts an demselben geändert.

David war also wieder im Dienst und, wo möglich, eifriger als je, denn was war während seiner Krankheit nicht Alles versäumt worden von den

jüngeren Dienern, mit denen er ohnehin beständig im Krieg lebte. Er inspicirte Alles, vom Speisezimmer angefangen. Als er in Francis' Zimmer trat, das er ja für den jungen Herrn ganz zu dessen Bequemlichkeit eingerichtet hatte, fiel ihm natürlich die einzige Veränderung, die auf alle Meubles vertheilten heiligen Ursulen, sofort in die Augen. „Dear me, was soll das bedeuten?“ rief er aus und stand starr vor Staunen. Die Figuren verdarben ja das würdige Ansehen des ganzen Zimmers, und darin hatte er so unrecht nicht. Heiligenbilder waren seiner puritanischen religiösen Empfindung ohnehin zuwider. Wo kam das her, und was sollte damit werden? Francis war nicht zu Haus, er fragte also die Gebieterin, die es unbefangen als eine harmlose Spielerei des Sohnes ausgab. David erwiderte nichts, er wollte Mistreß nicht beunruhigen, aber verdächtig war ihm die Sache, und er beobachtete. Dabei konnte ihm denn nicht entgehen, daß sein junger Gebieter noch veränderter war als sein Zimmer, denn auf seinen Zügen malte sich eine Heiterkeit, eine Zerstreutheit, eine Erregung, die profaner aussahen als alle zwölf heiligen Ursulen zusammen. David kannte das Leben, ihm ging eine Ahnung auf. Aber er sagte kein Wort, um Alles in der Welt hätte er die Herrin nicht geängstigt, aber ebenso wenig hätte er eine Wachsamkeit versäumt, um Unheil von seinen Gebietern zu wenden. Ohne eine Miene zu verziehen, beobachtete er Alles während der Mahlzeiten; rückte nach aufgehobener Tafel ganz ruhig seiner Gebieterin den Stuhl fort, öffnete ihr die Thür und ließ den Tisch abdecken. Dann trat er wie zufällig in Francis' Zimmer. Der junge Mann war wirklich sehr eifrig bei seinen italienischen Studien. Er hatte sich ein Buch gekauft mit italienisch-englischen Gesprächen und lernte auswendig, während er, mit der Papiercigarette zwischen den Lippen, auf der Chaise longue lag.

David stand steif im Zimmer. „Mr. Francis,“ fing er an und zeigte mit dem Finger nach der Reihe, keine einzige auslassend, zwölfmal auf die heilige Ursula. „Bleibt das hier, oder soll ich eine Kiste besorgen, um es zum Mitnehmen einzupacken.“

„Bereite Dich immerhin auf das Einpacken vor!“ erwiderte Francis mit einem affectirt gleichgültigen Ton. „Aber wir reisen noch nicht ab. Mama hat den Genfersee aufgegeben, und wir gehen direct nach England zurück.“

„Very well!“ sagte David. „Um Vergebung, hat der Sprachmeister vielleicht diese Puppen fabricirt?“

„Nein!“ erwiderte Francis schnell, fügte aber erröthend hinzu: „Ich habe die Figuren, die sehr hübsch sind, meine ich, in seinem Geschäft gekauft.“

David sagte nichts, aber er brummte vor sich hin, als ginge ihm ein Licht auf.

„Weshalb fragst Du das, David?“ warf Francis hin.

„O, ich überlegte nur, daß ich dazu eine große Kiste brauchen würde. Einerlei, das geht mit Fracht.“ Er wandte sich und schritt geräuschlos zur Thür hinaus.

Francis sprang auf. „Was hatte nur der Alte?“ sagte er vor sich hin. Es kam ihm zum erstenmal der Gedanke, daß bei dem für ihn so beglückenden Verkehr in der Werkstatt Leone's, der ihm so harmlos erschien, doch etwas zu

verheimlichen war. Er dachte an Rafaella, das heitere Kind, und heiß, bis in die Stirn hinauf schoß ihm das Blut. War es nun, daß ihn David an die Abreise gemahnt hatte, die, wenn sie auch hinausgeschoben war, doch endlich kommen mußte, und daß ihm jetzt erst einfiel, daß er Rafaella verlassen müsse und nie wiedersehen würde? Daran hatte er noch nicht gedacht, und der Gedanke schien ihm auch unmöglich. Aber er, für den bis dahin immer Andere überlegt hatten, war so wenig daran gewöhnt selbst zu überlegen, daß er sich gar nicht klar machte, was werden würde. Die Mutter holte ihn ab zur Spazierfahrt und war so erschreckt über sein Aussehen und über die Veränderung seines ganzen Wesens, daß sie ihm auf den Kopf zusagte, er sei krank, so sehr er das Gegentheil betheuerte. Er zwang sich zur Heiterkeit, aber er verstand sich so schlecht auf Verstellung, besonders da er selbst noch nicht wußte, was er eigentlich zu verbergen hatte. Sie waren kaum eine Stunde gefahren, als die Mutter drängte, nach Haus zurückzukehren. Francis müsse sich ruhen und sie wolle zum Arzt schicken. Auf der Treppe der Villa empfing David seine Herrschaft, so unbeweglich wie immer, ohne eine Miene zu verziehen. Er nahm der Gebieterin den Mantel ab, öffnete die Thür des Salons und that, als bemerke er nicht, daß Mrs. Moorland geängstigt und bestürzt aussah.

„David," sagte die Gebieterin nach einer Weile, „geh, sieh nach Francis, frage ihn, ob ihm etwas fehlt. Mir sagt er nichts, um mich zu schonen. Ich bitte Dich, David, horche ihn aus."

David blieb unbeweglich stehen. Mrs. Moorland sah ihn erstaunt an. „David!" rief sie, „Du hast etwas auf dem Herzen. Sage es mir, ich beschwöre Dich!"

David fing an, aber mit gedämpftem Ton: „Euer Gnaden, Aushorchen und Nachschleichen ist nicht meine Sache, Ausplaudern und Angeben noch weniger. Ich habe in fünfunddreißig Jahren vieles gesehen im Hause, und es stirbt mit mir, was ich weiß. Aber es ist nicht leicht die Grenze zu finden, wo das Schweigen aufhören muß, damit es nicht dermaleinst heißen kann: Hättest Du damals den Mund aufgethan, wäre es noch abzuwenden gewesen. Krank ist Mr. Francis nicht, aber er ist eben kein Kind mehr — und das ist etwas Anderes."

Er hielt ein. Mrs. Moorland stürzte auf ihn zu und ergriff seine Hand. „David, mein Freund, sage mir Alles. Ich will, ich befehle es. Die Ungewißheit richtet mich zu Grunde."

David sah sich um, sein Ton wurde noch leiser: „Mit den italienischen Stunden unseres Francis ist es nicht ganz richtig, Euer Gnaden, und das habe ich gleich fortgehabt. Jetzt aber weiß ich es sicher. Als Euer Gnaden mit Mr. Francis ausgefahren waren, wollte ich doch auch einen kleinen Gang machen, und da fiel mir ein, ich hätte für Mr. Francis eine Kiste zu besorgen, um das runde Dutzend bunter Heiligenpuppen, das er mitnehmen will, einzupacken. Ei, dachte ich, ich könnte mir auch noch so ein Ding kaufen, Mr. Francis behauptet ja, sie wären hübsch. Das Haus des Sprachmeisters fand ich leicht, jedes Kind auf der Straße zeigte mir den Weg, und nachdem ich mich zwischen der Unordnung auf dem Hofe und in der Werkstatt

durchgestolpert hatte, entdeckte ich auch im Magazin solche Puppen, oder doch ziemlich das Nämliche. Der Mann ist nun wie alle die Wälschen, lustig, schwatzhaft, roth vom Wein und betrügerisch. Ich sollte so und so viel Franken zahlen für das Ding, er war beleidigt, als ich ihm ebenso viel Centimes bot, wollte mich zum Magazin hinauswerfen, und schließlich trug er mir die Puppe nach und dankte und war mein bester Freund geworden. Nun, mir konnte das keinen Schaden thun."

„Francis ist unerfahren," sagte Mrs. Moorland, „er hätte sich einen gebildeteren Lehrer wählen sollen. Es war meine Schuld, das Kind konnte das nicht wissen. Ich danke Dir, David, daß Du mich darauf aufmerksam gemacht hast. Sicher war der Mann, wie Du ihn schilderst, kein passender Umgang für meinen Sohn, und ich begreife nicht, wie er, der sonst solche Scheu hat vor der Berührung des Gemeinen, sich nicht zurückgestoßen fühlen konnte von dieser Gesellschaft."

„Ich begreife das wohl," fing David wieder an, „die Erklärung ist so alt wie die Welt. Ich habe schon unterthänigst darauf aufmerksam gemacht, daß Mr. Francis kein Kind mehr ist. Nun hat der Trunkenbold von Steinmetzen eine Tochter, ein junges Ding von etwa 16—17 Jahren, keine Schönheit, aber so recht dazu angethan, daß die jungen Burschen sich in sie verlieben können, munter, Augen wie Blitze durch die Nacht, eine Gestalt, halb kindlich, halb üppig —"

„Genug," unterbrach ihn Mrs. Moorland. „Ich kenne meinen Sohn und habe die Zuversicht, daß er den Pfad der Tugend, in dem er erzogen ist, nicht verlassen wird."

Sie wandte sich ab, und David schien entlassen. Aber der alte Diener rührte sich nicht vom Fleck. „Habe ich so viel gesagt," fuhr er fort, „und aufgefordert dazu, das mögen Euer Gnaden nicht vergessen, so bringe ich meine Rede zu Ende. Ich habe Mr. Francis kein Unrecht vorgeworfen, und will auch dem Mädchen nichts Böses nachsagen, denn ich habe über dasselbe Erkundigungen eingezogen, und alle Welt ist ihres Lobes voll, aber das behaupte ich, der junge Herr ist in das hübsche Kind verliebt, und das ist auch ganz natürlich, wenn er es auch selbst vielleicht nicht weiß. Der Beweis steht auf allen Tischen, denn das schmucke Ding hat die garstigen Puppen angepinselt, und deshalb steht er in Anbetung davor."

„Das wäre entsetzlich!" rief Mrs. Moorland und sank in den Fauteuil, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

„Es wäre kein so großes Malheur," fuhr David ganz gelassen fort. Welcher junge Mensch verliebt sich nicht einmal in ein hübsches Gesicht. Aber mit unserem Francis steht das Ding anders, und es ist vielleicht gut, daß das einmal zur Sprache kommt. Er ist bisher gehalten wie ein Kind, fast wie ein junges Mädchen. Wenn der einmal liebt, ist's keine Knabentändelei mehr, ist's eine Leidenschaft, und da sein Herz rein ist von jedem unlauteren Gedanken, so könnte er sich in den Kopf setzen, das Mädchen zu seiner Frau zu machen —"

„Welche Einbildung!" rief Mrs. Moorland.

„Es kommt nur darauf an," fuhr David fort, „daß er selbst gewahr wird,

was ich gewiß weiß, daß er das Mädchen liebt, und nahe daran ist er das zu merken, dafür stehe ich Euer Gnaden ein. Und solche Fälle giebt es."

Mrs. Moorland war aufgesprungen und schritt sehr erregt durch das Zimmer. „Rathe mir, hilf mir, David!" rief sie.

„Das ist sehr leicht und einfach," erwiderte der Alte grade so ruhig und unbeweglich als vorher. „Wir reisen morgen ab. Es können ja Nachrichten aus England gekommen sein, die uns zurückrufen. Aber es ist auch gar nicht nöthig eine Lüge hinein zu mischen, Euer Gnaden ordnen es so an, und Mr. Francis ist gewohnt dagegen nichts einzuwenden. Damit ist die Geschichte fertig. Solche erste Liebe, das vergißt sich."

„Meinst Du?" unterbrach ihn Mrs. Moorland, und über ihr blasses, edles Gesicht flog eine plötzliche Röthe. Dann fuhr sie fest und bestimmt fort: „Gut! Du magst Recht haben. Bereite unsere Abreise vor, aber unmerklich. Francis braucht davon erst zu erfahren, wenn der Reisewagen vor der Thür steht. Du magst einen oder zwei Tage länger hier bleiben, Alles zu ordnen, wir erwarten Dich in Turin."

Am andern Morgen, beim Frühstück, eröffnete Mrs. Moorland dem Sohne, daß sie in zwei Stunden abreisen würden. Er erschrak, er stotterte seine Verwunderung über den schnellen Entschluß, aber er fragte nicht nach den Gründen. Am wenigsten erlaubte er sich einen Einwand, schon weil er ihn hätte durch ein Geständniß motiviren müssen, das er um die Welt nicht über die Lippen gebracht haben würde. Aber er sprang auf. Er habe seinem Lehrmeister noch die Stunden zu bezahlen und wolle dort Abschied nehmen. Die Mutter wollte im ersten Augenblick ihn daran hindern, aber sie stand ab von dem Entschluß. Daß er sich so leicht in die Abreise fügte, bewies ihr, daß die Gefahr nicht so groß, als David annahm, und dann sagte ihr der weibliche Tact, daß es nicht gerathen sei, ihm den wahren Grund des plötzlichen Aufbruches zu zeigen. Sie ließ ihn gehen und sah ihm nur mit gefalteten Händen nach.

Francis ging schweren Herzens den Weg zum Häuschen des Bildhauers, den er bis dahin immer so sehnsüchtig und froh gemacht hatte, und als er vom Vater und der Tochter mit der gewohnten Freundlichkeit und Jubel begrüßt wurde, stürzten ihm die Thränen aus den Augen. Soviel hatte er italienisch gelernt, daß er den Beiden begreiflich machte, er reise in zwei Stunden ab in seine Heimath und komme niemals wieder. Der Alte fand das ganz natürlich und ergoß sich in eine Fluth von Reisewünschen und Reiserathschlägen, von denen Francis nichts verstanden haben würde, selbst wenn er sie beachtet hätte. Leone wollte die letzte Stunde des Zusammenseins noch recht fröhlich machen, schleppte Wein herbei und fing allerlei Späße an, auf die aber die beiden Andern nicht eingingen; denn Francis kämpfte fortwährend mit den Thränen, und wenn er sie nicht zurückhalten konnte, wandte er sich ab und sah zum Fenster hinaus, um sie zu verbergen. Er hätte so gern sein Herz erleichtert durch seinen Dank, durch das Versprechen ewiger Erinnerung und die Bitte, ihm vom Ergehen zu schreiben, von allen den Arbeiten, die er hatte entstehen sehen und die noch nicht fertig waren. In irgend einer Verlegenheit sollten sie

sich an ihn wenden. Das Alles hatte er sagen wollen, aber ihm fehlten die Worte, es auszudrücken, denn so weit war er mit seinen italienischen Sprachstudien nicht gekommen. Rafaella saß vor ihrem Maltisch und hatte die Hände auf die Knie sinken lassen. Sie wollte eigentlich in die Späße des Vaters mit einstimmen, aber das glückte nicht recht. Sie fing an Francis an die ersten Tanzstunden zu erinnern und wollte lachen, indem sie ihm vormachte, wie er sich angestellt hatte, aber dabei fuhr sie immer wieder mit dem Aermel der Blouse über die Augen, bis sie alle Farben, die darauf hafteten, im Gesicht hatte. Dann sprach sie ihm die Worte nach, die ihm am schwersten geworden waren, aber sie weckten diesmal nicht das Gelächter wie sonst. Endlich entschloß sich Francis aufzubrechen. Er wollte seine Stunden bezahlen, aber davon wollte selbst Leone nichts wissen, er begnügte sich, sein Geschäft etwaiger Kundschaft in England zu empfehlen. Da zog Francis, der nach einem Zeichen der Erinnerung suchte, einen seiner Ringe vom Finger, nicht den kostbarsten, vielleicht den unscheinbarsten, und reichte ihn Rafaella. Sie zögerte erst ihn anzunehmen, aber sie hätte es nicht über das Herz gebracht ihn abzulehnen, und so schlang sie ihn schnell in das Band um den Hals mit dem Kreuzchen ihrer Pathe zusammen. Sie lächelte dabei, aber sie sprang doch gleich aus dem Atelier, schlüpfte die Treppe hinauf in die Wohnung und kam gleich wieder auch mit einem kleinen Ringe, den sie Francis als Gegengabe aufdrängte und zwar hinter dem Rücken des Vaters. Nun fürchtete der junge Mann aber wirklich seiner Rührung nicht länger Herr bleiben zu können, und schied unter herzlichen Händedrücken. Vater und Tochter begleiteten ihn bis an das Hofthor, da aber kehrte Rafaella plötzlich um, und ohne weiter ein Wort zu sagen, noch sich wieder zurückzuwenden, eilte sie die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf, wo sie in einen Strom von Thränen ausbrach. Was hatte das Kind? sagte Leone und ging noch eine Strecke plaudernd und scherzend neben dem stummen Francis her. Dann kehrte er aber auch um und schlüpfte in seine Osteria. So trocken, meinte er, sei ihm die Kehle seit langer Zeit nicht gewesen. Als er eine Stunde später nach Haus kam, mit einem leichten Rausch, fand er Rafaella bei der Arbeit, etwas wortkarg freilich, aber scheinbar ganz heiter, obgleich sie den Compagnon nicht ausschalt, wie sie sonst wohl pflegte, wenn er Morgens schon von der Arbeit fortlief.

Mrs. Moorland saß am Fenster und wartete sehnsüchtig auf die Rückkehr des Sohnes. Auch nach dem Arzt hatte sie geschickt, weniger um ihn noch einmal zu consultiren, als um ihm Lebewohl zu sagen. Die Antwort war gekommen, er sei über Land und die Stunde der Heimkehr nicht sicher zu bestimmen. Mrs. Moorland war etwas verstimmt über den übereilten Aufbruch, bei dem sie fühlte, nicht vollkommen aufrichtig gegen den Sohn gehandelt zu haben, und ihre Verstimmung wandte sich auf David, so ungerecht das eigentlich war. Der Alte hatte in seinem Eifer Alles so gewaltsam hastig betrieben, daß Mrs. Moorland meinte, die Absichtlichkeit sei offenbar und müsse auch Francis auffallen. Sie war schon geneigt, die ganze Geschichte mit der Tochter des verkommenen Steinarbeiters, denn so erschien Leone nach Davids Schilderung, für ein Hirngespinnst des durch die eben überstandene Krankheit vergrämelten Dieners auf-

zufassen, als sie Francis durch den Vorgarten auf die Villa zukommen sah. Für das Mutterauge genügte ein einziger Blick, um sie zu überzeugen, daß mit und in dem Sohn etwas vorgegangen sein müsse. Die Züge waren bleich und kummervoll, die Augen von Thränen geröthet; die ganze Haltung verrieth eine heftige innere Erregung. Der arme Francis! Zum ersten Mal im Leben hatte er einen Schmerz durchzukämpfen, und noch hatte er nicht gelernt, seine Empfindungen zu beherrschen, noch weniger, sie zu verbergen. Er trat zu der Mutter in's Zimmer und fiel ihr um den Hals, während aus den großen, klaren, blauen Augen die Thränen hervorquollen.

„Francis, mein Sohn," rief die Mutter, „was ist Dir begegnet?"

„Ich habe von guten Menschen, von wahrhaften Freunden, Abschied genommen und werde sie niemals wiedersehen!" antwortete Francis. „O, Mama, so traurig bin ich noch nie gewesen im Leben!"

Er sank in einen Stuhl und nahm keinen Anstand, sich seinem Kummer unter heftigem Schluchzen zu überlassen. Mrs. Moorland stand neben ihm und drückte den Kopf des Sohnes an ihre Brust. „Erzähle mir Alles!" sagte sie leise.

„Nicht jetzt, nicht heute, bitte Mama, nicht heute!" erwiderte er. „Später einmal. Es ist ja kein Geheimniß, aber heute würde es mir so schwer werden."

„Du hast recht," sagte die Mutter, „Du fieberst, Deine Hand ist heiß und trocken. Zeige her!"

Sie ergriff seine Hand, sie wollte die Pulsschläge zählen; aber plötzlich hielt sie ein und heftete den starren Blick, als sähe sie ein Gespenst, auf die Hand des Sohnes. Leichenblaß wurden ihre Züge, die sonst so mild und ohne Spur einer Leidenschaft waren. „Was ist Dir, Mama?" rief Francis erschreckt, „liebe, liebe Mama, was hast Du?"

„Der Ring," sagte sie fast tonlos, „der Ring! Woher hast Du den Ring?"

„Von ihr, von Rafaella, der kleinen Rafaella, der Tochter meines Freundes Leone, zum Abschied, zur Erinnerung. Es steht Ricordo darauf!" sagte der Sohn und vergaß in der Angst um die Mutter ganz und gar, daß er Rafaella's Namen zum ersten Male vor ihr nannte.

„Ricordo!" wiederholte Mrs. Moorland, „Ricordo! Ja, so war es!"

„Es ist ein so einfacher Reif, von blauer Emaille auf Silber, sieh Mama!" sagte der Sohn, zog den Ring ab und reichte ihn der Mutter.

Sie nahm ihn und eilte damit an das Fenster. „Ricordo! Jawohl, das ist so einfach, und daran hängt doch ein ganzes, langes, verlorenes, verkümmertes Leben, vielleicht zwei. Ricordo! ein Laut, so leicht auszusprechen, so schwer zu halten. Ein Wort, eingeschrieben auf das noch leere Blatt eines Menschenlebens und doch nicht zu überschreiben, was auch Glück, Jubel, Wonne, Schmerz, Kummer, Verzweiflung darüber hinsetzen mit ihren goldenen, dunkeln, gewichtigen Lettern. Ja, es ist der Ring, es ist derselbe, drinnen steht der Name Eliza, mein Name!"

Glück und Schmerz kämpften in den schönen Zügen der Frau. Die schmale, schlichte, weiß gefältelte Wittwenhaube, die fast die ganze Stirn bedeckte, die sie nie abgelegt hatte seit zwanzig Jahren, war zurückgeschoben durch die gewaltsame

Bewegung, mit der sie die Hände zu den Schläfen erhob, und das noch immer reiche, blonde, lockige Haar fiel frei herunter. Die schlanke Gestalt, die sonst matronenhaft sich beugte, richtete sich auf. Es war, als käme mit der Erinnerung der Jugend die Jugend selbst über sie, und Francis starrte sie an wie eine neue, nie gesehene Erscheinung, die aber so edel im Schmerz, so unnahbar in der Schönheit dastand, daß er nicht wagte, ein Wort an sie zu richten.

Es währte nur wenig Augenblicke. Mrs. Moorland hatte sich zu lange gewöhnt, ihre Empfindungen zu beherrschen, um nicht sofort wieder zurückzukehren in das Maß der Ruhe, zu der milden Leidenschaftslosigkeit ihres Wesens. Sie strich das Haar zurück und setzte die Wittwenhaube zurecht, und kaum hätte man bemerkt, daß die Hände ihr zitterten. Dann sagte sie mit ruhigem Tone: „Francis, sorge Dich nicht um mich. Die Erregung, die ich Dir unwillkürlich zeigte, die Worte, die mir in der Ueberraschung entfielen, gehören einer längst vergangenen Zeit. Es ist schon vorüber. Laß mich ein Stündchen allein, dann werde ich ganz ruhig sein. David sagt, Du seiest kein Kind mehr, und ich sehe, er hat Recht. Du sollst mein Freund werden, und das Leben, das ganze Wesen Deiner Mutter, das Dir in dieser Stunde ein Räthsel wurde, soll klar vor Dir daliegen. Aber jetzt geh' auf Dein Zimmer." Sie drückte den Sohn an's Herz und heftete mit bebenden Lippen einen Kuß auf seine Stirn. Francis vergaß ganz sein eigenes Empfinden und dachte nur an die Mutter, als er sich auf sein Zimmer zurückgezogen hatte. Er bemerkte es nicht einmal, daß überall die heiligen Ursulen fehlten, die David bereits in einer gewaltigen Kiste sehr sorgsam verpackt hatte.

Mrs. Moorland schritt noch einige Male im Zimmer auf und ab, ganz versunken in den Anblick des Ringes, den sie auf den Finger ihrer schmalen, weißen Hand gesteckt hatte. „Ricordo!" flüsterte sie immer wieder vor sich hin. Dann setzte sie hinzu: „Ich muß von ihm hören. Den Ring sollte er mir senden, in irgend welcher Noth des Lebens, so hatten wir uns versprochen. Sonst sollte alle Verbindung gelöst sein. Den Ring halte ich in der Hand, ich will, ich muß seine Spur verfolgen."

Sie zog die Klingel, und als David eintrat, sagte sie ihm ganz ruhig, aber fest und kurz mit dem Tone, den er kannte, der jeden Einwand zurückwies, so sehr sie sonst in den meisten Fällen geneigt war, den Vorstellungen und Anordnungen des alten, treuen Dieners sich zu fügen: „Wir reisen noch nicht, David, bis auf Weiteres. Bestelle die Postpferde ab und ordne uns wieder die gewohnte Lebensweise der letzten Tage."

„Recht! —" sagte David nach einem kleinen Zögern, indem er doch noch eine Erklärung erwartet hatte, und verließ das Zimmer. Vor der Thür murmelte er vor sich hin: „Das ist wieder dieselbe Geschichte wie damals vor etwa dreißig Jahren in Rom. Eine erste Liebe. Aber das geht vorüber. Wenn sie, das halbe Kind von achtzehn Jahren, ein Mädchen, es überwand, wird er, der Mann, doch damit fertig werden."

Kurze Zeit darauf trat Mrs. Moorland in das Zimmer des Sohnes. „Setze Dich mir gegenüber und höre mich ruhig an," begann sie. „Ich muß Dir die Geschichte meines Lebens erzählen, aber es wird kurz sein,

denn sie ist einfach, und ich brauche auch nur den Bericht eines einzigen Ereignisses, da Du alles Andere weißt. Ich brachte, als ich eben erwachsen war, mit Deinem Großvater, meinem Vater, einen Winter in Rom zu. Papa war ein eifriger Geschäftsmann gewesen, und als er seine Geschäfte aufgab, zog er es vor zu reisen, obgleich er wenig Freude darin fand, nur um, wie er zu sagen pflegte, einen Strich durch's Vergangene zu machen. Womit er einmal abgethan hatte, darauf kam er nie wieder zurück. Wenn man das Facit eines Rechnungsabschlusses gezogen hat, muß die Rechnung selbst unantastbar und fertig sein, sonst kommt man nie zu Stande, behauptete er, und mochte für die Zahlen seiner Handlungsbücher wohl Recht haben, aber sonst im Leben will es mit dem Strich unter dem Facit nicht immer gehen. Genug, das war sein Grundsatz, und danach richtete er seine Entschlüsse, die unerschütterlich waren. Wenn ihm das Reisen keinen Genuß gewährte, und er eigentlich immer die Aufregungen seines aufgegebenen Geschäfts vermißte, so fühlte ich mich desto mehr beglückt durch Alles, was mir die Fremde bot. In Rom ging ich von einer Galerie zur andern, ließ mich in die Ateliers der Künstler einführen, studirte die Alterthümer, Alles das zur größten Verwunderung Deines Großvaters, dem die Ueberbleibsel alter Zeit nur wie unnütz stehen gebliebene Zahlen einer längst abgeschlossenen Rechnung erschienen, und dem die Kunst ein überflüssiger Zierrath war, für den er gar keine Auffassung hatte. Die Künstler aber hielt er alle zusammen für Tagediebe, die ihre Zeit und Anlagen leichtsinnig vergeudeten. Das war nun einmal seine Ueberzeugung und zwar eine unbeugsame. Vielleicht trat sie dadurch schroffer hervor, daß ich meine Begeisterung für die Kunst und meine Bewunderung für die Künstler so unumwunden kund that. Damals fing ein bis dahin ganz unbekannter, junger Maler an, in den Künstlerkreisen, in denen ich lebte, Aufsehen zu machen, nicht sowol durch die Meisterschaft, die er wol noch nicht erreicht hatte, als vielmehr durch den selbstständigen, eigenthümlichen Weg, den er einschlug. Die Tiefe seiner Farben, die Energie seiner Contouren, dazu sehr grelle Lichteffecte, zeichneten seine Landschaften aus; ein von ihm öffentlich ausgestelltes Bild erregte ein lebhaftes Für und Wider und trug ihm ebenso viel begeisterte Anerkennung als vernichtende Kritik ein. Ich war geneigt, mich zu letzterer zu halten, denn die Composition erschien mir barock und unschön. Nichtsdestoweniger interessirten mich die Besprechungen, und ich machte mir unwillkürlich ein Bild des Künstlers, dem ich noch nicht begegnet war. Ich suchte mir aus der Production den Charakter und die Erscheinung des Malers herauszuconstruiren. Eckig, schroff, ungeschickt in seinen Bewegungen mußte er sein, etwas roh und gewaltthätig in seinem Wesen. Mit dieser Vorstellung stand ich wieder einmal vor dem Bilde mit einem Kreise von Freunden, die zufällig Alle sehr von demselben eingenommen waren. Im Uebermuth der Opposition fing ich an zu kritisiren, machte die Landschaft lächerlich und schloß damit, daß der Maler sicher von geringer Herkunft unter gemeiner Umgebung aufgewachsen, seine ersten Studien mit dem Maurer-Pinsel gemacht haben müsse. Da machten mich meine Freunde auf einen jungen Mann aufmerksam, der unbemerkt zu unserm Kreis getreten war und mit flammendem Gesicht meiner Auseinandersetzung horchte. Ich sah ihn

an, und die Erregung, welche mein Urtheil hervorrief, war unverkennbar. Er war bildschön, von einer fast mädchenhaften Weichheit der Züge und knabenhafter Anmuth der Gestalt. „Nun?" fragte ich muthwillig, „Signore, sind Sie nicht meiner Meinung?" Er schwieg eine Weile, schlug dann die Augen nieder und erwiderte mit einem Wohllaut der Stimme, den ich nie vergessen werde: „Sie haben Recht, Signorina, seit heute weiß ich es, das Bild ist abscheulich!" und dabei zog er ein Messer aus der Tasche und schnitt mit einem kräftigen Stoß die Leinwand von oben bis unten durch. Alle Anwesenden strömten zusammen und wollten ihn zur Verantwortung ziehen, aber er sagte ganz ruhig: „Ich bin Niemand Rechenschaft schuldig für das, was ich that, denn ich selbst bin der Maler, und kein Mensch kann mich hindern, das zu vernichten, was mir gehört und was ich für falsch und verfehlt erkenne." Damit verließ er den Ausstellungssaal, und wir erfuhren, daß ihm vor einer Stunde noch ein bedeutender Preis für die Landschaft geboten worden war, auf den er die Hoffnung gebaut hatte, seine Studien fortsetzen zu können. Wie beschämt, wie vernichtet ich war, brauche ich Dir nicht zu sagen. Es konnte nicht fehlen, daß das Ereigniß Aufsehen erregen, viel übertrieben und nicht zu meinen Gunsten besprochen werden mußte. Aber da trat der junge Mann für mich ein und erklärte laut, meine Ansicht über sein Bild sei die seinige, und er würde es mir ewig danken, daß ich ihn, wenn auch hart und schmerzlich, von einem Irrwege abgelenkt hätte, auf dem seine ganze Künstlerschaft hätte scheitern müssen. Nichtsdestoweniger fühlte ich die Nothwendigkeit, ihm meine Entschuldigung auszusprechen, und veranlaßte es, daß der junge Künstler im Hause meines Vaters eingeführt wurde. Seine Schönheit, seine künstlerische Begeisterung, die Schwermuth und doch männliche Energie seines Wesens konnten nicht verfehlen, auf mein junges Herz, das die Liebe noch nicht kannte, den tiefsten Eindruck zu machen, und mit welchem Gefühl der Seligkeit, des Stolzes, entdeckte ich, daß er meine Empfindung theilte. Es waren kurze Tage des Glückes. Mein Vater erklärte, daß er niemals einem Künstler die Hand seiner Tochter geben würde. Annibale war bereit, das Höchste, was er auf der Welt hatte, sein Talent und seine Kunst für meine Hand zu opfern, um so mehr, als sie ihm werthlos würden, wenn er auf meinen Besitz verzichten müsse, denn nur deshalb könne er von nun an noch streben, sich den Kranz des Ruhmes zu erringen, um ihn mir zu Füßen zu legen. Mein Vater wollte einen Strich durch die Rechnung machen und reiste sofort mit mir ab nach der Heimath. Es war uns nur ein kurzer Abschied gegönnt, aber Annibale schwur mir, nie einer Andern zu gehören, und ich steckte ihm diesen Ring an den Finger, dies Ricordo, das Versprechen ewigen Gedenkens, in das ich meinen Namen hatte eingraben lassen. Es ist derselbe Ring, den ich heute nach achtundzwanzig Jahren wiederfinde, wieder in der Hand halte als Zeugen meines Schmerzes, den ein ganzes Leben nicht lindern konnte. Du kannst Dir das Ende denken. Mein Vater verlangte, daß ich mich verheirathen solle, und ich widerstand, ohne zu verschweigen, daß ich Annibale mein Wort gegeben hätte. Durch die Geschichte sei ein Strich gezogen, hieß es. Dein Großvater verstand die Dauer einer solchen Neigung nicht und meinte, es bedürfe nur eines Entschlusses, um ein Facit zu ziehen und eine neue

Rechnung zu beginnen. Er krankte an meinem Widerspruch, und ich war schwach genug, der Liebe zu ihm das Opfer des eigenen Herzens zu bringen. Dein Vater war seit meiner Kindheit der Freund unseres Hauses, der edelste Mensch auf der Welt. Er kannte die Geschichte meiner Liebe und begnügte sich mit der Freundschaft, die ihm seit Jahren gehörte. Wir hätten ein zufriedenes Leben führen können, obgleich er viele Jahre älter war als ich, aber nach kurzer Ehe wurde er mir durch den Tod entrissen. Nun hatte ich nur Dich, und Dir widmete ich mein ganzes Leben. Annibale hatte ich geschrieben, als ich mich verheirathete, aber es kam keine Antwort. Bis heute, wo dieser Ring so beredt zu mir spricht, hörte ich nichts wieder von ihm, aber alle Gedanken, die die Sorge um Dich mir freiließ, waren ihm gewidmet, durch das ganze Leben. Selten wird eine Mutter so zu ihrem Sohne sprechen, aber Dir, Francis, Deiner kindlichen Liebe war ich das Geständniß schuldig, nachdem ein Zufall Dich den Schleier desselben lüften ließ. Es darf zwischen uns nichts Unerklärtes stehen. Das ertrage ich nicht. Hier, nimm Deinen Ring, Francis, er gehört Dir, und ich bedarf des äußeren Zeichens nicht."

Sie wollte den Ring vom Finger ziehen, aber der Sohn war aufgestanden, bedeckte ihre Hand mit Küssen und wehrte mit zärtlichen Bitten, daß sie sich von dem Andenken trenne. In diesem Augenblick meldete David den Arzt. Mrs. Moorland hieß ihn in ihr Zimmer führen und ging, ihn zu empfangen.

Der Arzt war ein jovialer Herr, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er mehr Empyriker als Gelehrter war. Dem gemeinen Mann gegenüber schien er mehr befehlend als rathend. Wer sich in seine Hand gab, mußte gehorchen, oder er warf ihn, freilich mit einem Scherz, zur Thür hinaus. Mit seinen gebildeteren Patienten lebte er auf geselligem Fuß, schalt sie aus, wenn sie krank waren, und suchte ihnen mehr die Ueberzeugung beizubringen, daß sie seines Rathes gar nicht bedürften, als daß er ihnen von Nutzen sein könne. Den Fremden, die der gesunden Luft wegen sich längere oder kürzere Zeit im Ort niederzulassen pflegten, war er für ihre Einrichtung, für alle Besorgungen behülflich und suchte ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Mrs. Moorland hatte Vertrauen zu dem Mann, und da sie die Einzige ihres Hausstandes war, die, und zwar vortrefflich, italienisch verstand, so hatte sie während Davids Krankheit täglich mit ihm verkehrt und ihn zuverlässig und sicher befunden.

Mrs. Moorland hörte ihm heut zerstreuter zu als sonst, sie wurde abwechselnd roth und blaß während des Gespräches, und als der Arzt, der im langen Verkehr mit den verschiedensten Menschen ein etwas psychologischer Beobachter geworden war, sie unbefangen fragte, ob er ihr sonst noch mit irgend einem Rath oder Auskunft zu Dienst sein könne, warf sie, fast wider ihre Absicht, die Frage hin, ob er nicht einen Maler Annibale Sassi gekannt hätte, und ob derselbe in der Nähe lebe. Der Arzt erwiderte, einen Annibale Sassi habe er sehr wohl gekannt, er sei sogar sein Patient gewesen und habe, soviel das bei einem verschlossenen, einsiedlerischen und alles geselligen Verkehrs entwöhnten Menschen möglich wäre, auch auf freundschaftlichem Fuß mit ihm gestanden. Der Sassi sei aber nicht Maler gewesen, sondern hätte sich damit beschäftigt, Modelle zu

zeichnen oder in Thon zu bilden, die dann sein Schwager, ein nicht ungeschickter Steinarbeiter, zu architectonischen Verzierungen oder Grabsteinen ausgeführt. Das Geschäft hätte sich eines soliden Rufes erfreut, ginge aber seit dem Tode Annibale's bedeutend zurück, da der Schwager, ein übrigens ehrlicher Mann, leichtsinnig und arbeitsscheu, sich ohne die strenge Aufsicht des früheren Chefs auffallend vernachlässige. Ueberdem hätte Annibale die barocke Idee gehabt, der Tochter des Schwagers, seinem Augapfel und Abgott, das Geschäft zu vermachen und sie so gewissermaßen zum Vorgesetzten des Vaters einzusetzen. Dem Mädchen habe Annibale eine Erziehung fast über ihren Stand gegeben, und wenn es nicht so heiteren Gemüths und übrigens vortrefflich wäre, müßte dies Verhältniß mit dem durchaus untergeordneten Vater sicher zu den allertollsten Zerwürfnissen führen. Rafaella sei aber, wenn auch fast noch ein Kind, doch ein verständiges Mädchen, er kenne sie sehr genau, denn sie sei die Freundin seiner Tochter und käme oft in sein Haus als stets gern gesehener Gast.

Er hatte das ganz harmlos hingeplaudert, fast nur um eine Unterhaltung zu machen, denn Mrs. Moorland schien ihm zerstreut und schmerzlich mit ganz andern Dingen beschäftigt. Was ging auch sie, die reiche, vornehme Fremde, das Schicksal eines Handwerkers hier im Orte an, sie, die während ihres kurzen Aufenthaltes ihre Villa nicht verlassen hatte! Aber wie war er erstaunt, als Mrs. Moorland ihn fragte, ob sie das junge Mädchen nicht aufsuchen könne. Sie habe Annibale Sassi gekannt, und es läge ihr sehr viel daran, von seinem Leben und Schicksal Genaueres zu erfahren. Der Arzt fragte, ob er das Mädchen zu ihr schicken solle, aber das wies sie zurück und ließ sich nur den Weg beschreiben, den sie zum Hause des Bildhauers einzuschlagen hätte. Er gab ihr denselben an und empfahl sich. Als er auf seinem kleinen Einspännerwagen saß, zerbrach er sich den Kopf, welche Verbindung zwischen der Fremden und Annibale Sassi bestehen könne, und wenn er auch zu dem Schluß kam, daß ihn das nichts anginge, so hielt er es doch für freundschaftlich, Rafaella auf den Besuch vorzubereiten. Er fuhr also bei ihr vor und rief sie an's Thor. Rafaella war in ihrem Arbeitsanzug, denn sie hatte den Tag über so emsig gemalt wie noch nie; wollte sie sich doch auf andere Gedanken bringen, während der Vater schon wieder in die Osteria hinübergeschlüpft war.

„Rafaella," sagte der Arzt, „mache Dich gefaßt auf vornehmen Besuch. Eine reiche Engländerin, übrigens eine charmante Frau, obgleich etwas stolz und zurückhaltend, will Dich aufsuchen. Ich sage Dir das nur, damit Du Dich etwas sauber zurechtputzen kannst."

„Eine Engländerin?" fragte Rafaella. „Ach, wahrscheinlich die Mutter des guten, lustigen Jungen, des Francis, der in den letzten Tagen so viel bei uns im Studio war. Was will die bei uns?"

„Wie? Mr. Francis war bei Euch im Studio?" fragte der Arzt und machte eine bedenkliche Miene.

„Ja," erwiderte Rafaella, „ich hatte ja bei Euch seine Bekanntschaft gemacht und ihn unter meinen Schutz genommen. Dann wollte er von uns italienisch lernen und hat auch ohngefähr soviel capirt, daß er fast alle Gegenstände, die hier umherstehen, auf italienisch nennen kann. Er ist nun fort, und

das ist vielleicht ganz gut. Aber die Mutter mag auch fortbleiben, ich habe mit ihr nichts zu schaffen und keine Zeit zum Verplaudern, denn da mein Compagnon wieder erschrecklich viel ausgeht, muß ich doppelt fleißig sein."

Sie hatte die Arme unter die Blouse gesteckt und wollte forthüpfen, aber der Arzt rief sie noch einmal zurück.

„Sei vernünftig, Faella," sagte er. „Was die Dame eigentlich will, weiß ich zwar nicht, aber es scheint Deinen Onkel Annibale zu betreffen, den sie behauptet gekannt zu haben."

„Onkel Annibale!" rief das Mädchen. „O, das ist etwas Anderes. Den hat sie gekannt? Da könnte ich doch vielleicht endlich einmal etwas über ihn erfahren, denn er sprach niemals von sich, und mein Compagnon, wenn ich ihn nach dem Onkel frage, erzählt immer nur seine eigenen Abenteuer, die ich schon kenne und ihm nicht einmal glaube."

„Nun," sagte der Arzt, „meine Zeit ist gemessen. Du bist ein gescheidtes Mädchen und wirst Dir schon helfen."

Damit schwang er seine Peitsche und fuhr weiter. Rafaella blickte ihm sinnend nach. Sollte sie davonlaufen und so dem Besuch aus dem Wege gehen, der sie, sie wußte nicht recht weshalb, beklommen machte? Dazu war sie doch zu neugierig, was das mit dem Onkel Annibale zu bedeuten hätte. Sollte sie in die Werkstatt zur Arbeit zurückkehren? Dazu fehlte ihr die Ruhe. Sie eilte also in ihr Wohnzimmerchen, da konnte sie sich noch immer verstecken. Nun aber warf sie die Malerblouse ab und ordnete ihr Haar. Sie durfte doch so nicht der fremden Dame entgegentreten. Da lag zufällig noch ihr weißes Kleid vom Ball beim Doctor. Sie warf es schnell über, und dann kam es ihr doch lächerlich vor, daß sie sich so putze. Ob die vornehme Dame wohl wirklich kommen würde? Sie schlüpfte auf die Galerie und lugte zwischen den grünen Weinranken und Rosen hinaus. Ja, da kam sie in ihrem schweren, schwarzen Kleide, mit dem weißen Wittwenhäubchen auf der Stirn, durch den Thorweg geschritten. Rafaella duckte sich nieder und wollte sich hinter den Blumentöpfen verstecken, aber die Dame sah sich so rathlos nach allen Seiten um, daß es unhöflich gewesen wäre, sie so stehen zu lassen. Sie faßte sich also und schritt etwas verlegen die Treppe hinunter.

Mrs. Moorland hatte das Mädchen gleich hinter ihren Blumen stehen sehen. Es war wirklich ein reizendes Bild, das dunkle Köpfchen zwischen den grünen Ranken, und als sie nun in dem ausgewachsenen weißen Kleide die Stufen herabkam, sah sie aus wie ein heller Falter, der sich von Blume zu Blume wiegt. Und dann stand sie verlegen still auf der letzten Stufe und sah die fremde Dame an, die gleichfalls das erste Wort der Anrede nicht zu finden wußte. Endlich faßte sich Mrs. Moorland und sagte freundlich: „Liebes Kind, wollen Sie mich in's Haus führen, ich habe Ihnen einige Fragen zu thun, aber Ihnen ganz allein, und ich wollte nicht, daß Jemand uns hörte."

„O in meinem Zimmerchen stört uns Niemand!" erwiderte Rafaella und ließ die Fremde die Treppe voranschreiten.

Als sie in's Stübchen getreten waren, wo Alles so nett und heimlich war, obwol einfach, fast ärmlich, schob Rafaella einen Stuhl mit Binsengeflecht an's

Fenster und nöthigte die Dame niederzusitzen. Die hellen Mittagssonnenstrahlen fielen durch die Weinranken herein, und der Schatten zitterte auf dem Estrichboden. Rafaella lehnte am kleinen Betpult in der Ecke, und das Herz pochte ihr fast hörbar. Mrs. Moorland sah sie schmerzlich forschend an. Sie hoffte die Züge Annibale's wiederzufinden, aber vergebens. Auf diesem heiteren Gesicht war auch keine Spur seiner schwermüthig-schönen Züge. „Liebes Kind," fing sie an, „Sie gaben heute meinem Sohne diesen Ring?"

„Zur Erinnerung, zum Andenken," erwiderte Rafaella schnell. „Er hatte mir auch einen Ring geschenkt, und ich wollte ihm nicht wehe thun und ihn zurückweisen. Ich gab ihm den Ring, weil ich nichts Anderes hatte, aber ich hätte es vielleicht nicht thun sollen, denn den Ring hat mein guter Onkel Annibale immer getragen und hielt ihn werth, wie nichts sonst, so daß ich immer meinte, es hätte damit eine besondere Bewandtniß. Aber gesagt hat er nie etwas davon."

„Erzählen Sie mir von Annibale," flüsterte Mrs. Moorland.

Rafaella stürzten die Thränen aus den Augen. „Von ihm? Ach, verzeihen Sie, wenn ich an ihn denke, und heute gerade wird mir so weh um's Herz, daß ich ihn habe verlieren müssen. Ich hatte ihn so lieb und er mich auch!" sagte Rafaella, trocknete aber gleich ihre Thränen, kauerte sich zu den Füßen der Fremden nieder und fing nun an zu plaudern. Es waren lauter gleichgültige Dinge, die sie erzählte, alles durch einander: wie sie gelebt hätten, wie er sie lehrte, wie still und einsam er immer war, und dazwischen ihre eigenen kleinen Kindererlebnisse, aber sie wurde immer freier, immer heiterer. Mrs. Moorland baute sich doch aus dem Geplauder das ganze Leben des Mannes zusammen, den sie geliebt hatte, den sie noch liebte über das Grab hinaus, der dieser Liebe sein Talent, seinen Ruhm, jedes Glück des Lebens geopfert hatte. Stunden vergingen, ehe sie sich aufraffte, das Mädchen zu verlassen, und sie schied mit der schüchternen Frage, ob sie wiederkommen dürfe. Rafaella hatte alle Scheu vor der leisen, bleichen, vornehmen Frau verloren, küßte ihr die Hände, umfaßte sie, als sie den Gast die kleine Treppe hinabführte und zwischen allen aufgeschichteten Steinen hindurch, über den Hof zum Thorweg geleitete. An Francis dachten die beiden in diesem Augenblicke mit keinem Gedanken, sie dachten nur an Annibale, und da dieser die kleine Rafaella nun einmal in Allem zu seiner Universalerbin eingesetzt zu haben schien, hatte sie diese Erbschaft auch gleich im Herzen der Frau angetreten, die in sein ganzes Leben so mächtig eingegriffen hatte. Mrs. Moorland, die zwar Wohlwollen hatte für alle Menschen, hatte doch nur zwei geliebt im Leben, Annibale und Francis, und nun fühlte sie ihr Herz sich einem jungen Wesen erschließen, weil sie ihm gegenüber stets an Annibale erinnert wurde, und weil sie darüber Francis vergaß.

Auf diesen hatten die Eröffnungen der Mutter einen gewaltigen und nicht vorherzusehenden Eindruck gemacht. Ohne diese wäre er wahrscheinlich mit strömenden Thränen über den Abschied von seiner Freundin Rafaella abgereist. Nach denselben weinte er nicht mehr, aber er liebte, war sich dessen bewußt und fest entschlossen, nicht abzureisen. Die Mutter fand ihn in dieser Stimmung, die er rückhaltlos und mit der ganzen Ueberschwänglichkeit der Jugend kundgab. Der Bach, lange

zurückgehalten in einem unnatürlichen Bett, wird zum brausenden Strom, wenn er das Wehr zu brechen vermochte, und so brausten auch Francis' Empfindungen in einer Leidenschaftlichkeit auf, von der bis dahin keine Spur in seinem ruhigen, fügsamen Wesen zu finden gewesen war. Er liebe Rafaella, schwur er, er könne den Gedanken nicht ertragen, sich von ihr zu trennen, er fühle, daß es seine Bestimmung sei, sein Leben mit dem ihrigen zu vereinen, er wisse, daß er nur dadurch glücklich werden könne. Auf das Herz der Mutter hatte in den letzten Stunden zu vieles eingestürmt, sie brach vor dieser vollkommen unerwarteten Wendung und Wandelung rathlos zusammen. Sie widersprach nicht, aber sie machte ihre Einwendungen, deutete ihre Bedenken an, doch Alles das machte Francis nur noch fester. Er beschwor die Mutter, er fiel ihr zu Füßen, er umarmte sie mit stürmischer Zärtlichkeit, er weinte, aber vor Freude, er lachte, tanzte im Zimmer umher, aber in seligem Uebermuth. Mrs. Moorland gab es auf, zu überlegen, zu zweifeln, sie begnügte sich, auf das Glück des Sohnes einzugehen, und ihr eigenes Geschick nahm ihr die Waffen aus der Hand, mit denen sie die Ueberschwänglichkeit seiner Phantasien hätte bekämpfen können. Nur Eins stellte sie als unumgänglich nothwendig fest. Sie wolle Rafaella mit sich nehmen und allmählich auf die neuen Verhältnisse vorbereiten, ihrer Erziehung, wo es fehle, nachhelfen und sie an die Stellung gewöhnen, die sie durch Francis' Hand einzunehmen bestimmt sei. Dieser solle aber noch ein Jahr lang wenigstens seine Reisen fortsetzen, um selbständig zu werden, fernbleiben, um das ruhige, sanfte Werk der Mutter nicht zu stören, und dann solle er, nach dem Opfer der Trennung, das sie sich Alle auferlegt, sein Glück aus ihrer Hand empfangen. Francis fügte sich in Alles, wenn es ihn nur dem einzigen Wunsch seines Herzens, Rafaella's Besitz näher brächte. Am liebsten wäre er nun sofort zu der Geliebten hingestürmt, aber das gab die Mutter nicht zu. Das Außergewöhnliche, Ueberraschende solle wenigstens nicht grausam betrieben werden, und dann mußte Francis zugestehen, daß er bei seiner Unkenntniß der Sprache weder der Tochter, noch dem Vater, den man nun doch nicht übergehen könne, in ruhiger, geziemender Weise die Ueberraschung würde klar machen können. Mrs. Moorland übernahm es, mit Rafaella zu sprechen, mit Leone aber, den sie sich nun einmal wie einen Trinker vorstellte, vor dem sie unüberwindliche Abneigung hatte, wollte sie so wenig als möglich zu thun haben. Zuerst wollte sie es Rafaella überlassen, dem Vater ihr Glück anzukündigen, aber das erschien doch nicht angemessen, schon weil man ihr nicht zumuthen mochte, ihm die unabweisliche Bedingung, daß er sich von ihr trennen müsse, selbst auszusprechen. Nach reiflicher Ueberlegung schien es am angemessensten, den Arzt als Vermittler bei Leone zu nehmen, da er mit ihm befreundet war und sich bei jeder Gelegenheit gefällig, verständig und geschickt bewiesen hatte. Ein Briefchen von Mrs. Moorland ersuchte ihn, gleich am andern Tage so früh als möglich bei ihr vorzusprechen. Nun kam doch eine schlaflose Nacht für die Mutter, voll Sorge und Ueberlegung. Alles, was sie verschwiegen hatte, um den Sohn zu schonen, aus Scheu, nicht den kalten Reif der Zweifel auf die jungen Blüthen seines Glückes zu streuen, mußte nun die einsame Angst des Mutterherzens durchkämpfen. Aber wie die Nebel vor der Morgensonne, so

schwanden ihre Besorgnisse vor dem glückstrahlenden Gesicht des Sohnes, mit dem er am anderen Tage, früher als gewöhnlich, in ihr Zimmer trat.

Der Arzt kam und war auf das Höchste erstaunt über die Mittheilungen, die ihm gemacht wurden. Dem verständigen Mann kam Alles so extravagant, so überstürzt vor, so gar nicht passend für die ruhige, gemessene, vornehm zurückhaltende Art und Weise der Frau, wie er sie bisher gesehen hatte; aber sie trat ihm scheinbar so sicher in ihrem Entschluß entgegen, daß er seine Ueberraschung zurückhielt, obenein da er große Stücke auf Rafaella hielt und ihr ein so glänzendes Loos und die Befreiung aus dem verkehrten Verhältniß mit dem Vater von Herzen gönnte. Die Besprechung mit Leone übernahm er bereitwilligst, um so mehr, da er dabei keine große Schwierigkeit sah, denn Mrs. Moorland hatte ihm eine unbegrenzte Summe zur Verfügung gestellt, die Zukunft des Vaters in jeder nur möglichen Weise sorgenfrei zu sichern.

Der Arzt und Mrs. Moorland, gedrängt von Francis' Ungeduld, machten sich auf den Weg zu Leone's Häuschen. Schweigend gingen sie neben einander her. Mit jedem Schritt wurde es der Mutter schwerer um das Herz, wogegen der Arzt, geblendet von dem Reichthum der Familie, die Sache und seine Aufgabe in immer rosigerem Lichte anzusehen sich gewöhnte. Es war nicht Neid, aber er stellte sich doch vor, wie er beglückt sein würde, wenn sich für seine Teresina, Rafaella's Freundin, solch glänzendes Loos eröffnet hätte. So kamen sie an das Häuschen. Vater und Tochter waren in der Werkstatt bei der Arbeit. Der Doctor rief Rafaella heraus, die mit herzlicher Begrüßung auf Mrs. Moorland zueilte. Sie war diesmal in ihrer Arbeitsblouse und erschien der Dame so anders als am vergangenen Tage, noch mehr, als sie sich in der Erinnerung und mit allen den Empfindungen und Hoffnungen, mit denen sie sie umkleidete, ausgemalt hatte. Sie hatte eine poetisch-liebliche Erscheinung im Gedächtniß und fand eine unsauber aussehende Arbeiterin aus niederem Stande. Ihr stockte das Herz, und die Begrüßung wurde zurückhaltender, als sie beabsichtigte. Rafaella mochte das wohl empfinden, denn sie fühlte sich abgestoßen, und als Mrs. Moorland ihr sagte, sie bäte sie, mit ihr in's Zimmer zu treten, denn sie hätte eine ernste Besprechung nöthig, erwiderte Rafaella etwas schnippisch: „Nur keine zu lange, denn meine Arbeit eilt, und wenn ich dem padre nicht auf die Finger sehe, faullenzen zwei.“ Es bedurfte wirklich eines halb befehlenden, halb bittenden Winkes seitens des Arztes, um Rafaella zu bewegen, Mrs. Moorland in ihr Zimmer zu geleiten, wobei sie sich jedoch immer noch in gemessener Entfernung hielt. Der Arzt trat zu Leone in die Werkstatt. „Meister,“ fing er an, „ich habe Euch etwas höchst Wichtiges mitzutheilen und brauche Eure volle Aufmerksamkeit, laßt einmal den Meißel ruhen und setzt Euch zu mir.“

„Wollt Ihr Euch Euren Grabstein bestellen, dottore,“ erwiderte Leone, „so redet. Ich mache ihn Euch billig, schon weil ich einen großen Theil meiner Kundschaft Euch verdanke, denn sie müssen Alle erst durch Eure Hand gehen, ehe ich sie unter meinen Stein bekomme.“

„Nicht darum handelt es sich,“ fuhr der Arzt fort, „sondern um Euer

eigenes Interesse, mit einem Worte, um die Zukunft Eurer Tochter. Rafaella ist erwachsen und kann jeden Tag eine Wahl treffen."

„Habt Ihr einen Freier in petto?" lachte Leone. „Ich will nicht hoffen, daß Ihr selbst daran denkt, obgleich Ihr noch immer ein recht wohl conservirter Wittwer seid," — der Arzt lachte und schüttelte den Kopf — „oder gar der Windbeutel, Euer Filippo? Nein, mein dottore, daraus wird nichts, ich treffe ihn zu viel in den Weinhäusern, und das thut nicht gut. Solide müßte mein Eidam sein, und das ist Filippo mit nichten."

„Sehe einer den Schlingel!" rief der Arzt unwillkürlich, fuhr aber gleich fort: „Fehlgeschossen, Meister Leone, es handelt sich hier weder um mich, noch um Filippo, aber wenn Ihr mich einmal ausreden ließet, würden wir schneller zum Ziele kommen."

„Nun, nun," sagte Leone, „ich bin noch gar nicht so pressirt um einen Eidam. An Freiern wird es nicht fehlen. Das Kind ist hübsch, und sich in ein so glänzendes Geschäft hinein zu heirathen, wird auch Manchem in die Nase stechen. Aber meinethalben, rückt einmal heraus mit Eurem Vorschlage."

Der Arzt hielt es für das Beste, gleich mit der Thür in's Haus zu fallen. „Mit einem Wort," sagte er, „Meister Leone, ich habe den Auftrag, im Namen des Mr. Francis Moorland, den Ihr ja kennt, um die Hand Eurer Tochter anzuhalten."

Leone sah ihn an und brach in ein unmäßiges Gelächter aus. „Für den?" rief er. „Dottore, laßt Euch einmal den Puls fühlen. Für den langen, ungeschickten Jungen? Ich will nicht sagen, daß er nicht ein ganz guter, pudelnärrischer Kerl ist, aber daß der seine Augen erheben will zu meiner Rafaella, nein, dottore, das könnt Ihr wirklich nicht im Ernst meinen."

„Im vollen Ernst!" erwiderte dieser, „und ich muß Euch darauf aufmerksam machen, daß das eine glänzende Aussicht für Euer Kind wäre."

„Thorheiten!" rief Leone. Ich verschenke mein Kind weder unter meinen Stand noch unter meine Verhältnisse. Das habe ich Annibale auf dem Todtenbett versprochen, und das werde ich halten, abgesehen davon, daß Rafaella zu vernünftig ist, um sich solche Mißheirath in den Kopf zu setzen.

„Mißheirath?" rief der Arzt, „von welcher Seite?"

„Dottore!" sagte Leone und richtete sich stolz auf, „Ihr werdet beleidigend. Habt Ihr vergessen, daß wir Künstler sind, daß schon unsere Ahnen, wenigstens von Rafaella's mütterlicher Seite, Künstler waren? daß sie der Chef ist eines blühenden Geschäftes? Und sie sollte sich an einen solchen hergelaufenen Ausländer fortwerfen, der nichts ist, der keine Maus in Thon modelliren könnte? Wir sind bescheidene Leute, aber wenn Ihr uns mit solchen Anträgen kommt, muß ich Euch doch daran erinnern, wen Ihr vor Euch habt." Er griff nach seinem Meißel und gab damit zu verstehen, daß die Sache abgethan sei. Aber der Arzt hielt ihn am Arme fest. „Meister Leone," fing er wieder an, „ich sehe, daß Ihr gar nicht wißt, von wem ich rede. Mr. Moorland gehört zu einer der vornehmsten Familien Englands."

„Vornehm?" lachte Leone. „Ich kenne keine Vornehmheit, für mich giebt es nur Künstler oder plebejes Nichtkünstlervolk. Zu letzterem gehört der arme

Junge, obzwar es nicht seine Schuld ist, und ich ihn nur bedauere, nicht verachte, aber mein Eidam zu werden, das soll er sich aus dem Sinn schlagen."

„Mr. Francis ist reich, unermeßlich reich," fuhr der Arzt fort. „So reich, wie Ihr gar nicht zu fassen vermögt, Leone. Ich spreche nicht von Tausenden, ich könnte Euch Millionen nennen. Eure Tochter käme in eine Lage, die alle Welt ihr beneiden würde, und Ihr auch; fordert, was Ihr wollt, und ich habe den Auftrag, die Vollmacht, es zu gewähren. Das schönste Haus im Ort würde ich Euch kaufen, Diener, Wagen und Pferde könntet Ihr Euch halten, bedenkt Leone —"

„Reich?" rief dieser. „Was ist reich? Braucht ein Mensch mehr, als daß er zu essen hat, und ab und zu eine Flasche Wein? Das hat uns noch nie gefehlt, wenigstens nur einzelne Tage. Also sind wir reich genug. Geht mir doch, dottore, Ihr seid ein Spaßvogel und meint, ich hätte meine Flasche schon hinter mir. Aber heute bin ich, Gott sei Dank, noch ganz nüchtern. Ich brauche auch kein anderes Haus, denn dies hier gefällt mir besser als jedes andere. Und Wagen und Pferde? Alle meine Reisen gehen von hier schräg über in die Osteria, und den Weg habe ich noch immer auf meinen zwei Beinen gefunden, so unsicher sie auch manchmal auf dem Heimweg waren."

„Leone, Ihr seid ein unvernünftiger Mann" — wollte der Arzt wieder anfangen, aber der hämmerte mit solcher Gewalt auf seinen Stein los, daß jedes weitere Gespräch unmöglich wurde. „Und Ihr seid ein aufdringlicher Mann," rief er dazwischen, „den ich zum Studio hinauswerfen würde, wenn Ihr nicht mein Freund wäret. Deshalb rathe ich Euch, gutwillig selbst zu gehen und mich nicht länger von der Arbeit abzuhalten. Wenn aber der junge Mensch sich wirklich solche Thorheiten eingebildet hat, so bringt ihm meine Antwort schonend bei, denn ich mag ihn wohl leiden und will ihn nicht kränken. Wenn Ihr, oder er, aber noch einmal mit der Angelegenheit kommt, werfe ich Euch Meißel und Hammer an den Kopf, denn das habe ich von meinem seligen Schwiegervater gelernt als eine gute Art, einen Heirathsantrag zurückzuweisen." Er machte nun solchen Lärm bei der Arbeit, daß in der That das Gespräch fortzusetzen unmöglich wurde. Der Arzt ging also, ohne Abschiedsgruß, und murmelte nur vor sich hin: „Nun, Rafaella wird ja vernünftiger sein als der aufgeblasene alte Narr, und die wird ihm den Kopf schon zurechtsetzen."

Er überlegte nur, ob er Mrs. Moorland erwarten solle, oder ob er sie bei Rafaella aufsuchen könne. Die Neugier rieth zu Letzterem, aber das Bedenken, seinen vollkommen gescheiterten Antrag bei dem Vater des Mädchens zu berichten, hielt ihn zurück. Er sollte nicht lange warten, denn Mrs. Moorland erschien schon auf der Galerie. Sie wies freundlich, aber kühl Rafaella's Begleitung zurück und kam allein die Treppe herunter. Der Arzt bot der Dame seine Hand, um sie zwischen den Steinblöcken durchzuführen. Er sah sie fragend an, um den Erfolg ihrer Unterredung zu errathen, aber sie hatte den Blick gesenkt, und ihre Züge waren vollkommen ruhig. Als sie dann stumm neben einander die Straße entlang gegangen waren und nun, durch eben aufsprießendes Maisfeld, den Weg zur Villa einschlugen, fing der Arzt an: „der alte, unver-

nünftige Mann hat mich gar nicht begriffen. Ich habe es aufgegeben, ihm, ohne Rafaella's Hülfe, das Verhältniß klar zu machen."

„Armer Francis!" erwiderte Mrs. Moorland, „es ist der erste Schmerz seines Lebens und vielleicht die schwerste Mutterpflicht, die mir auferlegt war, ihm diesen Kummer zu machen. Ich muß das allein thun, aber bitte, Doctor, bleiben Sie im Hause. Es könnte seiner Gesundheit schaden, und dann weiß ich Sie doch in der Nähe."

„Wie?" rief der Arzt, „auch Rafaella weist ihn zurück? Unmöglich!"

„Sie liebt ihn nicht!" sagte Mrs. Moorland, nicht ohne einen Ton von Bitterkeit, von gekränkter Muttereitelkeit, und sie setzte auch gleich hinzu: „Weil sie ihn nicht kennt. Wie sollte sie ihn auch kennen? Sie konnten sich einander nicht einmal verständlich machen. Ich hoffe, Francis wird es überwinden, und dann hat es Gott gnädig gemacht. Wie ich sie heute kennen lernte, wäre sie immer ein fremdes, verpflanztes Reis auf dem Boden ganz anderer Verhältnisse, ganz verschiedener Nationalität gewesen. Wer weiß, ob sie sich acclimatisirt hätte, so gewiß nicht, da ihr die Liebe, vielleicht überhaupt das Herz fehlt. Armes Kind, eine Mutter hat sie nie gehabt, und den Vater lernte sie nicht achten."

Sie waren an dem Garten der Villa angekommen, und Mrs. Moorland bat den Begleiter, sie allein vorangehen zu lassen, denn sie hatte Francis am Fenster bemerkt und sah ihn auch schon die Treppe herabstürmen.

„Wie, Mama?" rief er, „Du kommst allein? Wo ist Rafaella?"

„Laß Dir das Antwort sein," erwiderte die Mutter, „und folge mir in mein Zimmer, wo Niemand uns hört." Sie schritt die Stufen voran, er war leichenblaß geworden, hielt sich am Geländer fest, dann aber raffte er sich auf und folgte mit festem Schritt. Als sie im Zimmer waren, wollte die Mutter begütigend ihn vorbereiten, aber er unterbrach sie. „Sprich es mit einem Wort aus, Mama. Ich bin kein Kind und werde es ertragen!" Er hatte die Arme übereinander geschlagen und die Lippen zusammengebissen.

„Francis, mein Sohn," sagte sie: „das junge Mädchen weist Deine Hand zurück, weil sie Dich nicht liebt."

Er sah sie eine Weile starr an, als könne er ihr nicht glauben, aber der schmerzvoll ängstliche Blick, den sie auf ihn richtete, bestätigte das Wort ihrer Lippen. Francis sank in einen Stuhl, aber er sagte mit ganz festem Ton: „Erzähle mir Alles, was Du ihr sagtest, wie sie es aufnahm — ich muß es wissen."

„Es war eine kurze Unterredung," erwiderte die Mutter. „Das Mädchen empfing mich mit einem muthwillig scherzhaften Ton. Ich erzählte ihr einfach Deine Liebe, Deinen Antrag. Sie lachte. Das könne kein Ernst sein. Ich betheuerte es ihr, und zum Beweis theilte ich ihr mit, wie wir uns das Alles schon zurechtgelegt hätten, schilderte ihr unsere Verhältnisse in der Heimath, setzte ihr auseinander, daß wir wol fühlten, wie fremd ihr die sein müßten, und daß sie deshalb, ein Jahr lang etwa, bei mir allein sein würde. „So? Man will mich auch noch dazu abrichten?" rief sie, und nun war jede weitere Erklärung unmöglich. Kein Mittel der Ueberredung, keinen Versuch, ihr herz=

lich entgegen zu treten, habe ich versäumt. Sie blieb dabei. „Der närrische Mensch, wie konnte ihm nur der Einfall kommen!“ Schließlich erklärte sie, sie müsse zu ihrer Arbeit zurückkehren, denn sie seien arm, und wenn sie heute nichts verdiene, hätten sie morgen nichts zu essen, hätte also keine Zeit an einer Sache zu verplaudern, über die es ohnehin unnöthig wäre, noch ein Wort zu verlieren. Ich stand auf, aber noch Eins. Vom Finger zog ich den Ring, den sie Dir geschenkt hatte, denn es fiel mir ein, daß er ihr gehöre, ihr hatte Annibale ihn vermacht, was sollte er Dir? und ich habe mein Recht daran verscherzt. Aber in dem Augenblick konnte ich nicht anders, ich vergaß den ganzen Kummer, den Rafaella Dir machte, sah nur das Kind seiner Schwester, drückte sie fest an mein Herz, und indem meine Thränen auf ihre Locken fielen, bedeckte ich ihre kindliche Stirn mit Küssen. Vergieb mir, mein Sohn. Ich konnte ihr nicht zürnen, weil er sie geliebt hat.“

Francis hatte ohne ein Wort der Erwiderung zugehört und stand schweigend auf, aber er schien ein Anderer geworden in dieser Stunde. Schön, ernst und fest stand er da; zum ersten Mal war ein männlich selbstständiger Entschluß in seiner Seele gereift. Staunend, fragend blickte ihn die Mutter an, und als er das Zimmer verlassen wollte, eilte sie ihm nach, den Arm um seinen Nacken schlingend. „Francis, mein Sohn,“ rief sie in höchster Angst, „zürnst Du mir?“

„Dir?“ fragte er und sah sie mit einem Blick so zärtlicher Liebe an, wie er nie aus seinem Auge sie getroffen hatte. „Ich habe Dich heute erst verstanden. Dein ganzes Leben war ein großes, selbstentsagendes Opfer, erst der Kindesliebe, dann der Mutterliebe, und dieser, die ich hinnahm, wie selbstverständlich, hat diese letzte Stunde den edelsten, höchsten Stempel aufgedrückt. Zum Danken ist jedes Wort zu arm, bewundern, anbeten kann ich Dich, aber nachthun kann ich es Dir nicht. Wenn, wie Du sagst, Rafaella mich nicht liebt, habe ich es falsch verstanden, was ich seit heute als die mir von Gott gestellte Aufgabe meines Lebens ansah, und mit Schmerz zwar, aber Deiner würdig, werde ich meinen Irrthum tragen. Vorher aber muß ich selbst thun, was ich überhaupt keiner fremden Hand hätte anvertrauen dürfen.“ Er ging, und mit keinem Wort, keinem Blick hielt ihn die Mutter zurück. Sie wußte, was in ihm gereift war, sie hatte keinen Wunsch in dem Augenblick, aber auch keine Besorgniß. Sie faltete die Hände, um für den Sohn zu beten, aber nur ein Dankgefühl rang sich aus ihrer Seele, Dank, daß ihre Mutteraufgabe erfüllt sei, und daß sie es erlebt, ihn, keiner Stütze mehr bedürfend, sicher seinen eigenen Weg gehen zu sehen.

Rafaella saß noch immer in ihrem Stübchen, sie wußte eigentlich nicht weshalb, denn sie machte es sich nicht klar, daß sie sich nicht in der Stimmung fühlte, in die heiteren Scherze des Vaters einzugehen, und daß sie sich deshalb fern von ihm hielt. Die beiden Besuche der Mrs. Moorland hatte sie ebenso wenig verstanden, als das ganze Wesen dieser Frau, das ihr ein vollkommenes Räthsel blieb. Dem, in seiner Unbeholfenheit so komischen, gutmüthigen Francis, war sie herzlich zugethan, wie einem liebenswürdigen Knaben, mit dem sich's lustig spielen ließ, und weiter hatte er ja auch nichts von ihr verlangt. Es wäre ihr nicht in den Sinn gekommen, daß sie eine andere Empfindung für ihn haben könnte. Wie hätte sie sonst so unbefangen mit ihm verkehrt? Nun

nahm er Abschied, und das hatte sie traurig gemacht, etwa wie ein Kind, das um die zerbrochene Puppe trauert. Die Mutter, mit ihrer räthselhaften Beziehung zum Onkel Annibale, hatte sie schon nicht begriffen; als sie aber wiederkam mit diesen überraschenden Eröffnungen, war sie ihr völlig unverständlich und erregte mit der gemessenen, feierlichen Miene nur ihre Opposition; dann kam wieder dieser rührende Abschied, und wieder der Hinweis auf Annibale, der sie vollends verwirrte. Und doch hatte dieser wunderliche Mann ihr Herz und Geist mehr gebildet, als sie selbst wußte, jedenfalls als sie Andern zeigte; denn leider hatte der Tod diesen Verkehr getrennt, ehe sie ganz aus der Kindheit herausgetreten war. Jetzt, auf einmal, war sie wieder so eigenthümlich auf ihn hingewiesen und mit unheimlicher Empfindung starrte sie auf den Ring, den sie unüberlegt hingegeben, den ihr die fremde Frau wieder auf den Finger gesteckt hatte, mit der unerklärlichen Rührung. So fand sie der Vater. Er hatte lange auf ihr Kommen in der Werkstatt gewartet, denn er brannte darauf, ihr die Heldenthat zu erzählen, mit der er den Doctor sammt seiner Freiwerberei zur Thür hinaus gewiesen. Er hielt es nicht länger aus und kam nun, die Tochter aufzusuchen. Er sollte nicht zu seiner Erzählung kommen, denn Rafaella kam ihm gleich mit einer Frage, die ihn Alles Andere vergessen ließ. „Padre mio," sagte sie, „kennst Du diesen Ring, und weißt Du, weshalb ihn der Onkel Annibale so werth hielt?"

„Ungezogenes Kind," fuhr er sie an, denn in den Wohnräumen war er der Vater, wie in der Werkstatt der Untergebene des Chefs im Geschäft, und so hatte er gleich einen weniger rücksichtsvollen Ton, obschon das der Tochter so gut als keinen Eindruck machte. „Willst Du wol gleich den Ring wieder an Ort und Stelle bringen und nicht zum zweiten Mal wagen, ihn an Deine ungeweihten Finger zu stecken! Das ist weder ein Spielwerk, noch ein Putz für Kinder!"

„Gehört er nicht mir, wie Alles, was Onkel Annibale hinterließ?" fragte Rafaella.

„Gewissermaßen, ja!" sagte Leone, „aber etwa wie das Muttergottesbild in der Nische, das uns gehört und nicht gehört, das wir mit Blumen schmücken und mit neuen Gewändern, aber mit dem wir keine Spielerei treiben, das wir niemals aus dem Haus geben würden."

„Nun," sagte Rafaella, „das wußte ich nicht, denn den Ring hatte ich schon einmal verschenkt, und nur ein Zufall hat ihn mir wiedergebracht."

„Herr des Himmels! Unglückskind!" rief der Vater entsetzt und sank in einen Stuhl! „Der ganze Segen Annibale's wäre von Dir gewichen, und nun kann ich erst verstehen, weshalb in letzter Zeit unser Geschäft nicht mehr recht floriren wollte."

„Nun," warf Rafaella hin, „das wird wol andere Gründe haben; um aber neues Unheil zu verhüten, möchte ich doch endlich erfahren, was es mit dem Ring auf sich hat."

„Ja, das mag Gott wissen," sagte Leone, „für dergleichen Dinge habe ich mich niemals recht auf mein Gedächtniß verlassen können. Mir hat er auch nie etwas davon erzählt, soviel ich weiß; aber mit Deiner Mutter hat er ein-

mal darüber gesprochen, und die hat mir davon geplaudert — was? — ja du lieber Himmel, das weiß ich nicht. Es ist auch zu lange her. Sieh einmal zu, steht nicht ein Name in dem Ring?"

Rafaella zog ihn ab und buchstabirte: „Eliza."

„Siehst Du, eine Frau steckt dahinter," rief Leone, „eine Ausländerin, eine Engländerin und Ketzerin, denn wenn Du auch alle Heiligen anrufen wolltest in Deiner Noth, auf eine, die auf diesen Namen hört, würdest Du nicht verfallen. Nun, das ist die Frau, die Annibale geliebt hat, und keine Andere sonst, der er sein Talent, seinen Ruhm opferte; denn ich bleibe dabei, ein Maler steckte in ihm, und bei Thon und Stein blieb er immer nur ein Handwerker. Armer Annibale! Wem einmal das Genie zu den Farben in den Fingern zuckt, es giebt freilich nur glänzende Flachheit, aber der soll sich begnügen."

Er plauderte noch weiter über sein Lieblingsthema — wie tief die Malerei unter der Plastik stünde, und wie er der höchsten Kunst diene, und hatte Annibale und seinen Ring vollkommen vergessen. Aber Rafaella hörte ihn nicht mehr. Ihr war plötzlich der ganze Zusammenhang klar geworden, und der stumme Ring hatte ihr die Lösung gegeben. Ja, das war die Frau, die Annibale geliebt hatte, und sie war ihr auf einmal keine Fremde mehr, und hätte sie da noch gesessen, wie vor einer Stunde, sie wäre ihr um den Hals gefallen und hätte ihr gedankt für Alles, wofür sie dem höchsten, vollkommensten Wesen, das sie gekannt hatte, nicht mehr anders als in Thränen und Gebeten danken konnte. Die Frau und Annibale waren ihr Eins geworden. Leone, da er keine Antwort, keine Gegenrede erhielt, war unter dem Plaudern sanft eingeschlafen auf seinem Stuhl.

Da gewahrte Rafaella zwischen den Weinranken vor ihrem Fenster hindurch, wie Francis über den Hof in die Werkstatt schritt. Siedend heiß überlief es sie. So ernst und schön sah er aus, so fest und doch so traurig. Alles Knabenhafte war von ihm gewichen. Er kam zurück — die Werkstatt war leer gewesen, und nun sah er hinauf zur Wohnung und wandte sich zur Treppe. Sollte sie ihn heraufkommen, den Vater wecken lassen, von dem sie meinte, er wisse noch nichts? Nur das nicht, denn sie fühlte sich von diesem so losgelöst in dem Augenblick und sah, daß sie ihren Weg allein finden müsse, da Annibale ihr nicht mehr zur Seite stand. Leise schlüpfte sie aus der Thür und eilte zur Treppe. Francis hatte schon den Fuß auf die erste Stufe gesetzt. Sie legte den Finger auf die Lippen und flüsterte, er solle nicht kommen, solle leise sein, der Vater schliefe. So viel verstand er. Aber er schritt ihr doch entgegen. Sie stand oben auf der Galerie unter flatternden Rosenzweigen, er zwischen den losen Weinranken, die die Treppe überwucherten. Alles, was er ihr sagen wollte — und es war so viel — sie hätte es nicht verstanden, denn er hätte eine fremde Sprache reden müssen; aber eine Sprache giebt es, die dieselbe ist durch alle Zeiten und Nationen — die Sprache der Liebe, sie ist verständlich für jeden, dem Gott das Herz öffnet für ihre Rede. Francis sah das Mädchen so fragend an mit den großen blauen Augen, und sie senkte den Blick, und als er ihre Hand ergriff, zitterte sie in der seinigen, aber sie zog sie nicht zurück. Und nun sah er den Ring an ihrem Finger. „Ricordo!" flüsterte seine Lippe, und es klang

wie ein Schwur, wie ein feierlicher für die Ewigkeit. Da zog sie den Ring ab, zeigte auf den Namen, der innen eingegraben war, und er küßte die Lettern, die ihn bildeten. Sie fragte, ob es der Name seiner Mutter sei, die bei ihr gewesen, und er nickte, und der lichteste Ausdruck kindlicher Zärtlichkeit leuchtete auf über seine Züge. Und wieder sah er sie so schmerzlich fragend an, ob sie verstanden hätte, was die Mutter ihr gesagt? Aber sie schüttelte verwirrt und verlegen die dunklen Locken. Nein, das hätte sie nicht verstanden, aber ihn verstände sie, und als er die Arme öffnete, zauderte sie erst, sah auf zum Himmel und wollte noch einmal die Inschrift auf dem Ring lesen, hätten sich die Augen nur nicht plötzlich mit Thränen gefüllt. Dann war es, als wolle sie davon eilen, aber sie wandte sich, und wie er dastand so bittend, so beschwörend mit den ausgebreiteten Armen, lachte sie auf mit einem glückseligen Ausdruck, der über ihre reizenden Züge aufflammte, und verbarg das thränenüberströmte Gesicht an seiner Brust. Nun umfaßte er sie mit kräftigem Arm, hob sie auf und trug sie zwischen den darüber hinflatternden Ranken die Stufen hinunter. So wollte er sie durch's Leben tragen. Sie wehrte es nicht, aber als sie unten waren, schlüpfte sie aus seinem Arm und eilte die Stufen wieder hinauf. Er sah ihr verwundert nach, und da beugte sie sich herab, die Zweige theilend mit dem Köpfchen und flüsterte „Ricordo!“ Aber als er ihr folgen wollte, wehrte sie ihm mit der Hand und nannte, fast buchstabirend, den Namen seiner Mutter, wie sie ihn herauslas aus dem Ring. Und er hatte sie verstanden, winkte glückstrahlend mit der Hand hinauf und eilte fort.

Wenige Wochen später reiste das eben unter dem Segen der Mutter vor Gott vereinigte Paar über die Alpen der neuen Heimath zu. Wie sie glückselig plauderten in dem schwankenden Reisewagen! Hatte er ihre Sprache gelernt oder sie die seinige?

Mrs. Moorland blieb noch in Italien, sie wollte nach Rom, das sie seit ihrer Jugend nicht wiedergesehen hatte. Teresa, die Tochter des Arztes, begleitete sie. Leone verkaufte sein Geschäft und sein Haus und kommt nicht mehr viel aus der Osteria heraus, wo er abwechselnd von seinen Meisterwerken und von seiner vornehmen Tochter in England erzählt. Der Arzt zahlt ihm, so oft der Säckel leer ist, sein Jahrgeld, über das Leone keine Rechnung führt, und das er für den Kaufpreis des Hauses ansieht. Er wundert sich nicht einmal, daß die Summe unerschöpflich ist. Wer jetzt durch unser Städtchen kommt, findet die Firma Annibale Sassi nicht mehr. Sie ist überpinselt auf der Mauer am Thore.

Die Fidschi-Inseln.

Blätter aus dem Reisetagebuch von Dr. **Ernst Böhr**,
Marine-Arzt an Bord Sr. Majestät Kriegscorvette Arcona.

I.

Sr. Majestät Fregatte Arcona hatte den Auftrag, auf ihrer Reise von Australien nach Japan einzelne Inselgruppen der Südsee zu besuchen, um die dort angesiedelten Deutschen gegen Unbilden der einheimischen Regierungen zu schützen. Am 11. April 1874 verließen wir das liebliche Sydney und nahmen unsern Cours ostwärts gegen die Viti oder Fidschi-Gruppe. Anfangs mit günstiger Fahrt dahinsegelnd kamen wir in einigen Tagen in die Nähe der Insel Norfolk, die, einst von der meuterischen Mannschaft eines englischen Schiffes bevölkert, jetzt öde und verlassen sein soll. Der Wind wurde nun rein östlich, und waren wir daher gezwungen, den geraden Cours aufzugeben und kreuzend den Weg vom 165. bis 175. Grad Ostlänge abzulaufen. Eine schwierige seemännische Aufgabe, da hier, an der Südgrenze des Passates, der meist in rein östlicher Richtung wehende Wind oft mit sturmartiger Heftigkeit einsetzte und uns an einem Tage eben so weit zurücktrieb, als wir den vorhergehenden Tag beim Kreuzen gewonnen hatten. Diesen ungünstigen meteorologischen Umständen ist es zuzuschreiben, daß wir volle 3½ Woche brauchten, um die kurze Strecke von Sydney nach Fidschi, d. h. 2000 Seemeilen, abzulaufen. Endlich, am 6. Mai, erreichten wir den Fidschi-Archipel und bald kam eine Insel nach der andern in Sicht. Unser Ziel war nicht die größte dieser Gruppe, Viti Levu, nicht das kleine Alban, die Residenz der schwarzen Majestät der Fidschis, König Thakombau's, sondern das ziemlich im Centrum gelegene Eiland Ovalou mit seiner Hauptstadt Levuka. Levuka ist von früh an, seitdem die weiße Ansiedelung auf den Fidschis begann, der Hauptanziehungspunkt der fremden Schiffe, der Hauptniederlassungsort weißer Ansiedler gewesen; sie ist die einzige Stadt auf den Fidschis, während die Weißen sonst in einzelnen zerstreuten Landsitzen und Plantagen die verschiedenen Inseln bewohnen. Grund dieser Bevorzugung ist offenbar der vorzügliche Hafen, den die Natur bei Levuka geschaffen hat, einer der geschütztesten und geräumigsten, den man sich denken kann. Bekanntlich umgeben ringförmige Korallenriffe in einiger Entfernung vom Lande all' die einzelnen Inseln der Fidschi-Gruppe, nur hier und da durchbrochen von schmalen

Oeffnungen, die, je nach ihrer Breite und Tiefe, bald größeren, bald kleineren Schiffen die Durchfahrt gestatten. Während die Mehrzahl der Riffe zu schmal und zu flach für größere Kriegsschiffe, sind die Passagen bei Levuka grade ungewöhnlich breit und tief, so daß sie selbst Fregatten von der Größe und dem Tiefgang der Arcona hier eine bequeme Einfahrt bieten. Unmittelbar hinter dem Riff aber ist das Wasser bis dicht an das Land hin sehr tief, und hat ein hierher gelangendes Schiff den doppelten Vortheil: einmal durch das vorliegende Riff wie durch einen künstlichen Hafendamm, break-water, vor jeder Bewegung, jeder Dünung des rollenden Oceans geschützt zu sein, sowie in nächster Nähe von Land ankern zu können.

Der Anblick der gefürchteten Korallenriffe wie der Passage durch dieselben ist höchst interessant. Zu beiden Seiten der schmalen Durchfahrt schillern die Korallenbänke unheimlich hellbläulich oder hellgrün aus der Tiefe hervor, gegen das offene Meer abgegrenzt durch die schäumende Brandung, die die Richtung und Ausdehnung des Riffes weithin erkennen läßt. In einer Entfernung von wenigen Kabellängen liegt allerseits sicheres Verderben für das Schiff, doch es gleitet sicher durch die tiefdunkelblaue, als gutes Fahrwasser gekennzeichnete Straße; jetzt liegt das gefürchtete Korallenriff hinter uns, das Wasser ist unbewegt wie ein Landsee, vor uns dehnt sich die malerische Bergwand der Insel Ovalou mit der kleinen Stadt Levuka aus und der Anker rauscht in die Tiefe.

Den ersten Anblick ihrer Bewohner erhalten wir auf dem Lootsenboot, das uns hülfreich entgegengerudert ist und dessen Bemannung aus jenen dunkelbraunen, halbnackten Männern mit fuchsrothen, krausen Haaren und grinsenden Gesichtern besteht, in denen wir sogleich die „Kannibalen" erkennen, wie wir aus den Bilderbüchern unserer Jugend sie uns vorgestellt: große, stramme, muskulöse Gestalten, mit zwar etwas wild blickenden, aber durchaus nicht häßlichen, nicht niggerartigen Gesichtern; ohne jede Kleidung außer einem weißen Lappen, den sie sich um die Lenden geschlungen haben, und unter einander lebhaft mit rauher, heiserer Stimme redend in einer Sprache, die aus lauter A's und U's und Silbenwiederholungen zu bestehen scheint.

Die Fidschianer gehören bekanntlich zu der Race der Papuaneger, wohl unterschieden von dem eigentlichen oder Afrikaneger, wie von dem sehr tief stehenden Australneger, dem Ureinwohner des australischen Festlandes. Grade Levuka war als Sammelpunkt nicht nur der verschiedenartigsten Fidschianer, sondern fast sämmtlicher Südseeinsulaner, ein höchst günstiger Fleck zu vergleichend ethnographischen Beobachtungen, und haben wir hier denn auch Photographien der verschiedensten Volkstypen selbst gefertigt und angekauft, so weit sie irgend zu haben waren. Die Hautfärbung der Fidschi-Bewohner variirt noch mehrfach. Der einigermaßen bereits gezähmte, zum Christenthum und zur Cultur bekehrte Küstenbewohner der kleineren Inseln hat eine dunkelchocoladenbraune, der noch ganz wilde, dem Kannibalismus huldigende Bewohner des Innern der großen Insel Viti Levu, der sogenannte Mountaineer, eine mehr schwarzbraune Farbe. Anatomisch-ethnographisch betrachtet, sind seine Haupteigenschaften folgende: Schädelbildung mehr rundlich als oval bei gerade absteigender Stirn und nicht besonders prominirendem Gebiß; ein nicht unschönes,

intelligentes, entschlossen und ziemlich wild blickendes Gesicht; gerade Nase, nicht sehr dicke Lippen; schwarze, etwas träumerische Augen, deren Weiß nicht so blendend unheimlich aus dem dunklen Antlitz hervorblitzt, wie bei den eigentlichen Schwarzen, sondern mehr durch einen verwandten Ton in die dunkele Gesichtsfarbe übergeht. Das Haar ist krauses, nicht sehr langes Büschelhaar, bei Männern und Weibern gleich lang, so daß es in der That oft schwer ist, dem Gesichte nach junge, bartlose Männer von jungen Mädchen zu unterscheiden. Erwachsene Männer ziert meist ein krauser, schwarzer Vollbart, der bei weißhaarigen Greisen, z. B. dem Könige Thakombau, oft in reichlicher Fülle sproßt. Ob die Grundfarbe des Haupthaares nicht auch, wie bei verwandten Stämmen, schwarz ist, vermochte ich nicht ausfindig zu machen, glaube es aber, da dies bei den Mountaineers entschieden der Fall ist. Die Inselbewohner haben nämlich die sonderbare, unter den obwaltenden Verhältnissen vielleicht ganz angemessene Sitte, sich ihre Haare zum Schutz gegen Ungeziefer jeden dritten oder vierten Tag mit Kalk einzureiben, wodurch dieselben einen fuchsrothen Ton erhalten. Man kann sich nichts Drolligeres denken, als solch' einen Schwarzen mit glänzend weiß gepudertem Kopfe Morgens am Strande kauern und seine Frisur der Wirkung der schon ziemlich stechenden Tropensonne aussetzen zu sehen. Andere wieder haben sich irgend ein vertrocknetes Wurzelzeug in die Haare geflochten, um sich lange, künstlich in den Nacken herabhängende Locken zu wickeln. Ganz wie unsere Coquetten, nur mit dem Unterschied, daß letztere während der Zeit gar nicht oder nur privilegirten Personen sichtbar sind, während der Fidschi-Stutzer irgendwo öffentlich — meist auch wieder am Strande — mit höchst mißvergnügt ernster Physiognomie auf einem Felsblock hockt und statt Brenneisens sich der heißen Sonne bedient. Uebrigens scheint diese Frisur gar nicht einmal die echte nationale zu sein, sondern den Bewohnern der Insel Rotumah, einer der Neu-Hebriden, anzugehören und nur von den Fidschi-Stutzern nachgeahmt worden zu sein. Die eigentlich echt nationale Fidschi-Haartracht, namentlich der Krieger, bestand früher in einer ballonartigen Toupirung ihrer lockigen Perücke nach allen Seiten hin, wie man dies vielfach auf Bildern und Photographien noch sehen kann. Erst das Christenthum hat den Fidschianer der hohen Frisur beraubt, welche jedoch bei den entschieden conservativen, am Kannibalismus und anderen guten Sitten der Vorzeit festhaltenden Mountaineers von Viti Levu noch gegenwärtig allgemein gefunden wird. Nach einer Probe dieser colossalen schwarzen Perücken, die uns in Levuka zum Verkaufe angeboten wurden, muß ein solcher Krieger Viti Levu's mit seinem hohen, schwarzen, rothverzierten Toupé, im Gesicht und Oberkörper total geschwärzt, mit fliegenden, bunten Streifen um Hüften und beide Kniee, mit riesiger Keule und Speer bewaffnet, allerdings grauenhaft genug aussehen.

Die Gestalt der Fidschianer ist schlank, proportionirt gebaut und musculös, ihre Durchschnittsgröße in etwas der unseren nachstehend. Doch trifft man häufig wahrhafte Athleten unter ihnen. König Thakombau selbst, seine Söhne, sowie verschiedene andere Häuptlinge oder Obersten im Volk, die vielleicht dieser Riesengröße und Kraft ihre Würde verdanken, sind Typen von so prachtvollem Muskelbau, wie man sie bei uns nur selten antrifft. Die Weiber und Mädchen

sind klein, schlank, zierlich gebaut und entbehren durchaus nicht einer gewissen Grazie in Haltung und Bewegungen, wenn sie auch, was das Gesicht anbetrifft, nach unseren Vorstellungen für nichts weniger als schön gelten können. Ueber die Kleidung der Fidschianer kann ich mich ebenso kurz fassen, wie der Gegenstand selbst es ist. Die ganze Garderobe eines Fidschimannes besteht in einem kurzen Stück Zeug, das er sich um Lenden und Schenkel schlingt. Bei den mit Europäern in Berührung kommenden Insulanern ist das einzige Kleidungsstück, der Zulu, ein Streifen weißen Baumwollenzeuges, das einzige Culturbedürfniß, das der glückliche Eingeborene zu kaufen, der einzige Gegenstand, für den er in Zwischenräumen von drei bis vier Monaten einen oder zwei Schillinge auszugeben braucht. Bei den eigentlichen Wilden, den Mountaineers, dient ein Schurz von langen Haaren oder bunten, flatternden Gräsern demselben Zweck und verleiht seinem Besitzer jedenfalls ein viel malerischeres, viel phantastischeres Aussehn. An den Punkten, an welchen viel Europäer verkehren, haben die Missionäre den Weibern und Mädchen außerdem ein kleines Schürzchen über Brust und Schultern octroyirt, doch scheint diese Tracht den schwarzbraunen Schönen noch nicht sehr zum Bedürfniß geworden zu sein, da sie jenes Schürzchen der Hitze wegen häufig ablegen, während es die Insulanerinnen in entfernteren Dörfern überhaupt gar nicht tragen. Trotzdem herrschte bei diesem Volke, Kannibalen wie sie waren, immer ein sehr strenger Sittenzustand, und jeder Ehebruch ward an der Missethäterin mit einem tödtlichen Keulenschlage geahndet.

Eine Kopfbedeckung kennen die Fidschianer nicht. Aber den wenigen unentbehrlichen Kleidungsstücken fügen sie, gleich den Wilden überhaupt, alle möglichen Schmucksachen hinzu, deren sie nur habhaft werden können. Eine Blume, eine Vogelfeder in's Haar gesteckt; Ohrringe aus Fischgräten oder Muscheln, schwarz und plump gearbeitet; ebensolche oder europäische Glasperlenarmbänder; einzelne Tätowirungen an den Oberarmen; ein theilweises, oft recht drastisch wirkendes Betupfen einzelner Gesichtstheile mit schwarzer Farbe und rothen und weißen Strichen — das ist das Bild eines Fidschi-Insulaners in allen seinen Details.

II.

So viel wir aus den Angaben unserer Landsleute schließen konnten und selbst beobachteten, scheint das Loos der Weißen auf diesen Inseln kein sehr beneidenswerthes zu sein. Es leben ihrer etwa 1000 auf der ganzen Inselgruppe und gegen 300 davon in der Hauptstadt Levuka, auf der Insel Ovalou. Aber ein nicht geringer Theil derselben besteht aus verunglückten Speculanten, die momentan in ziemlich trüben pecuniären Verhältnissen leben und einen recht verarmten Eindruck machen. Es war eine verfehlte Hoffnung, die die Meisten von ihnen aus Australien oder Amerika hierhergezogen hat. Während des amerikanischen Krieges, bei dem Darniederliegen der Baumwollenproduction in den Sclavenstaaten, suchte man vieler Orten, so auch hier, Concurrenzunternehmungen ins Leben zu rufen. Der Boden und das Klima ist hier so günstig wie irgendwo für die Baumwollencultur, Land war für Nichts oder so gut wie Nichts zu haben, und der Versuch rentirte sich anfangs ganz gut. Als sich aber

Amerika nach den schweren Kriegsschlägen mit nie geahnter Schnelligkeit zu erholen begann, als die Plantagencultur des Südens, auch nach der Emancipation der Schwarzen, schnell wieder emporblühte, da ging es mit den Baumwollpflanzungen auf den Fidschis rasch zu Ende. Denn bei der abgeschiedenen Lage, dem beschränkten Verkehr, den hohen Preisen für die Heranschaffung von Arbeitern konnten sie die Concurrenz nicht lange bestehen, und so ist denn das Meiste, was von Capital in diese Colonie gesteckt worden, ziemlich als verloren zu betrachten. Zwar hat man jetzt angefangen, mit anderen Plantagen-Producten, Cocospalmen, Caffee, Zuckerrohr, das hier wild wächst, 2c. neue Versuche zu machen, und würde damit vielleicht auch Erfolg haben, wenn sich mehr große Capitalisten hier niederließen und wenn die Annexion der Inseln von Seiten einer europäischen Macht geordnete Verhältnisse schaffen und Wohlstand in die neue Colonie bringen würde. Doch, wie die Sachen jetzt liegen, haben, mit Ausnahme einiger größerer Kaufleute, die ihre Schiffe mit Cocosfleisch (Copprah), mit Trepang — einer getrockneten Seegurkenart, die in China sehr beliebt ist — und mit Baumwolle beladen, die meisten Weißen wohl nur eben das knappe tägliche Brod. So macht denn Levuka, in den sechziger Jahren, während des Blühens der Baumwollencultur schnell entstanden, gegenwärtig einen trostlosen Eindruck, und es ist mir immer noch räthselhaft, wovon eigentlich die vielen Gasthausbesitzer, die Krämer, Advocaten, Aerzte 2c. leben, der verschiedenen zweifelhaften „Gentlemen", aus denen zu nicht unerheblichem Theil die Levuka-Gesellschaft besteht, gar nicht zu gedenken.

Unsere dortigen deutschen Landsleute waren übrigens charmante, liebenswürdige Menschen, die uns in aller Weise die Tage in Levuka angenehm zu machen suchten. Dennoch hätten wir auch ihnen einen günstigeren, mehr Erwerb versprechenden Wohnsitz gewünscht. Jedenfalls vereinigen sich alle dortigen Weiße in dem Wunsch, daß England, welches übrigens seit fast zwei Jahren schon ein Stationsschiff auf der Rhede von Levuka liegen hat, die Gruppe annectiren möchte*), wodurch allerdings die ganze Sachlage sich auf einen Schlag ändern dürfte. Die nächsten Folgen wären bessere Verbindungen mit dem Weltmarkt, speciell mit Australien, es würde Kapital in das Land kommen, es würde staatliche Sicherheit und Ordnung geschaffen und der herrliche, jetzt ganz werthlose Boden rasch um das Zehnfache im Preise gesteigert werden.

Ueber die jetzigen politischen Verhältnisse der Fidschi's ist Folgendes zu bemerken. Der Häuptling der kleinen Insel Mbau dicht bei Viti Levu, Kakobau oder richtiger Thakombau, hatte im Lauf der Zeit die meisten übrigen Häuptlinge tributpflichtig und sich zu dem mächtigsten Häuptling der Inseln gemacht. Mit ihm unterhandelten England, Deutschland und Amerika, als besagte drei Mächte zum Schutz ihrer auf den Inseln angesiedelten Unterthanen Consuln dort installirten, und erkannten dadurch seine königliche Würde zu Recht an.

*) Dieser Wunsch ist, seitdem obiger Artikel geschrieben ward, in Erfüllung gegangen, da nach neueren Nachrichten (im October) die englische Regierung in die Annexion gewilligt, Sir Hercules Robinson die englische Flagge auf den Fidschis aufgezogen und der König Thakombau seine Lieblingsstreitkeule der Königin Victoria als Symbol der Unterwerfung gesandt hat.

Anmerkung der Redaction.

Unter dem Schutz und Einfluß der Weißen hat er alsdann eine Art constitutioneller Regierung geschaffen, ein Ministerium und ein Parlament, beide nur aus weißen Mitgliedern bestehend, auch eine Art schwarzen Militärs, das von einigen englischen Offizieren befehligt wird. Doch sind alle diese Einrichtungen noch so primitiv, daß ihnen die Bedeutung staatlicher Ordnung in keiner Weise zugesprochen werden kann und die dortigen Weißen noch immer sehr lebhaft des Schutzes ihrer Mutterländer bedürfen.

Auf wie wenig sicheren Füßen die ganze Herrschaft S. M. König Thakombau's steht, beweist folgender Umstand. Auf der ganzen mehr östlich gelegenen Inselgruppe der Fidschi's hatte schon seit Anfang dieses Jahrhunderts der entschieden seetüchtigere und im Allgemeinen cultivirtere Stamm der Tonga- oder Freundschafts-Insulaner Wohnsitz und Einfluß gewonnen. Um sie zu unterjochen, verband sich Thakombau mit dem höchst befähigten Sohn des Königs der Tonga's, Mafu, brachte sie durch dessen Macht und Mitwirkung unter seine Botmäßigkeit und ernannte Mafu zum Vicekönig der östlichen Gruppe. Das ging eine Zeit lang ganz gut, und der ebenso gewandte als energische Mafu war die Hauptstütze des Fidschikönigthums. Seit einem halben Jahre aber schickt er Thakombau keine Steuern mehr, hat sich also unabhängig erklärt, und, da er von Beiden der weitaus mächtigere ist, werden wohl bald, wenn England sich mit der Annexion der Inseln nicht sehr beeilt, seine Kriegskanoe's auf Mbau, Ovalau und den anderen westlichen Inseln landen, einer jener gräßlichen Kriege unter den Schwarzen beginnen, und der alte Thakombau — wenn nichts Schlimmeres — jedenfalls vom Throne gestoßen werden. Daß unter solchen Verhältnissen aber die Lage der dortigen Weißen keine sehr angenehme sein kann, daß sie dringend nach dem starken Arm Britanniens verlangen, ist wohl mehr als natürlich.

Ebenso spottet auch noch das ganze Innere der größten der Fidschi's, Viti Levu's, der Herrschaft Thakombau's. Hier hausen noch, vollständig ungebändigt, treu den Sitten ihrer Väter, den alten Fidschi-Sitten, die furchtbaren Mountaineers, Kannibalen gräßlichster Art, wie es vor 20 Jahren vor dem Verkehr mit den Weißen sämmtliche Fidschianer waren. Ein wildes, höchst kriegerisches Volk unter der absoluten Herrschaft einzelner Häuptlinge, die in ewigen Kämpfen unter einander die einst sehr zahlreiche Bevölkerung der Insel auf die geringe jetzige Ziffer herabgebracht haben. Einem finsteren Götzendienst ergeben, der ihnen Mord und Kannibalismus als Religion vorschreibt, kein anderes Sittengesetz als das absolute Recht des Stärkeren anerkennend, lebt hier ein körperlich und geistig durchaus nicht tiefstehendes Volk auf der fast denkbar tiefsten Stufe der Gesittung. Häuptling ist der stärkste, der kräftigste Krieger. Ihm steht Alles frei; Weiber, so viel er haben will, Leben und Gut seiner Stammesgenossen. Furcht ist das Band, das seine Untergebenen an ihn, Furcht das Band, das das Weib an den Mann, die Kinder an die Eltern bindet; ruhig tödtet und — frißt der Stärkere den Schwächeren, kein Gesetz, kein Sittengebot hindert ihn. Die Religion, der Götzendienst beschränkt sich auf allerhand inhaltslose Formeln, ersonnen, um einem Tyrannen und einigen gewinnsüchtigen Priestern eine despotische Herrschaft über Sclaven zu sichern. Ich berufe mich bei diesen Schilderungen der

Fidschizustände auf ein sehr zuverlässiges englisches Werk „The Fijis and the Fijians by Mr. Williams", geschrieben unter dem Eindruck, den die Fidschisitten auf den Verfasser, offenbar einen englischen Missionar, bei seinem ersten Besuch der Gruppe in den vierziger Jahren machten; Sitten und Gebräuche, die sich, wie gesagt, bei den Mountaineers noch gar nicht geändert haben sollen.

Verschwenderisch fast bietet eine üppige Tropennatur dem Bewohner dieser Inseln ihre Gaben. Auf dem ungepflügten Boden wächst die schlanke Cokospalme, die ihm Bauholz und Getränk, der Brodfruchtbaum, der ihm Brod reicht, wächst die Yams, die Taro, die Banane, die Limone, wachsen die herrlichsten Früchte, die er nur zu pflücken braucht, um Alles zu haben, was er in dem Tropenklima zum Leben bedarf. Nur Eins ist ihm versagt, er hat wenig oder kein Fleisch. Dies vielleicht ist das erste, natürliche Motiv, das den Eingeborenen zum Kannibalismus trieb, der hier in einem Umfange ausgeübt wurde, vor dem der Culturmensch schaudert. Nicht nur, daß sämmtliche getödtete Feinde gefressen wurden, daß die erregte Rachsucht sich nicht eher beruhigte, bis der unterlegene Feind dem Sieger gewissermaßen ganz und gar einverleibt war, — nein, auch jeder an diesen Strand verschlagene Schiffbrüchige wurde verspeist. Bekam ein Häuptling Gäste, besuchte z. B. der Häuptling von Somosomo den von Mbau, so wurde zuvor ein Kriegszug gegen eine andere Insel unternommen, um dabei die für das vorzubereitende Gastmahl nothwendige Anzahl von Menschen zu erlegen, und wenn es an diesen fehlte, so wurden selbst Angehörige des eigenen Stammes nicht geschont. Solche und ähnliche Geschichten, die noch während der Anwesenheit der Missionare und ersten englischen und amerikanischen Kriegsschiffe vorkamen, erzählt Mr. Williams vielfach in durchaus glaubwürdiger Weise. Eines natürlichen Todes starb höchstens hin und wieder ein Häuptling. Doch starb er wenigstens nicht allein. Die Sitte erforderte, daß eine bestimmte Anzahl seiner Weiber — je höher sein Rang, um so mehr — bei seinem Tode erwürgt wurden, damit er nicht unbegleitet im Jenseits erschiene. Alle Uebrigen wurden, wenn sie nicht schon vorher im Kampfe gefallen oder sonst gemordet waren, sobald sie alt und schwach geworden, ruhig von den eigenen Angehörigen, der Vater von dem Sohne, das Weib von dem Manne mit der Keule erschlagen und dann — doch das Wort versagt mir und der Leser mag es sich nach dem Vorhergehenden ergänzen. Bei Kranken warteten die Angehörigen eine bestimmte Zeit auf die Genesung. Trat sie nicht ein, so entledigten sie sich der ihnen nutzlosen Last durch einen Keulenschlag. Längere Zeit gepflegt wurde höchstens ein Häuptling oder dessen Kinder.

Einer der schlimmsten, der gefürchtetsten Kannibalen, einer, der sich so lange als irgend möglich gegen die Annahme des Christenthums und europäischer Gesittung gesperrt hat, ist S. M. König Thakombau selbst. Der Engländer berichtet darüber, wie er, von Natur ein höchst energischer und kolossal kräftiger Mensch, siegreich durch List und Gewalt die anderen Stämme unterwarf und viele Tausende von Menschenopfern nach Mbau schleppte. Noch im Jahre 1852, als er schon im Begriff stand, sich taufen zu lassen, ließ er beim Tode seines Vaters Tanoa, des alten Häuptlings von Mbau, unter den Augen eines der

Missionare fünf Weiber erwürgen, eine That, die mir persönlich sein eigener Sohn, der Ratu oder Prinz Timothy mit leuchtenden Augen als eine der Großthaten seines erlauchten Vaters erzählte. Jetzt ist der alte Sünder grau und zahm geworden und stützt sich schon seit vielen Jahren wesentlich auf die Weißen, um mit ihrer Hilfe und durch ihren Einfluß das Endziel seines Strebens zu erreichen und König der gesammten Fidschi's zu werden.

Eine nähere Einsicht in die Art und Weise, wie die Kannibalen ihre Opfer zurichteten, habe ich selbst noch erhalten, und wenn ich hier davon spreche, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß die Wissenschaft sich auch dem Anblick des Gräßlichen nicht entziehen darf, wo es sich um die Erforschung dessen handelt, was wir — Mensch nennen! Wir gingen, als wir Levuka am 17. Mai verließen, nach der nur 15 Seemeilen von dort entfernten Insel Makongai, die, bis dahin unbewohnt, von unserm Consul, Herrn Hennings, erworben und zu Plantagenanlagen benutzt worden ist. Die Urbevölkerung der Insel, so theilte uns Herr Hennings mit, sei vor etwa 20 Jahren von dem Häuptling von Ovalau theils als Sclaven fortgeschleppt, theils auf einer kleinen, dicht neben Makongai liegenden, öden und seitdem nicht wieder betretenen Insel erschlagen und — theilweise wenigstens — auch begraben worden. Schädel der Fidschibewohner, die, wie er wußte, wir für das Berliner anthropologische Museum sammelten, würden wir dort in Masse finden. Diesen Wink nicht ungenützt vorüberlassend, fuhren wir, einige Kameraden und ich, am nächsten Morgen ganz früh nach der bezeichneten Insel. Uns folgte unter dem Commando des Bootscadetten eine Schaar Matrosen mit Schaufeln und anderen Werkzeugen zum Graben. Es war ein wunderschöner klarer Morgen, und wir Alle waren auf das Höchste gespannt. Die Insel ist nicht hoch und endet nach oben in einem kleinen, kahlen Plateau. Dort angelangt, überzeugte uns der erste Blick, daß wir uns an der bezeichneten Stelle befanden. Vor uns breiteten sich, zum Theil mit Gras überwachsen, verschiedene, künstlich aufgerichtete, flache Steinhaufen aus. Die in der Mitte derselben noch sichtbare schwarze Masse verkohlten Holzes und die ringsumher aufgehäuften, im Laufe der Zeit gebleichten Menschenknochen zeigten uns auf den ersten Blick, was wir hier vor uns hatten — die Kochherde der Kannibalen! Die Menschenknochen waren theils unversehrt, theils halb verkohlt, die größeren der Extremitäten meist durchgebrochen. Zwei Schädel, vollkommen gebleicht, fanden wir neben den Kochherden, die verkohlten Reste eines dritten in der allgemeinen Knochenmasse.

Welch einen Contrast bildete doch die Scene, auf deren unleugbare Spuren wir hier stießen, mit der rings uns umgebenden paradiesischen Natur! Ueberall das schöne, tiefblaue Tropenmeer, im üppigsten Grün prangende, bergige Eilande. Wohin das Auge blickte, harmonische Stille und Ruhe. Und hier hatte der Mensch schlimmer gehaust, als irgend ein Thier; hier hatten die Scheiterhaufen gelodert, waren wilde Tänze aufgeführt worden..... Wahrlich, es gehörte wenig Phantasie dazu, um den Ort mit all dem Schauder und doch wieder dem Interesse anzuschauen, das Jeder von uns als Kind empfand, wenn er seinen Robinson Krusoe zuerst las.

... Doch genug nun von der blutigen Vergangenheit der Fidschi's; das gegenwärtige Bild, das sie uns boten, war ein bei Weitem lichteres und freundlicheres.

III.

Die Häuser von Levuka, klein, einstöckig, aus dem leichtesten Fachwerk gebaut, aber freundlich und hell, ziehen sich zwischen Cocospalmen längs des Strandes und der angrenzenden Berglehne hin. Unmittelbar darüber steigt ein dichter Wald steil empor, welcher mehrfach von wasserreichen Schluchten tief durchschnitten ist und dem Auge, namentlich dem lange an Himmel und Wasser gewöhnten, einen reizenden Anblick gewährt. Die Berge laufen nach oben in einen zackigen, etwa 2000 Fuß hohen Sattel aus und fallen gleich steil nach der anderen Seite der Insel ab.

Mit einem in Levuka lebenden Engländer machte ich eines Tages den Ausflug nach diesem Gebirgskamm. Es war ein höchst anstrengendes Unternehmen, in der Tropenhitze, auf pfadlosen Wegen, quer durch das urwaldartige Gestrüpp zu dringen, durch welches wir mit einem Bowiemesser uns den Weg bahnen mußten. Bald an einer ziemlich senkrechten Felswand in die Höhe, wo nur das Wurzelwerk der zahllos wuchernden Schlinggewächse einen Halt für Füße und Hände bot; dann wieder ebenso steil hinab klimmend, gleichsam von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch fallend und gleitend. Bald über ein Wassergerinnsel auf einem übergestürzten Baumstamm; bald auf allen Vieren auf dem feuchten Boden in die Höhe, da das rings wuchernde Rohrgras so scharf ist, daß man sich mit den Händen nicht daran festhalten kann. Aber dennoch — wie unendlich lohnend war dieser Einblick in all die Reize des Tropenwaldes! Hier sprossen Ananasse wild zu unsern Füßen, dort gewährt uns ein Limonengebüsch mit seinen säuerlichen, saftigen Früchten wunderbare Erquickung. Hier in dem moorigen Grunde gedeiht ein üppiger Wald von Wasserpalmen mit breiten, fächerartigen, der Banane gleichenden Blättern. Mein freundlicher Führer und ein Eingeborenenknabe bohren diese Palmen mit ihren Messern an, und es ergießt sich fontainenartig ein Strahl köstlich klaren Wassers aus ihrem Innern, den die dürstende Lippe entzückt auffängt. Dort hemmt ein wurzelartiges Schlinggewächs unsern Weg. Mein Begleiter, mit allen Sitten der Eingeborenen bekannt, weiß, daß auch diese Pflanzen in trockner Zeit den Wilden als Wasserschläuche dienen. Preßt man ein Stück von ihnen, so entleert sich daraus ein etwas bitterlicher Saft, der nichtsdestoweniger köstlich schmeckt, wenn, wie uns, die Zunge am Gaumen klebt.

Nach drei Stunden waren wir auf dem Kamm angelangt, und der Blick, der uns hier erwartete, vergalt überreichlich alle Mühen. Ovalau liegt ungefähr grade in der Mitte der westlichen Inseln; von hier aus genossen wir daher ein Bild, als ob die ganze Gruppe wie auf einer Reliefkarte vor uns ausgebreitet läge. Zu beiden Seiten schweift das Auge über den dichten, glänzend grünen Wald zum Strande hin, den hier Levuka, dort ein Eingeborenendorf ziert. Daran schließt sich das tief dunkelblaue Meer. Welch ein wunderbar herrlicher Contrast zwischen dem gesättigten Grün und Blau! Zauberhaft

schön von hier oben erscheint das in helleren Farben schillernde, breite, die Insel ringförmig umgebende Korallenriff. Es ist eine Pracht und ein Wechsel der Farben, der — zumal in der glühenden Mittagssonne — wahrhaft blendend und überwältigend wirkt. An dies reizende Bild zu unseren Füßen reiht sich weiterhin und überall in der Ferne, so weit das Auge blickt, ein gleiches; eine reichbewaldete bergige Insel nach der andern steigt aus den blauen Fluthen und eine gleich der andern ist von einem schimmernden Riff umgeben.

Sonst beschränkten wir unsere Spaziergänge auf die nähere Umgebung von Levuka, die allerdings auch hübscher Aussichtspunkte und pittoresker kleinerer Landschaftsbilder genug bot. Mein Lieblingsplatz war ein Bad, das ich alle Tage früh im Morgengrauen besuchte. Man steigt in einem Thal eine Viertelstunde an einem Felsbach in die Höhe; der Fußpfad läuft eine Strecke durch dichtes Unterholz und endet plötzlich in einer kleinen, überaus anmuthigen Felspartie, von deren höchster Wand eine Cascade in ein tiefes, geräumiges Becken hernieder braust. Hinter der Cascade ist eine Grotte, wie sie sich lieblicher kein griechischer Dichter als Aufenthalt einer Nymphe hätte denken können, während die ganze Felsgruppe nach oben durch die zierlichen Formen der Cocospalme überaus malerisch abgeschlossen wird. Köstlich erquickt ein Bad in dem Becken, unter der Cascade, in der Grotte, den von der Tropenhitze und von schlechtem Schlaf an Bord ermatteten Leib. Völlig abgekühlt, fast fröstelnd — ein himmlisches Gefühl in den Tropen — genießt man des jungen Tages mit doppelter Lust; und welch ein Blick dann, die Morgensonne aus dem Meer auftauchen und die zu Füßen des Beschauers liegende Stadt und Rhede von ihren ersten Strahlen vergoldet zu sehen!

Das Leben von Levuka ist, wie gesagt, von der traurigsten Oede. Selbst zwei Bälle, die uns zu Ehren von den dortigen Weißen gegeben wurden, rechne ich nicht grade zu meinen bedeutenderen Reiseerinnerungen. In voller Uniform bei 30 bis 35° C. in einem ziemlich engen und niedrigen Raume dem Tanze zu huldigen, kann mit dem besten Willen nicht als Vergnügen betrachtet werden.

Viel interessanter war es, statt dieser etwas mißlungenen Copie eines europäischen Ballsaales, die Hütte eines Fidschihäuptlings in einem der benachbarten Dörfer zu betreten. Alle Fidschianer, selbst die Mountaineers, haben ziemlich gleichartige Hütten, die so nett, so sauber sind, wie man es einem Volke von dieser Beschaffenheit gar nicht zutrauen sollte. Es sind niedrige Häuser, die Wände aus Palmholzbalken aufgeführt und dicht mit Schilfrohr bekleidet, das Dach mit Cocosblättern gedeckt; an beiden Seiten je eine niedrige Oeffnung, die zugleich als Fenster und Thüren dienen. Das ganze Innere bildet einen einzigen Raum und ist durchweg mit sauberen Matten ausgelegt, auf denen die Einwohner der Hütte, zwanzig, dreißig an der Zahl, in liegender oder kauernder Stellung verweilen. Bisweilen befindet sich im Hintergrunde der Hütte noch ein etwas erhöhter Raum als Lager des Häuptlings.

Einer unserer Landsleute in Levuka, der der Fidschisprache kundig ist, war unser Führer. Nachdem wir mit dem Wirth der Hütte, dem Chef des Dorfes, einen Händedruck gewechselt, kauerten auch wir im Kreise der Eingeborenen nieder; die Friedenspfeife — d. h. unsere deutsche Cigarre, für welche die

Fidschianer, Mann wie Weib, Kind wie Greis, eine merkwürdige Vorliebe zeigten — wurde angesteckt, und nun entwickelte sich eine Unterhaltung, die unsrerseits mit einzelnen Lauten und Pantomimen geführt, den Wilden jedenfalls so weit verständlich war, um ihnen begreiflich zu machen, daß wir sehr joviale und freigebige Häuptlinge seien. Denn für solche, und zwar für außerordentlich reiche und mächtige, sollen sie die Officiere fremder Kriegsschiffe halten. Schnell knüpften sich auch einige Handelsbeziehungen der Parteien an, indem einzelne von uns Matten und Keulen erstanden; doch zeigte sich der Wilde in diesem Punkte komisch, indem er unechte Schmuckgegenstände, Ringe, Ketten, Brochen u. dgl., die ein paar scharfsinnige Köpfe unserer Messe in Kiel für diesen Zweck besorgt hatten, zurückwies und „Schilling" verlangte — das einzige englische Wort, das er, und, wie es schien, recht gründlich — kannte. Anders das anwesende schöne Geschlecht, einige Fidschimädchen, die dem Haushalt anzugehören schienen. Sie steckten sich mit stolzer Genugthuung die ihnen dargebotenen unechten Ringe an den Finger und legten vor Freude über das erhaltene kostbare Geschenk ihre anfängliche Scheu vollständig ab.

Doch der Fidschianer ist ein gastfreier Mann, er weiß, daß er seinen Gästen etwas Gutes vorsetzen muß. Ein Wink des Chefs, und ein Mädchen verschwand, um bald darauf mit einem wohlgeglätteten hölzernen Napf und einigen Wurzeln wieder zu erscheinen. Vor unsern Augen ging nun die Bereitung der Cava oder Angona vor sich, jenes wunderbaren, berauschenden Getränkes der Südsee, dessen Herstellung jedesmal eine Art von feierlicher Handlung ist, obwol ich von der zu Grunde liegenden Bereitung und den benutzten Ingredienzien je weniger, desto besser sage. Während die Madama, die Hausfrau, das Getränk vollendete, stimmten die Eingeborenen in Choro über das in der Mitte stehende Cavabecken eine Art einsegnenden Gesang an, bei dem sie bestimmte wiegende Bewegungen mit den Armen machten und rhythmisch hin und wieder mit den Händen zusammenklatschten. Jetzt war die Cava fertig und die Madama reichte die gefüllte Cocosschaale zuerst unserem Landsmann dar. Dieser hatte es uns auf das Bestimmteste eingeschärft, daß wir, wollten wir die Wilden nicht tödtlich beleidigen, austrinken müßten, und er ging uns mit gutem Beispiel voran, dem zu folgen — ich will es gestehen — uns keine geringe Ueberwindung kostete. Doch die ganze eigenthümliche Umgebung, der kaum einstündige Verkehr mit den Wilden hatten das Ihre gethan — ein letzter kurzer Widerwille, und die Schaale war geleert, zur offenbaren Genugthuung unserer schwarzen Wirthsleute, die nach jedesmaligem Austrinken mit den Händen zusammenklatschten und die Worte „Amasa" wie bewundernd hervorstießen — vergleichbar etwa unserm deutschen Studenten-Comment bei einem Rundgesang. Wer aber hätte mir auf meiner deutschen Studentenkneipe vorausgesagt, daß ich zehn Jahre später auf einer Südseeinsel, in einer Fidschihütte diese neue Art von Comment kennen lernen sollte?

Nachdem das Cavabecken geleert, wurden uns auf Bananenblättern gedörrte Fischchen und geröstete Brotfrucht gereicht, welche letztere köstlich schmeckte, und alsdann ein Spaziergang in die Berge auf ziemlich pfadlosen Wegen gemacht, bei dem uns drei unserer jungen neuen Freunde zu Führern dienten.

Die Eintracht, in der der Wilde mit der Natur, mit dem Walde lebt, ist wahrhaft erstaunlich. An der steilsten Cocospalme klettert er nicht, er geht mit angestemmten Sohlen und Händen wie ein Affe blitzschnell in die Höhe. Das Oeffnen einer Cocosnuß, zu der unser Einer eine Viertelstunde und allerhand Instrumente braucht, vollführt er in wenigen Secunden. Jede Pflanze kennt er, den schroffsten Abhang erklettert er, ohne nur im mindesten, wie wir, außer Athem zu kommen. Es war bewundernswerth, die elastischen Bewegungen der jugendlich kräftigen Gestalten zu sehen, wie sie mit unseren Flinten und sonstigem Geräth bergauf und bergab schritten.

Zwei Tage später stattete uns das ganze, von uns besuchte Dorf einen Gegenbesuch an Bord ab. Sie kamen auf ihren höchst originellen Böten an, den allgemein hier gebräuchlichen Fidschi-Kanoes, die von so eigenthümlicher Gestalt sind, daß ich sie etwa nur mit unseren Schwimmschuhen vergleichen kann. Sie bestehen eigentlich aus zwei Kanoes, einem größeren und einem kleineren, dem sog. „Ausleger“ oder „outrigger“, beide durch Querstangen verbunden, auf welchen sich die Sitze befinden, zuweilen sogar Hütten errichtet sind. Die Fortbewegung dieser Fahrzeuge, auf denen eine große Menge Volks Platz hat, geschieht theils durch Ruderer, die in der Mitte der Querstangen stehen, oder mittelst eines höchst phantastisch geformten, lancettförmigen Segels aus Bastmatten, mit dessen Hilfe die Kanoes pfeilschnell dahinfliegen. Größere Fidschikanoes, so die Kriegskanoes der Häuptlinge und die Regierungskanoes König Thakombau's sind richtige Doppelkanoes, der Outrigger ist dem Grundkanoe gleich; die Fahrzeuge des gewöhnlichen Volkes aber sind von der beschriebenen Art.

Eine solche Kanoeflotille belagerte das Fallrepp der Arkona an dem besagten Tage; die Männer boten Früchte zum Verkaufe an, die Mädchen blieben in den Kanoes, beide Theile aber waren gleich neugierig, das fremde, große Kriegsschiff zu sehen. Endlich faßte sich eins von den Mädchen ein Herz und kam die Fallreppstreppe herauf, und — es war wirklich niedlich zu sehen, wie sehr diese schwarzen Mädchen, lauter blutjunge Geschöpfe, unseren Backfischchen glichen — nun kamen alle Anderen sogleich nachgestürmt und drängten sich kichernd am Fallrepp zusammen. Weiter wurde die Schaar der schwarzen, kleinen Mädchen nicht gelassen — das gestattete die Schiffsdisciplin nicht —, wenngleich sie sich zu dem Besuch in den höchsten Staat geworfen hatten, Alle mit frisch gewaschenen, blendend weißen Zulus und die kurzen, krausen Haare triefend von Kokosöl; Alle jedenfalls in der Hoffnung, auch einen so schönen Ring zu bekommen wie ihre Freundin, die uns den neulich erhaltenen Ring wiederholt triumphirend entgegenstreckte.

Wir kauften bei diesem und bei den sich fortan täglich wiederholenden Besuchen der Wilden allerhand Waffen von ihnen, schwere, wundersam und zum Theil höchst künstlich geformte Keulen aus sogenanntem Eisenholz, kleine Handkeulen, offenbar die Galanteriedegen der Fidschimänner, die sie in den Zulu gesteckt tragen; Lanzen mit Widerhaken aus Holz oder Knochen, oft mit zwei, drei Spitzen und von bedeutender Länge; hölzerne Schwerter, zum Theil durch zwei Reihen von Haifischzähnen zu zweischneidigen, gräßlich reißenden Waffen

gemacht. Alle diese Waffen werden übrigens immer seltener, da, wie schon weiter oben bemerkt, in den Thakombau unterworfenen Theilen schwarzes, reguläres Militär steht und der Eingeborene keine Waffen mehr führt, die unabhängigen Stämme aber, die Mountaineers, sich auch schon größtentheils Feuergewehre verschafft haben.

Um auf die Letzteren noch einmal zurück zu kommen, so sahen wir hier in Levuka recht typische Bilder dieser Kannibalen unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen. Im September vergangenen Jahres war eine Horde Mountaineers aus ihren Bergen hervorgebrochen, hatte die Farm eines auf Viti Levu angesiedelten Weißen, eines Mr. Burns, überfallen und ihn sammt seiner Familie getödtet. Vom englischen Konsul dazu gedrängt, sandte König Thakombau Truppen aus, um die Mörder zu fangen, und gelang es auch, fünf von den Missethätern zu ergreifen. Sie wurden nach Levuka gebracht und von einem aus Weißen und Schwarzen zusammengesetzten Geschwornengericht zum Galgen verurtheilt. Das geschah im Februar dieses Jahres, aber das Urtheil war — im Mai wenigstens — immer noch nicht vollstreckt worden. Dagegen wurden die Fünfe täglich gebunden aus dem Ortsgefängniß geführt und unter dem Galgen mit Korbflechtereien beschäftigt; ob zur Verschärfung ihrer Strafe, ob aus einem anderen Grunde, weiß ich nicht. So wurden sie auch uns gezeigt. Es waren fast ganz schwarze Männer mit verzweifelt energischen, wilden Gesichtern, die hier unter dem Galgen saßen und mit stumpfen Mienen auf das Gestell sahen, an dem zu baumeln für sie nur noch eine Zeitfrage war. Es war ein Anblick, wie man ihn eben nur auf den Fidschi's haben kann — unten die Kannibalen, oben der Galgen.

IV.

Ich komme zu einem anderen Abschnitt meines Reisetagebuches, unseren Beziehungen zu der Regierung und dem Hofe Seiner Majestät, König Thakombau's. Es lagen verschiedene Rechtsansprüche unserer dortigen Landsleute gegen König und Regierung vor, und soll die ganze Angelegenheit, so viel ich an Land gehört, dem Auswärtigen Amt zu Berlin zur weiteren Regelung übergeben worden sein. War es für den deutschen Namen im Auslande doch schon von unendlichem Einfluß, daß sich einmal ein deutsches Kriegsschiff, und dazu ein so großes, wie die Arkona — größer, als ein jemals dort gesehenes englisches — auf den Fidschi's zeigte. Denn Furcht vor dem Stärkeren ist es allein, was diese halbwilden Stämme im Zaume hält. Erzählten uns doch unsere Landsleute, daß sie oft genug vor der Ankunft der Nymphe, des ersten deutschen Kriegsschiffes in Fidschi, von den Eingeborenen gehört hätten: der deutsche Kaiser scheine doch nur ein kleiner Häuptling zu sein, viel kleiner, als die Königin von England oder der König (d. i. Präsident) von Nordamerika, da er gar keine Schiffe habe. Demgemäß war natürlich auch das Betragen der Insulaner gegen die Deutschen, die nur dadurch, daß sie ihre Nationalität ganz verschwiegen und sich unter den Schutz der englischen oder amerikanischen Flagge flüchteten, vor Unbilden aller Art einigermaßen gesichert waren. Anders seit der Ankunft der Nymphe, seit der Kunde des deutsch-französischen Krieges. Seitdem weiß

selbst der schwarze König Thakombau, daß der deutsche Kaiser ein viel größerer, viel mächtigerer Häuptling ist, als er selber. Noch mehr seit unserer Anwesenheit in Fidschi, seit die Fidschianer die Bootsmanöver und Landexercitien unserer Leute mitangesehen, seit sie die Krupp-Kanonen unserer Breitseiten inspicirt und sich überzeugt haben, daß man mit denselben ihre ganze Fidschimacht in kürzester Zeit vernichten könnte. Daß nebenbei auch das blühende und kräftige Aussehen unserer Matrosen, ihr gutes und nüchternes Betragen an Land, das freundliche Auftreten unserer Officiere, bei der ziemlich finsteren und scheuen Bevölkerung nicht verfehlt haben, einen vielleicht vortheilhaften Contrast gegen die ihnen bekannten Zwingherrn, die Engländer, hervorzurufen, glaube ich wohl.

König Thakombau selbst war in seiner Haupt- und Residenzstadt Mbau, doch erschien schon am nächsten Tage nach unserer Ankunft, den 7. Mai, sein Bruder, der Gouverneur von Central-Fidschi, Ratu Savanaka, in höchst eigener Person an Bord. Er war zu dieser Staatsvisite in voller Gala, bestehend aus einem hinten zugeknöpften Oberhemd, einem breiten Zulu, das er um die Lenden geschlungen, und einem leinenen Taschentuch, das er in der Hand trug. Dies war Alles. Gleich den übrigen Sprößlingen der Häuptlingsfamilie eine hünenhafte, colossal musculöse Gestalt schritt er höchst stolz und gravitätisch in seinem Ornat einher, von den weißen Mitgliedern der Regierung, einigen Engländern, gefolgt. Uebrigens benahm er sich bei seinem Besuch in der Kajüte des Capitäns ganz civilisirt, zeigte, daß er den Gebrauch des mitgebrachten Taschentuches, den Gebrauch europäischer Gläser, Messer, Gabeln &c. sehr wohl kannte, wenn er auch kein Wort englisch sprechen, sondern sein Wohlwollen und seine Geneigtheit bei unverdolmetschten Anreden nur durch ein freundliches Grinsen verrathen konnte. Ungleich mehr europäische Cultur zeigt sein Bruder und Chef, König Thakombau selbst und seine Söhne, die königlichen Prinzen.

Am Mittwoch den 14. Mai, Nachmittags 4 Uhr, wurde uns die Ehre des königlichen Besuches und seines ganzen Hofes zu Theil. Thakombau kam auf einem riesengroßen Doppelkanoe von vier Mann in Mountaineer-Kostüm gerudert, während ein fünfter, gleichgekleideter, beständig die königliche Pauke, einen hohlen Baumstamm, schlug, was einen ganz eigenthümlich monotonen Eindruck hervorbrachte. Sein Gefolge, das neben ihm um die große Hütte des Kanoe's lagerte, sang dazu einen nationalen Fidschigesang, und so langte dieser lärmende und singende, wohl aus fünfzig Personen bestehende Hofstaat an der Fallreppstreppe der Arkona an. Seine Majestät selbst war in europäischer Kleidung, einem Civilanzug, der täuschend dem glich, was man in Officierskreisen „Räubercivil" nennt, ein Wort, das höchst charakteristisch das eigenthümliche Civil einer sonst nur an Uniform gewohnten Person bezeichnet. Ein kleiner, niedriger Filzhut, Rock, Beinkleider, Stiefeln, Wäsche, Nichts fehlte; und doch war der gesammte Eindruck in seiner so eigenthümlich unharmonischen Art, in seinem Gemisch von Feinheit und leichter Eleganz mit dem unverkennbaren Ungeschick, sich darin zu bewegen, genau der eben geschilderte. Von den königlichen Prinzen war der jüngste, der in Sydney erzogen ist und fertig englisch spricht, Ratu Joseph, ganz schicklich europäisch gekleidet; der älteste, Ratu Abel, an Hünenkraft und Größe ein treues Ebenbild des Vaters, vollständig fidschianisch,

d. h. nur mit Oberhemd und Zulu, — der Hofgala der eingeborenen Prinzen. Der zweite Sohn, Ratu Timothy, mein specieller Freund, trug oben eine blaue Schnürjacke als Capitän der königlichen Garden; außerdem aber nur noch den Zulu. Auch er, wie sein jüngerer Bruder spricht etwas englisch und ist mit europäischen Sitten ziemlich gut vertraut. Das Interessanteste bei dieser Hof- und Staatsaction war jedoch der Anblick der königlichen Prinzessin Arrietta, der ältesten und Lieblingstochter König Thakombau's und nach ihm die einflußreichste Persönlichkeit des ganzen Reiches. Eine schwarze, gedrungene Figur, mit blauseidenem Zulu und gleichfarbiger Busenschürze, schien sie glückselig uns und die Feierlichkeit zu sehen. Ihr folgten die Hofdamen, etwa ein Dutzend schwarzer Mädchen, gekleidet wie jedes Fidschimädchen, und gleichfalls strahlend vor Freude über die ihnen fremde Welt. Das übrige Gefolge bestand aus zahlreichen Fidschimännern ohne Stand, wie ohne besondere äußere Abzeichen.

König Thakombau wurde als ein von unserer Regierung anerkannter Herrscher mit allen königlichen Ehren an Bord empfangen; Vorstellung des Officiercorps, Inspicirung der Mannschaft, Salut von 21 Schüssen &c. Hinter ihm durch die Reihen der präsentirenden Mannschaft schritt die blauseidenumhüllte Arrietta, dann die königlichen Prinzen, dahinter wir. Nach der officiellen Feier am Deck folgte ein freundschaftliches Gabelfrühstück in der Kajüte des Commandanten, zu der nur ein kleiner Theil des Fidschigefolges zugelassen war; aber selbst dieser mußte auf der Erde kauern, da in Gegenwart des Königs nur die Prinzen sitzen dürfen. Von Damen war nur Prinzeß Arrietta anwesend.

Darauf besichtigte Seine Majestät unsere Batterie, die ihn ganz besonders zu interessiren schien, und ließ der Commandant ihm den Gebrauch der Hinterlader durch ein kurzes Geschützexercitium erklären. Es erfolgten zuerst einzelne Schüsse mit Salutcartouchen und dann eine ganze Breitseite, bei der die schwarzen Hofdamen so entsetzt aufkreischten und so in Angst geriethen, daß wir sie ernstlich durch freundliches Klopfen auf ihre Schultern beruhigen mußten. Der Besuch war zu Ende, Seine Majestät empfahl sich und das große Kanoe setzte sich unter Gesang und dem dumpfen Tum, Tum, Tum der Königstrommel wieder in Bewegung.

Am folgenden Abend waren wir sämmtlich, Officiere und Cadetten, in das Gouvernementshaus zu König Thakombau eingeladen, um uns die großen, uns zu Ehren stattfindenden National-Fidschitänze anzusehen. Die beiden englischen Officiere der königlichen Truppen machten die Honneurs des Hauses und empfingen uns in einem großen Saal, dessen Tisch reichlich mit europäischen Getränken besetzt war. Weder Thakombau noch Jemand seiner Familie war sichtbar. Der König war krank und es wurde mir dadurch die ebenso seltene, wie mich höchlichst interessirende Ehre zu Theil, zu Seiner Majestät befohlen zu werden. Er litt an einem ziemlich starken asthmatischen Anfall, der sich bei dem erweiterten Zustand seiner Lungen (Emphysema pulmonum) häufig einstellen soll. Frage und Antwort ging nur mühsam durch den englisch sprechenden und dolmetschenden Prinzen Joseph. Doch gelang es mir endlich, in dem Gouvernementsgebäude einige Medicamente für meinen hohen Patienten aufzutreiben, und ich hatte die Freude, Se. Majestät unter meiner Behandlung

und Arrietta's Pflege sichtlich genesen und am nächsten Morgen wieder ganz wohl zu sehen.

Uebrigens störte die Krankheit des Königs das Tanzen der Eingeborenen, die sich zu dem Zwecke zu Hunderten versammelt hatten, nicht besonders. Ich kenne jetzt die Tänze der verschiedensten Südsee-Stämme, muß jedoch gestehen, daß mich die der Fidschi's am meisten angezogen haben, wenn sie auch etwas einförmig sind, einer eigentlich genau wie der andere. Um ein Feuer in der Mitte kauert eine ganze Gesellschaft von älteren Männern und Weibern nieder und beginnt einen rhythmischen, höchst monotonen Gesang, während Andere durch Klatschen in die Hände und durch Klappern mit Holzstäben den sehr genau innegehaltenen Tact angeben. Und um diese kauernde Gruppe dreht sich nun der Reigen der Tanzenden, bei den sehr keuschen Fidschianern fast ausschließlich aus jungen Männern bestehend. Auffallend ist zunächst auch bei den Tänzern der ungemein genaue Tact, den sie bei ihren Bewegungen beobachten. Das Ganze dreht sich im Kreise, jeder Arm, jedes Bein hebt sich gleichzeitig, es ist, als ob man ein gut einstudirtes Ballet sähe, so exact, so gleichmäßig erfolgt der Tanz. Die Bewegungen der dunklen, jugendlich elastischen Körper sind leicht und graziös; bald ist es ein Wiegen der erhobenen und gefalteten Arme, bald ein Seitwärtsbewegen des Rumpfes — oft bis zur Erde — die Pantomime des Flehens, des Anbetens geschickt ausdrückend. Dann wieder ein Seitwärtstänzeln oder Springen, ein Klatschen in die Hände, ebenso sinnig die Freude darstellend und den anderen Pantomimen ebenso schnell folgend, wie bei derartigen Naturvölkern Schmerz und Freude, tiefe Unterwürfigkeit und wilde Ausgelassenheit mit einander wechseln. Dabei Alles maßvoll, Nichts übertrieben, Nichts carikirt, Nichts unschön. Nun wird auf einmal der Gesang der in der Mitte Kauernden schwächer, hört plötzlich ganz auf; man vernimmt nur noch ein Paar Tacte lang das Klappern der Hölzer, ein zweimaliges Händeklatschen der Tänzer im vollkommensten Unisono, und die ganze bewegliche Masse steht wie durch einen Zauberstab gebannt plötzlich still, bis ein neuer Tanz beginnt. So ist der eine, so sind alle Tänze; einen Unterschied zwischen ihnen konnte ich, gewisse Modulationen der monotonen Begleitmelodie abgerechnet, nicht wahrnehmen.

Anders jedoch, ganz anders und viel aufregender war ein Kriegstanz, den eine Schaar von etwa fünfzig Kriegern vor uns aufführte. Leider hatten sie nicht ihre nationale Waffe, die Keule, sondern die moderne Muskete in der Hand; doch war das Ensemble immerhin noch eigenartig genug. Die Tänzer standen in mehreren Gliedern aufgestellt, die geschwärzten Gesichter nur spärlich durch das rothe Licht einiger Fackeln erleuchtet. Es war ein wildes Springen, ein Hervorrennen bald Einzelner, bald der ganzen Masse wie zum Kampfe; ein wüthendes Schwingen der Muskete, von einem Gesang begleitet, dessen Schauerlichkeit mir noch in den Ohren tönt. Die wildeste, entfesselte Leidenschaft, ein grelles Aufjauchzen, eine wahrhaft bestialische Kampfeswuth, ein Stöhnen, ein vernichtendes, schreckliches Hohnlachen des Feindes war in dieser unheimlichen Tonwelt ausgedrückt. — Die Flammen erloschen, die Tänzer suchten ermüdet ihre Hütten auf, und mit seltsamen Empfindungen, wie man sie kaum jemals gehegt, verließen wir diesen eigenthümlichen Ball.

V.

Es sei mir gestattet, hier noch einmal auf die Korallenriffe zurückzukommen, deren größte Masse bekanntlich aus zertrümmerten Kalkresten älterer Korallengenerationen besteht. Die lebende Koralle baut nur in geringer Tiefe unter der Meeresfläche, bis sie, durch die Brandung zerstört, mit ihren Trümmern die Bank vergrößern hilft. Fährt man mit einem flachen Boot über ein solches Riff, so schaut man durch das vollkommen durchsichtige, blaue Wasser in den märchenhaftesten Blumengarten, der sich denken läßt. Dort unten sprossen allüberall, fremdartigen Gewächsen gleich, die wundervoll geformten Korallenstöcke in den herrlichsten Farben. Blaue, rothe, gelbe, grüne Blumen von bedeutender Größe blühen dort unten in dem Garten der Meeresnixen, dazwischen schwimmen kleine, tiefblaue Fischchen, kriechen kleine rothe Krabben in zahlloser Menge umher. Es ist das reizendste Aquarium der Welt, neben dem das Hamburger und Berliner todt und farblos erscheinen. Wer kann da widerstehen, in die Wunderwelt neben dem Boot hinabzutauchen und heraufzuholen, was sich irgend mit dem Schleppnetz, mit Schaufel und Brecheisen loslösen läßt? Unsere Ausbeute war aber auch keine geringe. Neben Korallenstöcken von aller Farbe und Größe brachten wir blaue und rothe Seesterne, weiße Seerosen, Krabben, Seespinnen, Fischchen rc. in Masse herauf und kehrten nach jedesmaliger Expedition mit den mannigfachsten Exemplaren für unsere zoologische Sammlung an Bord zurück.

Nach anderthalbwöchentlichem Aufenthalt schieden wir von Levuka, um unserm Consul, Herrn Hennings, noch einen kurzen Besuch auf der vorher bereits erwähnten Insel Makongai abzustatten. Nach angenehmer vierstündiger Fahrt ankerten wir in nächster Nähe derselben und verlebten auf der Plantage unseres Gastfreundes einen genußreichen Nachmittag und Abend. Hier war nichts von der leicht überleckten Cultur Levuka's, hier war die reine, herrliche Tropennatur mit ihrer malerischen Vegetation, ihrer Farbenpracht, ihren sternenklaren, erquickenden Nächten. Es war der Reiz des Landlebens in tropischer Umgebung. Uns empfing ein einfaches, wundervoll kühles und luftiges Landhaus, umgeben von einzelnen Baumwollplantagen und hier und da den Hütten der schwarzen Arbeiter, die Herr Hennings von anderen Inselgruppen, den New-Hebriden, der Ellice-, der Gilberts-Gruppe u. a. m. hierher übersiedelt hat. Die Arbeit in den Baumwollplantagen ist eine schwere, fast nur von Sklaven zu leistende; die eingeborenen Fidschileute geben sich selten dazu her. So sucht man sich denn in den Plantagen der Südseeinseln dadurch zu helfen, daß man auf einzelnen noch ganz uncultivirten Inseln Leute für die Dauer von drei bis fünf Jahren dingt, nach welcher Zeit sie wieder in ihre Heimath zurückgeschafft werden sollen. Die Capitäne der Schiffe, die die schwarze Fracht bringen, bekommen ein ungewöhnlich hohes Ueberfahrtsgeld pro Kopf. Es ist eben der verbotene Handel mit schwarzem Fleisch in etwas anderer, mehr moderner Form.

Wir begegneten hier den verschiedensten Volkstypen der Südsee, den dunkelschwarzbraunen Papuas von Malikolo und Tannah mit stumpfen Gesichtern, kurzen, schwarzen Haaren und eigenthümlich greller, bunter Bemalung von Haupt und Brust. Die Malikolo-Leute zeichneten sich besonders durch ihre

künstlich gegen den Scheitel zugespitzten Schädel aus, eine Verunstaltung, die die Eingeborenen für schön halten und dadurch herstellen, daß die Mütter die weichen Köpfchen der Neugeborenen wochenlang zwischen ein paar Balken pressen. Auch auf den Salomon-Inseln soll dieselbe grausame Sitte herrschen. Ferner fanden wir dort einzelne Leute von Rotumah und Cherry; letztere sind ein ganz eigenthümlicher Menschenschlag von der hellbraunen Hautfarbe der oceanischen oder malayischen Stämme, aber mit langen, blonden Haaren; endlich eine ziemliche Menge von der Tokelau-Gruppe, zwar deutliche Malayen mit langen, schlichten, schwarzen Haaren, aber mit auffallend häßlichen, affenartigen Gesichtern, namentlich die Weiber. Alle diese Leute nahmen offenbar eine viel tiefere Culturstufe wie die Fidschianer ein. Mit Europäern waren sie sicher nur wenig in Berührung gekommen, kannten von solchen vielleicht nur ihren Herrn. Das bezeugte ihr halb kindisches Grinsen bei unserer Begegnung; der Mangel an Geldgier, den sie bei dem Verkauf ihrer höchst einfachen Utensilien, Pfeile, Bogen, rohe Keulen und Rohrflöten, an den Tag legten, das bezeugten endlich ihre Hütten, die nichts von der Sauberkeit und dem Comfort der Fidschihütten hatten.

Abends versammelte Herr Hennings die ganze Gesellschaft, um uns ihre Nationaltänze sehen zu lassen. Hier war keine Kapelle, um die sich der Reigen der Tänzer gruppirte; es war ein dichtgedrängter Haufen ziemlich wüst auf einer Stelle umherspringender und keulenschwingender, schwarzer Gestalten, die ihre höchst monotone Tanzmusik selber plärrten und mit zersplissenen Rohrstäben einen klappernden Tact schlugen, den sie aber auch vortrefflich inne hielten. Oder die ganze Masse rannte eine kurze Strecke halb tanzend wohl hundertmal hin und her, immer in denselben Tönen die Worte „Pele ho pele, tile na tile“ wiederholend. Gutmüthige Geschöpfe waren sie jedenfalls, das bewies die Geduld, mit der sie sich am nächsten Morgen von mir an Bord photographiren ließen, obgleich sie doch von der Sache keinerlei Verständniß hatten. Nur eine Störung passirte mir. Als ich die Aufnahme wiederholen wollte und meiner Kunstfreunde ganz sicher zu sein glaubte, da kein Boot längsseit lag, sprangen sie, die Haie nicht achtend, mit einem Male sämmtlich über Bord und schwammen, ehe ich mich versah, dem Lande zu; der Eine sogar noch seine einzige Bekleidung, ein handbreites Streifchen Baumwollenzeug mit dem Arm über Wasser haltend. Denn schwimmen können diese Südsee-Insulaner ganz vorzüglich. Fidschianer, deren Kanoes gekentert waren, sollen oft tagelang, von einer Insel zur anderen, geschwommen sein. Noch vor Kurzem sank, so erzählte man uns in Levuka, ein Kanoe mit vierzig Mann zwischen Viti Levu und Candaon, der äußersten Insel der Gruppe, an der die Postdampfer anlegen. Von den Vierzig retteten sich Drei durch fast zweitägiges Schwimmen, die übrigen Siebenunddreißig waren von Haien weggefischt worden.

Am Montag den 18. Mai, Nachmittags, verließen wir Makongai, erreichten nach einer äußerst schwierigen Passage durch den sehr dichten Korallengürtel der Insel den offenen Archipel, passirten am folgenden Tage die östliche Fidschigruppe, kamen am 21. Mai Vormittags bei der ganz einzeln gelegenen, reich bewaldeten Insel Ninha vorüber und hatten am Sonntag den 24. Mai die Samoas oder Schiffer-Inseln in Sicht.

Ueber Anlagen und Erziehung.

Von
Eduard Lasker.

(Schluß.)

Das Verhältniß der Elementarschule zu dem Gesammtstande der nationalen Cultur wird unrichtig beurtheilt. Wäre sie wirklich die Hauptquelle der Volksbildung, so stände es schlecht um die deutsche Nation. Im Verhältniß zu unserer Durchschnittsbildung haben die preußischen Elementarschulen einen sehr engen Lehrplan und erfüllen ihn ganz unvollkommen. Die meisten sind weit entfernt davon, eine wirkliche und fest eingeprägte Fertigkeit des gewöhnlichen Schreibens, Lesens und der Rechnenelemente den Schülern beizubringen. Die Prüfungen bei der Aufnahme in den Militärdienst ergeben, daß eine nicht geringe Recrutenzahl im Gebrauch der Elementarkenntnisse wenig über die Analphabeten sich erhebt. Zuschriften und wirthschaftliche Aufzeichnungen haben mich oft überrascht durch die bis zur Unleserlichkeit unbeholfene Form der Buchstaben, durch die bis zur Unkenntlichkeit entstellende Falschschrift der Worte des täglichen Haushalts. Dieser Schrift sah man an, daß sie nicht als gewohntes Hilfsmittel der Aufzeichnung diente, sondern wie eine schwierige Arbeit in einer peinlichen Lage zu Stande gebracht wurde. Nur Wenige beherrschen die schriftliche Darstellung irgend eines noch so einfachen Ereignisses; die meisten Briefe selbst solcher Personen, welche durch Reisen und andere Schicksale über den Mittelschlag hinausgehoben sind, zeigen dennoch, daß der Schreiber mit der Schwierigkeit des Ausdruckes nicht glücklich gekämpft und aus Mangel an Geschicklichkeit nicht entfernt zur Mittheilung gebracht hat, was der ungeübteste Sprecher deutlich und vollständig hätte ausdrücken können. An jedem Element des Unterrichts könnte nachgewiesen werden, wie sehr das Erlernte hinter den Zwecken des Schulplans zurückbleibt und wie wenig das Gelernte zum praktischen Gebrauch verwendbar gemacht ist. Der Entlassene kennt weder die Geschichte seines Vaterlandes oder seiner nähern Heimath, noch die Beschaffenheit des Landes oder auch nur die Lage der fast unmittelbaren Umgebung, er kennt nicht die hervortretenden Ereignisse und Personen seiner Zeit, versteht nichts von den Beziehungen der Einzelnen zur Gesellschaft, von den Trieb-

federn des Verkehrs. Die weit überwiegende Mehrzahl wird in den Dorfschulen unterrichtet; man frage nur die Beaufsichtiger, wie völlig unbekannt mit den einfachsten und verständlichsten Gesetzen der Natur, mit den höchsten Höhepunkten geschichtlicher Weltereignisse, mit den Bewegungen der gegenwärtigen Gesellschaft sie die Schüler der Dorfschule finden, selbst diejenigen, welche nicht aus Schüchternheit ganz verstummen, sondern auf bekannt anklingende Fragen sich zur Antwort hervordrängen.

Gewiß ist die Elementarschule fähig ihre Leistungen zu steigern. Viele Nachtheile erleidet sie durch die Fehler der Verwaltung. Um nur von äußeren und allgemein anerkannten Mängeln zu sprechen: in vielen städtischen und in fast allen Dorfschulen ist der Lehrer zu schlecht besoldet, die Zimmer sind überfüllt und unsauber, der Zustand jener Schulen flößt den Hausvätern nicht die Achtung ein, welche einer Anstalt für die Heranbildung ihrer Kinder zufallen müßte. Im Zusammenhang hiermit bestreiten die Gemeinden mit Unlust die Ausgaben für die Schule und gehen in deren Pflege nicht über das geringste Maß hinaus, welches Gesetz und Verwaltung ihnen auferlegen. Daher der Mangel an tüchtigen Bewerbern, die erzwungene Annahme untüchtiger, der häufige Stillstand oder Rückgang in dem Streben angestellter Lehrer. Die Aufsicht ruht noch nicht in geeigneten Händen, die Kräfte einer gut geleiteten Selbstverwaltung sind noch nicht entfesselt, das Gesetz fordert sie nicht, und die freiwillige Theilnahme der Gemeindemitglieder fehlt oder wird gelähmt durch die Eifersucht der Behörden. Sobald hiergegen Abhilfe kommt, werden die Leistungen der Elementarschule um Einiges steigen. Gewiß verdient jeder kleinste Fortschritt auf diesem Gebiete unsere angestrengteste Theilnahme und ist reicher Opfer werth, aber unzulänglich wird die Elementarschule immer bleiben, weil dies in ihrem Wesen begründet ist und keiner zufälligen Gestaltung entspringt. Selbst unter den ihr günstigsten Bedingungen wird sie nicht im Stande sein, die ihr gewidmete Zeit zu belohnen, dem Lernvermögen der Schüler zu genügen, sondern viele für den Unterricht unschätzbare Jahre gehen verloren, und der Gewinn der meisten Schüler bleibt hinter ihren Fähigkeiten zurück.

Beobachten wir einen Schultag, während fünfzig Kinder in den Anfangskenntnissen und in einigen Fertigkeiten angeleitet werden. Der Lehrer schreibt die Buchstaben so langsam an die Tafel, daß der entfernteste, im Wahrnehmen und Auffassen langsamste Schüler das Werden der Züge mit Nutzen verfolgen kann und bis zur Nachahmung verstehen lernt. Dann ruft er zunächst wohl eines der tüchtigsten Kinder an die Tafel und läßt es die Schriftzüge nachahmen, damit er sich überzeuge, wie viel von seiner Anweisung richtig, was falsch verstanden worden, wie viel gut wiedergegeben wird und was der bessernden Nachhülfe bedarf. Derselbe Versuch wird an einem minder fähigen und abwärts bis zu den schwerfälligsten Kindern gemacht, denn alle müssen den Gegenstand erfaßt und gelernt haben, ehe der Unterricht fortschreiten darf, und vielleicht nur die ganz Unfähigen werden zuletzt unberücksichtigt gelassen. An einem der nächsten Tage wird das Erinnerungsvermögen an den einzelnen Schülern stufenweise nach der Schärfe des Gedächtnisses ausprobirt und die frühere Uebung mit Rücksicht auf die geringeren Fähigkeiten im Fest-

halten wiederholt. So werden die Buchstaben, die Zahlen, und in verwandter Weise wird das Lautiren, Singen, jeder andere Unterrichtsgegenstand eingeübt. Hieraus erklärt sich, daß acht Jahre des lernfähigsten Alters auf ein äußerst dürftiges Maß von Kenntnissen angewendet werden. Diese Darstellung fußt nicht auf zufälligen Mängeln der heutigen Einrichtungen, sie zieht nicht in Betracht, was in den vielen vernachlässigten Schulen störend eingreift und die Wirksamkeit unter den Durchschnitt herabdrückt, sondern ich denke mir eine wohlausgerüstete Anstalt, eine gute Methode, einen tüchtigen Lehrer, keine übermäßige Schülerzahl, eine geräumige Schulstube, willige und aufmerksame Schüler. Unter den günstigsten Verhältnissen windet sich der Unterricht langsam durch die zahllosen Aufhaltungen, ist die reichste Ausbeutung eines Schultages gering, und an vielen Tagen hat der Schüler nicht einen Fortschritt im Wissen oder Können aufzuweisen. Beobachten wir dagegen ein Kind von gleichen Anlagen in freier Beschäftigung sich überlassen, unterstützt, beobachtet, zu Fragen angeleitet und belehrt von einem Erwachsenen, welcher zu erziehen versteht. Wie viele Bilder ziehen an dem einen Tage vorüber, wie viele Gedanken und Empfindungen werden erweckt, wie viel Wissen eingesammelt, Fähigkeit angeregt und Vermögen hervorgelockt. Es bedarf keiner übermäßigen Geschicklichkeit des Erwachsenen, daß er bei irgend einem Anlaß Buchstaben und Ziffern in den Sand malt, nachgestalten läßt, die Namen lehrt, und das Kind bringt neben der Fülle von Eindrücken und dem Reichthum ihrer Wirkungen wie eine kleine Beigabe so viele Kenntnisse zurück, als dieselbe Zeit des von Natur gleich ausgestatteten Elementarschülers ganz ausgefüllt haben.

Aber die Schule unterrichtet nicht blos, sie erzieht auch. Aus Ehrfurcht vor der Macht des Wissens ist der Unterrichtszwang entstanden; das Gesetz wurde von der Idee getragen, daß ohne ein gewisses Mindestmaß von Kenntnissen der Mensch nicht befähigt ist, seinen Pflichten gegen die Gesellschaft zu genügen. Auf demselben Grundgedanken hat die Stufenfolge der öffentlichen Schulen sich aufgebaut. Die vielen Opfer an Zeit und Geld widmet die moderne Gesellschaft dem Unterrichtswesen in der Ueberzeugung, daß der Werth des Menschen durch den Umfang seines Wissens bedingt werde. Aber die Schulen werden heute nicht allein nach diesen ersten Zielen ihrer Einrichtung gewürdigt, in den Anschauungen der Menge stehen jetzt ihre Aufgaben als Erziehungsanstalten im Vordergrund, und aus dem Doppelberuf des Unterrichts und der Erziehung tritt die zweite Seite immer bedeutsamer hervor. Eine naive Empfindung hiervon hat die Hausfrau, wenn sie das Kind sorgfältiger wäscht, kleidet, ausstattet und mit behaglichem Gefühl auf einige Stunden aus der eigenen Aufsicht entläßt. An den Lernfortschritten des Kindes erfreuen sich die Eltern ab und zu in den Mußestunden, aber täglich empfinden sie die Wohlthat, wenn das zu Haus unbeschäftigte oder gar lästige Kind für einen großen Theil des Tages „gut untergebracht“ ist; gut untergebracht, weil es, nach ihrem Vertrauen zur Schule, während seines dortigen Verweilens nicht vernachlässigt, sondern zu einem gesitteten Benehmen und jeden Augenblick zu irgend einer bildenden Thätigkeit angehalten wird. Dieses Zutrauen ist weit verbreitet und von den einschneidendsten Folgen begleitet. Es beruhigt die Gewissen der meisten

Eltern und verlegt für eine wichtige Lebensperiode der meisten Kinder den Schwerpunkt der Erziehung aus der Familie in die Schule. Ist das Zutrauen in dem Maße gerechtfertigt, in welchem es jetzt die Vorstellungen und Gewohnheiten beherrscht? Die öffentliche Schule besitzt viele eigenthümliche Momente der Erziehung, welche außerhalb derselben nicht gleich vortheilhaft zu erlangen sind. Die Zusammenkunft vieler Kinder bewirkt einen Austausch von Gedanken und Anschauungen, gewöhnt an verschiedenartige Gestalten und Geistesrichtungen. Der gezwungene Verkehr auf einem knapp zugemessenen Raum lehrt Achtung fremder Rechtssphären, wechselseitige Nachsicht und Schonung, erweckt früh das Gefühl der Gemeinsamkeit. Die Schulordnung fordert strengen Gehorsam von den Kindern, unparteiisches Urtheil von den Leitern, und bereitet den Sinn für die Grundlagen der Gesellschaft vor. Als sichtbares Haupt der Schule verdeutlicht der Lehrer den schwerfaßlichen Begriff der Einheit in der Menge. Der Wechsel der Beschäftigungen, welcher bald zu stiller Aufmerksamkeit, bald zu thätiger Theilnahme an gemeinsamen Uebungen herausfordert, ist ein mächtiges Mittel der Disciplin und gewöhnt daran, je nach der schicklichen Gelegenheit abzuwarten oder einzugreifen. So weit es sich um die Förderung gewisser allgemeiner Eigenschaften handelt, läßt sich der Vorzug des Schulbesuches nicht anzweifeln. Aber nach meiner bereits entwickelten Ansicht über Erziehung fällt das überwiegende Gewicht ihres Berufes in die Kunst, die besonderen Anlagen des Zöglings zu erforschen und nach den erkannten Eigenthümlichkeiten ihn zu leiten. In diesem wichtigsten und schwierigsten Theil des Erziehungsberufes kann die Schule nur wenig leisten, und was noch mehr beachtet zu werden verdient, sie ist zu hemmen gezwungen.

Seiner eigenen Natur überlassen, sucht sich das Kind die ihm bequemsten Wege. Systematisches Forschen liegt ihm fern, es verweilt bei demselben Gegenstande nur so lange, als die Lust es festhält, und springt zu einem andern Gegenstande über, welcher nun mit größerer Kraft anzieht. In dem schnellen Wechsel verzichtet es auf tiefes Eindringen, gewinnt aber an Frische und lebendiger Theilnahme. Der kindliche Verstand kann ohnehin nicht tief unter die Oberfläche dringen, während die leicht wechselnde Empfänglichkeit die Triebkraft ist, vermöge deren das Kind unter der Menge der neuen Erscheinungen unverwirrt sich bewegt, viele verschiedenartige Eindrücke neben einander zur Aufbewahrung übernimmt und in unmittelbarer Nachbarschaft festhält. Freilich ist mit der leichten Beweglichkeit die Gefahr der Zerstreuung verknüpft, und wer unter ungehemmter Uebung dieser Geistesanlage heranwächst, wird keine vollkommene Ausdauer in der Arbeit, keine Tiefe des Denkens erlangen; an jener in jedem Kinde vorwiegenden Anlage entwickeln sich die häufigen Fehler und Untugenden von der Oberflächlichkeit bis zum Leichtsinn. Gegen diese Gefahr muß die Aufsicht schützen; ein Erwachsener muß zur Hand sein, welcher das Kind mit Maß umherschweifen läßt, mit Maß festhält. Das richtige Maß zu finden, ist ein Bestandtheil der Erziehungskunst. Ununterbrochen bietet der häusliche Verkehr die Beziehungen zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen; besonders lebhaft werden sie in der Frageperiode des Kindes. Die mechanische Anstrengung des Sprechens ist überwunden, und die Neigung erwacht, nach der

Beschaffenheit der Dinge, nach dem Grunde von Ereignissen und Zuständen zu fragen. Zuweilen wird die Frage leicht hingeworfen, zuweilen dringend gestellt. Bleibt sie unbeantwortet, so springt das Kind nach dem ersten oder wiederholten Versuch zu einer andern Beschäftigung ab; wird die Frage beantwortet, so pflegt das Kind von selbst, und wenn der eigene Antrieb fehlt, wird es leicht bestimmt, andere Fragen anzureihen, welche bis zu einem gewissen Grade wohlgebildet und zweckmäßig, darüber hinaus auch im Verhältniß zur Enge des kindlichen Verstandes undurchdacht, oft nur mechanisch fortgesetzt und nutzlos sind. In diesen einfachen Anfängen offenbaren sich die ersten Grundlinien der Erziehung. Die Frageperiode liegt gewöhnlich zwischen dem dritten und sechsten Lebensjahr; für dieses Alter ist ein guter Erzieher, wer die Fragen nach den eigenthümlichen Anlagen des Kindes richtig zu beurtheilen, in erschöpfender und fortschreitender Absicht zu leiten versteht. Denn für den Kenner spiegeln sich die Anlagen und die Richtung des Geistes, sowie die Anregung und Neigung des Augenblicks in den Fragen genau ab. Oft habe ich beobachtet, wie der Erwachsene sich von dem Kinde mit inhaltlosen Fragen fortziehen ließ, und zuletzt die müßige Unterhaltung wie ein Scherz mit Lachen endete; oder auch wie der Erwachsene das Kind mit unpassenden Anregungen quälte, und dieses erst mit dem halben Sinn folgte, dann ermüdet sich abwendete. In der unpassenden Behandlung wurde Zeit und günstige Gelegenheit verschwendet und der Zögling mißleitet. Der verständige Erzieher weiß die zum Anknüpfen tauglichen Fragen von den müßigen zu unterscheiden, beurtheilt, wie weit der Inhalt sich vertiefen, wo ein nützlicher Uebergang sich gewinnen läßt, an welcher Grenze das Interesse sich erschöpft. So werden schon in den zarten Jahren Anlagen gefördert und ermäßigt, Charakterzüge ausgeprägt und viele Kenntnisse angeeignet. Diese Wechselwirkung zwischen dem Erzieher und dem Zögling hört nicht mit dem sechsten Lebensjahre auf, verändert ihren Inhalt kaum; nur muß, wenn allmälig der Lerntrieb andere Ausdrucksweisen als die der directen Fragen annimmt, die Form des Lehrens und der Leitung sich umgestalten. Ich habe im Verkehr geschickter Eltern mit ihren fünf- bis siebenjährigen Kindern wahrgenommen, daß die stets aufmerksame Mutter jeden geeigneten Augenblick zum Unterweisen benutzte, bald das Interesse für Zahlen und Rechnen fesselte, bald ein Papier in Briefform falten, die passende Stelle für die Aufschrift finden lehrte, daß der wissenschaftlich gebildete Vater physikalische Instrumente mit derselben Leichtigkeit wie Kochgefäße erläuterte, den Betrieb verwickelter Maschinen so verständlich wie das Schneiden mit Messer und Scheere darlegte. Für Jedes ergriffen die Eltern die geneigteste Aufmerksamkeit, sie folgten den Andeutungen des Kindes und hörten auf, sobald die Lust des Zuhörens nicht mehr zu erhalten war.

Völlig entgegengesetzt muß die Schule verfahren. Die Aufmerksamkeit, welche sie fordert, verbietet jede Abschweifung; der Schüler darf mit keiner eigenthümlichen Anlage aus der Schulordnung heraustreten, muß den Gewohnheiten des Lehrers sich anbequemen und seine Gedanken an dem Lehrgegenstand erschöpfen. Hierin gehen die Zielpunkte der öffentlichen Schule und die Zwecke der Erziehung nach entgegengesetzten Richtungen. Während die gute Erziehung

die dem Zögling eigenthümliche Anlage, so weit nur irgend ein fruchtbarer Kern in ihr steckt, zu stärkerer Entwickelung anregt und als Handhabe für die Gestaltung des Charakters benutzt, verlangt die Schule die Uniformirung ihrer Schüler nach allgemeinen Vorschriften und Plänen. Ab und zu weiß ein besonders tüchtiger Lehrer eine hervorragende Anlage eines Schülers mit größerer Aufmerksamkeit zu behandeln, aber dies gehört zu den Ausnahmen und darf nicht häufig sich ereignen, wenn nicht die Anstalt zu Gunsten einiger Bevorzugter Schaden erleiden soll. Als Regel zählen die öffentlichen Schulen scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeiten eines Schülers zu den Hindernissen, welche der Lehrer nach Kräften entfernt. Aus dem unvermeidlichen Gesetz entspringen unvermeidliche Nachtheile. Ein großer und kostbarer Lebensabschnitt wird zu verhältnißmäßig geringfügigen Ergebnissen verwendet, der natürliche Trieb zur Ausdehnung gehemmt, der Gesichtskreis eingeengt, die Eigenthümlichkeit des Einzelnen, so viel nur immer möglich, verwischt; nicht selten wird eine Entwickelung gegen die Anlagen eingeleitet und der erste Keim der Verbildung in das jugendliche Gemüth eingestreut. Die Folgen kommen schnell zum Vorschein. Die nach Hause gebrachten Ungezogenheiten, über welche die Mütter sich heftig beklagen, sind oft ein erfreuliches Zeichen natürlicher Auflehnung gegen den auferlegten Zwang. Das eigentliche Uebel zeigt sich in der Stockung des Geistes, welche mit dem ersten Schultage anfängt und so lange zunimmt, bis der Schüler in die einseitige Richtung sich hineingefunden hat. Eltern, welche mit dem Uebermuth des Kindes sich geplagt haben, erblicken häufig in dem veränderten Benehmen den Anfang besserer Gesittung und freuen sich des gezügelten Wesens. Aber der schlichte Verstand hat doch herausgefunden, daß die Schultugenden nicht von der heilsamsten Beschaffenheit sind, und der Musterknabe gilt im Munde des Volkes als der sprichwörtliche Inbegriff schulmäßiger Einseitigkeit und schleichender Untugenden.

Allen Schulen ist dasselbe Gesetz der Unvollkommenheit eigen, obschon es in verschiedenen Graden sich geltend macht. Auch an den höheren Schulen dürfen die Leistungen nicht bevorzugten Anlagen angepaßt sein, dürfen die Schüler nicht aus der breiten Mittelmäßigkeit hervortreten, und der Individualität ist kein Raum freier Entfaltung gegönnt. Freilich kommt es an solchen Anstalten häufiger vor, als an der Elementarschule, daß der Schüler wohlthätige Eindrücke aus der tüchtigen Eigenart des Lehrers empfängt und in das spätere Leben hinüber nimmt, aber das Verdienst gebührt dann der Person, nicht der Einrichtung. Unter allen Bedingungen des Verkehrs üben bedeutende Personen und hervorragende Eigenschaften Macht über die Gemüther aus; ebenso wie ein vortrefflicher Lehrer, bewirkt oft das tüchtige Wesen eines schlichten Dieners einen nachhaltigen Eindruck auf die Charaktergestaltung des Kindes. Mit einer Schule können durch Zufall oder kluge Auswahl der Lehrer besondere Vorzüge, durch Zufall oder mangelnde Umsicht besondere Schäden verbunden sein; diese beiläufig wirkenden Momente fallen nicht in den Kreis meiner gegenwärtigen Betrachtung. Den Erziehungsberuf der Schule beurtheile ich allein nach den Merkmalen, welche der Einrichtung eigen sind als einem Sammelplatz für eine größere Zahl von Schülern, welche, ohne Uebereinstimmung der Befähigung und

Anlagen zusammengebracht, nach einem gemeinsamen Plan in Kenntnissen unterrichtet werden, unter einer genau geordneten Aufsicht stehen und einer gleichmäßigen Behandlung unterliegen. Lediglich die Ergebnisse, welche durch das Wesen dieser Einrichtung bedingt sind, ziehe ich in Betracht, und sie bestimmen meine Behauptung, daß die öffentliche Schule nicht Trägerin der Volkserziehung sein kann. Im Wesen der Schule liegt, daß sie auf die Empfänglichkeit des geringern Durchschnitts ihrer Schüler sich einrichtet; in demselben Maße wird die größere und bessere Hälfte zurückgehalten. Die Volkserziehung aber kann die durchgreifende Berücksichtigung keines Theiles vermissen, gewiß nicht des bessern. Die öffentliche Schule kann auch für den Einzelnen nicht die Trägerin seiner Erziehung werden, weil sie die Individualität des Schülers nicht einmal schonen, keineswegs sorgfältig behandeln kann, während der schwierigere Beruf und der größere Umfang einer guten Erziehung in der Pflege der eigenthümlichen Anlagen des Zöglings liegt.

Unter allen Nationen hat Deutschland sein Schulsystem am sorgfältigsten ausgebildet. Im Innern ist das System noch nicht ganz abgeschlossen, und wir stehen jetzt gerade in der Mitte der Reformbewegung, aber der Aufbau ist vollendet, der Rahmen eines systematisch geordneten Unterrichtswesens ist nach den weitesten Grenzen hin ausgespannt, und es läßt sich schon beurtheilen, was die öffentliche Schule von der tiefsten bis zur höchsten Stufe für den Culturstand der Nation, für die Bildung der Einzelnen zu leisten vermag. Die volle Wohlthat dieses Systems fällt dem Manne zu, der im ersten schulpflichtigen Jahre der untersten Classe einer Vorbereitungsschule anvertraut wird, das Gymnasium oder eine gleichgradige Mittelschule im regelmäßigen Cursus durchwandert, das Zeugniß der Reife erlangt, dem Studium an einer Hochschule obliegt und nach gut bestandenen Prüfungen mit dem Befähigungszeugniß für einen der höheren Berufe ausgestattet wird. Verbürgt ein so vollendeter Erziehungsweg einen Bildungsgang, welcher dem Stande der heutigen Wissenschaft entspricht? Das ganze Land ist mit einem zusammenhängenden Netz von Elementar-, gehobenen, Mittelschulen, Universitäten, Akademieen und höheren Instituten bedeckt; wird hierdurch das Volk auf dem Höhepunkt der heutigen Cultur erhalten? Weder die einzelne Schule noch das Gesammtsystem faßt die Aufgabe so hoch, und wenn der Plan bestände, er ließe sich nicht verwirklichen; schon gegen die viel geringeren Absichten bleiben die thatsächlichen Ergebnisse weit zurück. An den drei Gruppen, aus denen im Großen das deutsche Schulsystem sich aufbaut, ist gleichmäßig zu erkennen, daß die beste Schule vergeblich kämpft, die ihrem Wesen eigenthümlichen Beschränkungen zu überwinden. Ganz ungemildert erscheinen sie an der Anstalt, auf welche der Schulunterricht des allergrößten Theils der Jugend sich beschränkt. Der Elementarschule, gleichviel ob einklassig oder mehrklassig, ob mit dem knappesten oder mit einem etwas gehobenen Unterrichtsplan, steht keinerlei Ausschlußrecht zu, sie muß alle Kinder aufnehmen, muß sie alle, etwa ausgenommen die ganz beschränkten, bis zu einem vorgeschriebenen Ziele leiten; daraus folgt, daß der Weg bis dahin nach dem langsamsten Schritt und der mindest tüchtigen Kraft gemessen sein muß. Was sie erzielt, habe ich bereits dargestellt. Welchen bescheidenen Maßstab man an den Culturstand der deutschen Nation anlege,

Niemand wird zu behaupten wagen, daß derselbe auf der heutigen Höhe sich erhalten könnte, wenn die Erziehung der Vielen, welche nur die Elementarschule besuchen, wesentlich durch die Leistungen dieser bestimmt würde.

Besser gestellt ist die höhere Schule, welche den Uebergang zur höchsten Lehranstalt vermittelt. Da ihr Besuch von dem freien Willen der Zöglinge oder deren Vertreter abhängt, so darf sie Plan und Methode des Unterrichts nach einer größern Empfänglichkeit einrichten, darf, durch strenge Anforderungen für das Aufsteigen in eine höhere Classe, den Minderbefähigten länger zurückhalten und zuletzt ganz ausschließen. Die Vortheile der freiern Beweglichkeit treten an unseren mittleren Schulen zeitig genug hervor; schon in der untern Hälfte des Gymnasiums, deren Durchschnittscursus an das Ende des schulpflichtigen Alters hinanreicht, gewinnt der Zögling einen lebhaftern Aufschwung und mehr Kenntnisse, als der gleichaltrige Knabe in der Elementarschule, und die bessere Befähigung kommt zu höherer Geltung. Aber nur im Vergleich zur Elementarschule; an sich wirken auch hier die Nachtheile des Schulwesens verzögernd im Unterricht und störend im Erziehungszweck. So lange die Mittelschule nicht in eine Anstalt für wenige Ausgewählte umgewandelt wird, d. h. so lange sie nicht den Charakter einer öffentlichen Schule ablegt, muß sie immer noch auf geringere Fähigkeiten sich einrichten, und je mehr sie, den Grundzügen des Schulwesens folgend, dem Zögling eine volle und abgerundete Bildung zu geben strebt, um so lückenhafter und unvollständiger wird der Unterricht. Den Minderbegabten zu Liebe hat das Gymnasium wiederholt schon einzelne Jahre dem Cursus zugelegt, das schnellere Aufsteigen wird jetzt mit fast gesetzlicher Strenge verhindert, doch die Erfolge sind weder an Umfang erweitert, noch inhaltlich werthvoller geworden. Mir wird sogar die entgegengesetzte Wahrnehmung bestätigt, daß in dem Herumsuchen nach einem möglichst vollständigen Schulplan, in der wiederholten Ausdehnung des Lehrstoffes der Unterricht sich verflacht, das Wissen und der Bildungsgrad der Schüler sich verringert. Neun Jahre hält das Gymnasium den Schüler zurück, der Regel nach bis zu einem Zeitpunkt, da das Leben schon bedeutende Ansprüche an den Jüngling stellt, und was hat der Abiturient erreicht, wenn er sich bestrebt aber auch begnügt hat, die Aufgaben der Schule zu erfüllen? Meistens ist es nur die lateinische, in seltenen Fällen auch die griechische Sprache, worin der Zögling eine gewisse Fertigkeit erlangt, und auch diese bezieht sich nur auf die Formkenntniß, nicht auf den Genius der Sprache, und fördert die Bildung wenig. In allen anderen Disciplinen sind die Kenntnisse gering, meist unzusammenhängend, von wenig Rückwirkung auf Fähigkeit oder Charakter. Die einzige Disciplin, welche ihrer Natur nach nur im Zusammenhang gelehrt werden kann, und deren Elemente schon das Denken nützlich üben, der Unterricht in der Mathematik, bleibt in so geringfügigen Anfängen stecken, daß Alles, was das Gymnasium hierin während eines siebenjährigen Unterrichts bietet, einem nicht unbegabten Menschen in wenigen Wochen gründlich gelehrt werden kann. Die übrigen Ergebnisse werden in demselben Verhältniß lückenhafter, als der geistige Gehalt des Lehrgegenstandes dazu bestimmt ist, das Verständniß der Dinge, Zustände und Ereignisse zu erweitern; je unmittel-

barer der Gegenstand darauf gerichtet ist, das innere Leben mit den Erscheinungen der Außenwelt in Beziehung zu setzen und den Charakter daran zu befestigen, um so unfruchtbarer wird der Unterricht. In der Geschichte erfährt der Schüler kaum die hervorragendsten Begebenheiten, gewiß nicht den Zusammenhang der Weltbewegung. Geographie, Naturkunde, Chemie und Physik gehören nicht selten zu den ganz vernachlässigten Unterrichtszweigen, einige von ihnen werden schon in den unteren Classen fallen gelassen. Und den letzten Probirstein lege ich an den Unterricht in der Muttersprache. Von dem reifen gebildeten Jüngling dürfte man doch erwarten, daß er die grammatischen Regeln und sprachlichen Gewohnheiten geistig durchdringe, den Ausdruck schmiegsam und treffend handhabe, die Entwickelung und die bedeutendsten Werke der Literatur übersichtlich kenne. Was in dieser Hinsicht unmittelbar durch den Gymnasialunterricht gewonnen wird, ist geradezu beschämend. Wer nicht durch glückliche Umstände, durch gebildeten Umgang oder durch Selbstthätigkeit außerhalb der Schule sein Wissen erweitert hat, kommt vom Gymnasium unbeholfen im Ausdruck, unsicher in den Regeln, unbekannt mit den Werken unserer größten Schriftsteller, zuweilen nicht einmal ausgerüstet mit den ersten Elementen, wie sie ihm in den fremden Sprachen eingeprägt worden sind.

Im Unterricht und in der Erziehung wesentlich dieselben Erscheinungen, wie an der Elementarschule; nur sind auf der höhern Stufe die bildenden Momente, welche in der Schule besser als außerhalb derselben sich erreichen lassen, zahlreicher und stärker, die Nachtheile aber gemildert. Der Gewinn aus der Organisation der Anstalt, aus dem Verkehr mit einer Menge von Mitschülern, aus der festen Ordnung wächst hier reicher zu. Die wohlthätige Einwirkung bedeutender Männer, denen wir in dem hochgebildeten und ernsten Berufsstande der Lehrer nicht selten begegnen, habe ich bereits erwähnt. Mit den höheren Schulen lassen sich vielerlei Anstalten verbinden, welche dem strebsamen Schüler einen lebhaften Anstoß und anderswo schwer erreichbare Mittel der Fortbildung gewähren, wie Sammlungen von Büchern, Instrumenten und Modellen, geräumige Laboratorien, gut ausgestattete Turn- und Spielplätze. Von solchen Hilfsanstalten machen viele höhere Schulen einen vortheilhaften Gebrauch. Alles dies bringe ich bereits in Anschlag, indem ich das Schlußergebniß ziehe und die neun Jahre des Schulcursus schlecht ausgenutzt finde. Der gesammte Umfang der Kenntnisse, wie ihn das Gymnasium (oder die Realschule) sich vorsetzt und auf neun Jahre vertheilt, ließe sich bei mäßigen Anlagen und mit nicht größerer Mühe, als dem Schüler dort zugemuthet wird, im dritten Theil der Zeit erwerben. Und in dem Erziehungsberuf schadet auch hier die Nothwendigkeit einer erstarrenden Uniformität, welche oberstes Gesetz ist und die Individualität beeinträchtigt. Aus meiner eigenen Schulzeit in der ersten Classe des Gymnasiums erinnere ich mich eines Vorfalls, der mich damals schon zum ernsteren Nachdenken über den Geist des Schulunterrichts bewogen und über das Grundübel desselben aufgeklärt hat. Der Lehrer, ein etwas eigenthümlicher aber nicht untüchtiger Mann, hatte in dem deutschen Aufsatz eines Schülers eine Stelle als sinnlos angezeichnet und erläuterte dieses Urtheil an dem verlesenen Satz. Der Schüler widersprach, erklärte den

richtigen Sinn, und die befragten Mitschüler pflichteten bei, daß ihnen der Satz leicht verständlich schiene. Darauf der Lehrer: Er müsse viele und verschiedenartige Aufsätze durchlesen und beurtheilen; diese Aufgabe erledige er in regelmäßig hierfür bestimmten Stunden, in denen er weder Muße noch Lust habe, über den verwickelten Sinn eines Schülersatzes nachzudenken, sondern Sache des Schülers sei es, so einfach zu schreiben, daß die Durchsicht kein längeres Nachdenken herausfordere. — Dieser Vorfall hat einen dauernden Eindruck auf mich gemacht, doch nicht um deswillen erwähne ich ihn, sondern weil er die Beziehungen des Lehrers zum Schüler in der öffentlichen Schule treffend bezeichnet und nicht durch die Eigenthümlichkeit der Personen bedingt war. Im Betragen und in den Arbeiten erwirbt sich der Schüler den Beifall des durchschnittlichen Lehrers am leichtesten, wenn er sich den Regeln und dem Normalmaß der Schule anbequemt und nicht darüber hinaus, noch dagegen strebt. Am deutschen Aufsatz platzen Neigung und Regel stärker, als in anderen Unterrichtszweigen aufeinander, weil die Lust, in der eigenen Sprache die Gedanken mit größerer Selbstständigkeit darzustellen, von Außen her genährt wird, die Schule aber auch hier ihren Drang nach Uniformität entgegenstellt.

Wohlwollende Kritiker haben über die geringe Ausbeute an Kenntnissen damit getröstet, daß der Hauptberuf der mittleren Schulen darin liege, für das Selbststudium an der Universität vorzubereiten; dies bedeute das Zeugniß der Reife. Aber dieser Zusammenhang ist jetzt gelöst, oder hat niemals bestanden. Der als reif entlassene Schüler, welcher sich nicht einem vorgezeichneten Studiengang zur Abrichtung für ein bestimmtes Fach überliefert, steht an der Pforte der Hochschule völlig rathlos, und meint er es ernst mit seiner wissenschaftlichen Ausbildung, so muß er wie jeder andere Anfänger die Wege mühsam suchen oder angeleitet werden, weil ihm die Vorbildung für das richtige Erfassen der Wissenschaft fehlt.

Die deutsche Hochschule ist ursprünglich auf vollständiger Freiheit begründet, und die Namen von Schule, Lehrer und Schüler sind nur uneigentlich auf diesen Sitz des freien Studiums übertragen. Immer hing es von dem Genius des einzelnen Mannes ab, wie er die Wissenschaft in das Leben einführte, zu welchen Anstrengungen und Leistungen er den Hörer anregte, mit welcher Schwungkraft er die Seele des Jünglings erfüllte; immer hing es von dem glücklichen Zusammentreffen, den Anlagen und der Selbstthätigkeit des Studirenden ab, wie viel Wissen, welche persönliche Tüchtigkeit er aus der Studienzeit davontrug. Die deutsche Universität war ein Stück Welt, ein voller Abschnitt aus dem Gesammtleben der Nation. Was sie mit ihrer freien, nicht schulmäßigen Lehre gewirkt, und was sie zum Nutzen der Nation geschaffen hat, ist auf den ruhmvollsten Blättern unserer Geschichte verzeichnet. Aber das glanzvolle Bild ist im Erblassen. Noch heute breitet das Genie seinen Glanz über den Ort seines Wirkungskreises aus und der Ruf einer Universität wechselt nach dem Ansehen ihrer bedeutendsten Meister, noch heute reicht die deutsche Hochschule in den Personen der Lehrer an die Höhepunkte der Wissenschaften heran, aber ihre frühere Universalität erlischt und an die Stelle tritt eine Vielseitigkeit im Nebeneinander der Gelehrten. Die Universität zersplittert sich in Fachschulen,

das Fach selbst zerlegt sich in Unterabtheilungen. Der Student wird zum Schüler, und nachdem der gesetzliche Lectionszwang abgeschafft ist, verständigt er sich stillschweigend mit dem Lehrer über ein knappes Programm gemeinfaßlicher Collegien, welche die zukünftige Prüfung unentbehrlich macht. Er will nicht mannigfach angezogen werden, sondern aus Furcht, in dem immer mehr anschwellenden Stoff sich fruchtlos zu zerstreuen, schließt er sich eng an die unmittelbar nützlichen Vorträge an. Wer nicht Naturwissenschaften studirt, verläßt die Universität ohne Ahnung der wichtigsten Entdeckungen der Naturforscher; wer dem Studium der Medicin obliegt, gewinnt kaum einen beherrschenden Blick über die mannigfachen Zweige seines Berufsstudiums, und völlig verschlossen bleibt ihm jede fremde Disciplin. Der Jurist kennt nicht die Beschaffenheit des menschlichen Körpers; der Arzt weiß nicht den einfachsten Rechtsfall zweckmäßig zu erwägen; die ersten Grundlagen der Volkswirthschaft, Literatur, Völkerkunde, Geschichte, der im Gemeinverkehr täglich benutzten Wissenschaften sind den Meisten, welche nicht das Fachstudium dahin führt, in erschreckendem Grade fern. Die Hörsäle liegen neben einander, die vielfachen Lehrinstitute gehören zu einem Gesammtbegriff, die Lehrer sind noch durch Facultät und Senat, der ganze Personenstand ist noch durch Statuten und eine äußere Organisation mit einander verbunden, aber das geistige Band fehlt, die persönlichen Beziehungen lockern und die Studien trennen sich, als ob die Universität schon in ein System völlig getrennter Fachschulen zerlegt wäre.

Acht Jahre verlangt die Elementarschule, in welcher die Millionen ihre gesammte Schulbildung empfangen, alsdann entläßt sie den Zögling mit dem kleinen Bündel von Elementarkenntnissen, welches an nutzbarem Vorrath nur wenig enthält. Einige Hunderttausend klimmen die verschiedenen Stufen der Mittelschulen hinan, verwenden, je nachdem sie nur über den Elementarunterricht hinaus oder nach einem weiteren Ziele streben, acht bis dreizehn Jahre und ernten dafür Bruchstücke unzusammenhängenden Wissens, welche die Fortschritte der Neuzeit kaum berühren und, wenn sie unergänzt bleiben, bald wieder vergessen werden. Sechzehn Jahre, länger als die Hälfte eines Menschenalters, dauert der ganze Cyclus, und der erschöpfende Besuch desselben, der sorgsamste Anschluß an die Leitung der Schule stellt den Mann nicht in die Mitte der heutigen Culturbewegung, verbürgt ihm keine umfassende Ausbildung, welche doch unerläßlich ist, wenn der Mensch auf dem Wege des Wissens dem vornehmsten Zweck der Erziehung entgegengeführt werden soll.

So ist die wahre Beschaffenheit des Schulsystems, welches mit Recht als das beste gerühmt wird, weil es in großen Umrissen bis an die äußersten Grenzen des schulmäßigen Unterrichts hinausgerückt ist und, abgesehen von Einzelheiten in der innern Einrichtung, alle Hilfsmittel des Schulwesens in Dienst nimmt. Für den geringsten wie für den höchsten Unterricht ist gesorgt, vom werdenden Knaben bis zum werdenden Manne kann das Schicksal des Zöglings der Schule anvertraut werden. Und wie wirkt dieses System? Empfinge die Gesellschaft, in der die Geltung des Einzelnen so sehr durch die Resultate der Erziehung bestimmt wird, den Impuls zu ihren Einrichtungen aus den Erziehungsresultaten der Schule, so wären die einzelnen Classen der Gesellschaft so weit

wie je von einander geschieden, und wir hätten uns der Herrschaft des Gleichheitsgedankens um Nichts genähert. Wäre die Beschaffenheit des Volkes auf den Unterricht und die Erziehung der Schule auch nur in einem erheblichen Maße angewiesen, so könnte die heutige Cultur nicht auf ihrer Höhe sich behaupten und die Menge wäre von den Segnungen des Fortschrittes völlig abgeschnitten. Darf dennoch nicht allein von den Spitzen des Wissens, sondern von dem Volke allgemein gesagt werden, daß es an den Fähigkeiten, welche eine gute Erziehung hervorbringt, unsere Vorfahren erheblich übertrifft und an den verbesserten Zuständen Theil nimmt, so liegt die Erklärung darin, daß die Schule nicht den Grad der Cultur beherrscht, sondern zur Erziehung des Geschlechts nur einen kleinen Beitrag liefert.

Anderswo strömt die reichere Fülle des Lebens und führt dem Menschen Werthgehalt zu. Wo die Schule vor jenem Zufluß sich abschließt, stocken die Säfte, welche die Triebe mit Wachsthum erfüllen. Freilich sorgt die Natur dafür, daß die Verwüstung nicht zu weit um sich greife, und den völligen Abschluß von dem Strom des Lebens gestattet sie niemals. Aber wenn der Versuch bis zur äußersten Grenze vordringt, stiftet er Schaden genug an. Die schulmäßige Erziehung versucht ihre volle Wirkungskraft an den Erziehungsinstituten, Convicten, Seminaren und Klöstern, welche den Zögling von der Familie und, soweit nur immer möglich, von allen zufälligen Einflüssen absondern. Die Anstalt umschlingt den Schüler, leitet jeden Schritt, hält ihn in steter Aufsicht, richtet jede Arbeit und Beschäftigung nach vorbedachten Erziehungszwecken ein, strebt sogar nach der Herrschaft über die Gedanken und versucht, eine unterscheidungslose Gleichmäßigkeit über alle Zöglinge auszubreiten. Dienen solche Anstalten höheren Zielpunkten und stehen Leiter von ungewöhnlicher Einsicht an ihrer Spitze, so mildern diese die Strenge des Systems zu Gunsten hochbegabter oder höher bestimmter Zöglinge. In Jesuitencollegien, sagt man, werden neben den bloßen Werkzeugen die zukünftigen Häupter aus den Geeigneten ausgesucht und mit zweckdienlicher Abweichung behandelt. Rein zur Geltung kommt die Strenge der Regel in den weiblichen Stiftern, wo wohlerzogene Lehrerinnen die Mädchenschaar für eine gleichmäßige Zukunft heranziehen. Ich lasse außer Betracht die verwerflichen Absichten, welche zuweilen in solche Anstalten sich einschleichen und sie den Diensten einer beabsichtigten Verbildung widmen; ich spreche von der Anstalt, welche die Mädchen zum normalen Lebensverhältniß der gesitteten Hausfrau vorbereiten will. Aus dieser wird das Mädchen als das, soweit nur immer möglich, alleinige Product der Schulerziehung entlassen. Und das Ergebniß ist, nach unwiderleglich erbrachtem Beweis, daß keine andere Erziehungsart so viele verkrüppelte Geister, entartete Sitten erzeugt, so viele beschränkte Charaktere in das Leben entläßt und wehrlos gegen Gefahren dem Andrang der Zufälle Preis giebt. Steht für ein Kind nur die Wahl offen, ob es nach strenger Regel in einer jener Anstalten erzogen, oder ob es ganz ohne Unterricht gelassen werde, so ist zum Heil des Kindes die zweite Weise unbedingt vorzuziehen. Nach welcher Seite hin sich die Prüfung wendet, gewinnt der Mensch unendlich mehr in den ungeregelten Anregungen, welche er im häufigen Verkehr mit der Außenwelt empfängt, als durch den bestgeregelten Schulunterricht,

welcher von jenem Verkehr nicht unterstützt wird. In dem völlig entlegenen, von der Landstraße abgesperrten Dorf empfängt das Kind an den Pflanzen und Thieren des Waldes, der Felder und Gewässer, an den Gewohnheiten der Hausthiere, an den Wolkenzügen, Wasserläufen, Windströmungen, Wettererscheinungen und Bodenformen, an den Gesteinen und Erdarten, an der Bodenbestellung und den Wundern des Wachsthums, an der Bereitung der Nahrung und dem erkennbaren Ring des Stoffwechsels mehr Bilder und erfährt es mehr Begriffe, als der fleißigste Schüler in seine Repertorien einträgt und im Gedächtniß befestigt. Je näher der Ort an die Züge und Sammelplätze des großen Verkehrs heranrückt, um so mehr dehnt sich der Umfang der Kenntnisse aus; die Landstraße, der Feldweg, jeder Steg schafft einen neuen Zugang zu neuem Lernstoff und vermehrt die Combination der Vorstellungen; die vorbeilaufende Eisenbahn, die Telegraphenstange bringt in unmittelbare Verbindung mit den neuesten Eroberungen des Menschengeistes. Im abgeschlossensten Bergdorf lernt das Kind an den ewigen Wahrheiten der Natur, in den Städten und an den großen Verkehrsstraßen sieht es sich umgeben von allen Fortschritten der menschlichen Erfindung, und ehe er noch einen Schritt in die Schule gethan, eine Silbe in der mechanischen Methode des berufsmäßigen Unterrichts gelernt, ist der Mensch bereits ein Erzeugniß seines Zeitalters, hat er das Erbe des vorangegangenen Geschlechts schon empfangen. Dies ist der breite Strom, in welchem die Bildung einer Nation dahinzieht; dies der gemeinsame Boden, in welchem der Einzelne wurzelt, aus welchem er die Elemente seiner Erziehung aufsaugt.

Nun ist wohl erklärlich, wie neben der armseligen Ausstattung des Elementarschülers, neben den wenig gesteigerten, in mancher Hinsicht sogar rückgängigen Leistungen der höheren Schulen doch die Cultur stetig fortschreitet, neben den kluftartig getrennten Gruppen der Schulerziehung doch die Segnungen der Cultur mehr oder weniger vermittelt durch alle Schichten des Volkes dringen. Um deswillen haben die Regulative des Hrn. von Raumer auf den Gesammtbildungsstand des preußischen Volkes nur wenig eingewirkt. Hieran ist zu erkennen, daß es ebenso oberflächlich ist, die größten Thaten der Nation für das verdienstliche Werk der Elementarschullehrer zu erklären, wie kleinmüthig, nach den Schulen als den Lenkern der Gesammtbildung hinzuschauen.

Es ist nicht meine Absicht, den Eifer zu hemmen, welcher immer mächtiger dem Schulwesen sich zuwendet. Die öffentliche Schule ist ein unentbehrlicher Bestandtheil unseres Bildungssystems und muß mit allen ihr einwohnenden Mängeln angenommen, mit allen unvermeidlichen Nachtheilen geschützt werden. An dem großen Werk unserer Erziehung dürfen wir keine verwerthbare Kraft ungenützt verkümmern lassen. Deshalb betrachte ich es als ein günstiges Ereigniß für die Zwecke der Erziehung, daß man die Mißstände der Schule jetzt offenherziger anerkennt und auf Abhilfe dringt. Freilich sind wir dadurch in eine Unruhe versetzt, welche praktischen Reformen keineswegs dienlich ist; besonders Preußen, welches die verfassungsmäßige Ordnung des Schulwesens ein Vierteljahrhundert aufgeschoben hat, geräth in eine unerfreuliche Lage. Das Schulgesetz kann nicht mehr, wie ehedem beabsichtigt sein mochte, auf eine Niederschrift der Verwaltungsgrundsätze und einige Verbesserungen im Kleinen

sich beschränken, sondern ein einheitliches und erschöpfendes Unterrichtsgesetz, umfassende Reformen werden gefordert und zugesagt, und doch hat keine gemeinsame oder auch nur überwiegende Meinung sich herausgebildet, auf welche ein so weittragendes Werk sich stützen könnte. Das Gewirr der widersprechenden Vorschläge verräth die mangelnde Klärung. Ueber Umfang und Dauer des Zwangsunterrichts, über die Lehrpläne der Mittelschulen, über die Vorbereitung und die Wege der Universitätsstudien, über die Stellung der Lehrer, über die Aufsicht — durchweg Gegensätze. Sogar der letzte Zweck des Schulberufs scheint mir streitig gemacht in dem heftigen Kampfe derjenigen, welche das System des Fachunterrichts über alle Schulen ausbreiten wollen, mit denen, welche die allgemeine Bildung als das unmittelbare Ziel jeder Erziehung im Auge behalten und in dem Fachunterricht dieses Ziel Preis gegeben sehen. Wenn in den besten Köpfen die Gegensätze so weit auseinandergehen, dann ist die Gesetzgebung für eine völlige Umgestaltung des Unterrichts noch nicht vorbereitet, nicht einmal für große Veränderungen reif. Die nächste Schulreform wird vermuthlich nur zu behutsamen Experimenten sich entschließen; ihnen gegenüber ist es unsere Pflicht, den richtigen Leitfaden für die Grenzen des öffentlichen Schulunterrichts zu gewinnen, Nutzen und Schaden gegen einander abzuwägen und dafür zu sorgen, daß die Experimente nach einer richtigen Seite hin gelenkt werden. Nur so weit steht meine Betrachtung mit jener Bewegung in Zusammenhang, aber sie bindet sich nicht an dieselbe, sondern sie ist auf eine weitere Ferne und einen größern Umkreis gerichtet. Während ich der Wechselwirkung von Erziehung und Anlagen meine Beobachtung zuwende, nehme ich wahr, daß wir in eine zu einseitige Richtung der Schulerziehung gedrängt werden und vielen Schaden dadurch erleiden. In dem Streben, die Wohlthat von den sich anheftenden Plagen zu reinigen, forsche ich zunächst nach den Ursachen, durch welche beide sich vermischen. Denn erst nachdem ich die Mißstände in ihrem vollen Umfang dargestellt und die Ursachen erkannt habe, wird es mir möglich sein, die bewegenden Momente der Culturentwicklung in ihrer Gesammtheit zu überschauen, in ihrem Verhältniß zu einander richtig zu würdigen und innerhalb derselben den ehrenvollen Platz zu ermitteln, welcher ihrer Wirkungsfähigkeit gemäß ist. Dieser Aufgabe werde ich in einem zweiten Abschnitt meiner Betrachtungen gerecht zu werden suchen. Vorher aber liegt mir ob, die Ursachen bis an ihre letzte Quelle hinauf zu verfolgen, da nur durch volle Erkenntniß die Abhilfe vorbereitet werden kann.

Die Weltidee, das Menschengeschlecht durch Erweiterung des Wissens zu erziehen und die Kenntnisse gleichmäßig durch das ganze Volk zu verbreiten, hatte mit allen erwachenden Weltideen dies gemeinsam, daß sie die Gemüther mit bewältigender Macht ergriff und den Strom der Gedanken mit sich fortriß. Seitdem sie im Schulzwang ihren entscheidenden Sieg errang und in der Volksschule eine universelle Einrichtung gewann, gewöhnten sich die Völker, die Bildung der Einzelnen und die Cultur der Gesammtheit als Aufgabe der Schule zu betrachten. Was ich von der Jugenderziehung gesagt habe, fällt beinahe zusammen mit den Vorstellungen von der Schulerziehung. Mit den Schuljahren soll die wahre Erziehung beginnen; wer die höchsten Schulen mit der größten Aus-

zeichnung besucht hat, gilt für besterzogen; wer an der Schule zurückbleibt oder die Schuljahre versäumt, gilt für das übrige Leben als halb verloren, weil dieses Versäumniß sich nicht nachholen lasse. So ist es üblich geworden, die Schule, die doch schon als Theil eines guten Erziehungswesens einen hinlänglich wichtigen Platz in der Culturbewegung ausfüllt, für das Ganze zu nehmen, alles Hoffen und Fürchten für die kommenden Geschlechter in die Einrichtungen der Schule zu verlegen. Den schädlichsten Ausdruck der einseitigen Richtung habe ich oben bereits an dem Erziehungsgang in den geschlossenen Anstalten geschildert. Gegen diesen höchsten Grad des Mißbrauchs, gegen die völlig vereinsamende Schulerziehung hat es von jeher eifrige Gegner gegeben, selbst unter den größten Ueberschätzern der Schule. Aber dies hat nicht verhindert, dasselbe Princip in geminderten Graden zu begünstigen. In den Internaten und Alumnaten, in der schulmäßigen Einrichtung aller belehrenden Zusammenkünfte, in der Ausdehnung der Schulzeit, in der Häufung der von der Schule verlangten häuslichen Arbeiten zeigt sich die Tendenz, den Raum für die übrigen Einwirkungen des Lebens zu Gunsten der Schule einzuengen. Rücksichten der Gesundheit haben in neuerer Zeit einige Gegenwirkungen herbeigeführt; Erholung und Spaziergänge ermäßigen jetzt die Menge der Aufgaben, manchmal sogar die Schulzeit. Sonst aber nimmt der Pädagoge kein theoretisches, der Lehrer kein praktisches Bedenken, die gesammte Arbeitszeit in Beschlag zu nehmen, damit der Schüler während der Lernperiode alle Aufmerksamkeit der Schule widme.

Von dieser gefährlichen Richtung müssen wir uns abwenden. Wenn die Schule sich nicht bescheidet, ein mitwirkender Factor in der Erziehung zu sein, nur einen verhältnißmäßigen Antheil von der Energie und den Beschäftigungen des Zöglings zu fordern, wenn sie ihre Ansprüche zu weit ausdehnt, mit Vorliebe sich abschließt und die Kräfte des Zöglings aufsaugt, so überschreitet sie leicht die Grenze, wo der Schade den gesammten Vortheil der Schulbildung übersteigt.

Es scheint der Beschränktheit unseres Wesens, mindestens der Beschränktheit unseres bisherigen Bildungszustandes eigen, daß wir immer der Macht einer einzigen neuen Idee unterliegen, wenn das ganze Geschlecht zu einem umwälzenden Schritt fortgerissen wird. Als die Religion den Erziehungsberuf übernahm, folgte die Menschheit unbedingt dem religiösen Gefühle und unterwarf sich blindlings den Anweisungen der Kirche, bis der aus der Gottesfurcht abgeleitete Gleichheitsgedanke unwiderrufliches Gemeingut war, der Schaden aber, welchen die Vernachlässigung der anderen Triebkräfte anstiftete, an den verschlechterten Zuständen der Gesellschaft sichtbar wurde. Da die wohlthätigen Wirkungen des siegreichen Gleichheitsgedankens durch die Unwissenheit verhindert werden, bricht der Wissenstrieb mit unwiderstehlicher Gewalt hervor und gestaltet sich zur Idee des Volksunterrichts. Wie die religiöse Idee sich in der Kirche die äußere Einrichtung geschaffen hat, welche, um den Gleichheitsgedanken überallhin auszubreiten, nach Universalherrschaft strebte, so schafft die dem Wissenstrieb entsprungene Idee sich in der Schule die äußere Einrichtung, welche alle Schichten der Gesellschaft in gleichem Streben nach erhöhtem Wissen, in gleichem

Besitz der erworbenen Kenntnisse verschmelzen soll. Die großen geschichtlichen Erscheinungen wiederholen sich nicht gleichförmig, nur der gemeinsame Grundzug großer Gesetze ist an ihnen wahrzunehmen, während Ausdruck und Form in Folge nebenwirkender Kräfte in verschiedener Weise hervortreten. Die Schule bildet sich nicht zur Hierarchie, mit einem persönlichen Oberhaupt und persönlichen Begierden, aber es läßt sich nicht verkennen, daß sie nicht allein die moderne Erziehung, sondern auch die moderne Welt beherrscht und beiden ein schulmäßiges Aussehen giebt. Die Schulerziehung drückt unserer Gesellschaft den Charakter auf; sie hat das ungesunde Buchwissen ausgebreitet, welches in nicht geringem Maße von dem Ziele weglenkt, nach welchem die Ursprungsquelle des wahrhaft beseelten Wissens hinstrebt.

Aber der Inhalt der Idee ist nicht gebunden an das Schicksal der Einrichtung, welche ihrem Dienste gewidmet war. Niemals wird die Religion aufhören, den Charakter zu läutern, den Menschen zu gestalten. Die Einrichtung aber, in welcher eine Anzahl von Menschen sich zu einem wörtlich aufgezeichneten oder sonst festgestellten Religionsprogramm bekennen, zu gleichartigen Religionsübungen verpflichten, zu Gemeinden verbinden, sichtbare Erkennungszeichen und eine äußere Organisation für ihre innere Gemeinschaft herstellen, — mit einem Wort die Kirche, unter welchem Namen sie auftrete, ist die wandelbare Form, in welcher die Religion zum Beruf der Erziehung organisirt worden ist. Sie war in sich an zeitliche und inhaltliche Grenzen gebunden und des Uebergriffes fähig. Sie ist gezwungen worden, ihren Erziehungsberuf einzuschränken, wird immer minder wichtig für diesen Beruf und vielleicht ganz entbehrlich, wenn die Befriedigung des religiösen Gefühls der äußern Veranstaltung nicht mehr bedarf. Zeichen der Auflösung sind vorhanden, und es ist gestattet anzunehmen, daß keine gleichartige Form an die Stelle der aufgelösten werde zu treten brauchen, sobald derjenige Beitrag zur Erziehung, welchen die Religion als Höchstes zu leisten vermag, jede äußere Stütze entbehren kann und das religiöse Gefühl in der individuellen Pflege wohl bewahrt ist. Ebenso ewig, ebenso unentbehrlich zur Läuterung des Charakters, zur Gestaltung des Menschen ist der Wissenstrieb, und er übertrifft als Factor der Erziehung die Religion darin, daß er über die Dinge und Erscheinungen dieser Welt den Gesichtskreis immer mehr erweitert, und das Ende dieser Wirkungsfähigkeit noch nicht zu ahnen ist. Die Schule dagegen als die äußere Anstalt, in welcher eine größere Zahl von Menschen nach einem bestimmten Leitfaden unterrichtet und zur Wissensfähigkeit angeleitet wird, ist in ihren Formen wandelbar, in ihrer nützlichen Wirkung eng begrenzt und des Uebergriffes fähig. Ich will nicht über eine ferne, noch nicht begonnene Zukunft ein Urtheil fällen, ob die Schule die Gestalt ihrer heutigen Einrichtungen ablegen werde; der planmäßige Unterricht wird niemals aufhören, aber er wird durchgreifenden Umwandlungen sich unterziehen und zu keiner Lebenszeit in der Schule sich erschöpfen dürfen. Der Unterricht wird sich mehr an das Leben anlehnen, der bei Weitem reichere Beitrag des übrigen Lebens zur Erziehung wird anerkannt werden und die Schule nach beiden Gesichtspunkten sich reformiren müssen. In einzelnen Versuchen sind die Anfänge zur größern Anlehnung an das Leben angeregt; ein beachtens-

werthes Symptom sind die Kindergärten; unvollkommen in der Form, noch nicht durchgearbeitet in der Idee und unzulänglich an Ausdehnung, aber immerhin ein bewußter Anfang. Allgemeiner erfaßt ist der zweite Reformgedanke in der steigenden Erkenntniß, daß der größere Theil der Erziehung in die Familie fällt. Der aufmerksame Beobachter nimmt wahr, daß das Menschengeschlecht in eine neue Phase der Erziehung eintritt; die noch nicht anerkannte Macht empfängt schon Zeichen der Herrschaft und wirkt bereits, wenn auch nur in dunkelen Anfängen. Während die rein praktischen Männer noch ganz damit befaßt sind, das Feld für die Schule zu erweitern, die Zwangspflicht auszudehnen, die Schulzeit zu verlängern und erschöpfende Unterrichtspläne zu redigiren, forschen wir emsiger nach den anderen Quellen, aus denen die Erziehung schöpft und der erste Blick wendet sich auf die Familie.

Aber auch hier dürfen wir nicht genügsam verweilen. Während wir in dem vornehmsten Sitz der Erziehung einkehren, müssen wir uns nicht minder hüten, daß der neue Kreis nicht zu eng gezogen werde. Die Beschränktheit der Familie hat zum Uebergewicht der Schule geführt; der wiederholte Fehler würde uns sofort zurückfallen lassen in den fehlerhaften Zustand, aus welchem wir flüchten.

Im ersten Augenblick, da das Kind zu einem selbstständigen Wesen sich absondert, wird es von der umgebenden Welt ergriffen und ihren Eindrücken unterworfen. Der Luftwechsel ist der erste sichtbare Eindruck, mit welchem das Leben den Neugeborenen empfängt, das Athmen das erste sichtbare Zeichen, unter welchem das Kind mit dem Leben in Verbindung tritt, der Noth gehorcht und die Außenwelt sich dienstbar macht. Die Beziehungen erweitern sich, in den ersten Tagen des Daseins, wie ich vermuthe, ungemein schnell, doch sind die Beobachtungen bisher noch zu geringfügig und zu ungeordnet; über die auffälligsten Erscheinungen hinaus ist noch keine verwerthbare Erfahrung gewonnen. Meistens werden die einzelnen, unaufhörlich vorbereiteten Anfänge neuer Entwickelungsstadien wie plötzlich hereinbrechende Wandlungen angestaunt. Ich aber stelle mir vor, obschon ich den vollständigen Beweis dafür noch nicht habe, daß der Mensch in den ersten Monaten und Tagen schon seine Beziehungen zur umgebenden Welt stetig erweitert und mit entfalteten Kräften sich in die mannigfaltigsten, wechselnden Lagen zu schicken übt. Nach dem Plan der allgemein menschlichen Beschaffenheit kann das Kind auch für die allereinfachsten Lebensbedingungen eine erhebliche Stütze nicht entbehren. Ohne äußere Pflege, welche mindestens die Nahrung zuführt, für Reinlichkeit und Wärme sorgt, ginge jeder Neugeborene in der kürzesten Frist wieder unter. Der nothwendigen Pflege entspricht der bei allen Thieren überwiegende Trieb der Mutterliebe, bei einigen Thieren und in einem erhöhten Grade beim Menschen hat sich die etwas mehr reflectirte Liebe des Erzeugers hinzugesellt, und aus diesen Factoren hat sich die Familie als Mittelpunkt einer geselligen Gemeinschaft, als Stützpunkt der Pflege für das hülflose Kind, allmählich auch als Erziehungsort für den unselbstständigen Menschen herausgebildet. Hier liegt das Kind an der

Seite der kranken Mutter, erhält es seine Nahrung, hierher kehren die Eltern nach jeder Entfernung in Sorge um das Kind zurück; unter den Bedingungen und Erscheinungen dieser Umgebung lernt der Mensch die Außenwelt kennen, nach ihnen formen sich seine eigenen Anlagen, soweit sie äußeren Eindrücken zugänglich und gestaltungsfähig sind. Ganz von selbst und ohne eine auf dieses Ziel hinleitende Methode gewinnt das Heimwesen einen starken Einfluß auf die Gestaltung des Charakters, und der lebensvollste Repräsentant des Heimwesens ist die Familie. Wer in dieser Umgebung das vollkommenste Wesen ist, wird leicht zum Ideal seiner Gattung; die Eltern wachsen durch ihre kräftigen Gestalten, ihre unumschränkte Herrschaft, ihr unbegrenztes Vermögen und durch ihre gütige Fürsorge zur idealsten Höhe heran; auch ohne Zwang bildet das Kind sich nach dem Beispiel und dem Willen dieser großartigsten Wesen heran. Zu Allem, was auf diesem Wege an Erziehung geleistet wird, giebt der freiwillige Trieb des Kindes Anlaß. Den Personen, welche ihm als die höchsten Wesen erscheinen, traut es jede Befähigung zu; folgerichtig wendet es sich, so oft es Etwas erfahren will, an eine dieser Personen um Auskunft; so oft es einen Vorsatz erfüllt haben will und die eigenen Kräfte als unzulänglich wahrnimmt, an eine dieser Personen um Beistand. Bis es dereinst die entgegengesetzte Erfahrung macht, geht das Kind von der Vorstellung aus, daß es für die Erwachsenen keine Grenze des Wissens und des Könnens giebt. Diesem gegenüber beginnt die Arbeit der Erziehung in doppelter Weise. Der Erwachsene kommt zu Hülfe, soweit er vermag, aber er beschränkt sich nicht auf seine Dienstleistung, sondern aus Liebe zum Kinde, aus Gefallen am Unterricht, oder um in Zukunft Zeit zu ersparen, unterweist er das Kind in solchen einfachen Handhabungen, deren dieses nach und nach fähig wird. Andererseits wehrt der Erwachsene die an ihn gestellte Zumuthung ab, wenn diese ihm zur Unzeit kommt, oder wenn er sich unfähig erwies, sie zu befriedigen, oder er giebt dem Verlangen des Kindes eine andere Richtung, wenn sich der Aufmerksamkeit desselben eine andere verwerthbare Seite abgewinnen läßt.

Zu diesem natürlichen Erziehungsverkehr leiten das Kind Trieb und Bedürfniß, leitet die Eltern die Liebe, welche den Nachkommen großziehen, den Hülflosen schützen will; die Wonne des Schauens, wie in dem ganz unbeholfenen, ganz theilnahmlosen Wesen neue Fähigkeiten allmählich erwachen und die Lust zum Vollbringen sich einstellt; die Freude des Gelingens, welche die kleine Nachhülfe lohnt. Aber die Arbeit vollzieht sich oft unter Beschwerde und Unlust. Das Kind ist ununterbrochen mit sich beschäftigt und fleißig im Verlangen, der Erwachsene dagegen ist mit anderen, wichtigen Lebenssorgen überhäuft, und die Ansprüche des Kindes stören ihn. Oder er unterweist das Kind in einer Handhabung, welche er in Darstellung und Ausführung einfach findet, das Kind aber schwer faßt oder schwer nachahmt; er ermüdet. Oder er entdeckt sich selbst auf einer zu nahen Grenze des Vermögens; er empfindet ein Unbehagen oder gar eine gewisse Beschämung vor dem Kinde. Ueberhaupt liegt der Ideenkreis und die Beschäftigung des Kindes so weit ab von dem Ideenkreis und den Hantirungen der Eltern, daß in den meisten Fällen das Dazwischentreten des Kindes mit Fragen und Ansprüchen lästig fällt, und die Neigung zur Abwehr stellt sich ein. So

lange Hülflosigkeit die Pflege und Aufsicht herausfordert, wendet die Liebe ihnen gern jede freie Zeit zu. Je mehr aber das Kind sich mit Ansprüchen aufdrängt, welche ihm allein wichtig sind, in den Augen der Erwachsenen aber den anderen Sorgen weit nachstehen, um so mehr trüben sich die Beziehungen. Vorsorglich lehrt die in der Wirthschaft oder auswärts dringend abgehaltene Mutter, wie das Kind inzwischen allein sich beschäftige. Auch von der besten Mutter, wenn sie anderen Sorgen obliegt, wird das Kind häufig mit wohl begründeten Forderungen abgewiesen. Und lernt es durch Noth oder Anweisung seine eigenen Wege gehen und für seine Beschäftigung auf eigene Weise sorgen, so erregt es nicht selten Anstoß und Besorgniß, wenn sein Wesen den Eltern fremdartig oder unerwünscht sich entwickelt. Die Erkenntniß bricht ein, daß das Kind einer methodischern Anleitung bedarf, als die Eltern gewähren können. Jede Einrichtung ist willkommen, welche die große Sorge übernimmt, das Kind beschäftigt und nützlich anleitet. Wer genug opfern kann, nimmt sich schon früh einen Erzieher ins Haus, auf welchen die ganze Aufgabe abgebürdet wird; das Kind lebt noch äußerlich im Elternhause, aber die Beziehungen zum Mittelpunkt vermindern sich, das unmittelbare Zusammenleben mit den Eltern beschränkt sich auf Mahlzeiten, gelegentliche Besuche. Die Meisten, denen Raum und Mittel zur Aufnahme des Erziehers in das Haus fehlen, wenden sich an die Anstalten und Schulen, welche die Kinder auf mehrere Stunden aus dem Hause nehmen, für den Rest ihnen Aufgaben stellen oder Interessen anregen; doch vor Allem willkommen ist, daß die Verantwortlichkeit für die Erziehung auf die Schulen und Anstalten übergeht und die Erwachsenen der Familie in die minder verantwortliche Stellung der Hülfspersonen zurücktreten. Dies ist der Abschnitt, in welchem von der Methode allein das Höchste erwartet, den berufsmäßigen Erziehern, den Schulen und Anstalten die höchstmögliche Leistung in der Erziehung zugetraut, in welchem die öffentliche Schule fast mehr noch der Erziehung, als des Unterrichts wegen geschätzt wird. Ich habe mich in Verhältnissen bewegt, in welchen diese Anschauung die allgemein herrschende war. Jene entarteten Kreise schließe ich nicht ein, in denen die Eltern, aus Hang zu gesellschaftlicher Zerstreuung oder aus sonstigen Untugenden, die Kinder möglichst früh aus ihrem Gesichtskreise bringen, um sie bis zu dem Alter aufziehen zu lassen, welches gestattet, sie in eine neue Station der Abrichtung zu bringen. Ich berichte nur aus den Kreisen, in welchen neben den herzlichsten Absichten für das Kind die Noth der Umstände und die mißleitete Anschauung den bequemsten als den richtigsten Weg erscheinen lassen. Mit unablässiger Fürsorge pflegt die Mutter den Säugling, wendet sie jede freie Minute dem Kinde zu, so lange es zu seiner bloßen Existenz der fremden Handreichungen nicht entbehren kann. Später erhält sich die Sorgfalt beim Ankleiden, bei den Mahlzeiten, während der Genußpausen, da Bedürfniß des Kindes und Muße der Eltern zusammentreffen. Für die Zwischenzeiten wird das Kind auf sich selbst und auf Spielgenossen angewiesen und erhält Regeln des Wohlverhaltens, welche es aus Willensschwäche oder Willensstärke auf Schritt und Tritt verletzt. In diesen Zwischenzeiten entstehen die zahllosen Conflicte, welche den Eltern Aerger bereiten, die Kinder verwirren und befangen machen, bis endlich Beiden die Schule zur willkommenen Ausfüllung

wird. In allen Familien, deren Kräfte nicht ausreichen, für das Kind jeder Zeit sich dienstbereit zu erhalten, wird die Schule den Eltern als Erleichterin der Last, dem Kinde als Zuflucht in zweifelhaften Lagen lieb. So wird die Schule nicht allein zur Gehülfin, sondern viele Eltern suchen in ihr und in eigens hierzu eingerichteten Anstalten und Pensionen Ersatz für die gesammte Erziehung. Aber je häufiger der Gebrauch dieser Ersatz- und Auskunftsmittel, um so deutlicher treten die Fehler hervor, welche ich bereits als unzertrennlich von den Erziehungsanstalten und von der Schule dargestellt habe. Der zunehmende Bildungsgrad erhöht das Verständniß für die Mängel. Unwissende Eltern sind entzückt von den überlegenen Kenntnissen des Kindes, nehmen Einseitigkeiten in den Kauf, halten oft sogar Zeichen der Verbildung für Vorzüge. Gebildete Eltern übersehen den wahren Stand besser. Sie verstehen, für welche Unarten und Mängel sie allein die Schule verantwortlich machen können; sie merken an dem Kinde, welches aus der Pension zum Besuch wiederkehrt, daß es im eigenen Hause entfremdet ist, daß sein Betragen zwischen alten und neuen Neigungen, häuslichen und auswärtigen Gewohnheiten schwankt. Die Vergleiche lehren, welchen mächtigen Anhalt die Erziehung in der Familie besitzt, und wie viele natürliche Vortheile verloren gehen, wenn das Kind aus dem ursprünglichen Boden seiner Entfaltung entrückt wird. Unzählige Wurzeln und Verästelungen, welche von den frühesten Tagen an das Kind mit seiner Familie verbinden, werden zerrissen, Keime zerstört, und in der Mitte der Arbeit wird das Leben zu neuen Anfängen gezwungen. Vor der tiefer eindringenden Erkenntniß zeigt sich der schwere Verlust, wenn statt der sorgfältigen Einzelpflege die große Summe der Zöglinge in eine Musterform eingezwängt wird, um ein allgemeines Gepräge zu empfangen. Nun führt das bessere Verständniß zur Familie zurück. Alle Ersatzmittel erreichen doch nicht die Triebkraft des natürlichen Bodens. Das Gewissen beruhigt sich nicht mehr mit theuren Pensionen, gut ausgestatteten Schulen, ausgesuchten Lehrern, sondern im Elternhaus, unter steter Obhut der Eltern gedeiht der Zögling zur höchsten Entfaltung seiner Fähigkeiten.

Meine Erinnerung reicht noch zurück bis zum Anfang der Periode, als diese Erkenntniß über die mittleren Stände sich zu verbreiten begann, und ich war damals schon fähig zu beobachten, welche Wirkung sie ausübte. Eltern erschraken über die Last der Verantwortlichkeit, die jungen Mütter standen vor den geistigen Ansprüchen noch rathloser, als vor der körperlichen Pflege, welche sie bis dahin für die schwerste Aufgabe gehalten hatten. Die Mädchen empfanden im Brautstande schon die Sorgen einer schwierigen Zukunft. Man griff zu jeder literarischen Andeutung über die beste Art der Erziehung, das gebildete Gespräch wendete sich mit besonderm Eifer diesem Stoffe zu. Dieses allgemeine Drängen und Streben, die popularisirenden Abhandlungen und Reden, die leichten und schwerfälligen Gespräche brachten wenig Belehrung über die Natur der Aufgabe und die Mittel zur Lösung. Aber das Bewußtsein ist gewonnen worden, daß auch in der Familie die Erziehung nicht als ein Nebengeschäft mit bloß natürlichen Instincten betrieben werden darf, sondern daß sie auch hier, als eine Hauptaufgabe, mit überlegtem Bewußtsein und

planmäßig behandelt werden muß. Wie dies geschehe? Die Frage ist noch nicht beantwortet, aber aufgeworfen. Und der zweite bedeutsame Erfolg ist, daß in viele Familien der gebildeten Stände der höhere Zug einer geweihten Stätte eingedrungen ist, und in gar vielen sind die Kinder unbewußt zu Wächtern eines sorgfältiger, geregelten Betragens geworden. Auch ohne das Bewußtsein des steten Erzieherberufes lernen wohl Eltern, vor den Kindern in gewissen Jahren sich in Acht nehmen. Die ergötzlichen Erzählungen von dem „enfant terrible" entspringen aus Sittenverhältnissen, unter denen die Eltern ihrer Obliegenheiten gegen das Kind gänzlich uneingedenk sind und durch ihr Benehmen in Gegenwart des Kindes das schlechteste Beispiel geben. Die Eltern bereiten sich, wie sie glauben unbeobachtet, auf Schein und falschen Glanz für die Gesellschaft vor und werden in der Gesellschaft mit einer verrätherischen Frage des Kindes überrascht, welches unbeachtet zugegen war. Nach solchen Erfahrungen suchen die Eltern ihr Thun vor dem anwesenden Kinde besser einzurichten. Aber während dieser unbehagliche Zustand unter den leichtfertigsten Gewohnheiten der Familie, unter der größten Vernachlässigung der Erziehung sich gestaltet, entwickelt sich die Selbstcontrole, welche die Eltern aus Liebe zum Kinde und zur Pflege des jugendlichen Gemüths sich auferlegen, aus den höchsten und reinsten Gefühlen, aus dem Pflichtbewußtsein, daß eine kindliche Seele, die Zukunft des geliebtesten Menschen, von dem eigenen sorgsam bewachten Wandel abhängt. Jene leichtfertigen Eltern, welche für ihr Scheinwesen keinen Zeugen dulden dürfen, halten das Kind, so viel möglich, fern. Die Eltern aber, welche durch den heiligen Erzieherberuf zu steter Sorgfalt gegen sich selbst angeregt sind, wünschen das Kind um sich, damit es an dem gemessenen Betragen lerne und zum Guten gedeihe. In der Uebung dieses schönen Verhältnisses wird die Familie zu einer umsichtig eingerichteten Stätte der Erziehung.

Unerschöpflich sind die Triebe des Fortschrittes und der Vervollkommnung. Die im Versuch gewonnene Erfahrung, daß die Erziehung, welche die Familie gewährt, durch keine künstliche Anstalt zu ersetzen ist, schärft das Pflichtbewußtsein der Eltern, spornt sie zur eigenen Erhöhung an und hebt den Werthgehalt der Familie, welche nunmehr Größeres zu leisten vermag, als ehedem, da die ihr obliegende Pflicht noch nicht in ihrem ganzen Umfang erkannt und die Schule eine sehnlichst erwartete Ablösung war. Jetzt wissen die Eltern, daß die Leitung des Kindes zu ihrem eigensten Beruf gehört und ihnen nicht abgenommen wird, bis sie das Kind völlig emancipirt als Erwachsenen entlassen. Die Schule und andere Einrichtungen für den Unterricht wirken mit und sind nicht zu entbehren, so weit die Vermehrung der Kenntnisse allein oder am Besten auf jenem Wege gewonnen werden kann, aber sie sind nur ergänzende Hülfsmittel im System der Erziehung, dessen Mittelpunkt die Familie bleibt. Und hier bestimmt nicht mehr der Zufall die Wechselbeziehungen zwischen den natürlichen Erziehern und dem Zögling, sondern der Erzieherberuf reiht sich in die ununterbrochen wirkenden Functionen des Geisteslebens ein, die, nach Art der Sittenpflicht, allgegenwärtig sind. Wie unter verwickelten Gebrauchs- und Vermögensverhältnissen die Bewerbung um die Braut und die Zeitgemäßheit des ehelichen Bandes danach geprüft wird, ob das Paar in der Lage

sein werde, als zukünftige Familie sich zu erhalten, wie die neu übernommene Pflicht den Ernst des angenommenen Bewerbers steigert, so tritt für Beide jetzt in Gedanken und That die Vorbereitung zum Erzieherberuf ein. Wie in der neuen Familie der Haushalt und die wirthschaftliche Eintheilung des Tages danach geregelt wird, daß die täglichen Geschäfte dabei bestehen können, so richtet sich die Familie darauf ein, daß das Kind aus dem Umgang mit den Eltern den größten Nutzen ziehe. Wie die beiden Häupter der Familie neben der wechselseitigen Liebe auch berechnend sich wechselseitig so viel Fürsorge zuwenden, daß der Mann rüstig und wohlgemuth bleibe, den Lebensunterhalt zu erwerben, die äußere Stellung auszufüllen, die Frau es bleibe, um das Hauswesen wohlgeordnet und heiter zu erhalten, so regeln sie die Angelegenheiten des Hauses jetzt auch in stetem Hinblick darauf, daß dem Kinde von allen Seiten die besten Eindrücke entgegenkommen. Völlig durchdrungen ist unser Zeitalter von dem tiefen Inhalt und den weittragenden Folgen dieses Erziehungsberufes noch nicht, aber die Erkenntniß ist erwacht, und die That strebt der empfangenen Anregung nach.

Aber indem wir den richtigen Spuren nach der Quelle folgen, aus welcher der Geist sich nährt und zum Wachsthum vorbereitet, empfangen wir einen ersten Einblick in die Schwierigkeiten, mit denen die Fortbewegung des menschlichen Geistes sich vollzieht. Mit leichtem Muth übernimmt die große Anstalt der Kirche die Erziehung des Menschengeschlechts. Sie knüpft an eine begrenzte Zahl allgemein menschlicher Anlagen an, stellt Satzungen auf, für welche sie die Gemüther empfänglich weiß, setzt ein, wo Schwäche und Erhabenheit einander begegnen, und richtet die Menschen für ihre einseitigen Zwecke ein. Schwieriger schon macht es sich die Schule, welche eine größere und beweglichere Zahl menschlicher Eigenschaften, namentlich den Lernbetrieb ergreift und die Fortbewegung des Geistes sich als Ziel vorsetzt. Aber auch sie strebt nur nach einem Durchschnitt, verlangt und gewährt nur ein Durchschnittsmaß und lehnt den größten Theil der Verantwortlichkeit ab; sie erkennt an, daß neben ihr der Zufall sehr viel zur Gestaltung des Charakters, zur Ausbildung des Gesammtwerthes beiträgt. Die Schule beruhigt sich und beruhigt alle bei der Erziehung betheiligten Personen, indem sie eine bestimmte Summe von Kenntnissen und Bildung zuwendet und ein bestimmtes Maß von Leistungen als ihr Muster der Erziehung darbietet. In der Familie, dem ersten Ausgangspunkt des reich gegliederten Lebens, begegnen wir sofort einer ganz andern, von der Natur angedeuteten, nunmehr durchbildeten Vorstellung von den Aufgaben der Erziehung. Hier beginnt die liebevolle Beobachtung aller Eigenthümlichkeiten des Kindes; von den allgemeinsten Eigenschaften, deren Vorhandensein das Kind erst zu einem normalen Menschen macht, bis zu den feinstgestalteten und seltensten Anlagen bewachen die Eltern mit Liebe und Umsicht die ersten sich regenden Keime, die linienweise vorrückende Entwicklung, die plötzlich hervorbrechenden Wandlungen, und geben ihm nach bestem Verständniß und Vermögen die zuträgliche Richtung. Aber wie weit gehen Verständniß und Vermögen?

Losgelöst von dem übrigen Leben und allein angewiesen auf die Familie wäre das Schicksal des Kindes dem Zufall unterworfen und unter den

günstigsten Umständen einer einseitigen Leitung verfallen. Stellen wir uns nur die lebendigen Träger der Familie vor, versetzen wir uns in die ersten Stadien eines neuen Hausstandes; sofort begegnen wir Ursachen der Unzulänglichkeit. Ich denke an ein Ehepaar von auserwählter Tüchtigkeit und in den angemessensten Lebensjahren; Jeder von Beiden hat in Folge der besten Erziehung einen selbstständigen Charakter gewonnen und zum Selbstdenken sich gewöhnt. Ist auch vom ersten glückseligen Tage der Vereinigung ihr Sinn auf den vollen Ernst des Lebens gerichtet, so kämpfen sie doch lange genug mit den Räthseln, welche in der ungewohnten Lage stets neu sich enthüllen. Gerade in dem Bunde ungewöhnlich tüchtiger Paare, in den Anfangszeiten glücklichster Ehen, habe ich als Regel beobachtet, wie schwer Beide ringen müssen, um so weit ausgleichend auf einander zu wirken, daß die ersten Grundlagen innerer Harmonie gewonnen werden. Vielleicht bleiben nur oberflächliche Naturen, welche niemals zu dem höchsten Segen ehelicher Gemeinschaft gelangen, von schweren Irrungen frei; ernste Naturen dagegen, für welche dereinst das Band bis zur Vollkommenheit sich befestigt, irren um so schwerer und häufiger, je lebhafter sie zu einander streben. Die harmonische Einheit der Eltern kann unter kräftigen Charakteren lange noch nicht gewonnen sein, bis im natürlichen Verlauf das erste Kind in die Familie eintritt und Erziehung verlangt. Nun stehen die ungeübten Eltern vor der schwierigsten aller Aufgaben. Täglich überrascht sie eine neue Erscheinung an dem Kinde, und stets sind sie im Ungewissen, für die neue Lage das Angemessene zu finden. Wie Wenige haben, ehe ihnen selbst die Pflege des ersten Kindes zufiel, die Entwicklung eines Kindes verfolgt, und unter diesen fast Keiner mit dem Ernst des Erziehers. Beim zweiten Kinde kommen frühere Erfahrungen zu Statten, aber es wäre schon an sich ein großer Nachtheil für die Erziehung des Menschengeschlechts, wenn die ersten Kinder, das Drittel jeder Generation, unter der Unbeholfenheit der natürlichen Erzieher Schaden litten. Ueberdies reicht der Umfang der an einem Kinde gemachten Wahrnehmungen nicht hin und die durchschnittliche Kinderzahl ist bei Weitem nicht groß genug, um in einem nennenswerthen Umfange die Geschicklichkeit einer hinlänglichen Uebung zu geben. Gewisse Aeußerlichkeiten kommen den Eltern bei nachfolgenden Kindern nicht überraschend, aber Anlagen und Entwickelung der Kinder stimmen nur selten so überein, daß als Regel die Eltern beim zweiten oder dritten Kinde die einmalige oder wiederholte Erfahrung sollten verwerthen können. Häufig führt die frühere Wahrnehmung vom richtigen Wege ab, wenn in den Monaten des erwachenden Verstandes oder später erst völlig abweichende Anlagen zum Vorschein kommen und die frühere Methode der Anleitung sich als unpassend erweist. Gerade in der gleichmäßigen Behandlung liegt die größte Gefahr, daß die abweichenden Anlagen und Neigungen nicht zur vollen Geltung gelangen. Die Vertiefung in das Wesen jedes einzelnen Kindes ist der Segen der Familienerziehung, und hierfür reicht der Werth einer einmaligen oder einer wiederholten Erfahrung nicht weit. Vielmehr erscheinen die Eltern noch so zahlreicher Kinder bei jedem neuen Fall in einer neuen Lage, und die Schwierigkeiten wachsen, wenn dasselbe Paar nunmehr sich aufgefordert sieht, erst die

Verschiedenheit der Anlagen genau zu erforschen und sodann die bei einander lebenden Kinder nach abweichenden Grundsätzen zu behandeln; denselben Drang hier einzuhalten, dort zu fördern; das eine Kind mit Strenge zu zügeln, das andere mit unermüdlicher Nachsicht zu besänftigen; hier die Freiheit zu gestatten, dort einzuschränken. Leidet das erste Kind unter der völligen Unerfahrenheit, so leidet das nachfolgende Kind unter der getheilten Aufmerksamkeit, unter den irreleitenden Beobachtungen. Am besten erziehen die Eltern, welche an jedem Kind ein neues Stadium anfangen und an den Fortschritten des Kindes ununterbrochen über die angemessene Behandlung sich unterrichten. Aber wie schwer ist die Aufgabe, sich selbst nach den von außenher andrängenden Ansprüchen mannigfaltig zu gestalten, zumal in der Lage der Eltern, denen es geziemt, den Kindern gegenüber die Würde der überlegenen Leiter zu bewahren und in dem Wechsel des Verhaltens weder der Willkür zu verfallen, noch willkürlich zu erscheinen. Wohl liegt in den Gaben, welche ein tüchtiges Elternpaar in die Erziehung einbringt, ein reicher Vorrath für das Kind. Zwei Menschen, oft von ergänzendem Werthe, mühen sich um dasselbe Ziel, und wenn sie auch von verschiedenseitigen Auffassungen geleitet werden, so wissen doch die anscheinend völlig widerstreitenden Gefühle sich in Liebe zu vertragen, und die weit auseinander liegenden Anschauungen finden den vereinigenden Berührungspunkt. Kinder mit bedeutenden Anlagen pflegen aus den scharf ausgeprägten Individualitäten der Eltern, sogar aus dem Gegeneinander der stark abweichenden Charaktere den größten Nutzen zu ziehen; besonders wenn die Eltern mit verständigem Sinn bestrebt sind, das Tüchtige aus ihren Eigenheiten dem Kinde zu bieten, und zu unterdrücken oder mindestens außer Einfluß zu setzen, was irre leiten könnte. Indessen so mannigfaltig sind die Anlagen, so verschiedenartig die Ansprüche, welche aus den Anlagen erwachsen, so schwer zugänglich ist meist das fremde, so schwer beweglich das eigene Wesen, daß auch die Familie der Einseitigkeit verfällt, welche ich an der Schule gerügt habe, wenn die Eltern völlig allein die Erziehung überwachen und jeden fremden Einfluß ausschließen. An Versuchen hierzu fehlt es nicht. Die Eifersucht der jungen Mutter, das Kind ganz in Händen und stets unter Aufsicht zu erhalten, ist keine seltene Erscheinung. Zuweilen verbinden sich beide Eltern in dem Bestreben, den Zugang zu dem Gemüth und zu den Vorstellungen des Kindes ausschließlich zu beherrschen; die Bewegung keines Augenblickes soll ihnen entgehen, ihr Wille dem Kinde stets gegenwärtig sein. Gänzlich gelingen die Versuche niemals, aber wo die Absicht auch nur annähernd sich erfüllt, wird die Erziehung im entsprechenden Verhältniß beeinträchtigt. Wenn ich einem Menschen begegne, der im ununterbrochenen Kampfe mit seinem Geschick stete Niederlagen erfährt, so erwarte ich immer die Geschichte seines Lebens damit beginnen zu hören, daß er in seiner Jugend von liebevollen Eltern besonders sorgsam bewacht und vor Berührungen mit der Außenwelt möglichst streng bewahrt worden sei. Ließe eine völlige Absonderung vor fremden Einflüssen sich bewirken, wie die Eifersucht junger Mütter sie anstrebt, so würden Viele, welche jetzt im Verhältniß leidlich gerathen, darunter verkümmern, und das ganze Geschlecht würde bald den Schaden verspüren. Glücklicher

Weise ist in der Mitte der Gesellschaft die völlige Absonderung der Kinder unmöglich. Die fehlerhaften Versuche lassen sich nur bis zu einem gewissen Grade ausführen und auch in diesem beschränkten Maße stiften sie Unheil genug, aber in weit überwiegender Regel haben die verschiedenartigsten Einflüsse freien Zugang zum Kinde, und dieses empfängt die Eindrücke, welche den Gang seiner Erziehung bestimmen, nicht allein aus den Händen der Eltern.

Es verhält sich hierin mit der geistigen Pflege kaum anders, wie mit der körperlichen. Sobald das Kind den Schoos der Mutter verläßt, geräth es in fremde Hände, sein gegenwärtiges Behagen und dauernde Nachwirkungen für die Zukunft hängen von der Geschicklichkeit und dem guten Willen Fremder ab. Viele, denen der Leib der Mutter tadellose Formen ausgeprägt, erleiden von den plumpen Händen der ersten Hülfspersonen Schäden, welche für das gesammte spätere Leben die in der ersten Anlage vollkommene Schönheit entstellen. Während der zarte Körper des Neugeborenen gegen die Handhabung bis zur leichten Wandelbarkeit der Gestalt empfindlich ist, liegt die Mutter krank darnieder und kann nur unvollkommen die Pflege desselben lenken; der Vater ist der Regel nach zu diesen ersten wichtigen Diensten ganz untauglich, und Personen, welche ihre Dienste um des Erwerbes willen ausleihen, haben die Gesundheit des Kindes in Händen. Oft zwingt eine Versagung der Natur, die Muttermilch, welche doch bis zum Sprichwort für Leib und Seele eine grundlegende Nahrung ist, von untergeordneten Personen zu miethen und diesen nicht allein die Verabreichung der Nahrung, sondern auch jene innigen und geheimnißvollen Werke der Pflege anzuvertrauen, mit denen das Kind, wie man sagt, Säfte des Körpers und des Geistes einsaugt. Die Oekonomie der mittelwohlhabenden Stände zwingt dazu, die untergeordnetste Klasse der dienenden Kräfte zu dem beständigsten und verantwortlichsten Umgang mit dem Kinde während der ersten Lebensjahre zu betrauen. Dieser auf äußere Bewirthung und körperliche Pflege gerichtete Umgang bildet bereits einen Theil der Erziehung, erfaßt schon die Anlagen und Gewöhnung des Kindes, erfüllt die Seele mit Bildern und das Gemüth mit Empfindungen. Mag noch so streng den gemietheten Personen der untergeordnete Dienst aufgegeben, die Liebe, der geistige Umgang und die obere Leitung den Eltern vorbehalten werden, keine Verabredung schützt gegen die thatsächliche Wechselwirkung der in Umgang mit einander gesetzten Personen. Wer will die inneren Wallungen und die tausend Zeichen derselben bewachen, an denen das Kind die Beziehungen der Amme, des Kindermädchens erfährt? Und der Wille des Kindes, seine Anlagen und Neigungen fangen gar früh an, entscheidend mitzuwirken. Nach einem weit verbreiteten Naturgesetz widmet das Kind die ersten Regungen seiner Aufmerksamkeit und Liebe den Personen, welche unmittelbar und häufig mit ihm verkehren, und die meisten sichtbaren Wohlthaten ihm zuwenden. Vor der Dankbarkeit für pünktliche Nahrung und reinliches Lager muß oft die innigste Liebe der Mutter weichen, weil sie nicht eben so viele wohlthätige Berührungen gewährt. Und doch ist selbst die Hinneigung zu der Nahrungsspenderin, zu der bewirthenden Person nicht immer von gleicher Kraft, sondern das Kind fängt schon früh an, nach anderen Merkmalen der Verwandtschaft oder Entfremdung

in den physiologischen und geistigen Anlagen sich zu bestimmen. Mit größerer oder minderer Lust strebt es diesen oder jenen Umgangspersonen zu, je nachdem der Druck, der Kuß, der Blick, die Berührung, der Strom der Wärme oder der Nervenerregung ihm größeres oder minderes Behagen gewährt, und dieses Maß richtet sich nach Gesetzen, welche in den beiderseitigen Anlagen und Gewöhnungen wurzeln. Das Kind im Bade fühlt sich angenehm oder unangenehm berührt, oder verhält sich gleichgültig, je nach der Empfindlichkeit der eigenen Haut, der Härte oder Milde, nach den geschickten oder ungeschickten, zweckmäßigen oder unzweckmäßigen Bewegungen der helfenden Hand; solche wohlthuende oder unbehagliche Beziehungen erwecken Zu- und Abneigung. Ebenso verhält es sich mit den rein geistigen Einwirkungen, obgleich die hier bestimmenden Ursachen nur selten erkennbar auf der Oberfläche liegen. Schon in frühen Monaten strebt das Kind mit lebhaftem Verlangen dem Einen zu, verhält sich gegen einen Andern gleichgültig, während es einen Dritten heftig abweist, und dies geschieht zuweilen schon in der ersten Begegnung, da noch keine Erinnerung an einen früher empfangenen Eindruck das Benehmen bestimmt. Allem Vermuthen nach offenbart sich hierin die Entscheidung der unmittelbaren Kritik, welche als „erster Eindruck“ auch im spätern Leben Lust oder Unlust, Zutrauen oder Abneigung bewirkt. Schon dieser erste Eindruck bestimmt zuweilen die Wahl des Umgangs, aber noch stärker bilden sich die Beziehungen aus, wenn eine wirkliche Correspondenz der Personen und Anlagen zur Gesellschaft zusammenführt und Umstände den Verkehr begünstigen. Der Erwachsene, gegen erste Eindrücke abgehärtet und überdies nach vielen Rücksichten wählerisch, ist doch nicht geschützt, daß ihn nicht zuweilen eine Wahlverwandtschaft fast wider Willen mit der Gewalt einer Naturkraft plötzlich anzieht oder allmählich fesselt. Das Kind ist diesem Zuge ohne Abwehr ausgesetzt. Irgend eine freundliche Begegnung zieht es oft zu einer Person hin, welcher von den Erwachsenen keine Anziehungskraft und kein Einfluß zugetraut wird. Zu den persönlichen und lebendigen Einflüssen, welche auf dem Boden der Familie an der Gestaltung des Menschen mitwirken, gehören alle Personen des Hauswesens, nicht blos die Eltern und Diejenigen, auf welche die besondere Aufmerksamkeit sich zu wenden pflegt. Leicht mißrathen gut überlegte Pläne der Erziehung, weil Jemand aus der Umgebung, ein Dienstbote vielleicht, wenig beachtet und dessen Einfluß auf das kindliche Gemüth außer Ansatz gelassen wurde. Wie oft flüchtet sich das Kind in die Küche, in den Garten, wendet sich von den Hauptpersonen ab und sucht die Unterhaltung mit der Magd oder dem Knecht, weil das Wesen Dieser seinen Anlagen besser zusagt. Derartige Einflüsse darf man sich weder selten noch gering denken. Einer unserer besten Schriftsteller, ein gedankenreicher und sinniger Mann, von ungewöhnlicher Begabung, erzählt, daß der von seinen Eltern völlig unbeachtete Umgang mit dem Knecht den nachhaltigsten Eindruck auf ihn ausgeübt hat, und in den besten Schriften findet der Nachklang aus jenem Umgang sich wieder. Mir selbst leben Wesen und Gestalten untergeordneter Dienstboten aus früher Knabenzeit frisch im Gedächtniß, und manche bedeutsame Erinnerung führe ich auf Gespräche mit ihnen zurück. Und doch wird nach heutigen Gewohnheiten auf diese Einwirkung der Nebenper-

sonen, auf ihre Stellung in der Familie nur wenig Rücksicht genommen. Die Dienstboten werden nach der technischen Befähigung für das ihnen obliegende Fach ausgesucht, und daneben werden nur noch einige allgemeine Eigenschaften geprüft, welche zur Ausfüllung eines jeden Platzes unentbehrlich oder nützlich erscheinen. Aber wenig denken Vater und Mutter daran, wenn sie ein Dienstmädchen oder einen Diener miethen, daß in den Erziehungskreis des Kindes eine mithandelnde Person aufgenommen wird. In manchen wohlhabenden und sorgsamen Familien wird aus Furcht vor unberechtigten Einflüssen eine Bannlinie um das Kind gezogen; die strenge Aufsicht der Erzieher soll die Unterhaltung überwachen und auf die vorbestimmten Personen einschränken. Eine solche Anordnung läßt sich nur unter ungewöhnlich guten und passenden Verhältnissen treffen, aber selbst dann niemals oder nur äußerst selten wirksam durchführen. Die Eindrücke des Erwachsenen auf Gemüth und Vorstellung des Kindes sind oft plötzlich und gewaltsam; das wachsamste Auge kann die zufällige Begegnung nicht ausschließen, welche ausreicht, um solche Eindrücke zu hinterlassen. Ueberdies ist das auf gefängnißartige Ueberwachung des Zöglings gerichtete System in sich selbst ein großes Uebel, vielleicht ein größeres, als die Gefahr, welche die Bewachung abwenden soll; denn die Grenzlinie, welche das Heimwesen in eine verbotene und eine freie Hälfte theilt, ist willkürlich und läßt sich nicht aufrecht erhalten ohne einen Zwang, welcher das Gemüth des Kindes beeinträchtigt. Die Räume der Häuslichkeit dürfen nicht mit Geheimniß, die Personen der Umgebung nicht mit mystischem Reiz ausgestattet werden. Es ist nicht möglich, den Verkehr mit den Personen des Hausstandes ganz auszuschließen, und es ist nicht rathsam, es zu versuchen. Und doch kann unter den heutigen Verhältnissen die Sorgfalt der Einzelnen nur wenig zu einer glücklichen Auswahl der in das Hauswesen aufzunehmenden Personen beitragen, und sogar die oberflächliche Prüfung wird in dem Verhältniß schwieriger, als überhaupt die Stellung der dienenden Personen dem freien Arbeitsvertrage sich nähert und die Bereitwilligkeit zu den untergeordneten Diensten des Haushalts seltener wird. Gelänge es selbst in Zukunft, neue Vorkehrungen zu treffen, welche eine sorgfältigere Prüfung ermöglichten und eine freiere Auswahl gestatteten, so würde doch nur einigen Mißständen vorgebeugt, die aus der Solidarität des Umganges entspringende Gefahr nicht beseitigt werden. Denn neben denen, welche mit einiger Dauer in den Kreis der Familie eintreten, bewegt sich der schnell wechselnde Verkehr der Besucher oder der Personen, welche einzelne Geschäfte vorübergehend ins Haus führen. Aus dem Leben solcher Menschen, in denen Eindrücke flüchtiger Momente fester als gewöhnlich haften, wird häufig von der mächtigen Wirkung berichtet, welche ein Besuch im Elternhause auf die Richtung des Kindes ausgeübt hat. Ich selbst habe wahrgenommen, mit welchem freudigen Verlangen das Kind zur Thür eilte, wenn es am Klingeln die Ankunft einer ihm beliebten Person merkte, wie etwa des Gemüsehändlers, der um die bestimmte Tagesstunde sich einzustellen pflegte, weil er ein gern gehörtes Geschichtchen erzählte, ein Liedchen pfiff, eine schnurrige Bewegung machte, oder weil sonst im Aeußern oder im Benehmen lag, was dem Kind gefiel. Von solchen Berührungen kann

das Kind nicht fern gehalten werden; die gute Erziehung vermehrt sogar die Berührungspunkte, denn die Familie sei dem Kinde keine klösterliche Einsamkeit, sondern tausend Pforten führen von hier in die Außenwelt und gestatten die Rückkehr. In Begleitung von Erwachsenen auf Spaziergängen, bei Besuchen und bei gelegentlichen Geschäften, im Spiel mit Altersgenossen, mit dem ersten Schritt aus dem umschlossenen Wohnraum, beim ersten Blick durch das Fenster entstehen in der Seele des Kindes Bilder und Vorstellungen, knüpfen sich Verbindungen an, welche zuweilen einzeln und stets in ihrer Gesammtheit auf den Erziehungsgang einwirken. Die Familie darf diese Eindrücke nicht abwehren, sondern muß in der Heimath ihnen einen Mittelpunkt bieten. Die Erziehung, für welche die Familie als der geeignetește Boden erkannt ist, läßt sich nicht auf den unmittelbaren Umkreis dieser einen Familie beschränken. Denn auch hierin unterscheidet sie sich von der Erziehung, für welche Anstalten errichtet und Schulen als Ersatzmittel aufgesucht werden, daß sie den Versuch einer planmäßig berechneten Umgrenzung aufgiebt. Nicht als ein in sich abgeschlossenes Institut, sondern als eine von den Fluthen des Lebens umwallte terra ferma ist die Familie die geeignetește Stätte der Erziehung.

Hierin wurzelt die Schicksalsgemeinschaft der menschlichen Gesellschaft. Mit derselben Gewalt, mit welcher die Erziehung den Werth und das Loos des einzelnen Menschen beeinflußt, ist er unauflöslich an den Zustand der ihn umgebenden Gesellschaft geknüpft. Erst unter diesem Gesichtspunkt entfaltet die Frage nach der zweckmäßigsten Erziehung ihre volle Tragweite. Sie erschöpft sich nicht im Verhältniß des Erziehers zum Zöglinge, nicht in den Wechselbeziehungen der Erwachsenen und der Kinder innerhalb der Familie, sondern sie erhebt sich zu der höheren Betrachtung: Wie wir das gesammte Leben einzurichten haben, damit ein Jeder befähigt werde, seine Anlagen auf das Nützlichste zu entfalten; damit ein Jeder aus dem geistigen Inhalt der bereits errungenen Cultur seine Nahrung ziehe, und er selbst ein Trieb werde in der Erhöhung des Geschlechtes. Dies zu erforschen in sorgfältigster Prüfung aller Elemente, deren Einfluß wir erfahren, die Methode aufzusuchen, durch welche wir jene Einflüsse in die Richtung des in unserem Bewußtsein gegenwärtigen Zieles zu leiten vermögen, ist der Zweck, welcher meine Untersuchung bisher bestimmt hat und ihr den fernern Weg weist.

Prinz Napoleon
am Königlichen Hofe zu Berlin.

Aus den bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie z. D. Dr. **Heinrich von Brandt** *).

(1857.)

Durch telegraphische Depesche aus Posen nach Berlin berufen, reiste ich sofort ab und traf den 3. Mai 1857 dort ein. Bei der Meldung auf der Commandantur erfuhr ich, daß der König**) zur Besichtigung der Gardecavallerie in Potsdam sei. Ich fuhr dahin und hatte sogleich Gelegenheit, mich beim Könige zu melden. Der Herr war sehr gnädig und empfing mich mit den Worten: „Menschenkind, sind Sie schon da? Ich habe Sie gar nicht so schnell erwartet. Sie sollen den Dienst bei einem Napoleoniden übernehmen, den ich in einigen Tagen erwarte. Machen Sie sich nur fertig, um ihn an der Grenze zu empfangen." Damit war der Empfang vorüber und der König begab sich zur Besichtigung der Truppen auf den Schloßplatz. Ich gewann zugleich Gelegenheit, mich bei den anderen Prinzen zu melden, die mich Alle sehr freundlich empfingen. Nach meiner Rückkehr in Berlin machte ich meine Besuche bei dem Ministerpräsidenten, dem Oberst-Kämmerer Graf Dohna, ab, meinem früheren commandirenden General. Auf meine Bemerkung im Laufe des Gesprächs, daß es eine wunderbare Fügung des Geschickes sei, daß er, der Schwiegersohn Scharnhorst's, jetzt die Empfangsfeierlichkeiten eines Napoleoniden einzuleiten habe, sah der alte Herr mich eine Zeitlang schweigend an: „Ja!" sagte

---

*) Mit den Vorarbeiten zur Herausgabe des dritten Bandes der Aufzeichnungen meines verstorbenen Vaters „Aus dem Leben des Generals der Infanterie z. D. Dr. Heinrich von Brandt" beschäftigt, ist mir der Gedanke gekommen, einzelne, interessante Episoden aus demselben, welche sich ohne Gefahr für das Ganze herauslösen lassen, schon jetzt zu veröffentlichen.

Die Mittler'sche Verlagsbuchhandlung, welche das Eigenthumsrecht des ersten und zweiten Bandes erworben, hat in dankenswerther Güte dies gestattet, und ich denke, daß die Freunde des Dahingeschiedenen sich an seiner klaren, gewissenhaften und unparteiischen Darstellung des Erlebten erfreuen und die Veröffentlichung meinerseits nicht für verfrüht halten werden.

Berlin, im November 1874. von Brandt, Oberst z. D.

**) Friedrich Wilhelm IV.

er dann, „das ist wahr. Auf der anderen Seite aber, um gerecht zu sein, muß man sagen, daß der Kaiser Napoleon (III.) es allein ehrlich mit uns gemeint. Oesterreich und Rußland haben uns verlassen. Er hat uns zum Pariser Congreß eingeladen, er ist in der Neufchateller Angelegenheit uns ein treuer Beistand gewesen. Es wäre vielleicht Manches besser für uns geworden, wenn wir seinem Rathe gefolgt." Ich mußte bedauern, daß der Graf sich nicht bestimmter über die Verhältnisse aussprach, aber ihn auszuforschen, erachtete ich nicht für angemessen.

Bei einigen Diners, denen ich bei General v. Wrangel u. A. beiwohnte, drehte sich die Unterhaltung nur um den Prinzen Plonplon, wie man ihn allgemein nannte. Jeder wußte von ihm etwas zu erzählen. Der Prinz von Preußen*), der mich wiederholentlich einer Ansprache würdigte, erzählte mir, daß er seine Bekanntschaft bei einer eigenen Gelegenheit gemacht. „Ich wohnte einer Uebung der süddeutschen Bundescontingente bei, bei denen auch der Neffe des Königs**), der Prinz Napoleon, fungirte. Plötzlich hieß es, er sei verunglückt, er läge im Verscheiden. Alles eilte zu der Stelle, wo er lag, ich gleichfalls. Aber der Prinz war nur mit dem Pferde in ein Moor gerathen, hier gestürzt und hatte momentan die Besinnung verloren. Nach einer kurzen Zeit stieg er wieder zu Pferde, um sich in's Hauptquartier zurückzubegeben, aber dies in einem Aufzuge, wie man gerade aussieht, wenn man unter einem Pferde in einem Moderloche gelegen. Seit der Zeit habe ich ihn nicht mehr gesehen." — Officiere, welche sich längere Zeit im Württembergischen aufgehalten, wußten allerhand über dessen Verhältnisse in der Armee selbst zu erzählen, wie er in einer etwas heikligen Angelegenheit ein Duell vermieden und darauf in mannigfachen Zerwürfnissen mit dem Officiercorps des Regiments, bei dem er gestanden, gelebt. Es gingen ihm eine Menge Gerüchte vorauf, die er alle glücklich dementirt hat.

Am 5. ward der Empfang des Prinzen an der Grenze abgesagt und als Ort desselben Magdeburg bestimmt. Zugleich ward mir mitgetheilt, der Oberstlieutenant v. Tresckow, Flügel-Adjutant Sr. Majestät, werde mich als zweiter Ehrencavalier begleiten. Mir war dies sehr lieb, da Oberstlieutenant v. Tresckow lange in Paris gewesen und mit den dortigen Verhältnissen sehr genau bekannt war. Ueberdies nannte man ihn als einen sehr gebildeten und gewandten Officier, der sich einer allgemeinen Anerkennung erfreue. Für den andern Tag wurde ich wieder zum Exerciren befohlen, um hier meine Instructionen zu empfangen. Aber wie der Prinz von Preußen meiner ansichtig wurde, sagte er mir sogleich, er glaube nicht, daß der König kommen werde. Indessen fand ich hier alle militärischen Notabilitäten der Garnison versammelt und nach Beendigung des Manövers erhielt ich durch den Oberst v. Manteuffel die Nachricht, daß der König mich um 11 Uhr in Charlottenburg sprechen wolle. Ich ritt demgemäß sofort mit einigen Officieren dorthin und kam gerade noch

*) Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen.

**) von Württemberg. Des Prinzen Mutter, Gemahlin Jérôme Napoleon's, war bekanntlich eine Prinzessin von Württemberg.

zur rechten Zeit an. Nachdem der König eine Menge Meldungen angenommen, trat er mit mir in ein Nebenzimmer. „Es ist doch gleich, um aus dem Fenster zu springen,“ redete er mich an, „da habe ich Alles zur Reise nach Dresden einrichten lassen, und nun kommt der Prinz! Sorgen Sie dafür, daß Alles in rechter Berliner Weise beim Empfange des Prinzen zugehe, nichts zu viel, nichts zu wenig, vor Allem kein Hurrahgeschrei. Ich verlasse mich hierbei auf Ihr savoir faire, und theilen Sie Witzleben meinen Befehl mit. Der Prinz wird den 8. in Magdeburg eintreffen, richten Sie sich so ein, zur rechten Zeit da zu sein.“

Unmittelbar nach dem Diner, zu welchem ich noch befohlen war, reiste ich ab. — Mit dem Oberpräsidenten von Witzleben redete ich anderen Tages das Bezügliche ab, theilte ihm des Königs Ansichten mit und besprach zugleich mit dem Commandanten die Rolle, welche die Militärs zu übernehmen hätten. Die Lage des Eisenbahnhofes machte es möglich, daß dies Alles ohne Gepränge abgemacht werden konnte. Es waren nur die höchsten Spitzen des Militärs und Civils dort versammelt und eine Ehrenwache aufgestellt. Als der Zug, der den Prinzen brachte, anhielt, stellten wir uns dem letzteren vor und hießen ihn im Namen des Königs willkommen. Ich bat darauf um Erlaubniß, ihm die höchsten Civil- und Militärpersonen vorstellen zu dürfen, und fragte ihn zugleich, ob er die Ehrenwache nicht besichtigen wolle. Der Prinz kam dem willig nach. Bald darauf ging er weiter. Die Zuschauer, welche sich bis dahin ganz ruhig verhalten, brachen aber, als wir abfuhren, in ein lautes Hurrah aus, was dem Oberpräsidenten gewiß durch Mark und Bein gegangen. Der Prinz lud uns ein, in seinen Wagen zu steigen, wo er uns mit seinem Gefolge bekannt machte. Dies bestand aus dem Grafen Salles, Senator und Befehlshaber des 1. Corps in der Krim, welches er vom General Pelissier übernommen und an dessen Spitze er am 8. September den Sturm auf das Central- und Mastbastion geleitet; ferner aus dem Obersten Bertrand, Sohn des bekannten Generals Bertrand, der so lange General-Adjutant Napoleon's I. gewesen und 1813 das 4. französische Armeecorps geführt; aus dem persönlichen Adjutanten des Prinzen, Bataillonschef Ferri Pisani, der sich im Krimkriege besonders ausgezeichnet, und aus dem Grafen Waldener, der sich als Grenadiercapitain gleichfalls das Kreuz im Krimkriege erworben. Zugleich wurden Cigarren herumgereicht. Als der Prinz sich wunderte, daß ich nicht rauche, rechtfertigte ich mich mit der Bemerkung, daß ich den Gebräuchen meiner Jugend treu geblieben, und damals habe man nicht viel geraucht. Auf den verschiedenen Stationen, wo wir anhielten, waren die Vorstände des Civils und Militärs gegenwärtig, namentlich in Brandenburg, wo die höheren Officiere dem Prinzen vorgestellt wurden. — Als wir uns Potsdam nahten, wurden die Herren aufmerksamer. Bei der ersten Windmühle, die wir in der Nähe der Stadt sahen, fragte der Prinz: „Est-ce là le moulin du grand Frédéric?“ was ich natürlich verneinen mußte, indem ich auf deren späteren Anblick vertröstete. In Potsdam fanden sich nur der Commandant und einige Officiere auf dem Bahnhofe, da alle Welt nach Berlin gereist war. Dort ward der Prinz Napoleon vom Prinzen Georg von Preußen und den gesammten höheren Officieren empfangen, und lief die flüchtige Vorstellung

ohne Störung und Inconvenienzen ab. In bereit gehaltenen Hofequipagen fuhren wir darauf nach dem Schlosse. Der Prinz war von dem schönen Anblick der Straßen sichtbar ergriffen und fragte mich, der ich neben ihm saß, nach diesem und jenem Gebäude, war erstaunt über den geringen „espace“ der Wohnung Friedrich Wilhelm's III. und zollte endlich der erhabenen Architectur des Schlosses seinen ganzen Beifall. — Der Prinz war im Schlosse in den Gemächern Friedrich Wilhelm's II. in denselben Räumen untergebracht, in denen früher, nach so vielen anderen Fürsten, der Kaiser von Rußland und die Orleaniden gewohnt hatten. Kaum halbwegs toilettisirt, besuchten der König und die Prinzen den Napoleoniden, und hielt sich der König besonders länger bei ihm auf. — Nach dem Dejeuner war große Parade. Wir ritten durch die Reihen der Volksmassen, die sich ganz schweigend verhielten. Als aber der Prinz an die Bildsäule des großen Königs kam und beim Vorüberreiten vor derselben den Hut abnahm, rauschte ein Gemurmel des Beifalls durch die Menge. Die Revue trug den Charakter der gewöhnlichen Paraden. Der Prinz schien die Truppen sorgfältig zu beobachten und nahm später beim Vorbeimarsch vor jeder Fahne den Hut ab. Als wir nach Beendigung der Parade heimkehrten, sagte er: „Ich habe die Berichte der Amateurs und Touristen, wenn sie von Ihren Truppen sprachen und schrieben, immer für übertrieben gehalten, aber ich habe mich heute überzeugt, daß sie noch nicht genug gesagt. Es ist unmöglich, etwas Vollkommeneres zu sehen, und kann unmöglich übertroffen werden. Aber etwas ist mir aufgefallen,“ fuhr er fort, „das sind die vielen Prinzen bei den Regimentern, die müssen ja den anderen Officieren die Plätze wegnehmen und deren Avancement beschränken! Ueberdies,“ fügte er hinzu, „bin ich kein Freund von den princes et richards dans les regiments; sie befördern den Luxus, verleiten zu unnützen Ausgaben und verlangen nur zu oft Rücksichten, die die Strenge des Dienstes nicht erlaubt.“ Als ich die Partie der Prinzen nahm, antwortete er mir: „Ich weiß wohl, was Sie mir Alles sagen können, aber das entkräftet meine Bemerkungen nicht.“ —

Das Gala-Diner, zu dem nach alter Art alle höheren Officiere, die in der Parade gestanden, sowie ferner die Minister, die Hofchargen, geladen waren, fand in der Bilder-Galerie statt. Vor dem Diner selbst verweilte der König wohl an dreiviertel Stunden beim Prinzen. Beim Diner war Alles in der Art gro er Gala-Diners arrangirt. Der König brachte in folgender Art die Gesundheit des Prinzen aus: „Je bois à la santé du prince Napoléon et je souhaite que sa famille fasse le bonheur de la France et que la Prusse et la France restent toujours amies.“ Nachdem die Tafel aufgehoben worden, fand die Vorstellung der Generale statt, und nachdem die Herrschaften sich zurückgezogen hatten, verweilte der Prinz noch ein Weilchen in seinem Salon. Als er hier die beiden Pagen gewahrte, die den Dienst bei ihm hatten, die Cadetten v. Fransecky und Müller, rief er sie zu sich, unterhielt sich einige Augenblicke mit ihnen, ließ aus seinem Gemache zwei goldene Uhren mit Ketten holen, die er ihnen schenkte, und bat sie, sich seiner dabei zu erinnern. Zugleich schickte er sie zurück, um sich von den Anstrengungen, die sie gehabt, zu erholen. Später zog sich der Prinz in seine Gemächer zurück und empfing den Fürsten Sutkowski und den fran-

zösischen Gesandten aus Dresden, Mr. Forth-Rouhan. Dann wurden die Cigarren angesteckt, die bis zum Beginn des Theaters nicht mehr ausgingen, denn der Prinz war einer der größten Raucher, die ich je gesehen. Abends im Opernhause wurde der Prinz vom Intendanten der Königlichen Schauspiele empfangen und in die Königsloge geführt. Es ward „Cortez“ aufgeführt, eine Oper, die dem Prinzen und dessen Gefolge sehr zuzusagen schien. In den Zwischenacten erschien der König und die Prinzen im Saale des Foyers, und fand hier eine sehr lebhafte Unterhaltung zwischen den französischen und preußischen hohen Herrschaften und dem Hofpersonal statt. Einige „bouffées de cigarres“ beschlossen den Tag.

Am 10. Mai, Sonntag, nach dem Dejeuner, und nachdem der Prinz mit seinen Adjutanten die Messe gehört, fuhr er nach Charlottenburg, um das Mausoleum zu sehen. Während seines Besuches dort fragte er viel und unterhielt sich nur mit dem Küster, der ihn herumführte und ihm die lange Reihe von hohen Herrschaften nannte, denen er seit fast einem halben Jahrhundert als Führer gedient. Als er des Herzogs von Orleans-Nemours erwähnte, der französischen Generale aus dem Kaiserreich und den verschiedenen Königshäusern gedachte, die alle dort gewesen, schien sich des Prinzen ein gewisser Ernst zu bemächtigen, — es war, als wenn ein mahnender Ruf der Geschichte ihn an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnere. — Er äußerte sich über keins der Monumente, wenngleich er ein großer Kunstkenner, — er besah sich Alles sehr genau und sprach nur von dem großen Charakter, der Einfachheit der Todtenstätte und ihrer Denkmale. Dem Küster ließ der Prinz später ein Pferd von Gold, oder aber von Silber und stark übergoldet, als Gabe verabreichen, — jedenfalls ein eigenes Geschenk.

Unterwegs fragte er nach den Officieren, die früher in der französischen Armee gedient und die jetzt in preußischen Diensten ständen, wie man sie aufgenommen, behandle. Als ich ihm sagte, daß man gar keinen Unterschied mit den anderen Officieren gemacht und auch jetzt nicht mache, schien er frappirt. „Ja,“ entgegnete er, „wahrscheinlich mit denen, die en masse bei Leipzig und anderen Gelegenheiten übergetreten, — aber ich meine die, die bis zum Frieden bei uns ausgeharrt.“ Und als ich ihm nun sagte, daß man auch darin keinen Unterschied gemacht, daß ich selbst erst nach dem Kriege in preußische Dienste zurückgetreten, sagte er: „Das hätte ich nicht geglaubt! Es ist ein Geist der Versöhnung in dieser Maßregel, der der Regierung im höchsten Grade zur Ehre gereicht.“ — Sein Erstaunen wuchs noch, als ich ihm sagte, daß viele der ehemaligen französischen und westphälischen Beamten die höchsten Chargen bekleideten; daß selbst Minister aus ihnen hervorgegangen. Die interessante Unterredung schloß mit den Worten: „Tout cela prouve la sagesse de votre gouvernement — chez nous on est bien loin d'une modération pareille.“

Bald nach unserer Heimkehr hatte Minister v. Manteuffel noch eine Zusammenkunft mit dem Prinzen. Derselbe sprach nach Beendigung derselben längere Zeit mit mir und meinte, daß der Prinz eben so viel Umsicht und Kenntniß, als Tact zeige. Er wünsche nie mit Anderen unterhandeln zu dürfen. Beim Diner war der Prinz sehr guter Laune, sprach viel von Kopenhagen und

Stockholm, und als er die Tafel aufhob, stellte er es uns frei, in's Theater zu gehen; er werde zu Hause bleiben. Dies aber war uns nicht recht, und wir suchten ihn deswegen dahin zu disponiren, doch wenigstens einen Act anzusehen, weil man ihn mit Bestimmtheit erwarte. Endlich gab er nach. Es ward „Satanella" gegeben. Während des 1. Actes traten die beiden Prinzessinnen von Hessen, Töchter des Prinzen Carl, in die königliche Loge. Der Prinz begab sich alsbald zu ihnen und unterhielt sich so gut, daß er bis zum Schlusse des Ballets blieb. „Elles causent à merveille," sagte er und fügte hinzu, daß er sich vortrefflich unterhalten habe. Beim Souper entwickelte der Prinz so viel gute Laune, daß sich Graf Waldener, hiervon ergriffen, gegen mich wandte und sagte: „N'est-ce pas? Il est charmant le prince." Der König von Dänemark und „mon cousin de Suède", wie er den Kronprinzen nannte, lieferten auch jetzt Stoff zur Unterhaltung. Des Ballets wurde nur von der Umgebung des Prinzen gedacht.

Der nächste Tag, der 12., war zur Reise nach Potsdam bestimmt, wo der König die dort stehende Cavallerie besichtigen wollte. Als wir dort ankamen, war bereits Alles in Bewegung. Der Prinz äußerte über die Pferde selbst kein Wort, ein Zeichen, daß er die Truppen unter seiner Erwartung gefunden. „Ein süperbes Material," sagte er, und damit war jede fernere Unterhaltung darüber abgeschnitten. Und in der That, was wir sahen, war auch nur sehr mittelmäßig. Die Aufstellung schon war nicht besonders, beim Vorbeimarsch drängten sich die Züge und waren theilweise nicht gerichtet. Graf Salles sagte zu mir: „Il paraît qu'il n'y a pas autant d'ordre dans la cavalerie comme dans l'infanterie. Notre cavalerie est plus haut montée que la vôtre, mais vos chevaux surpassent beaucoup les nôtres. Le prince," fügte er hinzu, „paraît fort peu empressé de plaire au roi," was mit anderen Worten wol heißen sollte, der König macht sich nicht viel aus uns. Die Weisung an die Mannschaften, ja nicht den Prinzen, sondern nur den König anzusehen, die Nonchalance, mit der die Officiere vorüber ritten, Alles deutete wohl darauf hin, den feinfühlenden Franzosen das bemerkbar zu machen, was General Salles andeutete.

Der Parade folgte das Dejeuner, bei dem eine Menge Vorstellungen stattfanden und bei der der Prinz längere Zeit mit dem österreichischen Gesandten Brunnow sprach; dann ging es zur Besichtigung von Sanssouci, der Galerie, den Gärten und Anlagen, die der Prinz aber mit einer Art Hast durchlief und bei deren Besichtigung kein geistreiches Wort von ihm gehört wurde. Am Paradiesgarten schien er ein besonderes Wohlgefallen zu finden, und dies war auch der einzige Punkt, wo er sich länger aufhielt und mit den Beamten sprach. Beim Besuche des neuen Palais widmete er den Büchern Friedrich's des Großen viel Aufmerksamkeit und nahm eine Menge derselben, die der König mit Bemerkungen versehen, zur Hand. Die Ode des Königs „sur la gloire" las er fast ganz durch und ließ sich durch den Obersten Pisani nachstehende Stelle daraus abschreiben:

„Sors des cendres, Rome païenne,
Va confondre Rome chrétienne
Et ses prêtres ambitieux;

Du sein de ta vertu féconde,
Oppose les vainqueurs du monde
A tous ces prêtres imposteurs,
A tous ces frauduleux pontifs
Qui sur des livres apocryphes
Fondent leur culte et leurs erreurs."

„Les vers sont charmants," sagte er, „eux seuls lui assurent une place dans le temple sanctuaire des sciences." Diner und der Rest des Tages verliefen, wie sie immer und überall bei solchen Gelegenheiten verlaufen.

Der 12. war zur Besichtigung einiger Truppentheile bestimmt, die der Prinz en détail zu sehen gewünscht hatte, und wozu ihm überlassen war, die Truppentheile zu benennen. Es wurden hierzu das Regiment Alexander, die Gardedragoner und zwei Batterien, eine reitende und eine Fußbatterie, von ihm bestimmt. Aber als der Tag begann, regnete es in Strömen, und der Prinz ließ sich entschuldigen. Doch kaum war der Brief mit dieser Nachricht abgegangen, so klärte sich das Wetter auf. Ich machte hierauf die Umgebung des Prinzen aufmerksam, daß es wohl angemessen sein dürfte, die Besichtigung jetzt stattfinden zu lassen. Doch sei es, daß diese Herren selbst nicht Lust hatten, hinaus zu reiten, oder daß sie sich wirklich genirten, den Prinzen hierfür zu bestimmen: Keiner wollte sich dazu bereit finden lassen. Da ging ich denn zum Prinzen, nannte die Besichtigung einen „acte de courtoisie" und spielte darauf an, daß es sich nicht gut ausnehmen würde, wenn es in den Zeitungen hieße, der Prinz hätte zweifelhaften Wetters wegen die gewünschte Revue nicht abgehalten. Dies schlug durch und der Prinz willigte ein. Es wurden also sofort Gegenbefehle erlassen und bald darauf begab sich der Prinz zu den Truppen. Das Regiment Alexander, vorgeführt vom Obersten v. Zastrow, exercirte ganz vortrefflich, evolutionirte viel im Laufschritt und schien den Prinzen sehr zufrieden zu stellen. General Salles meinte, daß wir in unseren Bewegungen etwas zu pressirt seien und daß ein solches Exerciren die Truppen zu sehr ermüde und ihre Kräfte verbrauche. Das Gardedragonerregiment exercirte nach dem Urtheile unserer Officiere an diesem Tage etwas wild, imponirte aber den Franzosen gewaltig. Das Formiren der Schwadronen aus der Zugcolonne in der Carrière, die Schwärmattaquen bewogen den Prinzen wiederholt zu der Aeußerung: „Comme ils sont bien à cheval! On les dirait joints à leurs chevaux." Selbst General Salles meinte, daß sie den Centauren glichen. Als unmittelbar nach der Schwärmattaque der Parademarsch stattfand, machte die Ruhe hierbei nicht geringeren Eindruck, als die mehrmaligen Attaquen. — Die Artillerie unter Major v. Lyncker erregte durch ihre präcisen und schnellen Bewegungen nicht weniger das Erstaunen des Prinzen; ihrem Vorgehen in der Carrière vermochte er mit seiner Begleitung kaum zu folgen, und kamen einige der Herren erst an, als der Parademarsch begann. Nachdem das Exerciren vorüber war, begann das Schießen nach der Scheibe und mit Explosionspatronen. Hierzu war dem Prinzen gleichfalls eine Compagnie zu bestimmen anheim gestellt worden. Ein Adjutant des Prinzen befand sich an der Scheibe und markirte die Schüsse. Das Resultat war brillant. Nicht minder gut gelang

das Schießen mit den Explosionspatronen und mit sechs Schüssen wurden ebenso viel Protzen gesprengt. Während des Schießens bemerkte der Prinz, daß einige Soldaten verschiedene Troddeln an den Säbeln hatten, und fragte, ob dies nicht etwa ausgesuchte „tireurs“ aus dem ganzen Regimente seien. Er mußte jedoch von seiner Vermuthung zurückkommen, als man ihm sagte, daß dies Capitulantentroddeln wären. Der Prinz, der in seinem ganzen Wesen sonst wenig Verbindliches hat, sagte den verschiedenen Officieren doch viel Schmeichelhaftes. Mir drückte er beim Dejeuner noch seinen Dank aus, ihn „en remorque“ genommen zu haben, wie er es nannte. —

Nach dem Frühstück fuhr der Prinz in das Museum, wo ihn die Herren v. Olfers, Hotho, Tölken, Pinder, Lepsius u. A. empfingen. Er durchschritt, nachdem ich ihm die Herren vorgestellt, rasch die Säle der Sculpturen. Ueber Einzelnes sprach er mit dem Herrn v. Olfers. Vor Napoleon's Bildsäule blieb er stehen und betrachtete sie schweigend. „Vous convenez, Monseigneur,“ sagte ich zu ihm, „qu'il est bien placé en face de César,“ worauf er sich nach der Statue Cäsar's umdrehte, ohne ein Wort zu sagen. Die meisten Sachen sah er kaum an. In der Bildergalerie machte er es nicht besser; er hielt sich nur immer bei den Meisterwerken auf, und auch das nur einige Momente, so daß wir unsern Umgang sehr bald beendet hatten. „Meine Herren,“ sagte er hierauf, „wenn man die Galerien und Museen von Rom, Neapel, Florenz, Paris und London kennt, so wird man hier allerdings wenig finden, was die Aufmerksamkeit fesseln könnte, aber die Ueberzeugung dürfen Sie haben, daß keine Galerie, kein Museum der Welt, so einsichtsvoll, so unterrichtend und belehrend eingerichtet ist, wie das Ihre. Ich spreche dies aus vollster Ueberzeugung mit einer Art Bewunderung aus.“ Beim Diner entwickelte er auch heute eine treffliche Laune. Graf Waldener kam häufig zu spät, so auch heute. „Aber wo bleiben Sie denn immer? Ich wette, Sie stöbern wieder in alten schlechten Büchern herum,“ sagte der Prinz, „und wollen uns nachher glauben machen, Sie studirten. Sie machen es wie unsere jungen Officiere, die öfters behaupten, sie sprächen und studirten Deutsch, und die hinterher, wenn man sie fragt, was sie denn gelernt, kaum mehr wissen, als irgend eine galante Phrase.“ Als Graf Waldener dem Prinzen erwiderte, daß er ihm diesmal Unrecht thue, daß er täglich und so auch heute an seine Frau geschrieben, antwortete der Prinz: „Oh! das erklärt also vollkommen, warum Sie fast überall und immer zu spät kommen;. Sie schreiben an Ihre Frau, das entschuldigt viel!“ General Salles brachte das Gespräch auf die Besichtigung und sprach viel von individueller Ausbildung. „In unseren Zuaven,“ sagte er, „könnte man das Ideal davon suchen. Als wir bei Inkerman überfallen und zurückgeworfen wurden, waren unsere Zuaven wie vom Terrain verschwunden. Nur hier und dort sah man einzelne Gruppen vor unseren, zur Hilfe heranrückenden Truppen sich herumdrehen. Noch in Ungewißheit darüber, was aus der Masse derselben wohl geworden, hörten wir plötzlich in der Flanke der Russen, die in Colonne gegen uns vorrückten, ein lebhaftes Feuer. Es waren unsere Zuaven, die, dem Choc der Russen ausweichend, sich rechts und links zerstreut hatten und sie nun plötzlich von dorther angriffen, ja nicht wenig zu unserem Siege

beitrugen. Das ist ein Tact für den Krieg, wie ihn nur Erfahrung und Beobachtung geben können. Dergleichen habe ich in Algier bei vielen Gelegenheiten in seiner höchsten Potenz gesehen."

Den Nachmittag verbrachte der Prinz theilweise mit Arbeiten und einer Spazierfahrt im Thiergarten, den er vortrefflich fand. Er sprach bei dieser Gelegenheit gut von den Vorzügen solcher Parkanlagen bei großen Städten und erwähnte die neuen Projecte für Paris.

Der Abend wurde in dem Salon des Prinzen verbracht. Ich weiß nicht, durch welche Veranlassung das Gespräch auf Marschall Vaillant kam, über den der Prinz sich in so ungemessenen Ausdrücken erging, daß ich ganz erstaunt war. „C'est un méchant homme, grossier, insolent, avare — sa renommée est des plus mauvaises, il ne porte pas de bretelles ni de sous-pieds; il est de la plus mauvaise tenue — outre ça d'un caractère méchant et malveillant." Als mir sein Begleiter sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß der Kaiser bei allen diesen Fehlern den Marschall Vaillant dennoch um sich dulde, meinte der Prinz: „Weil er gerade das Gegentheil von demselben ist: leutselig, geduldig, systematisch, erwägend in Allem, was er thut; er ist Allen überlegen; ich bin jedesmal befangen, wenn ich ihm nahe. Nur einmal habe ich ihn im Zorne gesehen, und zwar in London. Alors il était d'une fureur extrème. Il était tout bleu de colère. Als ich mich bei Jemand seiner Umgebung erkundigte, was die Veranlassung dazu gegeben, wußte Niemand es genau anzugeben. General Salles meinte, daß es probablement quelque trahison politique de la part de Lord Palmerston gewesen." —

Später kam der Prinz wieder auf Dänemark und Schweden zurück, wie er mit dem Kronprinzen Gripsholm besucht und wie dieser unendlich viel Rum auf der Reise getrunken. „Gripsholm," erzählte er, „hatte einen eigenen Reiz für mich. Ich besah mir das Spukzimmer, berühmt durch Gustav's III. Aufenthalt; man gewährte mir den Wunsch, eine Nacht in demselben schlafen zu dürfen. Aber," sagte er, „die Nacht verging so ruhig wie nur möglich, ohne daß ich im Mindesten gestört worden." So kamen wir auch auf die weiße Frau im Berliner Schlosse, und ich mußte ihm das darauf Bezügliche mittheilen. Er hörte ruhig zu. Als ich geendet, fing er an, von dem bekannten Hume und dessen Abenteuer in Paris zu sprechen. Er erzählte nun, wie es ihm mit demselben ergangen. „Als ich dessen Ankunft in Paris erfuhr, wandte ich mich an einen Bekannten, in dessen Hause er Zutritt gefunden, und bat ihn, mich eines Tages als Mr. tel et tel mit einigen Freunden einfinden zu dürfen. Meines Ranges sollte durchaus nicht gedacht werden. Zugleich ließ ich einige der bekanntesten Taschenspieler zu mir bitten, sagte ihnen, um was es sich handle, und bat sie, Mr. Hume genau auf die Finger zu sehen. Ich fand dort eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammelt, jedoch mehr Herren als Damen. Als man ihn nun ersuchte, uns etwas von seiner Kunst zum Besten zu geben, meinte er, daß der Saal zu hell erleuchtet und zu viel Menschen da seien. Unser Amphitryon führte uns in ein entlegenes, wenig erleuchtetes Zimmer. Nachdem wir uns um einen runden Tisch gesetzt und Mr. Hume um Stille ersucht, bat er, das Zimmer noch mehr zu verdunkeln, und sagte dann nach einiger Zeit:

„Meine Herren, die Geister nahen," und bald darauf war es mir, als umfasse Jemand mein Knie, als wehe meine Hand ein kalter Wind an; einige Leuchter auf dem Tische geriethen in Bewegung, und zuletzt leuchtete aus einer Spalte des Tisches eine Hand, einen Zettel in den Fingern, hervor. Hume nahm den Zettel und gab ihn Jemand, der die Worte davon ablas: „Demüthigt Euch und bleibet (demeurez) gute Christen." Ich erzähle," sagte der Prinz, „was ich gesehen, selbst erlebt. Daß es natürlich zugegangen, ist keinem Zweifel unterworfen, sagten die Taschenspieler, die ich mitgebracht, aber wie er es gemacht, bleibt uns unerklärlich." —

Am 12. nach dem Dejeuner besuchte der Prinz die Bibliothek. Irre ich nicht, so wurden dem Prinzen die „Oeuvres de Frédéric II.", prachtvoll eingebunden, übergeben — eine Aufmerksamkeit, die ihn sehr zu überraschen und zu rühren schien. Er fragte hier nach einigen Handschriften und Büchern und sprach über deren Werth. Die Professoren äußerten, daß der Prinz viel bibliographische Kenntnisse an den Tag gelegt. Den Ateliers von Rauch, Wolff und Müller wurden gleichfalls Besuche gemacht; doch hielt sich der Prinz in keinem lange auf. Das Zeughaus, dessen äußerer Bau und innere Einrichtung dem Prinzen gefiel, erfreute sich gleichfalls nur eines kurzen Besuches. Die vielen französischen Waffen, die sonst der Reisenden Aufmerksamkeit erregen, konnten natürlich nur wenig Interesse für ihn haben. Von den französischen Fahnen, die meistens aus der Rheincampagne herstammten, meinte Graf de Salles, daß dies Friedensfahnen seien, wie sie in jener Zeit die Nationalgarden der Landgemeinden gehabt, und die man in den Mairien aufbewahrt habe, aus denen man sie sehr wahrscheinlich auch entnommen.

Später besah der Prinz einige Räume im Schlosse specieller. In einem der Gänge traf er mit dem Könige zusammen, der eben im Begriff war, wegzufahren; Beider Begrüßung war jedoch nur kurz. Der Prinz besah darauf die Schloßkapelle, die keinen besonderen Eindruck auf ihn zu machen schien. Alles dies wurde im Laufe von etwa vier Stunden abgemacht. Um etwa 2 Uhr fuhr der Prinz Napoleon „en grande tenue" zum Prinzen von Preußen, um ihm den Grand Cordon der Ehrenlegion zu überbringen, welchen ihm der Kaiser verliehen. Ich hatte Tags vorher schon anfragen müssen, welche Stunde Sr. Königlichen Hoheit wohl am angemessensten erschiene, um ihn „en audience particulière" zu empfangen. Nachdem der Prinz ihm die Decoration im Namen des Kaisers eingehändigt, zogen sich die beiden Herren in ein Nebencabinet zurück, wo sie gegen dreiviertel Stunden verblieben. Als Prinz Napoleon heraustrat und in den Wagen gestiegen, sprach er die Worte, welche mir treu im Gedächtniß geblieben sind: „Voilà un homme; il sait ce qu'il veut, avec lui on vient bientôt à bout." — Bei unserer Rückkehr in's Schloß händigte mir der Prinz im Namen des Kaisers das Groß-Officierkreuz der Ehrenlegion, dem Oberstlieutenant v. Treskow das eines Officiers ein. Um 6 Uhr war ein Diner beim Prinzen von Preußen, bei dem außer dem Könige der Fürst Hohenlohe, die Generale v. Neumann, Hahn, Gerlach, der Graf Stillfried und einige wenige Andere geladen waren. Bei der Tafel ging es etwas gezwungen zu; der König sprach zwar viel, aber einen heiteren Anflug nahm die Unterhaltung

nicht. Die Umgebung des Prinzen war offenbar verstimmt, daß sie nicht mit Orden bedacht worden war, und Graf Salles sagte mir unverhohlen, daß man in Frankreich unfehlbar l'entourage du prince decorirt zu sehen erwarte. Ich sprach mit General v. Neumann, sowie auch mit General v. Gerlach hierüber, aber Beide waren der Ansicht, daß dergleichen vom Ministerio des Auswärtigen ressortire. Der Ministerpräsident v. Manteuffel aber soll es unter dem Einwande, daß man die Orden doch nicht à faisceau vertheilen könne, abgelehnt haben, einen Vorschlag hierüber zu machen. Dieser Unfreundlichkeit sollte bald noch eine größere folgen. Der König nämlich entfernte sich, nachdem er den Caffee zu sich genommen, aus der Gesellschaft, ohne ein Wort zu sagen und sie zu verabschieden. Anfangs glaubte man, der hohe Herr habe sich nur für einige Augenblicke zurückgezogen, aber als man sich näher erkundigte, wo der König denn eigentlich sei, erfuhr man, daß er nach Charlottenburg gefahren. Zu alle dem aber blieb guter Rath theuer. Ich kam mit Oberstlieutenant v. Tresckow überein, daß er rasch sich dahin begeben und unter dem Vorwande, sich Befehle zu erbitten, sich nach des Königs Intentionen erkundigen solle. Dies geschah auch in größter Eile. Aber bald kehrte er mit dem Bescheide zurück, der König würde gar keinen besonderen Abschied von dem Prinzen nehmen. Ich theilte die Sache sogleich dem Prinzen von Preußen mit, der nun sagte: „Wenn der König nicht wieder kommt, so können Sie dem Prinzen auch wohl sagen, daß er sich entferne, denn es ist schon spät.“ Ich sagte darauf dem General Salles, daß der König einer Indisposition wegen die Gesellschaft verlassen habe und nicht wiederkommen werde, worauf dann unsere Rückkehr nach dem Schlosse erfolgte.

Anderen Tages früh, den 13., händigte mir der Prinz eine Uhr mit seinem Portrait und Diamantenstaub eingefaßt und einer Kette als Souvenir für meine Frau ein; Oberstlieutenant v. Tresckow übergab er eine goldene Uhr mit seiner Namenschiffre, jedenfalls ein sonderbares Geschenk für einen Adjutanten des Königs. Auf dem Bahnhofe fanden wir den Prinzen von Württemberg, den General v. Schlichting und den französischen Gesandten. Bald darauf traten wir unsere Reise nach Röderau an, wo wir zwei sächsische Officiere fanden, die den Prinzen empfangen und ihm für die Reise als Cavaliere dienen sollten. Der Prinz entließ uns sehr freundlich und lud uns ein, ihn in Paris zu besuchen.

Hiermit endigte diese peinliche und anstrengende Partie. Wenn ich mir Alles überlege und den Eindruck, den die ganze Sache auf mich gemacht hat, so kann ich eine gewisse — Beklemmung will ich es einmal nennen — in der ganzen Sache nicht verkennen. Dem Hofe war der Besuch des Prinzen gewissermaßen aufgedrungen worden. Die politischen Verhältnisse bedurften unerläßlich einer Lösung, die der Kaiser Napoleon eben anzustreben emsigst bemüht war und zu deren Behufe er eventuell selbst nach Berlin kommen wollte. Dies aber hatte man gesucht, unter allen Bedingungen zu vermeiden, worauf Napoleon dann gesagt: „Eh bien, je vous enverrai mon cousin.“ Dieser habe sich denn auch eingefunden. So wenigstens flüsterte man sich in die Ohren und fügte noch hinzu, daß, wenn der König den Rathschlägen des Kaisers gefolgt, er

Neufchatel nicht verloren haben würde. Ob und wie viel Wahres an der Sache, lasse ich dahingestellt. Vielleicht gehört die ganze Geschichte in die Kategorie der nouvelles à la main, die nirgend mehr Verbreitung finden, als in der Nähe der Monarchen selbst. Die Aufnahme des Prinzen trug den Charakter einer gewissen Neugier, mit einer Art Geringschätzung vermischt, die ursprünglich wohl im Nationalgefühl wurzelte, dann aber durch unvorsichtige Aeußerungen hochgestellter Herren das Gepräge jener Berlin eigenen Art und Weise erhalten hatte. Dies zeigte sich namentlich in Potsdam bei der Parade in auffälligster Weise. Dem Prinzen Napoleon, eckig in seinen Formen, aber voller Beobachtungsgeist und Kenntnisse, fiel dies natürlich sehr wohl auf. Ihm war ein übler Ruf vorangegangen; vielleicht hat auch dieser ihm geschadet. Dabei hatte er auch Unglück. So z. B. verfehlte er, durch die Schuld eines Königlichen Kammerdieners, die Königin auf dem Balle beim französischen Gesandten zu empfangen. Der Kammerdiener meldete, als irgend Jemand vorfuhr, daß die Königin angekommen, worauf der Prinz sowohl als auch der Gesandte auf die Straße eilten, wo sie dann den Irrthum gewahrten. Doch kaum in den Salon zurückgekehrt, kommt die Königin wirklich an, ohne daß hiervon Anzeige gemacht wurde, und tritt unerwartet in den Saal. Die Königin selbst verweilte nur kurze Zeit auf dem Balle und entfernte sich fast unbemerkt. Prinz Napoleon, von mir rechtzeitig benachrichtigt, daß Ihre Majestät sich bald entfernen werde, versäumte jedoch über den nicht endenden Präsentationen den Moment, zur rechten Zeit bei der Hand zu sein, und als ich ihn endlich herbeigelootset, ging er hinter der Königin so her, daß sie seiner erst auf dem Flur ansichtig ward und sich hinunter führen ließ. Als die Oberhofmeisterin die Königin fragte, ob sie denn schon den Ball verlassen wolle, antwortete sie: „Ja freilich; ich habe völlig genug von dieser Sorte."

Der Dienst im Schlosse war auch nicht so recht geordnet, wie bei der früheren Anwesenheit des Herzogs von Orleans. Damals erhielten die dienstthuenden Cavaliere ein namentliches Verzeichniß des gesammten commandirten Dienstpersonals, das sehr gut instruirt war, und ein Programm der Zeiteintheilung. Diesmal war von alle dem nicht die Rede. Am zweiten Tage kam es vor, daß der Mensch, der bei dem Oberst Ferri Pisani als Lakai beschäftigt war, diesen bat, ihm das ihm bestimmte Douceur doch persönlich zu geben, weil es sonst in die allgemeine Kasse und somit nur ein kleiner Theil auf ihn komme, wodurch er für seine Mühen doch benachtheiligt würde. Oberst Pisani theilte mir dies mit und fragte an, wie er sich dabei zu verhalten habe. Wenn nun zwar sofort eine Remedur veranlaßt ward, so war es doch unangenehm, daß dergleichen überhaupt vorkommen konnte.

Wie gesagt, der ganze Besuch hatte etwas vom Empfang eines Gastes, den man stehend empfängt, um ihn bald wieder los zu werden — qu'on reçoit debout, pour s'en désembarasser bientôt.

Die Kunstausstellung in Berlin.

(Bildniß. — Landschaft und kleine Genre's. — Bildhauerarbeiten.)

Von

Bruno Meyer.

Nach Zahl und Qualität vorzüglich ist das Portraitfach vertreten. Dem Umfange nach die bedeutendste Stelle nimmt Wilhelm Camphausen's Reiterportrait des Deutschen Kaisers ein, welches sich den früher von demselben Meister gemalten des großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen als drittes im Bunde anschließt. Es hat seinen Platz in dem ersten Saale gegenüber dem Eingange gefunden und dominirt an dieser Stelle stattlich den ganzen Raum. Denn nicht bloß dem Umfange nach ist es von Belang: die Auffassung verdient Lob, die Bewegung ist frei, und das Arrangement schlicht und dabei wirkungsvoll. Freilich steht es wohl den Vorgängern, namentlich dem großen Friedrich, an Monumentalität des Eindruckes etwas nach.

Mit den übrigen Kaiserbildern der Ausstellung kann man sich unbedingt nicht einverstanden erklären. Das Brustbild von Lenbach in München hat empfindlich die Erwartungen enttäuscht; es ist in dem malerischen Helldunkel-Ton gehalten, welchen der Künstler cultivirt; aber auf Kosten einer in's Schwärzliche fallenden und doch nicht kräftigen Modellirung ist zu viel von dem Charakteristischen in Form, Farbe und Ausdruck des Kopfes verloren gegangen, als daß man wirklich mit freudiger Zustimmung den Kaiser darin wiedererkennen könnte. Es erscheint fast unerklärlich, wie einem Künstler gewisse höchst individuelle Züge, wie z. B. die der Nasenwurzel und der Nasenspitze so vollständig entgehen konnten.

Noch mehr enttäuscht ist das berliner Publikum mit Recht durch das Kaiserportrait Heinrich's von Angeli in Wien. Der Künstler hat, wie man sich erinnert, durch seine Beschickung der beiden letzten Ausstellungen die leidenschaftliche Gunst der Berliner wie selten ein auswärtiger Künstler im Sturme erobert; der „Rächer seiner Ehre" und die Dame in schwarzer Kleidung haben sich einer so schnellen und allgemeinen Popularität erfreut wie selten einzelne Werke der berliner Ausstellungen. Die Begeisterung auf die Spitze zu treiben bedurfte es gerade nur noch der hier auch wiederum ausgestellten Portraits des Kronprinzen und der Kronprinzessin, welche für den Künstler eine Reihe von dankbaren Portraitaufträgen nach sich zogen. Hier ist in der That in der vortheilhaften Auffassung der Persönlichkeiten bei größter Aehnlichkeit, in malerischem Arrangement bei vollkommenster Treue und in prägnanter Farbenwirkung bei einfachster und scheinbar naturgemäßester Auswahl der Töne so selten Vorzügliches geleistet, daß diese Bildnisse auf jeder im Portraitfache noch so gut besetzten Ausstellung unfehlbar zu den hervorragendsten Spitzen gehören würden. Um so befremdlicher und bedauerlicher ist das absolute Fiasco Angeli's gegenüber der Aufgabe, ein ähnliches und künstlerisch bedeutendes Portrait des Deutschen Kaisers zu

schaffen. Daß der Urheber dieses Bildes ein vorzüglicher Maler ist, erkennt sich auch hier leicht, aber von jener echt künstlerischen Auffassung, an jenem Erfassen der Persönlichkeit in ihrer vollen Charakteristik und von ihrer günstigsten Seite, wie sie seine übrigen Portraits in der Regel auszeichnet, ist hier auch nicht das mindeste zu spüren; selbst die charakteristischesten Formbestimmtheiten des Kopfes sind wie bei Lenbach so wenig scharf und bezeichnend wiedergegeben, daß es schwer ist, sich klar zu machen, wie ein so sicherer Künstler wie Angeli derartige äußerliche Dinge übersehen konnte.

Ein als Bild und gewissermaßen als Monument ausgezeichnetes Portrait ist das des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke, von Anton von Werner, aber als Bildniß bietet es dem Beschauer einige Schwierigkeiten, sich hinein zu finden. Sehr störend, weil ungewohnt, aber freilich von dem Künstler der Bestimmung des Bildes wegen — es gehört dem Kaiser von Rußland — gefordert, ist die grüne russische Uniform. Aber auch in der Haltung ist etwas Fremdartiges; die Bewegung des Körpers ist nicht ungezwungen und natürlich, sondern sie hat etwas vom Posiren, und jener charakteristische Habitus des Feldmarschalls, den Werner schon bei mehreren anderen Gelegenheiten vorzüglich getroffen hat, wird hier fast gänzlich vermißt. Auch der Kopf ist zwar sehr ähnlich, aber es fehlen gewisse Details, nicht etwa kleine nebensächliche Formen, sondern solche, die sich stark als Vehikel des Ausdruckes bemerkbar machen; der Kopf hat dadurch von seiner geistigen Tiefe und Bedeutsamkeit verloren. Kurz, das Bild, welches als Kunstwerk fortwährend in der Achtung steigt, bleibt als Bildniß fremd und nicht recht erfreulich.

Außer den genannten sind die Portraits von Prinzen und Generalen selten auf der Ausstellung. Ein treffliches, echt malerisches Bild hat Konrad Freyberg geliefert in dem Reiterportrait des Generals von Lüderitz als Commandeur des Garde-Kürassier-Regiments. Auf graziös courbettirendem Pferde sitzt der Dargestellte, sich wie im Gespräche zu seinem Adjutanten zurückwendend.

Ein lebensgroßes Bildniß in ganzer Figur von dem Prinzen Albrecht hat Friedrich Kaulbach ausgestellt. Es ist ein aristokratisch feines, sehr durchgeführtes, aber etwas unkräftiges Werk, wie denn Kaulbach als Darsteller von Männern an dieser Klippe einer zu großen Zartheit selten glücklich vorüberschifft. Es ist ihm eine Art der Idealisirung eigen, durch welche der energischen Charakteristik männlicher Köpfe zu leicht Gefahr droht; sie werden ganz ähnlich wie seine Frauenbildnisse, bei denen das aber erfreulicher und zweckentsprechender ist, so idealisch schön, daß man sie sich gar nicht aus dem dargestellten Momente des Ausdruckes heraustretend vorstellen kann. Ein rechter Beleg hierfür ist das männliche Brustbild und zum passendsten Vergleiche dessen Pendant, die Gattin des Herren und Tochter des Künstlers. Gerade in diesen beiden Bildern scheint mir, soweit ich nach einem allzu flüchtigen Eindrucke von den Dargestellten urtheilen kann, die Idealisirung nach einer gewissen Richtung hin so weit gegangen zu sein, daß sie nach einer anderen mindestens ebenso wichtigen zur Beeinträchtigung wird. So bleiben beide, weil sie in bestimmtem Sinne zu schön sind, im Totaleindrucke und in der Hauptsache weit hinter den lebenden Originalen zurück, namentlich was das weibliche Portrait betrifft, so schwer es auch Manchem hier gerade möglich scheinen dürfte.

Als die größten Meister des Frauenbildnisses stehen ohne Zweifel auf dieser Ausstellung Gustav Richter und Gustav Gräf nebeneinander. Richter hat in ganzer Figur das lebensgroße Portrait Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin Carolath gemalt. Ganz in Weiß gekleidet sitzt die Dame, die rechte Hand leicht gegen die Wange lehnend, da, zu ihren Füßen liegt ein mächtiger Hund, zur Seite im Kamine glüht das Feuer aus und überhaucht die zarten Formen mit einem leichten glührothen Schein. Es ist ein Bild von einer solchen Lebenswahrheit, daß man sich von dem Eindrucke gar nicht losreißen kann, und zugleich ist die Anmuth und Vornehmheit der Erscheinung mit so wenig Prätension und so großer Sicherheit zur Wirkung gebracht, daß etwas Edleres kaum gedacht werden kann, und die wohl nicht unbedingt als normal schön zu bezeichnenden Züge sind von

einem Schimmer der Hoheit und vom vollen Zauber der Anmuth umflossen. Coloristisch verdient das Bild ganz besondere Auszeichnung: die Abhebung der weißen Figur von der dunklen Umgebung, der rothe Feuerschein, der Glanz des Stoffes und alle die anderen Ingredienzien malerischer Wirkung, welche in der Composition reichlich vorhanden sind, hat der Künstler auf's vollendetste auszunutzen verstanden.

Noch sicherer hat Richter die Herzen der Ausstellungsbesucher getroffen mit dem köstlichen Selbstportrait Evviva! Der Künstler hält sein Söhnchen, das in der Hand eine Schale mit Champagner schwingt, aus einem Fenster, das geöffnet ist, heraus. Abgesehen von der ganz fabelhaften Aehnlichkeit ist die Composition von einer solchen Frische und Liebenswürdigkeit und so einfach und sicher in Anlage und Durchführung, daß man nur mit Mühe dazu gelangt, der hier sich selbst verhehlenden Kunst des Arrangements nach Würdigkeit gerecht zu werden.

Das diesem Bilde entsprechende Pendant, die Gattin des Meisters mit einem jüngeren Kinde, steht um so viel an Lebendigkeit hinter dem ersteren zurück, wie es schon aus der Bezeichnung, die der Künstler für Beide gewählt hat, hervorgeht. Er nennt das Erstere ein Genrebild und das Pendant eine Portraitgruppe. Sieht man indessen von einem Vergleiche mit ersterem Bilde ab, so ist auch dieses Pendant von ausgezeichneter Schönheit und namentlich in der Carnation und in den Stoffen, unter denen besonders die Malerei der goldenen Giselakette hervorgehoben zu werden verdient, durchweg meisterhaft. — Die beiden Kinder, einander küssend, erscheinen noch einmal in einem Rundbilde, das, für jeden anderen Künstler schon eine große Empfehlung, bei Richter eigentlich nur beiher zu erwähnen ist. — Außerdem hat Richter noch das lebensgroße Kniestück des Mr. George Bancroft ausgestellt, ein charaktervoll würdiges Portrait von ernstem, aber angenehmem Eindrucke.

Gustav Gräf's Hauptbild ist das lebensgroße Portrait einer jungen Dame in ganzer Figur. Sie ist stehend etwas von der Seite genommen, der Kopf, leicht gewendet, blickt in eigenthümlicher, für die Dargestellte charakteristischer Haltung aus dem Bilde heraus, man kann sagen: herab; das Costüm, hellblauer Atlas mit Spitzen darüber, vollendet den einfach noblen Eindruck des ganzen Arrangements. Dem Bilde ganz gerecht zu werden, dazu gehörte eine Vergleichung mit dem Originale, welche über gewisse Grenzen hinaus nicht in die öffentliche Kritik hinein gehört. Das aber darf selbst die in persönlichen Dingen rücksichtsvollste Kritik getrost verrathen, daß hier eine tiefe und schwer zu ergründende Gemüthsart mit einem unvergleichlichen psychologischen Scharfblick pikant und mit absolutem Treffer künstlerisch dargestellt ist. Daß von Seiten des rein Malerischen dieses Bild auf der Höhe steht, ist kaum nöthig hinzuzufügen. Gräf hat in dem Genre schon so Ausgezeichnetes geleistet, er hat dieses Bild der pikanten Aufgabe wegen mit so sichtlicher Liebe gemalt, daß diese Eigenschaft sich von selber versteht.

Für das große Publicum vielleicht noch anziehender ist das lebensgroße Kniestück einer Dame in streng durchgeführtem Rococcocharakter, der von einer Zierlichkeit und einer Noblesse der Erscheinung ist, wie sie nur ein außerordentlicher Künstler mit Hilfe einer für diesen Charakter eminent passenden Persönlichkeit als Vorwurf zur Erscheinung bringen konnte. Das Bild gemahnt wie eine Erinnerung aus vergangenen Tagen, und doch schaut es uns so unmittelbar lebenvoll an, daß wir es ihm anzufühlen glauben, daß das Blut in den schönen Formen des Modells noch nicht aufgehört hat zu schlagen und von den Gedanken und Empfindungen unserer Zeit bewegt wird.

Zu diesen beiden Perlen kommt als eine dritte ganz ebenbürtige — wiewohl, gleich Richter's Bancroft, in etwas weniger festlichen Tönen — das Portrait des deutschen Gesandten in Rom, Herrn v. Keudell, sitzendes Kniestück, ein Bild, dessen meisterhafte Charakteristik und dessen einfache Noblesse ebenso wie die geschmackvolle Solidität und Ausführung das höchste Lob rechtfertigt. —

Es mag hier als eine Curiosität, welche nur bei der unberechenbaren Confusion in den betreffenden Verhältnissen bei uns ihre Erklärung findet, erwähnt sein, daß

Gustav Gräf noch nie auf einer berliner Kunstausstellung mit einer Medaille bedacht worden ist. Es versteht sich nach dem, was er häufig schon zur Schau gebracht hat, und was jedem Kunstfreunde an den Fingern geläufig ist, von selbst, daß hier lediglich eine Vergeßlichkeit des akademischen Senates vorliegt, welcher, wie häufig, Herz und Kopf zur rechten Zeit nicht auf der rechten Stelle gehabt und jetzt unzweifelhaft längst eingesehen hat, daß Gräf das Zeitalter der Medaillen bereits überschritten hat. Es würde heute eine Tactlosigkeit sein, ihm eine derartige officielle Auszeichnung überhaupt noch anbieten zu wollen.

Ein schönes Damenportrait ist das der Frau Generalin von Voigts-Rheetz, Kniestück, sitzend, in hellblauem Atlaskleide, von Julius Grün. Es ist ungemein lebendig und in einem hellleuchtenden Tone sehr sorgfältig, doch ohne Peinlichkeit, glänzend, doch ohne Prätension gemalt, eines der glänzendsten Bildnisse dieses oft sehr ungleichen Künstlers.

Außer diesem hat derselbe noch ein Brustbild des Director Ranke ausgestellt, welches, ganz schlicht und einfach gemalt, sich durch frappante und erfreuliche Aehnlichkeit auszeichnet. — Dieselben Eigenschaften lassen sich dem Portrait des verstorbenen Director Krech von Wilhelm Herbig nachrühmen. — Den Musikdirector Grell hat Ulrike Laar in einem Brustbilde sehr wacker und ähnlich portraitirt.

Ein ansprechendes Portrait einer Dame in Schwarz, ebenfalls sitzendes Kniestück, rührt von Emil Teschendorff her. Wer im Stande ist, dieses Bildniß mit dem Originale zu vergleichen, der kann leicht einsehen, was den Gemälden Teschendorff's, auch denen mit idealem Gegenstande, zur Vollendung fehlt. Die Grundanlage ist in der Regel überraschend und interessant, und die zu Grunde liegende Idee zeugt von poetischem und malerischem Empfinden; aber dann fehlt es plötzlich bei der Ausführung an dem Punkte, wo die specifische Leistung anfangen sollte: die Pointe, auf welche das Ganze angelegt wird, kommt schließlich Mangels weit genug gehender Durchführung nicht heraus, und so bleibt immer eine unausgefüllte Kluft zwischen der leicht erkennbaren Absicht und dem, was am Ende fertig geworden, oder vielmehr im höheren Sinne unfertig geblieben ist.

Nur wenn man dies genügend berücksichtigt, kommt man der höchst eigenthümlichen Ariadne des Künstlers gegenüber zu der rechten Stellung. Weil er die sinnlich üppige Schönheit schließlich nicht schlagend darzustellen vermocht hat, und weil vor der Aufgabe, die Verzweiflung der verlassenen und getäuschten Liebe darzustellen, sein Pinsel erlahmt ist, bleibt nichts übrig, als eine in sehr gewundener Stellung in sich versunken stehende Gestalt, die man nach dem ersten flüchtigen Eindrucke viel eher Iphigenie an der taurischen Küste als Ariadne nennen würde. Wo es sich um weniger tiefe und hohe Aufgaben der Charakteristik handelt, ist begreiflicherweise der Künstler manchmal ziemlich glücklich, so daß das gleichfalls lebensgroße Bild: Nach dem Spazierritt, eine Dame im Reitcostüm, als recht ansprechend bezeichnet werden kann.

Mit einem kleinen ovalen Portrait einer Dame in Tracht und Manier der Rubensschule tritt Wilhelm Sohn in Düsseldorf auf, welcher seit seiner vielbeliebten Consultation beim Advocaten auf den berliner Ausstellungen vermißt worden. Dem Bilde fehlt der Stempel jener bravourmäßigen Kühnheit in der Pinselführung, welche die wesentlichste Anziehung auf den als Muster vorschwebenden Schöpfungen ausmacht. So wirkt das Bild zwar recht angenehm, aber nichts weniger als bedeutend.

Gleichfalls an Rubens, aber auch nicht zu seinem Vortheil, erinnert das Kniestück einer schwarz gekleideten Dame von Fritz Paulsen in Berlin; denn außer einem gewissen Kokettiren mit der üppigen Körperfülle sind dem Bilde kaum wesentliche Qualitäten der Rubens'schen Kunst eigen, so sehr auch das Costüm die Richtung der Gedanken zu unterstützen strebt.

Zwei Damenportraits hat auch Adolph Treidler ausgestellt, und zwar ist ihm die üppige, brünette Römerin bei weitem besser gelungen als die zarte, nordische Erscheinung, welche er vermuthlich noch vor seiner italienischen Studienreise gemalt hat. Wenn er in derselben Weise zu studiren und zu malen fortfährt, so kann es

nicht fehlen, daß er als ein ausgezeichneter Künstler aus dem Süden zurückkehrt, und schwerlich wird er später dann wieder Bilder malen, wie das Portrait jenes kleinen Kindes auf dem grünen Sammetsessel, welches allerdings vorzüglich componirt und sehr routinirt vorgetragen ist, auch einen recht frischen Eindruck hervorbringt, aber doch im Colorit auffallend kalkig erscheint.

Auch Bernhard Plockhorst hat zwei Damenportraits geliefert, von welchen das eine mit dem Portrait des Gatten der Dame Pendant bildet. Diese beiden sind von sehr gesättigter Haltung und durch lebenvolle Köpfe hervorragend. Die andere Dame, in Schwarz gekleidet, ist mit ihrem Kinde, einem kleinen Mädchen, zur Gruppe vereinigt und sieht recht lebendig und bestimmt aus dem Rahmen heraus, doch hat das Bild trotz der tüchtigen Malerei wenig Ansprechendes.

Freiherr von Tessin und seine Gemahlin sind in zwei virtuos gemalten Bildern von Wilhelm Fueßli in Karlsruhe portraitirt. Die hellblaue schwäbische Kammerherrn-Uniform des Mannes verhindert das Bild an gleich kräftiger Farbenhaltung, wie sie dem Pendant eignet. Dagegen hat dieses wieder in der Behandlung des Kopfes etwas Ungestümes, das namentlich mit dem weiblichen Charakter im Widerspruche steht und sich eher für Männerköpfe eignet. — Ein hübsches, wiewohl etwas trockenes Bild ist desselben Künstlers Knabenportrait in ganzer Figur.

Von Blanca v. Hagen rührt neben einem minder erheblichen weiblichen Portrait eine lebensgroße ganze weibliche Figur in der Tracht des frühen 16. Jahrhunderts her, welche, das Gebetbuch in der Hand, mit der Rechten den Thürklopfer eines Hauses faßt. Das Bild ist Heimkehr aus der Messe betitelt und mit großer decorativer Wirkung in breiter und bewußter Manier behandelt. — Auch in der sehr gefällig componirten Gruppe dreier Geschwister ist die Behandlung so kräftig und tüchtig, daß man keine weibliche Hand als den Urheber vermuthet.

Mit dem erstgenannten Bilde der Künstlerin berührt sich in gewisser Weise ein altdeutsches Mädchen von Elsbeth von Harling in Celle. Es ist auch lebensgroße ganze Figur, aber wie zahm und unkräftig behandelt! und wie gleichgültig und uninteressant gegenüber jener lebendigen und lebhaften Persönlichkeit!

Minder erfreulich ist eine Kindergruppe von Gottlieb Biermann. Der Composition mangelt es an Fluß, die einzelnen Köpfe sind nicht recht lebendig und die Färbung des Ganzen nicht harmonisch. Ueberhaupt hat Biermann diesmal nicht so glänzend ausgestellt wie in den letzten Jahren, und sein ansprechendstes Bild dürfte das Kniestück einer Dame in grünem Sammet sein.

Welche Untiefen dem Portraitgruppenmaler drohen, vergegenwärtigt mit erschreckender Klarheit Georg Urlaub in München. Weiter kann selbst der blindeste Zufall in der Zerstörung jeder letzten Erinnerung an etwas wie Kunst oder Gesetz nicht gehen. Wenn der Künstler nicht etwa in dem hier Ausgesprochenen sein erstrebtestes Lob erkennt, das heißt also die Roheit sich als Aufgabe vorgesetzt hat, so bin ich leider nicht im Stande zu ahnen, wovon er bei diesem Bilde überhaupt Wirkung und Erfolg erwartet hat.

Julius Schrader hat unter dem Namen eines Mädchens mit Früchten wohl nur ein verkapptes Portrait geliefert. Der Gesammteindruck der graziösen Erscheinung ist ungemein lieblich; schade, daß sich die Töne des kirschrothen Kleides und des bläulich-rosigen Teints mit einander schlagen, und überhaupt trotz der rothen Dominante eine sehr kühle Tonart angeschlagen ist; sonst würde die Wirkung noch sehr viel bannender sein. Außer diesem finden wir von Schrader noch zwei männliche Brustbilder, von denen eines den verstorbenen Bildhauer Bläser darstellt, meisterhaft gemalt und von großer Aehnlichkeit. Und wie hier Schrader, wie schon mehrfach, einen der berliner Kunstwelt theuren jüngst Verstorbenen vorführt, so huldigt er einer alten Gewohnheit, indem er am bekannten Platze in dem neuen Saale mit einem männlichen Kniestück auftritt, welches freilich an allgemeinem Interesse den früher hier gesehenen wesentlich nachsteht.

Den verstorbenen Eduard Magnus hat der berliner Todtenmaler par excellence, Fritz Hummel, sehr ähnlich und in solidem Vortrage gemalt.

Zwei weibliche Kniestücke und ein männliches rühren von Adolph Jebens her. Jene beiden sind wie gewöhnlich solid, aber trocken, das in kleinerem Formate gehaltene durch fleckiges Colorit auffallend. — Auffallende Kraft im Ton und Energie in der Auffassung zeigt das männliche Bildniß, eine sehr tüchtige Arbeit.

Ein lebensgroßes Damenportrait von Paul Bülow scheitert in seiner malerischen Wirkung an dem braunen Kleide, welches der Harmonie der Töne widerstrebt. Dagegen ist das Portrait des Prinzen Georg von Preußen in halber Figur, glänzend und mit Bravour gemalt, ähnlich, doch in glücklicher Idealisirung.

Durch eine sehr abweichende Behandlung macht sich Daniel Penther aus Wien bemerklich. Sein Brustbild einer jungen Dame von feiner Schönheit fällt sogleich durch die originelle Färbung auf, welche bei dem dünnen Auftrage der Farben eine Klarheit und doch eine Wohligkeit der Stimmung hat, die eine eigenthümliche Anziehung ausübt. Eine wunderbar poetische Erscheinung! — Sehr markig schattirt ist von demselben Künstler der Kopf eines jungen Mannes.

Emma Encke in Berlin hat das Brustbild eines Mädchens aus dem Berner Oberlande gesund und frisch, gewandt und zierlich gemalt. — „Stella, weiblicher Kopf", von Karl Engelbrecht in Berlin empfiehlt sich durch reine Zeichnung und sichere Modellirung, nicht so durch das porcellanene Ansehen des Fleisches.

Durch Kinderportraits sind Norbert Schrödl, zur Zeit in Rom, und Frau Marie Wiegmann in Düsseldorf bemerkenswerth. Das kleine Mädchen, welches Ersterer in ganzer Figur lebensgroß darstellt, zeichnet sich durch eine höchst glückliche Naivität aus, ist aber malerisch ohne bedeutende Qualitäten.

Das Bild der Frau Wiegmann hat ganz den Charakter, welchen man in letzterer Zeit an ihr mehrfach zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Das mit aufblickendem Lockenköpfchen in ganzer lebensgroßer Figur dargestellte Mädchen zeigt jene eigenartige Verschmelzung der Düsseldorfer romantischen Auffassung mit moderner Technik, und wiewohl diesmal die letztere Beimischung — nicht allzusehr zum Vortheile des Bildes in malerischer Beziehung — zurücktritt, ist dasselbe doch gerade in seiner größeren Strenge ungemein reizvoll.

Das Portrait eines kleinen Knaben in ganzer Figur weit unter Lebensgröße, glatt und kalt in der Farbenbehandlung, unlebendig, puppenhaft in der Erscheinung, hat Oskar Begas ausgestellt, der jedoch viel mehr zu seinem Vortheil in der lebensgroßen Halbfigur eines florentiner Blumenmädchens erscheint. Das hübsche Costüm und das schelmisch lächelnde Gesicht in dem klaren und soliden Vortrage wird seine Anziehung kaum verfehlen.

Die noch übrigen Bildnißmaler haben nur männliche Portraits ausgestellt; unter ihnen ist keiner, der den besten unter den vorerwähnten vorzüglicheren männlichen Bildnissen oder gar den besten weiblichen Gleichwerthiges hervorgebracht hätte.

Julius Röting in zwei männlichen Portraits ist kräftig und erfreut durch lebenvollen Ausdruck; die malerische Wirkung ist geringe. — Otto Heyden verdient für das große Portrait des Stadtrathes Meyer Magnus, lebensgroß in ganzer Figur, Anerkennung. Das Arrangement des Bildes ist so gefällig und wohl abgewogen, daß er wohl kaum je etwas Besseres in dieser Hinsicht hervorgebracht hat, die Malerei ist sichtlich mit großer Liebe behandelt und läßt kaum etwas zu wünschen übrig als allenfalls eine größere Leuchtkraft des ganzen Colorits; auch die Aehnlichkeit ist unbedingt schlagend, wiewohl ein gewisser angenehmer Charakterzug in dem Kopfe ungern vermißt wird.

Theodor Ziegler's Bildniß eines Herrn empfiehlt sich durch die naturwahre Haltung und den lebendigen Kopf, ist aber etwas gleichgültig behandelt und in Folge dessen ungleich in der Durchbildung. — Schlicht und tüchtig sind die Portraits des Fürsten Bismarck und des verstorbenen Grafen Johannes Renard von Konrad Dielitz, beides Kniestücke.

Eine sehr ehrenvolle Erwähnung verdient das kleine ovale Portrait des berliner Bildhauers Büchting in Schmelzmalerei auf Porcellan von Georg Landgraf. Es ist von ausgezeichneter Aehnlichkeit und behandelt die schwierige Technik mit Meisterschaft.

Endlich mag noch, wiewohl nur bedingterweise hierher gehörend, der Bernardino benannte kleine italienische Bube in lebensgroßer ganzer Figur, von Emil Zöpke in Berlin, als eine in jeder Beziehung angenehme Studie nach der Natur hier angereiht werden. —

Da, wie bereits früher erwähnt, das Genre seine anerkannten Hauptmeister vermißt, und demzufolge eine fruchtbringende Betrachtung der Genremalerei nur bei einer sehr beträchtlichen Ausdehnung in die Breite im Eingehen auf recht viele der ausgestellten Werke zu ermöglichen wäre, was ich vielleicht an anderem Orte zu thun versuchen werde, so halte ich es für gerathen, hier lieber ganz über diesen immerhin wichtigen Theil der Ausstellung hinwegzugehen, mag es auch schwer sein, bei einem Ausstellungsberichte über Wilhelm Riefstahl, über Ludwig Passini und über manchen anderen hervorragenden Meister des Faches sich Schweigen aufzuerlegen. Aber ich denke, auch hierbei ist wohl Schweigen besser, als oberflächlich reden. So mag denn also aus dem Gebiete der Malerei nur noch von der Landschaft und den kleineren Genres gehandelt werden.

Der Landschaft freilich ergeht es beinahe wie dem Genre: sie tritt sehr zurück, jedoch nicht wegen mangelnder Vertretung (obgleich wohl numerisch die Landschaft gewöhnlich stärker besetzt gewesen sein möchte), auch nicht wegen Enthaltung der hauptsächlichsten Meister, sondern weil auch die besten kaum etwas Durchschlagendes, ungewöhnlich Bedeutendes mitgetheilt haben. Das gilt z. B. — und das kann als Maßstab für die Größe der Calamität gelten — selbst von den beiden Achenbach. Andreas hat einen Sturm bei Vliessingen geschildert, selbstverständlich mit sicherer Hand, aber nicht mit glücklicher: das Bild fesselt nicht. Das Genre aber, welchem seine mild anmuthige Niederrheinische Landschaft angehört, ist man an ihm nicht gewöhnt, und sie wird ihm nicht recht für voll angerechnet. — Oswald Achenbach hat einen Abend am Liris, Motiv zwischen Ceprano und Sora, geschildert, aber nicht einmal den Eindruck der Verwirrung vermieden. Die Pläne heben sich nicht hinreichend ab. — Ganz in den Fußstapfen A. Achenbach's wandelnd schildert Karl Saltzmann mit markiger und kunstverständiger Hand eine Morgendämmerung am Meere bei recht bewegtem Wasser; aber er stört seine Wirkung durch die Schwierigkeit, die er sich selbst geschaffen hat: er will die Interferenz der von verschiedenen Seiten kommenden Wogenreihen darstellen, dadurch wird die Bewegung seines Wassers einfach wirr; der Reiz der Bewegung ließ sich nicht bannen.

Unter den Düsseldorfer Meistern hat sich der Norweger L. Munthe schnell einen Namen gemacht und bewährt seinen Ruf vollauf in einer großen Winterlandschaft, mit Fischfangscenen staffirt. Hier ist die durchdringende Naßkälte des einfallenden Thauwetters, seine Hauptpassion, meisterhaft geschildert. In einer andern Winterlandschaft aber übertreibt er seine Mittel: Die verschwimmenden Contouren werden zu förmlichen Höfen um die Figuren, was natürlich eine üble Wirkung hervorbringt. — An seine Weise erinnert eine Herbstlandschaft mit Rindern von A. Kallenberg. — Der bedeutendste unter den deutsch gewordenen Norwegern bleibt Hans Gude in Karlsruhe, dessen in ihrer Einfachheit großartige Marine mit einem stolzen Dampfer als Belebung unstreitig auf der Ausstellung im gesammten landschaftlichen Fache kaum ihres Gleichen hat.

Die Berliner haben sich diesmal auf Eduard Pape nicht verlassen können. Am meisten befriedigt noch seine Waldlandschaft mit den schroffen Bergen rechts und trinkenden Hirschen. Dagegen hat sein Vierwaldstätter See einen unangenehmen blaugrünen Ton.

Ueberraschend bedeutsam ist hingegen Albert Hertel aufgetreten. Er bietet sechs umfangreiche italienische Landschaften, großartig ernst aufgefaßt, trefflich gezeichnet, in monumentaler Weise colorirt und mit den sieben Werken der Barmherzig-

keit (die Speisung der Hungrigen und die Tränkung der Durstigen, auf einem Bilde vereinigt) staffirt. Die Bilder sind als Saaldecoration im eigenen Hause des Künstlers gedacht. Selten ist in den letzten Jahren eine landschaftliche Production von so stilvoller Haltung und so gediegener Durchführung wie diese hervorgetreten. Es gehörte die ganze Verständnißlosigkeit der Berliner Hängecommission dazu, dieses Hauptstück der Ausstellung (nach einer bestimmten, sehr wesentlichen Richtung) an eine Fensterwand zu hängen, die allenfalls für schwarze Cartons brauchbar ist. Todt zu hängen waren doch solche Bilder nicht. — In einem Anfalle von Localpatriotismus hat der Künstler ferner den Versuch gemacht, zu ergründen, was die Natur etwa thun könnte, um der Berliner Siegessäule aufzuhelfen. Er hat richtig erkannt, daß es zuerst und vor Allem darauf ankommt, das corpus delicti selber thunlichst zu verhüllen, und dies durch eine ächte Berliner Staubwolke bewerkstelligt, die zur Sicherung der Wirkung noch von der glänzend gelben Abendsonne angeschienen wird. Der Berliner erkennt nun zwar in dem brillanten Lichteffectstücke seinen Thiergarten nicht recht; aber die Säule macht sich so, da der Phantasie Alles freisteht, recht schön. Gemalt ist das Bild mit ebenso großer Sicherheit im Sinne ganz moderner Coloristik, wie der Decorationscyclus im Sinne der idealen Kunst.

Unter den Münchenern nimmt Eduard Schleich, der Ende vorigen Jahres verstorbene, die erste Stelle ein; doch ist die der Nationalgalerie gehörige Landschaft keine würdige Vertretung seiner Kunst an solcher Stelle. Ungleich poetischer und malerischer sind die beiden kleineren Bilder: Seegegend und Abendlandschaft. Es will fast bedünken, als ob Schleich sich in seinen letzten Tagen allzusehr auf den „Ton" und die „Stimmung" verlassen hätte. Seine früheren Bilder standen in keiner Hinsicht unter seinen letzten, aber sie waren zugleich charaktervoller als diese. — Jetzt ist nun Adolph Lier der Erste. Leider ist auch er nur verhältnißmäßig unbedeutend vertreten.

Zu den Hervorragendsten in der Landschaft gehören auch drei Ausländer: Bernhard Fiedler in Triest (übrigens ein geborener Berliner), Edmond de Schampheleer in Brüssel und Felix Ziem in Paris. Der Erste hat mit seinem „Kairo" unzweifelhaft noch nicht sein letztes Wort gesprochen, aber sich einen Maßstab geschaffen, der beinahe nicht immer innegehalten werden kann. Seinem Bilde „Die Granitbrüche der alten Aegypter in der nubischen Wüste bei Assuan an der ersten Nilkatarakte" mangelt das gegenständliche Interesse. Das Geschilderte ist eintönig und langweilig. Solche Dinge, von denen man sich nur einmal eine Vorstellung verschaffen möchte, sind die geborenen Gegenstände für schnell und flüchtig entworfene Aquarellskizzen in Hildebrandt's Manier, aber sie eignen sich nicht zu großen und mit allem Aufwande an Kunst ausgeführten Bildern. Das ist der Grund, weshalb Fiedler's Bild weit hinter dem an Wirkung zurückbleibt, was die in demselben vorliegende künstlerische Leistung verdiente. — de Schampheleer bietet eine — auffällig helle — Regenstimmung an den Ufern der Schelde (bords de l'Escaut sagt der gelehrte Katalog!) und ein größeres, sehr schönes Bild: Die Amstel bei Amsterdam. Die ganze poetische Ruhe und die friedliche Heiterkeit, welche der holländischen Flachlandschaft eignet, ziert diese Gemälde, und sie bezeugen in jedem Strich, in jedem Tone den Meister. — Ziem hat Venedig verlassen und sich nach Constantinopel gewendet. Er hätte es nicht thun sollen. Wenn man einmal eine so ausgeprägte, zwar wirkungsvolle und ansprechende, aber doch recht einseitige Manier hat, so soll man keine Neuerungen machen; sonst verräth man sich. An Venedig in Ziem'scher Beleuchtung hat man sich gewöhnt; aber wenn Constantinopel genau ebenso aussieht, so kommt man auf den Gedanken, auch an dem Ziem'schen Venedig zu zweifeln.

Da ist schon Ernst Körner in Berlin besser mit Constantinopel zu Stande gekommen. Sein goldenes Horn ist sehr duftig und fein durchgeführt; auch sein Suez im Frühlichte zeugt von guter Auffassung. Der Künstler scheint die Periode der Mauserung glücklich überstanden zu haben. Hoffentlich hindert ihn Meister Hildebrandt's Ruhm nicht weiter daran, Künstler zu sein und zu bleiben. — Sein Lehrer

Hermann Eschke giebt einen Sturm an der Küste von Capri, dem sich leider nichts Erfreuliches nachsagen läßt. — Fast überraschend hat sich dagegen Christian Wilberg entfaltet. Seine Grotte der Egeria mit dem heiligen Haine, dem Blick auf das Sabiner- und Albanergebirge und den badenden Frauen als Staffage ist eine der vorzüglichsten Landschaften der Ausstellung; wundervoll seine Parteinsamkeit, Motiv aus Frascati; malerisch und fein sein kleines forum Romanum. — Nicht in der gewöhnlichen Vorzüglichkeit behauptet sich Albert Flamm in seiner Domäne, der Malerei Rom's und der Campagna; doch haben seine Bilder Stimmung. — Ein wirkungsvolles Motiv behandelt mit geschickter Hand auch J. F. Hennings (München) in seinem alten Parke mit Wasserkunst bei Mondschein. Es ist ein so poetisches, heimlich unheimliches Dunkel, daß man sich nicht verwundern würde, die Elfen darin spielen zu sehen. — Eine eigen poetische Stimmung hat Friedr. Wilh. v. Winterfeld's Abend am Bodensee; seine Sägemühle bei Berchtesgaden ist durch die schöne bauliche Gruppe bemerkenswerth. — Außerdem ragen durch die geschickte Verwendung der Architektur in ihren Landschaften hervor: Georg Pflugradt, J. Dunke, Bernhard Krause.

Das Hochgebirge hat verhältnißmäßig wenige und noch weniger hervorragende Bearbeiter gefunden. August Leu in dem Sagne-Fjord in Norwegen erinnert so auffallend an die Natur der bayrischen Alpen, daß man der Treue der Schilderung nicht recht zu trauen wagt. — F. R. Unterberger in Brüssel malt ein norwegisches, ein tiroler und ein süditalisches Motiv, groß, routinirt, aber trocken. — Von Moriz Erdmann's Bildern zeichnen sich vornehmlich Kaftöland im Gallmarsfjord aus. — Auch Otto Preß cultivirt jetzt dieses Gebiet; ebenso Karl Hummel in Weimar; nicht minder nach alter Weise Otto v. Kamecke ebenda. — Karl Triebel hat diese Stoffwelt verlassen und wendet sich wieder dem großen Baumwuchs zu, dessen kundige Behandlung ihm einst den Kraftnamen Eichentriebel eintrug. — Einen herrlichen Eichenforst in Abendbeleuchtung, groß und meisterhaft behandelt, finden wir von Robert Ruß in Wien. — Karl Krüger ist sich in Spreewaldbildern treu geblieben, mit geringerem Erfolge Max Schmidt in ideal staffirten Waldlandschaften. — Louis Spangenberg scheint sich mehr als früher dem Gefälligen zuzuwenden. — Richard v. Poschinger in München tritt mit zwei bemerkenswerthen Strandbildern auf. — Von Ernst v. Gleichen-Rußwurm rührt ein großes, tüchtig gemaltes Herbstwaldbild her, Der Rehwechsel. — Lina v. Perbandt und Amélie v. Schwerin erscheinen je in ihrem bekannten Genre, Beide aber nicht so hervorragend wie wohl schon früher; Gleiches gilt von Antonie Biel. — Louis Douzette giebt neben der gewöhnlichen Mondnacht einen recht tüchtigen märkischen (Eichen-) Wald bei Tagesbeleuchtung und einen Winterabend mit verunglückter Abendröthe. — Edmund Berninger hat Anlage und malerisches Gefühl, wird aber gut thun, vor Effecthascherei auf seiner Hut zu sein. — Valentin Ruths erscheint ungleich und nicht so bedeutend wie sonst. — A. Lutteroth's Castell von Ischia leidet an branstiger Farbe. — Gustav Meißner's Herbsttag im östlichen Holstein hat eine schöne, dunkle Stimmung. — Das mag von der Landschaft genügen, obgleich noch manche Andere eben so viel Anrecht haben mögen, genannt zu werden.

Auf dem Gebiete der Architekturmalerei wird der Name Gräb nur durch Paul Gräb, den Sohn Karl Gräb's, repräsentirt. Er arbeitet in der Weise des Vaters, ohne ihn indeß zu erreichen. — Hervorragend ist Rudolph Alt in Wien, namentlich mit römischen Studien in Aquarell, vertreten, viel geringer Franz Alt. — Eine gut staffirte und auch gut gemalte Hofansicht aus dem Schlosse zu Merseburg giebt Albert Conrad. — Ein furchtbar trockenes Architekturbild von Verona producirt T. Choulant in Dresden. Ungleich besser ist sein kleines Aquarell einiger Dogengräber in S. Giovanni e Paolo zu Venedig. — Innenansichten rühren von Karl Werner in Leipzig her, zum Theil mit so bedeutender Staffage, daß sie den Genrebildern zugezählt werden könnten, meisterhaft und sorgfältigst detaillirt wie immer;

ferner von Paul Ritter in Nürnberg, der ganz vortrefflich den Chor der Lorenzkirche mit dem Sacramenthäuschen Adam Kraft's bei Abendlicht darstellt; endlich von Heinrich Heger in Kiel, der mit gewohnter Feinheit und malerischer Wirkung ein Interieur im Rathhause zu Lüneburg mit Theilen des jetzt in Berlin befindlichen Silberschatzes schildert. —

Das vielfach mit dem Genre und der Landschaft sich berührende Thierbild hat seinen vornehmsten Vertreter in Paul Meyerheim. Er hat einen Löwen und einen Tiger in Oel und vier Thieraquarelle ausgestellt, von denen eine die von Schiller im Handschuh geschilderte Situation wiedergiebt. Hierzu könnte man noch um der beiden Prachtochsen des Gespannes willen das Genrebild „Bergab" (Motiv bei Bozen) rechnen. Schärfer die Formen und Bewegungen der Thiere zu beobachten, genialer auf die psychologische Natur derselben einzugehen, humor- und liebevoller die Situationen zu erfassen, als Meyerheim thut, ist unmöglich. Dazu kommt eine glänzend leichte und unfehlbar sichere Technik in beiden Gattungen der Malerei, so daß seine Arbeiten zu dem Bedeutendsten und allseitig Vollendetsten gehören, was man in der Kunst sehen kann. Schade, daß ich mir durch Ausschluß der Genremalerei von meiner Betrachtung die Gelegenheit abgeschnitten habe, auf sein ausgezeichnetes Genrebild „In der Wildenbude" näher einzugehen!

Den Schaf-Raphael könnte man — trotz Albert Brendel — den Münchener Otto Gebler nennen, von dem die Nationalgalerie ein vortreffliches Bild erworben hat: Die Kritiker. Um das Bild, das der Künstler auf der Erde stehend zurückgelassen, versammelt sich die ganze haute volée des Schafstalles, um es zu betrachten; und wahrlich, diese „Kritiker" müßten mehr als Schafe sein, wenn sie sich in einem Gebler'schen Bilde nicht vollkommen getroffen fänden. Die anderen Bilder sind nicht ganz so vorzüglich; in dem „Am Kartoffelfeuer", wo ein kleiner Schafhirte den schnuppernd zusehenden Wollthieren eine geröstete Kartoffel an die Nase hält, fällt der verunglückte Hund auf. — Auch Christian Mali bevorzugt die Schafe, liefert aber diesmal nichts Bedeutendes. — Der vorgenannte Albert Brendel hat jetzt neben den Schafen die Pferde zum Gegenstande seiner Neigung erkoren und malt u. A. beide vereinigt als Auswanderer wider Willen in einem Schiffe, das von Bremen nach New-York fährt. Malerisch recht gut ist sein Pferdestall aus Barbizon. — Der Pferdekenner und Pferdeliebhaber par excellence unter den Berliner Malern ist Karl Steffeck, sein Hauptbild die Verherrlichung einer cause célèbre in der Sportsmanwelt: Der Kampf zwischen Geisterseher und Wagehals, die fast ganz gleichen Schritt haltend am Ziele anlangen. Das Bild hat alle Qualitäten, welche einen Sportsman und Trainer begeistern können; malerisch ist seine Wirkung eine geringe. Daneben hat Steffeck noch Pferde in der Koppel und (nach dem Kataloge) ein Damenportrait zu Pferde, d. h. das Bildniß einer reitenden Dame, ausgestellt, auch diese beiden nicht so gut, wie man von dem Künstler zu erwarten berechtigt ist. — Von Emil Hallatz gehört der Piqueur mit der Meute und der panische Schrecken hierher. Die Hauptforce des Künstlers liegt im Genre. — Den Reigen der Meister, die des Rindviehs breitgestirnte glatte Schaaren verherrlichen, eröffnet billig Friedrich Voltz, obgleich seine auch dem Umfange nach minder erheblichen Bilder diesmal nicht von so ungewöhnlichem Gewichte sind wie sonst. — August Leu (junior) versucht sich in einem großen Thierstück à la Koller, dessen Wirkung durch die sehr schlecht gezeichnete Spiegelung im Wasser stark beeinträchtigt wird. — Ein recht gutes Thierbild, „Herbstmorgen", hat Moriz Delfs in Hamburg gegeben; vortrefflich ist das Licht auf den Thieren behandelt. — Gustav Ranzoni und namentlich Paul Ribarz, beide in Wien, müssen auch um ihrer guten Thierstücke willen genannt werden. — Auch ein Paar Hundestücke verdienen Erwähnung, voran das lebensgroße Bild Brodneid von Karl Friedrich Deiker in Düsseldorf, ein Karrenhund und ein anderer sich beißend. Dann rührt von Leopold de Cauwer in Fürstenwalde ein eigenthümliches Bild her: Phipsel als Pflegemutter, ein kleines

Schoßhündchen bei Küchlein sitzend, denen — dem Titel nach zu schließen — wohl die Glucke auf irgend eine Art verloren gegangen. Da hinzugesetzt wird: „Scene aus einem Hühnerhof" (was andernfalls ja ganz sinnlos wäre), so wird die Situation wohl beobachtet sein: etwas unklar und fragwürdig bleibt sie. — Spielende Katzen schildert Henriette Ronner in Brüssel, dazu einen Fuchs im Hühnerhause. Die Dame schildert naturwahr und markig, aber es ist bedauerlich, daß ihre Farbe immer trockener und schmutziger zu werden scheint, und sie sich gar zu sehr des Unschönen befleißigt. Auch Charles Verlat in Weimar giebt einen Fuchs auf der Lauer: er ist im Begriff, über Enten herzufallen, die noch ganz harmlos umherschwimmen, im Wasser tauchend kopfstehen u. s. w. Das Bild hat etwas unfreiwillig Komisches. — Endlich sind noch lebensgroße kämpfende Eber von J. Deiker in Düsseldorf mit Auszeichnung aufzuführen. —

Zum Schlusse dieser Ueberschau der Gemälde hat uns auch das Stillleben noch einen Augenblick zu beschäftigen. August Jernberg überrascht hier mit einem großen Küchenstück in der Weise des Frans Snyders. Es ist gut componirt und flott gemalt. Ein ähnliches Bild, vielleicht im Arrangement etwas zurückstehend, dafür im Tone wohl noch besser, rührt von einem Künstler her, der im Kataloge einfach Adelsköld genannt wird, ohne Vornamen oder Aufenthalt oder irgend sonst eine nähere Bezeichnung. Eben derselbe hat auch ein recht tüchtiges Seestück von beträchtlichem Umfange, in einem düstergrauen Tone ausgestellt. — Ein kleines Küchenstück, mit einer weißen Pute als Hauptgericht, lobt die gastronomische Kennerschaft, aber auch das Maltalent von Philipp Arons. — Dann reiht sich ein gutes Jagdstillleben von Auguste Schepp in Karlsruhe an. Dieselbe giebt auch noch einen Schlaftrunk, credenzt in hübsch gemaltem Steinkruge. — Auch sonst haben die Damen gewohnheitsgemäß dies Feld reichlich angebaut. Mme. Franchimont in Antwerpen malt sehr schöne Früchte. Unsere Blumen malenden Damen treten dagegen auffallend zurück. Julie von der Lage weiß ihren Rosen weder Reiz noch Rundung zu geben; Clara Lobedan wird zu sehr bloß botanisch genau; Anna Peters in Stuttgart geht ganz auffallend rückwärts; die wohl früher schon an ihr bemerkbare Hinneigung zu unordentlichen Compositionen nimmt überhand.

Wenn man den höchsten Werth des Stilllebens in minutiöse Feinheit der Ausführung und bis zur Illusion gehende Genauigkeit der Nachbildung jedweden Gegenstandes setzt, was ja in gewissem Grade berechtigt ist, so haben weitaus das Beste Schödl und Heimerdinger geleistet. Max Schödl in Wien giebt eine kleine Gruppe persischer Geräthschaften: einen Bijouteriekasten, ein Kännchen, ein Pfeifchen u. s. w., vermuthlich den Besitz irgend eines Liebhabers. Die Sachen sind vorzüglich, nur mit etwas stumpfer Farbe, gemalt. — Friedrich Heimerdinger in Hamburg begnügt sich mit einigen Südfrüchten; aber wie ist das gemalt! Das Brett, auf welchem dieselben (gleich dem berühmten Vorbilde, dem Krüger'schen Hasen der Nationalgalerie) befestigt sind, ist so fabelhaft täuschend, daß es kaum möglich ist, die Beschauer von der Nichtwirklichkeit dieses Holzes, dessen einzelne Fasern und dessen kreuz- und querliegende Splitter in Farbe, zum Theil plastisch nachgebildet sind, zu überzeugen; und wenn sie das dann endlich glauben, so beginnt dieselbe Ueberraschung und Orientirung mit der unten am Rande steckenden Visitenkarte des Künstlers. Da haben wir nach einer gewissen Seite hin die äußerste Grenze der Kunst. — Für uns sei dies der Schluß der Betrachtungen über die ausgestellten Gemälde. —

Auf dem Gebiete der Plastik nimmt wieder Eduard Müller aus Koburg mit seinen beiden Marmorgruppen ebenso unbedingt wie vor vier Jahren mit seinem jugendlichen Satyr die erste Stelle ein. Die erste heißt: Das Geheimniß eines Faunes und stellt einen jugendlich lieblichen Faun neben einer reizenden jungen Bacchantin sitzend vor, die er mit dem rechten Arm umfaßt hält, und der er ein süßes Geheimniß anvertraut zu haben scheint. Verstohlen lächelnd wendet sie sich ein wenig von ihm ab und versucht scheinbar, den um ihre Hüften gelegten Arm zu

entfernen. Wie in allen seinen Arbeiten, bewährt Müller hier wiederum ein hervorragend feines Schönheitsgefühl, namentlich die Köpfe sind von einer Anmuth und Lieblichkeit ohne Gleichen. Besonders wirkungsvoll ist dann aber auch die Art seiner Marmorausführung, welche zugleich von einer Solidität in der Formbildung und von einer Weiche der Behandlung ist, wie Beides höchst selten vereint angetroffen wird. Die Formen sind so schwellend weich, daß man glaubt das lebendige Fleisch zu sehen, und ohne jede Absichtlichkeit und Aufdringlichkeit der Technik sind die feinsten Details mit vollkommener Deutlichkeit ausgesprochen; Alles ist hier gleich vollendet, auch die Bewegungen und der Ausdruck geben sich so wie von selber, daß man glaubt, es könne gar nicht anders sein.

Die zweite Gruppe stellt eine Bachantin vor, welche dem Amor die Flügel beschneidet. Obgleich aller vorzüglichen Eigenschaften des Meisters theilhaftig, steht dieses Werk doch nicht ganz auf der Höhe des ersteren; die Situation ist nicht so ansprechend, und der Kopf des kleinen Liebesgottes, der mit gebundenen Händen es sich gefallen lassen muß, daß ihm die Schwingen gestutzt werden, ermangelt des treffenden Ausdruckes; auch könnte, da diese Seite des Körpers bei der Composition als die hauptsächlich sichtbare hervortritt, der Rücken der kauernden Bachantin feiner und detaillirter ausgearbeitet sein. — Für die Nationalgalerie kann wieder keines dieser beiden Prachtstücke gekauft werden, da sie bereits im Privatbesitze sind; von einem Auftrage, der diesem als Idealbildner hervorragendsten Künstler unserer Zeit ertheilt worden wäre, ist aber auch noch nichts bekannt geworden. Die Nationalgalerie begreift eben immer noch nicht, daß sie ein Museum der Kunst der Gegenwart ist, und daß sie als solches nicht die Zeit hat zu warten, bis ihr die gebratenen Tauben zufliegen, sondern die Verpflichtung, sich selbstthätig auf der Höhe ihrer Aufgabe zu halten.

Nach diesen beiden Arbeiten tritt eine erhebliche Pause ein, jenseits deren dann eine ziemlich erhebliche Anzahl hübscher Arbeiten angetroffen wird. Zu den bemerkenswerthesten gehören unbedingt die drei Werke von Reinhold Begas, der hier eine lebensgroße Marmorausführung jener Gruppe von Pan und Psyche giebt, welche zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sein ungewöhnliches Talent lenkte. Das Werk kann als bekannt angesehen werden, und über die außerordentliche Lebendigkeit und Naturwahrheit, über den Humor und die Frische des Pans dürfte nur eine Stimme sein. Weniger befriedigt wird man sich durch die Psyche erklären können, deren Haltung sehr steif und hölzern, mehr kindisch als traurig und verschämt ist, wie denn auch die Geberde des Thränenwischens in dieser Form einer Erwachsenen nicht recht zu Gesichte steht.

Auch ein zweites Werk von Begas ist aus dem Psychemythus entnommen, es stellt Merkur vor, welcher sich daran macht, Psyche nach dem Olymp zu tragen. Die meisten Menschen werden sich den Götterboten trotz seiner gewöhnlichen Schlankheit als kräftig genug vorstellen, um die zartconstruirte Personification der Seele nach dem Götterberge zu tragen. Begas hat ihn in nicht gerade herkulischen, aber athletischen Formen bilden zu müssen gemeint, wodurch er seinen specifischen Charakter wesentlich eingebüßt hat, und trotzdem scheint ihm der Auftrag beträchtliche Anstrengung zu verursachen. Das sollte man kaum vermuthen, da das Mädchen von sehr zierlicher Körperbildung ist und mit der eingedrillten Grazie einer Balletteuse auf seinen Rücken zu steigen im Begriff ist. Auf Ausdruck ihres Kopfes ist gänzlich verzichtet, er ist ohne jegliche Bewegung. Die ganze Attitüde der beiden Figuren hat einen sehr realistisch wahren Anstrich, der aber mit der Idealität des Stoffes in einem gröblichen Widerspruch steht, so daß die freilich großartige Kunst in der Durchbildung der einmal so erfaßten Aufgabe im Schlußergebniß unerfreulich bleibt.

Das mindest befriedigende von Begas' Werken ist aber unzweifelhaft das Grabmonument für den jungen Herrn Strousberg. Der Kopf des Verstorbenen wird von einer zu Häupten des Sarges sitzenden Frau unterstützt, während sich zu den Füßen zwei Kindergenien zu schaffen machen. Es ist sichtlich, daß hier die

Monumente der Art aus der Zopfzeit als Muster vorgeschwebt haben, doch fehlt dem Werke die Naivetät und die vor Ungeschicklichkeiten bewahrende eminent malerische Begabung der Zopfmeister. Die Composition ist durchaus zerrissen: die weibliche Figur könnte, abgesehen von dem bei Begas nachgerade schon etwas verbrauchten Kopftypus, genügen, entschieden unschön aber sind die kleinen Putten, sie sind allzunatürlich und haben in ihrer Haltung und Bewegung etwas, was bei Begas' Arbeiten öfter zu beobachten ist, daß nämlich die Gestalten nicht sowohl nackt als vielmehr ausgezogen aussehen. Das ist bekanntlich ein großer Unterschied. Nackte Figuren geberden sich, wie wenn sie keinen Anzug gewöhnt wären, ausgezogene dagegen lassen erkennen, daß ihnen etwas fehlt, was sie an vollständig freier Bewegung verhindert. Nur bei der ersten Art von Behandlung kommt die nackte Form in ihrer Schönheit zur richtigen Entfaltung und Geltung, während bei der zweiten schon dadurch ein Mißton in das Werk kommt, daß an den Conflict zwischen dem Werke und der Convenienz der wirklichen Welt in fühlbarer Weise erinnert wird.

Recht solide durchgebildet ist das lebensgroße Gypsmodell einer ihr Kind in's Bad geleitenden Mutter von Karl Begas. Der junge Künstler hat früher einige Male bedenkliche Ansätze genommen, seinem Bruder nachzuahmen, was bei ihm als nicht ursprünglich unfehlbar zum Verderben hätte ausschlagen müssen.

Auch ein anderer Künstler, der Reinhold Begas auf sich hat wirken lassen, erscheint diesmal recht zu seinem Vortheil, Martin Paul Otto, gleich dem vorigen zur Zeit in Rom sich aufhaltend; er giebt ein lebensgroßes Modell eines ruhenden Kentauren mit einer auf ihm sitzenden Nymphe. Wenn das Köpfchen der weiblichen Figur nicht so sehr leblos wäre, würde die Gruppe wohl uneingeschränkten Beifall verdienen, da sie sehr geschickt componirt und in allen Einzelheiten solide und geschmackvoll durchgeführt ist.

Von größeren Sculpturwerken sind noch die Figuren für den Neubau der Königl. Gemäldegalerie zu Kassel von Karl Echtermeyer in Dresden zu nennen, welche Spanien und Italien als zwei der für die Geschichte der Malerei wichtigsten Länder repräsentiren. Als symbolische decorative Arbeiten sind sie recht tüchtig.

Ernst Herter gefällt sich darin, seit Jahren zum so und so vielten Male seine Antigone, diesmal klein in galvanisch bronzirtem Zinkguß, auszustellen, nebst einem dazu gehörigen Orestes, bevor er die Klytämnestra tödtet, der an ernstem Charakter und stilvoller Haltung mit der Antigone nicht verglichen werden kann.

Gustav Kaupert, der Lehrer der Bildhauerei am Städel'schen Institut in Frankfurt a. M., hat eine lebensgroße Statue der Eva, die den Apfel hält, geliefert, eine gewissenhafte und mit Geschmack gearbeitete nackte Figur mit einem ansprechenden, wiewohl kaum sprechenden Kopf.

Von Karl Möller ist die Marmorfigur einer Psyche ausgestellt, die, wie alle früheren Arbeiten des Künstlers, eine gewisse akademische Strenge athmet, aber von höchst sorgfältiger Ausbildung ist und im Ganzen einen freundlichen Eindruck macht.

Von Richard Neumann findet sich die Statuette eines zechenden Wallenstein'schen Soldaten burschikos-flott und von tüchtiger Arbeit.

Johannes Pfuhl's Tauben fütterndes Mädchen, Gypsmodell, ist wenig erheblich; bedeutender die Gruppe der Psyche, welche den Cerberus beschwichtigt, von Friedrich Reusch, welcher auch einen Amor mit einem Helm ausgestellt hat, einen kleinen Burschen, der in der großen martialischen Kopfbedeckung sehr komisch aussieht.

Hermann Schubert in Dresden hat nach zwei Richtungen einen sehr energischen Anlauf genommen. Er giebt die lebensgroße Marmorfigur eines jugendlichen Faunes, dem im Laufe der Weinkrug zerbrochen ist, zu dessen Scherben er nun überrascht und betrübt hinabsieht. Der Ausdruck und die Bewegung der Figur, sowie auch die Arbeit verdient gewißlich Lob, und wenn die Wirkung verhältnißmäßig nicht stark ist, so muß das hauptsächlich auf die Rivalität der Müller'schen Arbeiten geschoben werden, welche alle übrigen herabdrücken.

Eine sehr resolute, tüchtig aufgebaute Arbeit ist Schubert's zweite Gruppe: Jacob mit dem Engel ringend, in Gyps. Die Gestalt des himmlischen Boten und der knieend ihn umfassende und festhaltende Erzvater sind höchst ausdrucksvoll und vortrefflich zur Gruppe vereinigt, auch von allen Seiten fast gleich günstig anzusehen; es ist ein sehr beachtenswerthes Werk der überhaupt sehr seltenen und meist, von Voreingenommenheiten abgesehen, wenig erfreulichen religiösen Bildnerei.

Arnold Selbach's Mädchen mit der Muschel, welche auf die scheinbar aus derselben kommenden Töne horcht, erinnert durch das Motiv allzu lebhaft an das vortreffliche Werk des Franzosen Carpeaux, mit dem das vorliegende, was die geistreiche Auffassung und pikante Ausführung betrifft, keinen Vergleich aushält.

Den Ruhm eines sehr absonderlichen Vorwurfes hat sich Stephan Sinding in Christiania gesichert. Er stellt den jungen Hermes dar, der den Verdacht, die Rinder des Apollo gestohlen zu haben, dadurch von sich abzulenken sucht, daß er sich aus dem Schlafe erwachend stellt. In der That ist das verschmitzte unterdrückte Lächeln des Kleinen, der sich die Augen reibend pfiffig hinausschaut, ob er auch nicht entlarvt wird, in hohem Grade gelungen, und wenn in manchen Theilen des Körpers die Marmorausführung virtuoser wäre, so würde das Werk vortrefflich zu nennen sein.

Mit einem Bildwerk in tausend Aengsten tritt Ludwig Tendlau auf. Das am Boden sitzende Kind fürchtet sich vor einem auf dasselbe zuhüpfenden Frosch. Die Arbeit ist gut, aber zu wenig reizvoll, um ihr viel Beifall zu versprechen.

Recht flott hat sich Max Wiese gezeigt, dessen für Bronze-Reproduction bestimmter Page mit dem Pendant eines Edelfräuleins von der Art Modellen zu sein scheint, welche unserer Bronzeindustrie noth thun, um sie beim Publikum in Aufnahme zu bringen. Eine treffliche decorative Figur ist auch sein lebensgroßer Page mit einem Pocal, und in zwei Büsten in gebranntem Ton, einem Portrait des Malers Röhling des Jüngeren und einer jungen Dame in Renaissancetracht, hat er einen der bei uns noch seltenen, wiewohl schon oft genug nach dem Vorgange der Franzosen anempfohlenen Versuche gemacht, das aus der Hand des Künstlers selber hervorgegangene Thonmodell durch den Prozeß des Brennens zu erhalten.

Einen pikanten Entwurf für die Bronzeausführung theilt auch Otto Gradler mit: Faust und Mephisto, auf ihren Zauberpferden in schnellster Gangart davon eilend. Der Gegenstand ist für die Plastik etwas kühn, indessen für Bronze ausführbar, und das Modell darf wohl auf einigen Erfolg rechnen, soweit derselbe bei dem naturgemäß nicht eben niedrigen Preise eines Bronzeabgusses von einem so complicirten Modelle möglich sein kann.

Karl Steinhäuser's Mignon fällt unter die Gesichtspunkte, welche bei dem Bilde Schick's erörtert sind. Das Bildwerk hat hier das seltene Glück einer vortrefflichen Folie, indem der vor Jahren durch einen Verblüffungserfolg beim berliner Publicum über Verdienst hoch angeschriebene Pietro Calvi mit einer Mignon gezeigt hat, weß Geistes Kind er ist, so daß zu hoffen steht, daß man über ihn sich in Zukunft weitläufige Erörterungen wird ersparen können.

Auch die übrigen Italiener, welche verhältnißmäßig zahlreich auf der Ausstellung vertreten sind, können über die handwerksmäßige Erzeugung ihrer Arbeiten nicht hinwegtäuschen.

Wegen seines wahrhaft phänomenalen Erfolges auf der Wiener Weltausstellung psychologisch — oder pathologisch? — interessant ist Pietro Guarnerio's kleine Marmor-Statue erzwungenes Gebet, ein kleiner Knabe im Hemdchen, der vor dem Essen oder vor dem Schlafengehen gegen seinen Willen beten muß und darüber einen furchtbaren Mund zieht und dicke Thränen weint. Das Motiv dieser Arbeit hat etwas Fesselndes und Packendes, namentlich für das weibliche Geschlecht, welches an den Naivitäten des frühen Kindesalters ein der weisen Natur nicht genug zu dankendes natürliches Wohlgefallen hat. Daß man das Werk aber zu einem Ereigniß auf künstlerischem Gebiet aufblähen konnte, ist ein trauriges Zeichen von dem verwirrten Kunstgeschmacke des Publicums; denn was die künstlerische Leistung an

dem Werke betrifft, so steht diese auf einer sehr mäßigen Stufe, die Ausführung des Kopfes ist geradezu nachlässig, nur auf die ungefähre Wirkung in eine gewisse Ferne berechnet, weit entfernt aber von derjenigen genauen Durchbildung der Einzelheiten, welche zumal die Marmor-Sculptur, wenn sie Kunst sein soll, unausweichlich fordert.

Von Enrico Braga ist u. a. ein ganz kleines, schrecklich verrenktes Mädchen im Hemdchen unter dem Titel: die Schamhafte ausgestellt, ferner ein Knabe, der mit einem Hunde spielt. Der Künstler hat denselben Stoff früher schon einmal und zwar unvergleichlich besser ausgeführt, so daß nicht abzusehen, warum er sich nicht, den Markt zu halten, auf die Wiederholung der früheren Arbeit beschränkt. Der kleine Hund in dieser Gruppe ist ein wahres Ungeheuer von leichtfertiger Arbeit.

Das Anmuthigste, was die italienischen Bildhauer zu bieten vermögen, ist die kleine Gruppe von Raimondo Pereda: Verstellung und Zärtlichkeit, ein kleines Mädchen, welches sich weinend anstellt und dadurch den kleinen Bruder zu den komischesten Anstrengungen begeistert, um an ihr emporzuklettern und sie zu trösten. Hier ist auch die Detaillirung, wiewohl oberflächlich, doch nicht in der Weise abstoßend lüderlich wie an den meisten anderen italienischen Arbeiten.

Auch das dieses Jahr ausgestellte Bildwerk von Antonio Tantardini: der erste Wassereindruck, ein badendes Mädchen, das eben mit den Fußspitzen vorsichtig in's Wasser taucht, gehört zu dem Besseren, was er geschaffen. Zwar macht die Gestalt einen etwas koketten und leichtfertigen Eindruck, aber in der Bewegung ist Munterkeit und Natürlichkeit, und des überhäuften Beiwerkes, zu dessen Bewältigung eine raffinirte Technik herbeigezogen wird, ist wenigstens nicht allzu viel.

Zu welchen grauenhaften Geschmacklosigkeiten aber die auf ein nicht künstlerisch, sondern trocken verständig empfindendes Publicum speculirende italienische Kunst auf ihrem Wege gelangt, zeigt die Statue von Ugo Zannoni: Studium und Arbeit, ein kleines Mädchen, welches während des eifrigsten Strickens die Zeit noch zur Lectüre eines auf ihrem Schoße liegenden belehrenden Buches benutzt. Natürlich thut jeder dem Künstler den Gefallen, einen Blick in die sauber geschriebenen Zeilen des Buches zu werfen, — und damit ist sein Erfolg ja gemacht.

Aus Rom hat endlich Emil Wolff ein Hirtenmädchen, welches mit einem Zicklein scherzt, geschickt, eine nüchterne, unsympathische Arbeit, welche des Künstlers nicht würdig erscheint.

Von größeren Relief-Arbeiten hat das Ausland eine sehr merkwürdige geschickt: Das Urtheil des Salomon, für einen Justizpalast bestimmt, von Karel de Kesel in Brüssel. Die Behandlung des Reliefs ist hier höchst eigenthümlich; die Figuren treten nämlich in verschiedenen Plänen auseinander, sind aber an ihrer Oberfläche ganz flach gedrückt. Es ist dies eine Reminiscenz sehr früher Relief-Arbeiten, in welchen die noch unentwickelte Technik auf ihre Weise sich über die Schwierigkeit der Reliefdarstellung hinweg lavirte; doch hatte sie Tact genug, dabei die Häufung der Schwierigkeiten durch malerische Gruppirung in die Tiefe zu vermeiden, und sie erleichterte sich durch eine derartige Behandlung die Reliefdarstellung höchstens bei kleinen Formaten, nicht aber bei überlebensgroßen Figuren wie hier. Somit könnte die Composition an sich und in ihr jede einzelne Figur sehr viel überzeugender und schlagender sein, als es in der That der Fall ist, und diese Art der Behandlung würde trotzdem eine nachhaltige Wirkung unmöglich machen.

Eine ungemein flotte Arbeit von sehr lebhaftem Eindruck ist desselben Künstlers Büste von Constant Dosche.

Achtbar ist das große Relief der Bergpredigt von Louis Brodwolff.

Außerdem sind nur noch die beiden Rundreliefs von Heinrich Gerhard aus Cassel, zur Zeit in Rom, nennenswerth: der Frühling, ein Mädchen mit Amor spielend, und der Herbst, ein auf einer Weinrebe sich schaukelndes Mädchen. Die Formen zeugen von Schönheitssinn, und die Composition hält sich geschickt und mit Wirkung auf der Grenze, jenseits deren die Stillosigkeit beginnt. Noch aber ist der Reliefcharakter ungestört eingehalten.

Im Uebrigen ist nur noch von einer Reihe von Porträtbildungen zu sprechen. An der Spitze derselben steht aus verschiedenen Gründen die Marmorbüste Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin von Albert Wolff. Dieselbe ist von denkbar glücklichster Aehnlichkeit und eines des hervorragendsten Schüler Rauch's in der Ausführung würdig. Das Werk hat etwas Imposantes und Großartiges, echt Fürstliches. Eine kleine Differenz scheint mir zwischen der ernst classischen Behandlung des Kopfes und der decorativen Anordnung der Gewandung an der Büste zu bestehen, welche letztere sichtlich sich römischen Vorbildern anschließt. Doch ist dieses Bedenken so untergeordneter Natur, daß es der unbedingten Anerkennung des Werkes keinen Abbruch thut.

Das Geistvollste und Virtuoseste, was vielleicht an Büsten vorhanden, ist die des Malers Anton v. Werner von Erdmann Encke. Hier ist Alles Leben und Bewegung, und die Aehnlichkeit ist schlagend. — Ein riskantes Experiment, das auch nicht durch unbedingtes Gelingen gerechtfertigt ist, scheint mir dagegen der Künstler in der Büste Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin gemacht zu haben. Er steht sichtlich unter dem Einfluß jener Art von Idealisirung, durch welche Angeli in seinem Bilde Erfolg gehabt und Furore gemacht hat; aber man kann nicht behaupten, daß er zu derselben schlagend schönen Wirkung gelangt ist; weder wirkt die Tracht so malerisch wie dort, noch ist der Kopf mit derselben glücklichen Idealität übergossen, welche für einen Maler freilich wohl leichter zu erreichen war, aber eben doch dem Bildhauer nicht ganz geglückt ist, so daß der Versuch einer Rivalität mit dem Maler wohl als ein bedenkliches Experiment bezeichnet werden darf.

Eine Büste des Kronprinzen in Marmor hat Rudolph Schweinitz gearbeitet; sie ist sorgfältig, aber geistlos. — Der Prinz Georg von Preußen ist durch eine gute sehr ähnliche Büste von Louis Castan vertreten.

Außerdem erscheinen von bekannteren Persönlichkeiten der commandirende General v. Zastrow in einer Marmorbüste von Emil Steiner, keck behandelt und von sprechender Lebendigkeit. In ähnlicher Weise ist auch das Modell einer Büste des General-Feldmarschall v. Steinmetz behandelt. Recht gelungen ist ferner die Büste des Malers Hermann Eschke von Heinrich Walger, und die des Malers und Zeichners Ferdinand Weiß von Julius Moser. — In der nach der Todtenmaske gearbeiteten Portraitbüste Hermann's v. Mallinckrodt ist es Johannes Janda nicht gelungen, die geistige Feinheit des Kopfes, die sich sehr deutlich auch in der Form aussprach, wiederzugeben. — Der verstorbene Professor Bläser erscheint in einer frisch modellirten Statuette von Karl Schuler.

Zum Schlusse sind noch als außerordentlich gelungen und sehr erfreulich die beiden trefflich in Marmor ausgeführten Büsten eines neapolitanischen Fischerknaben und eines römischen Hirtenknaben von Ferdinand Hartzer mit Auszeichnung zu erwähnen. Hier begegnet man einer Frische des Naturgefühles und einer Freude an der schönen unverkümmerten Erscheinung, die etwas Erquickendes hat und sehr erfreulich absticht gegen die vielerlei Experimente, mit der dürren dürftigen Nachahmung der Natur auch und gerade in ihrer Häßlichkeit in der Kunst Wirkung zu erzielen. Daß Hartzer, wie es scheint, von seinen Versuchen, die in ähnlicher Richtung gingen, als von einem Durchgangsstadium zurückgekommen, ist sehr erfreulich zu beobachten; die Läuterung seiner Kunst von innen heraus wird ihm dauernd zum Vortheil gereichen.

Literarische Rundschau.

1. Fünfzehn Essays von Hermann Grimm. (Zweite vermehrte Auflage der neuen Essays rc.). Berlin. Ferd. Dümmler's Verl. 1874.

Hermann Grimm vereinigt in einem für deutsche Verhältnisse bis jetzt ungewöhnlichen Grade die wesentlichen Eigenschaften des Essayisten in sich: bei tiefen Kenntnissen sichern Blick für das Wesentliche und Energie in Beseitigung des Ueberflüssigen und Störenden; warme Fühlung mit der Gegenwart, die sich auch bei Behandlung entlegener Stoffe niemals verleugnet; Gewandtheit in Vertheilung von Licht und Schatten; keckes Zugreifen, wo der Gegenstand eine anziehende Seite zeigt, auch wol auf die Gefahr hin, einmal einseitig und parador zu erscheinen. Seine Sprache ist durchsichtig, gefeilt, mäßig in Anwendung von Bildern, aber der scharf zugespitzten Antithese nicht abgeneigt, nicht von vorwiegender sinnlicher Kraft, ohne Treitschke's rhetorische Gewalt, aber ein treffliches Werkzeug für scharfe Zeichnung und allseitige Beleuchtung des Gegenstandes. So giebt denn auch der vorliegende, literarhistorischen und politischen Darstellungen gewidmete Band überall zu denken, zwingt, wenn nicht zu unbedingter Zustimmung, so doch gewiß zu lebhafter Theilnahme und läßt einen Eindruck zurück, wie man ihn nur aus bester, anregendster Gesellschaft heimnimmt. Zwei Drittel des Textes (die Essays über Friedrich und Macaulay, Goethe in Italien, Schiller und Goethe, Goethe und Suleika, Heinrich von Kleist's Grabstätte, Byron und Leigh, Hunt, Alexander von Humboldt, Varnhagen's Tagebuch, Dante, Ralph Emerson) sind alt und mögen daher hier nur genannt werden. Unter den für uns neuen geben Nr. 5 (Goethe und die Wahlverwandtschaften) und Nr. 7 (Goethe und Louise Seidler) willkommene, von wärmster Pietät durchwehte Einzeluntersuchungen über des alternden Goethe künstlerisches und menschliches Wesen. Dort wird das Verhältniß Minna Herzlieb's zur Ottilie des Romans (wie wir es schon aus innern Gründen stets aufgefaßt haben), nicht als das des Modells, sondern als das eines indirecten, für die letzte künstlerische Formgebung wirksamen Einflusses dargestellt: sehr zum Gewinn für die ästhetische Würdigung des von der Klatschsucht nur zu sehr ausgebeuteten Romans. Hier (in Nr. 7) erhalten wir einen höchst liebenswürdigen, wenn auch vielleicht ein wenig optimistischen Beitrag zur Würdigung Goethe'scher Humanität. Nr. 10, eigentlich eine Anzeige des Diltheyschen Werkes über Schleiermacher, wirft scharfe, aber auch wol hin und wieder ein bischen blendende Schlaglichter auf unsere große literarisch-wissenschaftliche Epoche. Sehr mit Recht gewiß wird die mächtige, ideale Geistesarbeit jener unvergeßlichen Jahrzehnte betont, im Gegensatze gegen unser Ringen mit der Materie und den Massen. Ist aber damals wirklich die Herrschaft mehr als jetzt in den Händen der Gebildeten gewesen? Und heißt es nicht die Lichter ein wenig stark aufsetzen, wenn man, im Vergleich mit der Gegenwart, die Zeiten der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege als friedliche bezeichnet? Etwa, wenn wir recht verstanden

haben, weil Napoleon classische Kunstwerke raubte, mit römischen Formen kokettirte, den Werther las, Goethe und Wieland zu sich befahl und weil — zufällig Lili's Sohn, der französische Husarenoffizier v. Türkheim, in der Nähe war, als die Vulpius nach einer Schutzwache für Goethe rief? Trotz aller Pendulen-Geschichten möchten wir glauben, daß für einen classisch gebildeten und human gesinnten Krieger in dem napoleonischen Heere sich deren zehn unter den bewaffneten Söhnen unserer materialistischen Epoche finden. Hat nicht Grimm selbst in seinem Romane „Unüberwindliche Mächte" diese Seite unserer „eisernen Zeit" so schön gewürdigt? Unserer Ueberzeugung nach haben wir heute in Deutschland einen weit tiefer gehenden Cultus des Genius als unsere Väter; und wenn wir zur Erziehung, resp. Bändigung unserer aufstrebenden Massen wirklich über keine anderen Mittel disponirten, als „über die Reste der schwindenden humanistischen Bildung" unserer literarischen Jahrzehnte, so dürften wir doch am Ende zu kurz kommen. Doch solche Seitensprünge sind in einem gedrängten Essay am Ende nicht buchstäblich zu nehmen, und mögen hier nur erwähnt werden, um unser oben ausgesprochenes Urtheil zu illustriren. Reich an überraschenden Ausblicken und wirkungsvollen Pointen ist Nr. 11 der Sammlung, das ausführliche Essay über Voltaire. Freilich muß man die plastische Ruhe und Durchsichtigkeit der berühmten Strauß'schen Darstellung hier nicht suchen; vielmehr gerathen die Umrisse des Bildes in der bewegten Zeitatmosphäre (1871) wohl gelegentlich etwas in's Schwanken, wie z. B. wenn Voltaire als „der letzte literarische Ausklang der romanischen Rasse" bezeichnet wird. Sehr angenehm berührt dafür in dem schönen Nachruf an Gervinus (Nr. 13), die bei Grimm's bekannter warm nationaler und preußischer Gesinnung doppelt anzuerkennende Pietät des Schlußwortes: „Gervinus war „noch vom alten unabhängigen Adel der Literatur. Er stand für sich und auf sich „allein. Er lebte als großer Herr auf seinem Gebiete; für ihn gab es nur ein Interesse, nur geistige Arbeit höchster Art zum Besten des Vaterlandes .... Er „durfte das volle Bewußtsein hegen, soviel als irgend Andere, die neben ihm arbei„teten, zur Erhebung Deutschlands zu eigner politischer Rangstellung beigetragen zu „haben, durfte auch aus eigner Macht sich die Befugniß vorwegnehmen, bis an's „Ende seiner Tage die eigne Meinung heilig zu halten, wie er früher und von An„fang an gethan".

Sei die Sammlung denkenden und für gute Form empfänglichen Lesern von Herzen empfohlen.

2. Goethe's Leben und Schriften. Von Karl Goedeke. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchh. 1874. IV. 554. 8.

K. Goedeke's eigenthümliche Vorzüge sind den Freunden deutscher Literaturgeschichte hinreichend bekannt: gründlichstes und ausgebreitetstes Wissen, ruhige Klarheit in Uebersicht und Anordnung, gewissenhafter und unbefangener Anschluß der Interpretation an die Texte und dem entsprechende Abneigung gegen lustiges Aesthetisiren und gegen Alles, was Systemsucht scheinen könnte. Das Urtheil drängt sich nirgends auf, giebt aber unbefangen den wirklich gewonnenen Eindruck wieder. Die Darstellung entbehrt jedes rednerischen Schmuckes, hält sich auf der geraden Linie des tenue genus dicendi, ist aber nicht ohne innere Wärme, wo sie dem Idealen begegnet. Alle diese Eigenschaften finden sich auch in dem vorliegenden Buche; und wenn auch aller eigentliche bibliographische Apparat fortgelassen ist, (den mag man in Goedeke's „Grundriß" suchen) und Neues zu geben überhaupt nicht im Plane lag, (denn der Text setzt sich fast ganz aus den Goedeke'schen Einleitungen zur Gesammtausgabe und den einzelnen Werken zusammen), so wird der Sachkenner doch auf jedem Schritte durch das Gefühl der unbedingten Sicherheit seines Führers wohlthuend berührt. Was Gesammtanlage und Form des Buches angeht, so hebt sich im Ganzen und Großen die Gestalt des Helden isolirter aus ihren Umgebungen hervor, als wir es bei der perspectivischen und coloristischen Manier der Neuern gewohnt sind: die cultur-

historischen und sonstigen Excurse, welche für Hintergrund und Luftperspective zu sorgen pflegen, fehlen zwar nicht durchaus, sind aber auf das ganz Unerläßliche beschränkt. Der Heroencultus des Biographen ist begeistert, aber nicht abgöttisch. Gegenüber den bekannten unlösbaren Conflicten der Goethe'schen Lebensführung giebt die Darstellung einem respectvollen, den Gedanken frei lassenden Lakonismus vor apologetischen Künsten den Vorzug. So heißt es über die Sesenheimer Katastrophe: „Er sah deutlich ein, daß er nach Schatten greife. Er liebte das anmuthige Kind voll und ganz. Freilich — auf einen Antrag, auf eine Verbindung mit Friederiken dachte Goethe nicht, mochte er nicht denken". Da mag nun Jeder zusehen, wie er die unterstrichenen Worte zusammenbringt. In ähnlicher Weise wird Goethe's Stellung zu der nationalen Erhebung nicht vertuscht, nicht beschönigt, aber auch nicht angeklagt, sondern einfach berichtet. Man fühlt, daß die Absicht nur dahin geht, Urtheile möglich zu machen, nicht sie vorweg zu nehmen und aufzudrängen. Für die Methode der Interpretation und ästhetischen Kritik ist die Behandlung des Faust bezeichnend. Diese Tragödie ist für Goedeke „die einfachste und klarste aller Dichtungen", der Abstand zwischen dem ersten und zweiten Theil führt sich auf den frischen Blick des Jünglings und die Weitsichtigkeit des Greises zurück. „Das Böse" wird ganz einfach als die sinnliche Natur im Gegensatze zur geistigen gefaßt; der Pact mit Mephisto als das Versprechen, ihm anzugehören, wenn er Faust's idealen Trieb durch Sinnlichkeit ersticken könne. Die katholisirend romantischen Decorationen des Schlußactes zweiten Theiles hindern nicht, die Entwickelung für endlos, den Ausgang für unbekannt und unerkennbar zu erklären. Gretchen, trotz ihrer anmuthigen Eigenschaften und ihrer Fragen nach dem religiösen Bekenntnisse des Geliebten, „ist nicht danach angethan, die ästhetische Heilige zu sein, die man gern aus ihr macht und gemacht sieht". Daß Referent hier überall beistimmt, und zwar von Herzen, darf er den Lesern seiner „Vorlesungen über Faust" (Nicolai, 1865) nicht erst sagen. Ganz trefflich kennzeichnet Goedeke den Kunstwerth des unvergleichlichen Gedichtes: „Göthe traf hier das nationale Element so glücklich, wie selbst nicht in Hermann „und Dorothea (natürlich!) und er behandelte den Stoff mit Mitteln, die ganz der „deutschen Natur angemessen waren. Die alte Zwiespältigkeit der deutschen Natur, „die übersinnlich-sinnliche Anlage; die Form nicht streng geschlossen, aber doch streng „genug, um nicht auseinander zu fallen; die lose Scenenfügung, die dramatische „Sprünge macht, wie das Volkslied lyrische; der Vers nach den alten Volksdichtungen „gebildet und doch wieder gebildet genug, um auch das feinste Ohr zu befriedigen: „Alles das war deutsche Art und Kunst, die hier ihren höchsten Grad betreten hat, „wie die unbedingte Theilnahme der Nation, vom subtilsten Philosophen bis zum „Naturmenschen hinlänglich bestätigt." Noch das Schlußwort des Buches möge hier stehen: „Aus jedem seiner Werke ist eine selbstständige Literatur erwachsen. Seine „Gedanken, seine Empfindungen wirken fort und verzweigen sich durch das ganze „Geistesleben der nachgeborenen Geschlechter." Da ist keine Sylbe zu viel noch zu wenig. Wie das Werk vor uns liegt, kann es eine ausführliche, die ganze Zeit mit in den Rahmen fassende Lebensbeschreibung des Dichters nicht ersetzen. Als treuer, nirgend sich aufdrängender, aber auch nicht so leicht versagender Führer durch die Lecture des Dichters wird es jedoch vortreffliche Dienste thun, und dem Fachgenossen bietet es in seiner knappen, anspruchslosen Form auf jeder Seite die dankenswertheste Anregung zum Denken und Prüfen.

3. Italia. — Herausgegeben von Karl Hillebrand in Florenz. Bd. 1. Leipzig. H. Hartung u. Sohn. VIII. 324. 8.

Das Italien, mit welchem dieses Sammelwerk es zu thun hat, ist nicht die tausendmal geschilderte Kunstkammer der Welt, auch nicht das Paradies der Naturschwärmer, sondern das politisch wiedergeborene, moderne Culturland, das lebendige,

gegenwärtige, mit uns strebende, arbeitende, kämpfende Italien. In das innere Wesen der italienischen Gegenwart sollen wir eingeführt werden; deutsche Bildung, Wissenschaft, Kunst, deutsche Arbeit in allen Formen soll Gelegenheit erhalten, sich an den Mitbewerbern jenseits der Alpen zu messen und zurecht zu finden; das zur Zeit noch recht schwankende und unklare Verhältniß der beiden Völker soll auf dem Wege zur Klärung und Sicherstellung gefördert werden: und zwar gedenkt der Herausgeber uns durchaus aus der Quelle schöpfen zu lassen, da er in erster Linie nicht deutschen Beobachtern, sondern italienischen Fachmännern, jedem über sein Arbeitsfeld, das Wort giebt. So berichtet im vorliegenden ersten Bande kein Geringerer als Ruggero Bonghi, der gegenwärtige Unterrichts-Minister, über italienische und preußische Kirchenpolitik, Sidney Sonnino über das Meiersystem in Toscana, C. Fontanelli über den Papiergeldumlauf in Italien, G. Barzellotti über die italienische Literaturbewegung seit 1848, Angelo de Gubernatis über Manzoni's Verlobte und den historischen Roman in Italien. An diese Arbeiten schließen sich deutsche Studien über italienische Geschichte, wie Hermann Grimm's Aufsatz über Lionardo da Vinci und O. Hartwig's über die Franzosen in Sicilien während der Jahre 1674—78. Endlich giebt Paul Heyse deutsche Uebersetzungen aus G. Giusti, A. Guerrieri Gonzaga italienische Uebersetzungen aus Goethe, Schiller und Heine, Gallenga berichtet über eine Reise in den Abruzzen „abseits der Schienenwege", der Herausgeber selbst schildert die gegenwärtige politische Lage Italiens und ein Ch. A. F. gezeichneter Literaturbericht über Italiana vom deutschen Büchermarkt vervollständigt das Inhaltsverzeichniß. Wie hervorragend zeitgemäß das Unternehmen erscheinen muß, bedarf nicht der Bemerkung. Es ist jetzt nahezu ein Menschenalter verflossen, seit Adolph Stahr's „Ein Jahr in Italien" für die weitere deutsche Lesewelt das gegenwärtige, lebendige, politische und sociale Italien so zu sagen entdeckte. Seitdem hat sich in der Geschichte beider Völker ein Stück Entwickelung vollzogen, welches dieselben mit zwingender Nothwendigkeit auf einander hinweist, so daß Feindseligkeit für geraume Zeit geradezu als selbstmörderische Thorheit hüben und drüben bezeichnet werden müßte. Wäre es da nicht gar zu traurig, wenn Bonghi Recht hätte in seinem Ausspruche: wenn es eine Unmöglichkeit gebe, so sei es die, daß Deutsche und Italiener sich jemals verstehen? Immerhin ist das gegenwärtige Verhalten der beiden Völker, wie Hillebrand in der Schlußabhandlung wol nur zu richtig ausführt, bis jetzt besten Falles als eine kühle Vernunftehe zu bezeichnen. Temperament, Erinnerungen, Anlagen, vor Allem der stärkste Factor, nämlich Geist und Form der überlieferten Bildung, führen uns sehr verschiedene Wege und warnen, bei etwaigen Annäherungsversuchen möglichst wenig auf die beiderseitigen Gefühle zu rechnen. Aber stärker als Gefühle sind bei gesunden Menschen und gesunden Völkern auf die Länge doch die wolverstandenen Interessen, und diese stellen uns nun einmal die Aufgabe, Einer dem Andern wo möglich einige erträgliche Seiten abzugewinnen und das zarte Pflänzchen des eben aufkeimenden Vertrauens mit Sorgfalt zu pflegen. Für so löbliche Zwecke nun verspricht die vorliegende Veröffentlichung eine Rüstkammer zu werden, wie unsere auswärtigen Studien sich deren in dieser bequemen Form bisher nach irgend einer Richtung noch kaum erfreut haben: um so dankenswerther, da zur Stunde nur ein recht geringer Theil der deutschen Lesewelt im Stande ist, aus italienischen Quellen zu schöpfen. Durch Inhalt und Form möchte vor Allem Bonghi's leitender Aufsatz wol die ihm zugewiesene Ehrenstelle verdienen: womit wir übrigens nicht etwa sagen wollen, daß seine ächt romanischen Ausführungen über den Segen der „freien Kirche im freien Staat" uns überzeugt, seine Warnungen vor dem leise schlummernden Fanatismus der ultramontanen Massen uns geschreckt hätten. Man wird ja erleben, wie weit er mit seinem Plane kommen wird, dahin gehend: „der Kirche ihre gesammte juristische Existenz zu entziehen und sie dafür nicht nur auf religiösem Gebiete ganz frei zu lassen, sondern ihr auch beliebige Stiftung von Corporationen, aber nur durch Vermittelung von Laien, zu erlauben." Am wenigsten aber beneiden wir ihn

und seine Landsleute um das Geständniß: „daß in keinem lateinischen Lande das Gesetz absolut souverän sei, so daß man dasselbe unbedingt respectiren müsse". Die Form der Abhandlung zeigt den Verfasser als staatsmännischen Publicisten seines Rufes vollkommen würdig. Nächst diesem führenden Aufsatze hat uns der schließende, Hillebrand's Darlegung der gegenwärtigen politisch-socialen Lage jenseits der Alpen, besonders erfreut, so wie Paul Heyse's formvollendete Uebersetzungen. Auch die beiden literarhistorischen Essays sind reich an Belehrung und wol geeignet, manches heißblütige Urtheil über das Zurückbleiben unserer eignen Poesie in diesen großen Tagen der nationalen Wiedergeburt zur Vorsicht zu mahnen. Es sieht eben in Italien nicht etwa besser aus; ganz im Gegentheil! und möchte es scheinen, daß man eine literarisch berühmte Nation nicht gleich, um mit Goethe zu reden, „einen faulen Bengel heißen soll", wenn sie unter unerhörten politischen, militärischen, gesetzgeberischen, industriellen Anstrengungen und Umwälzungen auf der Stelle nicht auch ideale Kunstwerke ersten Ranges erzeugt.

Für den zweiten Band der Italia werden, neben Anderem, Essays angekündigt über die Handelspolitik und Handelsverhältnisse, über die philosophische Bewegung, die Musik und die Theaterzustände, die Lage der Arbeiter, sowie Sittenschilderungen aus den Provinzen und historische Aufsätze. Möge eine lebhafte Theilnahme auch unserer kaufenden Lesewelt die Fortsetzung des (einstweilen auf zwanglose Bände berechneten) Unternehmens uns sichern!

4. Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. In Schilderungen von Karl Stieler, Eduard Paulus, Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, A. Boecklin, A. Calame, G. Cloß, L. Dill, Th. Fiedler, L. Heilbuth, A. Hertel, E. Kanoldt, F. Kaulbach, W. v. Kaulbach, F. Keller, E. Kirchner, Lindemann-Frommel, A. Metzner, L. Passini, P. F. Peters, Fr. Preller, R. Schick, G. Schönleber, F. Skabina, Th. Weber, A. v. Werner u. A. — Holzschnitte von A. Cloß in Stuttgart. Stuttgart. J. Engelhorn. Lief. 1—5.

Was Hillebrand's Italia ausschließt oder doch nur gelegentlich streift, giebt dieses Prachtwerk in erster Linie: landschaftliche Eindrücke, Schilderungen von Kunstwerken, Bilder von der Oberfläche des Verkehrslebens, auch historische Notizen und Parallelen in dem Maße, wie etwa eine geistreiche Leserin oder ein bildungsbeflissener Tourist sie ohne Beschwerde mit in den Kauf nimmt. Der bis jetzt von Karl Stieler gelieferte Text bewegt sich in gefälligem, nach Gelegenheit auch schwungvollem Feuilletonstyl; die eingefügten Holzschnitte versinnlichen eine Fülle von besonders anmuthenden Reiseeindrücken. Die großen Bilder in Tondruck, einstweilen noch ohne Rücksicht auf den Text gegeben, gereichen dem Werke zu besonderer Zierde. In der angedeuteten Weise behandeln die vorliegenden fünf ersten Lieferungen erst „die großen Wege nach Italien" (Mont-Cenis, Splugen, Gotthard, Brenner — warum nicht auch den Simplon?), dann das Trentino, den Gardasee, Verona, das venetianische Gebirgsland, Vicenza, Padua, Venedig, Triest mit Miramar, Mantua, Mailand. Das Ganze, auf 24 Lieferungen von je 16 Folio-Seiten Text, mit durchschnittlich je 12 Holzschnitt-Illustrationen und 3 Tondruckbildern berechnet, die Lieferung à 2 Reichsmark, soll im Herbst 1875 vollendet werden. Es wird eine Zierde der Büchertische unserer Salons sein, wol geeignet, angehenden Touristen, namentlich Damen, einen anregenden und orientirenden Vorgeschmack der italienischen Reise zu geben, einem Jeden aber, der das schöne Land selbst sah, eine Reihe freundlicher Erinnerungen zu vermitteln: kein Ersatz, selbstverständlich, für gründliche Reisestudien, wohl aber eine bequeme und sicherlich Vielen willkommene Zugabe zu dem ernstern Apparat.

5. Jugenderinnerungen Karl Friedrich's von Klöden. Herausgegeben und durch einen Umriß seines Weiterlebens vervollständigt von Max Jähns. Mit dem Bildnisse Klödens. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1874. VIII. 532. 8.

Wenn der Raum es irgend gestattete, würde es uns ein wahres Vergnügen sein, durch ausführliche Mittheilungen aus diesem liebenswürdigen Buche demselben recht viele Leser zu gewinnen. Denn einfache Mittheilungen wären die beste Empfehlung. Der alte Klöden, durch das eben gefeierte Jubiläum seiner Gewerbeschule in frischer Erinnerung, erzählt seine Lehr- und Wanderjahre bis zum Antritt seiner Stelle als Director dieser Lehranstalt, der ersten ihrer Art in Deutschland, 18. Oct. 1824 (p. 1—475), und von da ab führt der Herausgeber, Klöden's Enkel, die Biographie bis zu Ende, 2. Januar 1856 (Klöden war am 21. Mai 1786 geboren). Ein vollständiger Bericht über Klöden's reichhaltige Arbeiten auf den Gebieten der Naturwissenschaften, der Geographie, der Mathematik und der Geschichte ist eine willkommene Zugabe. Mit einer klaren und sichern Gegenständlichkeit, wie sie als schönster Lohn gründlicher Durchbildung nur dem zu Theil wird, der wirklich ganz und fest in eigenen Schuhen steht und weiß, was er will, läßt der Alte seine Erinnerungen aufsteigen, die eines unter widrigsten Umständen von Stufe zu Stufe sich Bahn brechenden Culturarbeiters in einer Zeit, die auch für sein Volk und Vaterland gründlichste Umschüttelung und Erneuerung aller Verhältnisse bedeutete und an mehr als einer lebensgefährlichen Krisis haarscharf vorüber führte. Die ganze Enge und Härte des alten bureaukratisch-feudalen preußischen Militärstaates, die für jetzige Anschauungen unglaubliche Unreife und Beschränktheit der erwerbenden Mittelklassen (noch 1824, bei Errichtung des Berliner Central-Gewerbeinstituts wagte man von den eintretenden Zöglingen nicht mehr Kenntnisse als Lesen, Schreiben und die vier Species zu verlangen), die zähe Hartnäckigkeit unserer reactionären Elemente, aber auch der unwiderstehliche, in der Zeit und im Volke erwachte Bildungstrieb jener unvergeßlichen Jahrzehnte kommen zu wirksamster Anschauung. Es ist ein Stück concreter Culturgeschichte, welches für sich allein überreichen Stoff zu einem ausführlichen Essay gewähren würde.

6. Nächte des Orients von Adolf Friedrich von Schack. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchh. 1874. 264. 8.

Europamüde, übersättigt von den Genüssen, abgehetzt von den Plagen, tief verstimmt von dem Lärm und der Unruhe unserer Cultur wendet der Dichter den Schritt nach dem Orient, der Lieblingsstätte seines Herzens, wohin die Träume der Jugend ihn locken. Dort hofft er zu genesen in seliger Natureinsamkeit, auf den uralten, durch die Offenbarungen der Vorzeit geweihten Stätten. Und so zieht er denn wieder, wie einst, auf edlem arabischem Roß durch die Wüste, lebt mit deren freien, fröhlichen Kindern. Aber die bösen Gedanken wollen nicht weichen. Post equitem sedet atra cura. Auch in die Wüste folgt uns der ewige Streit, die Qual des Lebenskampfes. Da, in der Mondnacht, unter den Ruinen von Balbek, erscheint dem Sorgenden und an dem ewigen ungelösten Räthsel schier Verzweifelnden ein gespenstiger Greis

In Kleidung eines Emir, Haar und Bart
Wie Schnee des Libanon so weiß.
Auf seine Stirne, scheint es, haben
Jahrhunderte die Falten eingegraben ꝛc.

Er wird dem trostlosen Wanderer Führer und Freund; sein Zaubertrank läßt ihn die längst versunkenen Zustände alter Vorzeit schauen, die Schicksale der Menschheit in eigener Seele durchleben; und so wandeln sie denn, durch den Zauberstab des Dichters geweckt, an uns vorüber, die Entschlafenen, von allen Kampfplätzen der Ge-

schichte. Die Scenen der wechselnden Weltalter entrollen sich, aber vergeblich sucht das lechzende Auge in der langen Reihe ihrer bunten und düstern Bilder den goldenen Jugendtraum reinen Glücks. Entbehrung, Täuschung, grimmiger Kampf um werthlose Güter, dann Nacht und Vergessen: das ist die Summa aller Geschichte. Doch nein. Am Ende des langen Weges wird es allgemach heller. Die Wunder der Wissenschaft lassen eine neue, schönere Sonne dem nie rastenden Geschlechte emporsteigen; in ihrem Glanze entwirrt sich das Chaos.

Denn in des Mannes voller Stärke
Stehn wird der Mensch; wie er sich selbst erkennt
Lebt er im Einklang mit dem Weltgesetze;
Natur und Geist sind ihm nicht mehr getrennt,
Und aufgeschlossen liegen ihre Schätze
Vor seinem Blick ꝛc.

Da endet die Vision. Den Dichter treibt es zurück in die fröhliche rastlose Arbeit der Heimath. Er findet das Vaterland jubelnd im neuen Siegesglanz, auferstanden, geeinigt, alle Kräfte zum Betreten höherer Bahnen gerüstet. Da weicht die alte, böse Sorge und der bange Zweifel, die große helle Wirklichkeit tritt in ihre Rechte und das Gedicht schließt:

O, mit schnellen Schlägen
Führt, Räder, mich dem Vaterland entgegen,
Daß heißen Kusses ich den Mund
Auf seinen Boden drücken kann;
Nie mehr von ihm scheid' ich fortan
Und einst in seinem theuern Grund
Will ich das Haupt zur Ruhe legen.

Also eine warm gefühlte Verherrlichung der politischen und wissenschaftlichen Umwälzung und Wiedergeburt, in deren Mitte wir leben. Die Form bedarf, da von Schack die Rede ist, nicht der Empfehlung.

7. Gedichte von Th. Fontane. Zweite vermehrte Auflage. Berlin. W. Hertz. 1875. 352. 8.

Die Sammlung enthält Lieder und Sprüche, Balladen, vaterländische Gedichte (Männer und Helden) und Gelegenheitsgedichte, endlich freie Nachdichtungen englischer Lieder und Balladen. Man kennt Fontane's glühenden, speciell preußischen Patriotismus und die frische, volksthümliche Kraft, mit welcher er in guten Stunden dessen Ausdruck findet. Seine Lieder vom alten Zieten, vom Dessauer, das Gedicht an Graf Schwerin-Putzar haben namentlich viel Freude gemacht und werden bleiben. Nächst ihnen sind uns die trefflichen Bearbeitungen englischer Balladen am liebsten. Unter den Gelegenheitsgedichten haben wohl Der Tag von Düppel (218) Isnich (224) den Ton am besten getroffen; aber auch die drei Einzugslieder (1864, 1866, 1871) gehören weitaus zu dem Frischesten, Plastischsten, was die poetische Ernte der Kriegsjahre uns brachte. Grüßen wir die alten Freunde in neuem Gewande!

Friedrich Kreyssig.

Die Philosophie des Unbewußten und die Religion.

Mit der kürzlich erschienenen Schrift „Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft"*) hat Eduard von Hartmann, der berühmte Urheber der Philosophie des Unbewußten, von welcher jetzt seit 1868 die sechste Auflage (zweite stereotypirte) vorliegt, nun auch seinerseits ein Wort mitgesprochen in den religiösen Fragen, welche, wie er selbst sagt, „unsere Zeit, obgleich es selten eine irreligiösere gegeben habe, doch tiefer bewegen als sonst." Die klar und anziehend geschriebene Broschüre ist die Sammlung von neun Artikeln, welche der Verfasser im laufenden Jahre in der von Wislicenus in Leipzig herausgegebenen Wochenschrift „Die Literatur" veröffentlicht hat: 1) Umbildung oder Neubildung; 2) die geschichtliche Aufgabe des Protestantismus; 3) Christenthum und moderne Cultur; 4) das Paulinische und das Johanneische Christenthum; 5) das Christenthum Christi; 6) die Unchristlichkeit des liberalen Protestantismus; 7) die Irreligiosität desselben; 8) die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer neuen Weltreligion; 9) die historischen Bausteine der Religion der Zukunft.

Es sind drei Punkte, welche in dieser merkwürdigen Schrift das allgemeine Interesse besonders in Anspruch nehmen, nämlich außer den beiden, welche der Titel selbst nennt, ein dritter, mit welchem wir beginnen wollen: der von dem Verfasser behauptete unvereinbare Widerspruch, welcher zwischen dem Christenthum und der modernen Bildung nach allen Seiten hin bestehe. Das Christenthum als eine durchaus transcendente Weltanschauung, welche mit allen ihren Interessen im Jenseits sich befinde, stehe im feindlichsten Gegensatz gegen alle Cultur, welche auf die Ausnützung der Hülfsquellen des Erdenlebens und auf Heimischmachung des Geistes in dessen gegebenen Bedingungen gerichtet sei, und dieser Gegensatz zeige sich nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in Kunst, Moral und Politik. — Wol habe das Christenthum die Wissenschaft als „Theologie" in ihren Dienst gezogen, allein nur zur Nothwehr in apologetischem Interesse, und auch diese theologische „Afterwissenschaft" habe sich als ein zweischneidiges Schwert erwiesen, welches den religiösen Interessen gar oft gefährlich geworden sei. Dieß sei aber eine freie, von Theologie und Religion sich ausdrücklich für unabhängig erklärende, Wissenschaft in noch viel höherem Grade, also von jeher die Philosophie und vollends die moderne Naturwissenschaft und Geschichtswissenschaft, welche dem ganzen Alterthum so gut wie unbekannt geblieben seien. — Habe die Wissenschaft dem Christenthum nur als Nothwehr gedient, so die Kunst nur als Lockspeise. Die ganze mittelalterliche Kunst in all' ihrer Herrlichkeit beruhe nur auf einem Compromiß; die Bilderstürmer und Orgelzerstörer haben zu allen Zeiten die reine christliche Idee für sich gehabt; soweit aber unsere moderne Kunst noch lebensfrische Sprossen treibe, zeige sie sich durch und durch als weltlich, d. h. unchristlich. — Die christliche Moral, welche die blinde Unterwerfung unter die angeblichen Gebote eines außerweltlichen Gottes fordere, sei eben hiemit heteronom, während die wahre Moralität erst mit der sittlichen Autonomie anfange, und die heteronome Moral, wie werthvoll sie auch als Erziehungsmittel für Unmündige sein möge, werde zur unsittlichen Bekämpfung der wahren und alleinigen Sittlichkeit, wenn sie sich ausdrücklich an deren Stelle setze. — Stelle endlich das Christenthum, seinem Princip gemäß, die Anhänglichkeit an die Religion und die dieselbe repräsentirende Kirche über die Anhänglichkeit an das irdische Vaterland und den dieses repräsentirenden Staat, so befinde es sich abermals in unversöhnlichem Gegensatz zu den politischen und patriotischen Grundsätzen der modernen Cultur über Staat und Kirche. Hierbei geht Hartmann zu der extremen Behauptung fort, daß, in wie weit noch wahrhaft christlicher Sinn im Protestantismus stecke, daran zu

---

*) Berlin, Carl Duncker's Verlag (C. Heymons), 1874. — Es ist inzwischen eine zweite Auflage mit einem Vorwort erschienen, welches unser geehrter Herr Referent bei Abfassung obiger Kritik noch nicht kannte. Die Redaction.

erkennen sei, in wie weit innerhalb der protestantischen Secten gegen den Staat Partei genommen und die Solidarität der christlichen Interessen mit denen des Ultramontanismus erkannt werde. Ja er sieht in dem gegenwärtigen „Culturkampf" den „letzten Verzweiflungskampf der christlichen Idee vor ihrem Abtreten von der Bühne der Geschichte, gegen welchen die moderne Cultur ihre großen Errungenschaften auf Tod und Leben zu vertheidigen habe".

Wir wenden uns nun zweitens zu der von unserem Philosophen behaupteten factischen „Selbstzersetzung des Christenthums" und lassen ihn die Quintessenz dieser Erörterung in folgendem Satze wörtlich aussprechen: „das katholische Autoritätsprincip hat in dem mumificirten Christenthum des Ultramontanismus so eben durch das aller Vernunft und Cultur Hohn sprechende Unfehlbarkeitsdogma, hingegen das protestantische Princip der kritischen Negation der Autorität durch die vollständige Auflösung des positiven Christenthums und die totale Verseichtung der Religion bis zu rein weltlicher Irreligiosität — (nämlich von Seiten des „liberalen Protestantismus") — seine letzten Consequenzen gezogen; alle Versuche zwischen diesen gleich unannehmbaren Extremen zu vermitteln, sind bereits auf der schiefen Ebene des Protestantismus durchlaufen und von dem geschichtlichen Entwicklungsgang überholt". — Daß die päpstliche Unfehlbarkeit die letzte Consequenz des katholischen Princips sei, motivirt Hartmann so: die Grundlagen des Glaubens seien, wie in der evangelischen Kirche, die vom heiligen Geist inspirirten unfehlbaren canonischen Bücher; da aber deren Auslegung streitig werden könne, so müsse zur Wahrung der Glaubenseinheit eine inappellable, folglich ebenfalls vom heiligen Geist inspirirte Auslegungsinstanz vorhanden sein; diese Nothwendigkeit zugegeben, sei es aber einfacher und sicherer, wenn der heilige Geist, statt eines ganzen Concils, eine einzelne Person, das Oberhaupt der Kirche, inspirire.

Daß dagegen der moderne „liberale Protestantismus", womit Hartmann die Theologie des sogenannten Protestantenvereins (und ähnlicher Secten) bezeichnet, welche die Ergebnisse der historischen und philosophischen Kritik in sich aufgenommen hat, an der äußersten Grenze des protestantischen Princips (d. h. gegen die äußere Autorität des Glaubens zu protestiren) angekommen sei, wird folgendermaßen auseinandergesetzt. Nachdem die Reformatoren in ihrem Protest auf die infallible Autorität der canonischen Bücher sich zurückgezogen und vorzugsweise in dem Paulinischen Christenthum den vollen Ausdruck der christlichen Idee gefunden hätten: sei weiterhin die stellvertretende Genugthuung und die Rechtfertigung durch den Glauben in unvereinbaren Gegensatz zu den Grundsätzen der modernen Weltanschauung getreten, und der Protestantismus habe sich zu einem weiteren Rückzug auf die alleinige Autorität Christi genöthigt gesehen. So lange nun das vierte Evangelium als die vorzugsweise ächte Selbstdarstellung Christi habe gelten können, habe Schleiermacher's Christenthum mit seinem Gottmenschen an den Johanneischen Christus sich anlehnen können, um eine letzte noch ächt religiöse Phase des Protestantismus anzuregen. Dem sei aber die bekannte Entdeckung auf dem Fuße gefolgt, daß jenes Evangelium vielmehr das unächteste und ungeschichtlichste sei und eine von allen bisherigen abweichende Darstellung der christlichen Idee enthalte. Also neuer Rückzug zum synoptischen Christus! Nun sei das Wesentliche und Specifische an dem eigentlichen „Christenthum Christi" nach den Synoptikern nicht etwa die schon im Talmud (Rabbi Hillel) vorhandene Moral Jesu, sondern das Evangelium von ihm als dem Messias und von dem neuen Gottesreich, welches der Messias bei seiner Wiederkunft zu dem nahe bevorstehenden Untergang der alten Welt gründen werde. Nichts verstoße aber mehr gegen das moderne Bewußtsein, als eben in der Weise an Christus zu glauben, in welcher dieser an sich selbst geglaubt habe, mit einem Wort: die Parusie. So bleibe dem liberalen Protestantismus nichts übrig, als an Christus zu glauben als an den Stifter der christlichen Religion. Dieß sei aber erstlich nichts specifisch Christliches, da ja auch die Nichtchristen ihn dafür oder für den Ausgangspunkt des Christenthums halten; alsdann käme der christliche Glaube hier-

mit darauf zurück, „an Christus zu glauben als an den Stifter des Glaubens, daß er der Stifter dieses Glaubens sei"; und endlich habe eben Jesus selbst das Bewußtsein des Religionsstifters gar nicht gehabt, da ihm, der durch und durch Jude gewesen sei, nichts ferner gelegen wäre, als auf den Trümmern der jüdischen eine neue Religion zu stiften.

Der dritte Punkt, den wir zu besprechen haben, ist die „Religion der Zukunft", welche nach unserem Philosophen dem in sich zersetzten Christenthum folgen dürfte. Freilich sei die Möglichkeit nicht abzuläugnen, daß es zu lebenskräftigen religiösen Neubildungen überhaupt nicht mehr kommen werde, wenn gleich diese Ansicht ebenso extrem und unwahrscheinlich sei als die andere, daß die Zukunftsreligion nahe bevorstehe. Hartmann's Hauptsätze über die Religion überhaupt sind nämlich diese: wer solche metaphysische Vorstellungen in sich trage, daß sein Gefühl positiv durch dieselben afficirt werde, der besitze Religion; die Religion entspringe überall aus dem Stutzen des Menschengeists über das Uebel und die Sünde und aus dem Verlangen, die Existenz dieser beiden zu erklären und wo möglich zu überwinden; die Religion sei dem Volk unentbehrlich als Haupterziehungsmittel zu einer idealen Weltanschauung. — Eine Neubildung aber, wird weiter geschlossen, sei nöthig, nicht eine bloße Umbildung des Christenthums, denn die christliche Idee habe ihre Lebensbahn bis zu Ende durchlaufen; ihr aufsteigender Ast sei das Urchristenthum gewesen und der Katholicismus bis zur Blüthe der christlichen „Wahrheit" unter Thomas von Aquino, ihr absteigender Ast der verfallende Katholicismus und der — in zwar praktisch und zeitweise werthvollen, ideell und auf die Dauer aber unhaltbaren Vermittlungsversuchen sich abmühende — Protestantismus; das Ende gleiche in Beziehung auf negative Leerheit an christlichem Gehalt auffallend dem Anfange, nur sei die positive Erfüllung eine grundverschiedene, dort mit moderner Cultur, hier mit dem talmudischen Judenthum etwa eines Hillel.

Weit entfernt übrigens von der Prätension, als Stifter einer neuen Religion auftreten zu wollen, will unser Philosoph nur auf die vorhandenen Bausteine jener Neubildung hinweisen, weil ja jede Neubildung an Vorhandenes sich anlehnen müsse. Diese Bausteine seien in den beiden vornehmsten Religionszweigen gegeben, welche längst neben einander existiren, dem indisch-arischen und dem jüdisch-semitischen. Bei jenem sei die metaphysische Grundlage pantheistisch, d. h. eine immanente unpersönliche Gottheit, aber über der Vielheit ihrer Aeußerungsweisen sei die Einheit dergestalt abhanden gekommen, daß der Pantheismus wieder in Polytheismus ausgeartet sei. Der andere Zweig sei zwar streng monotheistisch, aber der Eine persönliche und außerweltliche Gott schließe die göttliche Immanenz aus und dieser transcendente Monotheismus verfalle entweder in crassen Anthropomorphismus oder in leeren Deismus. Nun dürfe zwar das Christenthum mit seinem Fundamentaldogma von der Trinität als der erste Versuch einer Synthese der arischen und der semitischen Religionsentwicklung betrachtet werden; allein dieser Versuch sei nach beiden Seiten mißglückt, d. h. die unpersönliche, die Immanenz ermöglichende Spitze sei nicht erreicht worden und der wieder hereinbrechende Polytheismus der alten, schon vom Buddhismus überwundenen, brahmanischen Trimurti sei der Kaufpreis gewesen für den noch dazu entgangenen Gewinn. Dann erst wäre die Aufgabe gelöst, wenn, mit Ausmerzung der unberechtigten polytheistischen und anthropomorphischen Personificationen, die Einheit des Monotheismus und Pantheismus hergestellt, d. h. ein Monotheismus gewonnen würde, dessen Gott nicht durch seine Persönlichkeit vom Menschen geschieden, und ein Pantheismus, der durch keinen Polytheismus corrumpirt sei. In einer solchen höheren Einheit der arischen und der semitischen Religion sieht Hartmann die künftige Weltreligion und nennt ihre metaphysische Grundlage Panmonotheismus. Ein solcher, schließt er, würde die mit der Vernunft am besten übereinstimmende, zugleich das religiöse Gefühl am stärksten anregende und befriedigende, und der Ethik die kräftigste Stütze verleihende Metaphysik sein, also dem am nächsten kommen, was das Volk unter dem Namen der „Wahrheit" in der Religion sucht.

Diesem Bericht über eine merkwürdige Schrift eines berühmten Mannes fügen wir nur wenige Bemerkungen bei, schon um nicht zu weitläufig zu werden. Zuerst drängt sich die Frage auf, worin wol Hartmann eine Garantie dafür haben dürfte, daß die „panmonotheistische Religion" als Volksreligion mit Dogma und Cultus nicht doch wieder in die von ihm an den alten Religionen gerügten Abwege geriethe? Alsdann kann wol kein Zweifel sein, daß das berühmte letzte Werk von D. F. Strauß zu den Veranlassungen der Hartmann'schen Schrift gehört, wie sich denn auch wiederholte Bezugnahmen, mitunter derbe Ausfälle auf das Strauß'sche Bekenntniß darin finden. In dem Urtheil über das positive Christenthum stimmt Hartmann so ziemlich mit Strauß überein, divergirt aber von ihm wesentlich mit seinen Ideen von einer Zukunftsreligion. In der Polemik gegen den modernen „liberalen Protestantismus", welche einen großen Theil der Schrift einnimmt, überbietet er das Strauß'sche Urtheil, indem er denselben auch praktisch verdammt als unchristlich, ja irreligiös, während Strauß der Theologie desselben nur alle wissenschaftliche Bedeutung abspricht, ohne übrigens, trotz aller seiner Antipathie gegen die „Halben", deren praktische Berechtigung anzufechten; ein Umstand, welcher in der Polemik gegen Strauß häufig übersehen worden ist. Offenbar hängt der Vorwurf der Irreligiosität, welchen Hartmann dem liberalen Protestantismus macht, mit dem Pessimismus, jener Mißconsequenz und Schattenseite der Schopenhauer-Hartmann'schen Philosophie, zusammen: denn von hier aus erklärt Hartmann die pessimistische Weltanschauung für ein Kriterium „jeder echten Religion"; allein wenn er dann der buddhistisch-christlichen Weltflucht (in das Jenseits oder in die Nirwana) die „heidnische Weltfreudigkeit" als irreligiös gegenüberstellt, so verbannt er ja im Grunde auch die gesammte Naturreligion, und insbesondere die der Völker des classischen Alterthums, aus dem Gebiet der Religionen.

Stuttgart. C. G. Reuschle.

Berliner Chronik.

Die Theater.

15. November 1874.

So mager die ersten vier Wochen der Wintersaison an theatralischen Genüssen gewesen sind, so reich ist seit dem 15. October der dramatische Erntesegen eingebracht worden. Der wirkliche Werth und Inhalt übersteigt nicht das Mittelmaß, aber die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Aehren unterhält. Nicht weniger als vier größere Neuigkeiten von hervorragenden Dichtern sind auf den Theatern der Hauptstadt erschienen; im Königlichen Schauspiele: am 24. October „Alte Schweden“ von A. E. Brachvogel und am 7. November „Ein Erfolg“ von Paul Lindau; im Belle Alliance-Theater: am 29. October „Marino Falieri“ von Albert Lindner; im Residenz-Theater: am 31. October „Monsieur Alphonse“ von Alexandre Dumas. Jedem Geschmack war somit genügt, die ernste wie die heitere Muse kamen zu ihrem Recht und nicht nur der Theaterfreund, auch der Kritiker: „ein Jeder ging beschenkt nach Haus“.

Dem Chronisten ist ein leichteres Loos gefallen, als dem Berichterstatter der Tageszeitungen. Da er seine Meinung nicht unmittelbar nach dem Ereigniß abzugeben hat, kann er sich ruhiger und objectiver äußern. Er hat den endgültigen Erfolg oder Mißerfolg der Dichtung vor Augen: denn nicht die Kritik, einzig und allein das Publicum macht diesen Erfolg. Es ist der unbeschränkte Herrscher in Geschmacks- und Theatersachen. Der schönsten und der klügsten Frau hat es nichts geholfen, wider die Crinoline der Kaiserin Eugenie zu protestiren; schließlich hat sie doch den stählernen Reifrock anlegen müssen. Die schneidigste Kritik, ein zehn Jahre lang mit allen Waffen des Witzes geführter Krieg hat die selige Frau Birch-Pfeiffer nicht von den Brettern verbannt; im Gegentheil, je heftiger sie mit Blitzen und Donnerkeilen überschüttet wurde, desto fester wurzelte sie. Dichter und Schauspieler sind es, welche in der Gegenwart noch das Vorurtheil von der Allmacht der Kritik aufrecht erhalten — in einer Zeit, die auch nicht den geringsten literarischen Zug hat und außer dem Kreise der Betheiligten weder literarische Neigungen noch Interessen kennt und pflegt. Dem Dichter indessen, dem ein Stück, dem Schauspieler, dem eine Rolle verunglückt ist, erscheint der Kritiker als das abscheuliche, gehaßte und zugleich furchtbare Medusenhaupt. Nicht die Zuhörer, die zuerst und am lautesten spotten und verhöhnen, der Kritiker, der vierundzwanzig Stunden nach ihnen spottet, ist der einzig Schuldige. Dabei wird vergessen, daß in der Mehrzahl der Fälle der Kritiker in gar keiner Beziehung zu der Dichtung oder dem Künstler steht und einfach nur, wie das übrige Publicum, unterhalten werden will. Von all' solchen Hemmnissen und Anklagen fühlt sich der Chronist frei: sein Urtheil wird unwillkürlich durch die Thatsachen beeinflußt und berichtigt.

Traurig, aber wahr, unter den vier oben genannten Stücken hat „Monsieur Alphonse“ nicht nur den größten und dauerndsten Erfolg gehabt, es verdient ihn auch im vollsten Maße. Der französische Dichter eilt allen seinen deutschen Mitbewerbern voraus. Besser, als sie, kennt er das menschliche Herz, seine Verirrungen und seine Erhabenheit; schärfer und eindringlicher als sie hat er das Leben beobachtet; unbarmherziger, rücksichtsloser als sie zeigt er die Schäden und Schwären der Gesellschaft: er ist unsittlich im schlimmsten Sinne des Wortes, aber er ist ein Künstler. Nach den mißlungenen Schauspielen: La princesse Georges und La femme de Claude — Abstractionen und Schemen ohne Blut und Leben — ist Alexandre Dumas mit „Monsieur Alphonse“ wieder zur echten Kunst der französischen Komödie zurückgekehrt, deren einziger Zweck immer war und ist: ein Bild der gerade herrschenden Gesellschaftszustände zu geben; ich stelle dies Drama an die Seite seiner besten Komödie Le demi-monde. Gleich geschickt und spannend, gleich überraschend in den einzelnen Schachzügen ist die Führung der Intrigue; gleich lebenswahr sind die Charaktere. Ein geistvoller, immer auf die Sache gerichteter, immer zum Ziel eilender Dialog unterhält und fesselt den Zuhörer; kaum daß er im Schlußact ein und ein anderes Mal ein wenig nachläßt. Wie französisch auch die Figuren, der Verlauf und die Entwickelung der Fabel sein mögen: der Kern spielt überall, es ist ein Capitel aus dem modernen Leben, das sich an jedem Orte wiederholt. Vor eilf Jahren ist ein junges, armes, unerfahrenes Mädchen, Raymonde, das Opfer der Verführung, der Leidenschaft eines leichtfertigen Abenteurers geworden. Doch war damals Monsieur Octave ebenfalls jung, noch nicht vollkommen enttäuscht und blasirt, er liebte das Mädchen. Nachher, da sie arm war und er die Arbeit haßte, hat er sie verlassen und sich selbst um das Kind, das sie ihm geboren, nur gelegentlich bekümmert. Auf dem Lande, in guter Pflege ist die Kleine aufgewachsen; wenn Octave einmal sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen kam, nannte er sich, um nicht erkannt zu werden, Monsieur Alphonse. Jetzt ist Raymonde die geachtete, die geliebte Gattin eines wackeren Schiffscapitäns Montaiglin; Octave auf der socialen Stufenleiter immer tiefer hinabgestiegen, mit ausgebranntem Herzen, frecher Zunge und eherner Stirn, steht im Begriff, eine Geldheirath zu schließen, um sich zu „rangiren“. Eine Madame Guichard ist das Ziel seiner Wünsche; sie war ehemals Köchin in einem Gasthofe in der Provinz; aber der Besitzer des Hauses hat sie auf seinem Sterbebett geheirathet und ihr eine jährliche Rente von 40,000 Franken hinterlassen. Alles, was ihr an Jugend und Schönheit, Anmuth und Bildung fehlt, ersetzen in Octave's Augen diese 40,000 Franken — ja noch mehr, er sieht allein dies Geld. Madame Guichard hat sich in ihrer Weise, in etwas derb sinnlicher — amour physique würde Stendhal sagen — in Octave verliebt, besitzt aber auch im vollsten, für Octave erschreckenden Grade das Complement der Liebesleidenschaft, die Eifersucht. Seine Vergangenheit, das Verhältniß zu Raymonde, die kleine Adrienne flößen ihm plötzlich Furcht ein: wenn Madame Guichard hinter die Abenteuer des Monsieur Alphonse käme! Die ganze Heirath könnte an dieser Klippe scheitern. In dieser Noth gedenkt er seines Freundes Montaiglin. Wie wäre es, wenn er Adrienne hierher brächte? Raymonde verweigert jede Beihilfe bei dieser Täuschung ihres Gatten, aber wir fühlen, wie ihr Herz dennoch diesem Plane beistimmt. Sie wird ihr Kind, wenn auch nur unter dem Namen einer Pflegetochter, bei sich haben, jeder Verkehr mit Octave wird aufhören, ihre schuldvolle Vergangenheit wie ausgelöscht sein. Mit einer fast naiven Unverschämtheit macht Octave dem arglosen Capitän seinen Vorschlag. In den nächsten Tagen will Montaiglin wieder in See gehen, ihm ist es erwünscht, daß Raymonde während der langen Zeit seiner Abwesenheit, in dem einsamen Hause, an dem eilfjährigen Kinde eine Unterhaltung, einen Gegenstand der Neigung und der Sorge haben wird. So wird Adrienne bei Montaiglin und Raymonde eingeführt. Hier tritt leider die Häßlichkeit und Verwerflichkeit des Ganzen vom moralischen Standpunkt aus in ihrer Nacktheit hervor. Das Kind weiß um die Komödie; weiß, daß Raymonde seine Mutter, daß es selbst vor den Andern heucheln und lügen muß,

um die Mutter nicht zu verrathen! Octave's sinnreicher Plan hat jedoch ein Loch: er hat Madame Guichard vergessen. Unerwartet erscheint sie im Hause Montaiglin's. Sie ist Octave's Spuren nach jenem Dorf, wo Adrienne erzogen wurde, gefolgt, sie hat von den Leuten Alles erfahren, daß der „Vater" sein Kind an sich genommen habe. Eine Auseinandersetzung zwischen ihr und Octave ist nothwendig geworden; aber wo Octave in seiner Herzlosigkeit und Niedertracht Vorwürfe und Schmähungen erwartet hat, tritt ihm nun mit all' seiner Heftigkeit, seiner überströmenden Gutmüthigkeit das „Weib aus dem Volke" entgegen. Frau Guichard ist eine bewunderungswürdige Schöpfung des Dichters, vielleicht die genialste, sicher die lebenswahrste, die ihm bisher noch gelungen ist. „Ein Kind," sagt sie sich, „ein armes, verlassenes Mädchen, dieser Schlingel da sein Vater! Und er will es in ein fremdes Haus bringen, während ich da bin, ich, Madame Guichard, die ich ihn liebe, die ich ihn heirathen werde — Madame Guichard mit 40,000 Franken Rente! Und seine Mutter — sie war eine vornehme Dame?" „Sehr vornehm," bestätigt Octave. „Ist sie verheirathet? Wo lebt sie?" Octave lügt: „Sie ist todt." Dies Wort ist für Frau Guichard entscheidend: „Abgemacht, ich nehme die Kleine mit mir, sogleich, ich werde Mutterstelle an ihr vertreten." Vergebens sucht Octave, der die ganze Gefährlichkeit seiner Lage erkennt, ihr diesen Gedanken auszureden; kaum, daß es ihm gelingt, sie auf einige Stunden aus Montaiglin's Hause zu entfernen; um vier Uhr Nachmittags wird sie wiederkommen, um Adrienne abzuholen. Damit ist die verhängnißvolle Wendung des Stücks eingetreten; jede Mutter fühlt Raymonde nach: sie will ihr eben erst gleichsam erobertes Kind nicht zum zweiten Male fremden, nicht den Händen dieser rohen Frau überlassen. Trotzdem — und hier bricht wieder der Mangel jeder tieferen Sittlichkeit in dem Dichter durch — um für jeden Fall gewappnet zu sein, unterrichtet sie ihr Kind von dem, was droht, und giebt ihm einen schlimmen Unterricht im Lügen und Heucheln. Adrienne soll zu Frau Guichard freundlich und gefällig sein, bei der ersten Gelegenheit aber entfliehen. Zu diesem Aeußersten kommt es nicht; in einem Gespräch mit Montaiglin, der ihr ruhig und ahnungslos auseinandersetzt, daß man das Kind dem Vater nicht vorenthalten könne, verräth sich Raymonde und gesteht Alles reuemüthig ihrem Gatten. Der letzte Act ist der schwächste. Daß der Capitain rasch entschlossen durch einen notariellen Act sich für den Vater Adriennens erklärt und Octave zwingt, die Urkunde als Zeuge zu unterschreiben, übertrumpft zwar noch ein wenig die gewohnte französische Großmuth, liegt aber doch nicht außerhalb des Wahrscheinlichen. Er hat Raymonde kennen gelernt, als ihr Liebesverhältniß zu Octave längst gelöst war, in sechsjähriger Ehe hat sie sich ihm als treue und tadellose Gattin erwiesen: ihre einzige Schuld gegen ihn besteht in dem Verschweigen ihrer Vergangenheit. Bedenklicher als dieser romantische Edelmuth ist der Einschlag eines starken, possenhaften Elements. Triumphirend kehrt Madame Guichard zurück, sie hat auch ein Dokument in der Hand: während Montaiglin sich für den Vater, hat sie sich für die Mutter des Kindes ausgegeben. Wieder muß dann Adrienne dazu dienen, ihre wahre Mutter zu verrathen und somit Octave in seiner ganzen Erbärmlichkeit zu entlarven. Empört stößt ihn Frau Guichard zurück, er aber weiß sich als „Mann der besten Gesellschaft" zu fassen und geht, den Hut keck aufgesetzt, eine Melodie trällernd, ab.

Das ethisch wie ästhetisch Verletzende des Stücks liegt in der ausgeklügelten Verwendung eines eilfjährigen Kindes, das mit der vollen Kenntniß der Wahrheit und seiner Stellung sich innerhalb dieses Kreises bewegt. An der Seele des Mädchens wird fort und fort Verführung und Mißbrauch geübt, während man sich doch sagen muß, daß die Handlung sich recht wohl, ohne Mitwissenschaft Adriennens, abspielen könnte. Wäre der Dichter reiner in seinem Empfinden, sparsamer mit seinen Effecten gewesen, würde die Wirkung seines Werks eine noch tiefere, vor Allem eine ungebrochene sein. So mischt sich in unser Vergnügen über seine Kunst eine gewisse Verstimmung über die Mittel, die er in Anwendung bringt. Das Kind — namentlich in der Darstellung von Antonie Uebermasser — hat geradezu etwas Erschreckliches;

der Zweck, uns in Spannung zu halten, uns zu bewegen und zu erschüttern, wird erreicht, aber auch in der Kunst werden die verwerflichen Mittel nicht durch den guten Zweck geheiligt. Menschenwerke gleichen in den seltensten Fällen den vollendeten Werken der Natur, sie haben nur zu viele Brüche und Schäden, und wir müssen mit dem annähernd Schönen zufrieden sein. Dumas' „Monsieur Alphonse" hat vor den Stücken seiner deutschen Mitbewerber den großen Vorzug einer einheitlichen und streng geschlossenen Handlung, aus der auch nicht das kleinste Glied gebrochen werden kann. Es ist ein Drama, Brachvogel und Lindau haben nur Scenen gedichtet. Eine treffliche Darstellung durch die Damen Ramm (Raymonde) und Baumeister (Madame Guichard, in Maske, Haltung und Ton ganz originell und der Wirklichkeit entnommen) und die Herren Schönfeldt (Montaiglin) und Keppler (Octave; ein junger Künstler, der in Anlehnung an die Muster Friedrich Haase's nicht nur eine wahrhaft typische Gestalt des petit crevé geschaffen, sondern durch einen gewissen Galgenhumor sie auch dem deutschen Geschmack näher gebracht hat) kam dem Stück zu Hülfe und sicherte ihm einen langandauernden Erfolg. Von der „kleinen" Antonie Uebermasser habe ich schon gesprochen; klein ist ein falscher Ausdruck, in dem Kinde steckt ein überreifes Talent, das mich mehr beängstigt, als erfreut. Es ist mir ein unheimliches Symbol unserer ganzen Mädchenjugend —

medio de fonte leporum
surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat.

Schade, daß dem Trauerspiel Albert Lindner's „Marino Falieri" auf der Bühne des Belle Alliance-Theaters nicht eine annähernd ähnliche mustergültige Aufführung und Ausstattung zu Theil werden konnte. Noch mehr an den Mängeln der Darstellung, als an der inneren Schwäche ist das Stück, hoffentlich nur für diese Bühne, gestorben. Ich halte es für einen nicht unglücklichen Versuch zur Lösung des dramatischen Problems, Marino Falieri. Der Größte, der sich mit dieser Geschichte — sie ist uns nur bruchstückweise und sagenhaft überliefert worden — beschäftigt hat, Lord Byron, kömmt über den Bericht der Chronik und die pathetische Declamation nicht hinaus. Die Beleidigung, die der greise Doge und seine jugendliche Gattin von einem adeligen Wüstling Michele Steno erfahren, treibt Falier den Häuptern einer popolaren Verschwörung zu; aber die Revolution gegen den Rath der Zehn mißglückt, Falier endet unter dem Beil des Henkers. Wesentlich handelt es sich also um einen politischen Conflict, der — uns so fern durch Zeit und Raum — kaum einen Nachhall in dem Herzen eines modernen Theaterpublicums finden kann. Die schwierige Aufgabe, die der Stoff dem Dichter stellt, hat Lindner durchaus begriffen und sucht sie dadurch zu lösen, daß er den Gegensatz zwischen dem Einzelnen und dem Staat als Grundaccord durch die ganze Dichtung klingen läßt. Indem wir nicht den Einen und den Andern, sondern Alle, den Adel und das Volk, Alte und Junge, Männer wie Frauen, von der politischen Strömung ergriffen sehen, tritt uns die Handlung lebendiger entgegen, jede leidenschaftlich bewegte Menge hat etwas Fortreißendes. Nicht auf dem Markusplatz, nicht im Saal der Zehn nur — auch im Innern des Hauses, zwischen dem Dogen und der Dogaressa, wird der politische Gegensatz ausgetragen. Mehr als Falier ist Angiolina die Hauptfigur der Lindner'schen Tragödie. Lord Byron und unser Th. A. Hoffmann in seiner phantastisch ergreifenden Novelle „Doge und Dogaressa" führen Angiolina als zarte, weiße, schüchterne Mädchenblume ein: Lindner hat aus ihr eine stolze, selbstbewußte, entschlossene Tochter der Republik gemacht. In ihr ist etwas von den Frauen Pierre Corneille's. Die politische Frau wird immer nur auf eine geringe Theilnahme rechnen dürfen; der Zuschauer verzeiht der Heldin auf der Bühne viel leichter die tollsten Liebesstreiche und Herzenswandlungen als eine politische Rede. Dennoch gestehe ich gern, daß ich für Lindner's Angiolina eine gewisse Sympathie habe; vor Allem glaube ich, daß nur durch den Conflict zwischen Mann und Frau, einen Conflict, der sich auch auf die Verschiedenheit ihrer Anschauungen über die Pflichten des Einzelnen gegen den Staat erstrecken muß, die Sage von Marin Falier für die moderne Bühne lebensfähig zu machen ist. Leider zeigt

Lindner's Composition zu viele Lücken, die Uebergänge sind zu hastig und sprunghaft, man vermißt die Sorgfalt in der Ausführung und Durchbildung des Einzelnen, und wie die starke und sichere dramatische Einheit und Folgerichtigkeit fehlt, so bleibt auch die mächtige Wirkung aus. Dennoch schreitet die Handlung bis zum Schluß des dritten Acts mannigfach bewegt und in beständiger Steigerung vor.

Der erste Act entrollt das politische Bild Venedigs. Hart wider einander stehen schon Adel und Volk; der Rath der Zehn trachtet danach, alle Gewalt an sich zu reißen und die Würde und die Rechte des Dogen zu einem bloßen Schein und äußerem Prunk herabzusetzen. Den Nobili's gegenüber erscheint der greise Kriegsheld Falieri als Mann des Volkes; einen Aufstand der Arsenal-Arbeiter dämpft er, indem er unter sie tritt. Angiolina, die ihm vermählt wird, ist eine Waise, welche die Republik als Tochter adoptirt hat: ein sehr glücklicher Zug, der eben nur wie noch andere bei dem Dichter nicht ausgereift und ausgebildet ist. Ehe der Rath der Zehn ihre Verheirathung mit dem Dogen beschlossen, hat sie eine Herzensneigung für Michele Steno, den „Generalverführer Venedigs" — eine im späteren Stil des venetianischen Lebens, aus Tizian's und Aretino's Tagen, trefflich durchgeführte Gestalt — empfunden, dieselbe aber der Republik geopfert. Im zweiten Acte stoßen die Gegensätze auf einander: Michele Steno drängt sich in das Gemach der Dogaressa und wirbt um ihre Liebe. Einen Augenblick von seiner Schönheit, dem Reiz seiner listigen Rede überrascht und getäuscht, erhebt sich Angiolina bald wieder zu dem Bewußtsein ihrer Ehre und Pflicht und weist Steno hinaus. Sich zu rächen, dichtet der Wüthende die auch von der Sage erwähnten beleidigenden Vierzeilen und verbreitet sie im Festsaal des Dogen. Zu derselben Stunde bittet der Doge die Zehn, in dem Fall eines seiner alten Kriegskameraden, der wegen der Beleidigung eines Nobile's verurtheilt ist, Gnade für Recht ergehen zu lassen; er schilt sie, daß sie hart und fest „auf dem Gesetz" stehen bleiben, als die Schmähung Steno's, die ihm jetzt bekannt wird, ihn zwingt, seinerseits das Gesetz — und nur das Gesetz anzurufen. Erst die Gegenüberstellung der beiden Parteien, dann der Umschlag des Geschicks, der aus dem drohenden Dogen einen bittenden, aus dem Verächter des Gesetzes einen Anbeter desselben macht — das ist eine Erfindung voll Gedankentiefe und dramatischer Kraft. Der dritte Act stellt die Entwickelung und den Niedergang der popolaren Verschwörung dar. Zwei Frauen übernehmen darin die Hauptrolle: Marietta, ein Mädchen aus dem Volke, eine verlassene Geliebte Steno's, belauscht ein Gespräch zwischen ihrem Vater Bertuccio und ihrem früheren Verlobten Bertram; der Junge sucht den Alten zum Eintritt in die Verschwörung zu bewegen, aber Bertuccio will der Republik, wie viel Unrecht er auch von ihr erlitten hat, treu bleiben: da enthüllt ihm Bertram die Schande seiner Tochter, die Schuld Steno's. Dies bringt Bertuccio's Blut in Gährung, er tritt zu den Verschworenen über. Zum Unglück für sie erfährt Marietta ihren ganzen Plan und theilt ihn der Dogaressa mit, sich nur Steno's Leben als Entgelt für ihre Entdeckung ausbedingend, falls er wegen der Beleidigung, die er dem Dogen angethan, zum Tode verurtheilt werden sollte. Im Besitz aller Fäden der Verschwörung trifft Angiolina die nöthigen Maßregeln, den Aufstand niederzuwerfen. Sie denkt dabei einzig an ihren Gatten; wie Camillus Rom, das ihn verbannt hatte, rettete, soll Falieri den Adligen, die ihn hassen und zu verderben trachten, zum Trotz das Gesetz und die Verfassung Venedigs vor dem Ansturm der Demokratie bewahren. Indessen aber hat Falieri das Urtheil, das der Rath der Zehn in der Sache Michele Steno's gefällt hat, erhalten: nicht mit dem Tode, nicht mit Verbannung, mit einem leichten Hausarrest wird der Beleidiger bestraft. Der Becher des Zornes ist voll, er schäumt über; leicht gelingt es Bertuccio, den in's tiefste Herz gekränkten, leidenschaftlich entflammten Mann für die Sache der Popolaren zu gewinnen. Mit dem Läuten der Marcusglocke wird ihnen der Doge das Zeichen zum Ausbruch der Empörung geben lassen. Vergebens naht nun Angiolina, um bald mit sanfter Rede, mit dem Traumbild idyllischen Glücks, bald mit einem Anruf an seine Heldengröße, an seine Pflicht als Fürst und Schirmherr Venedigs den zornigen Greis zu besänftigen und vom Ab-

grund zu entfernen: endlich, als sie zwischen seinem Verderben und dem Fall der bestehenden Staatsordnung wählen muß, entscheidet sie sich groß und tragisch — sie läßt den Hochverräther verhaften. Zugegeben, daß eine solche Handlung, von einer Frau vollführt, mehr Abneigung als Theilnahme bei einem Theaterpublicum erweckt; daß politisirende Frauen auf der Bühne beinahe noch unsympathischer wirken, als in der Wirklichkeit, da ihnen zusehr der Schein der Wahrheit abgeht: so wird sich doch Niemand, der poetisches Empfinden besitzt und das Pathos der politischen Leidenschaft begreift, der Gewalt dieser Scenen entziehen; mit künstlerischem Verstande sind sie gesteigert und werden auch äußerlich mit einem großartigen theatralischen Effect beschlossen. Der Fehler liegt in der allzu flüchtigen Durchbildung des Details; wie kömmt plötzlich der Rath der Zehn hinter die Verschwörung; wie der Capitano der Regierungsbarke zu der Rolle „mit Vollgewalt vom Tribunal der Zehn", um sich Falieri's zu bemächtigen? Gerade in diesen Kleinigkeiten sind die Franzosen genau, wahr, realistisch bis zum Pünktchen über dem I. Der deutsche Dichter vergleiche nur die Aufnahme der notariellen Urkunde in Dumas' Komödie mit seiner Prozeßhandlung gegen Falieri. Indem der Franzose den Schein des Lebens täuschend wiedergiebt, hebt er den Zuschauer über alle Bedenken hinsichtlich der inneren Wahrheit der Sache hinweg; der romantische Montaiglin wird für uns alle so lebendig, wie der Mann, der neben uns sitzt, weil er seine Briefe so faltet, so siegelt, weil er sich vor dem Notar so benimmt, wie wir es thun würden. Bei Lindner schwankt die Grundlage; die alten venetianischen Ordnungen, Gebräuche, Sitten sind ihm nicht in Fleisch und Blut übergegangen, wir befinden uns in einer erträumten, nicht in einer wirklichen Welt. Diese Unkenntniß verursacht die Unklarheit einzelner Vorgänge; in Verbindung mit einem wunderlichen Stimmungswechsel des Dichters verschuldet sie den Fall des vierten Acts. Zwar die ersten Scenen, die das Verhältniß zwischen Michele Steno und Marietta zum tragischen Ausgang bringen — sie ersticht ihn — und das Auf- und Niederwogen des Kampfes zwischen Volk und Adel schildern, sind noch mit energischer Hand gezeichnet und in jenen brennenden, mehr Rubens'schen als Tizianischen Farben, wie sie Lindner liebt, gemalt: die letzten dagegen entbehren eben so des historischen Colorits wie der psychologischen Wahrscheinlichkeit. Wir sollen an einen Rath der Zehn glauben, der den gefährlichsten Staatsverräther, den Dogen, auf die Bitte Angiolina's von seinen Ketten befreit und zum Herrn seines Schicksals macht; an einen Mann, dem wenige Stunden in dem Gefängniß den Verstand geraubt haben; der inmitten der Revolution, vor sich das tobende Volk, hinter sich den Henker, Liebesseufzer flüstert und, aus diesem Traum erwachend, statt sich an seinen Feinden zu rächen, seine Vertheidiger, das Volk, niederschlägt und mit den Worten zum Block geht:

Laßt mich vor allem Volk gerichtet sein,
Daß noch mein rinnend Blut sie schrecken möge!
Weh jedem Lande, wo der Mächtigste
Sich nicht ohnmächtig weiß vor dem Gesetz!

Gerade vor dem naivsten Publicum fanden diese Unnatürlichkeiten, die Sophismen Angiolina's, das phantastische Wesen Falier's, der zuletzt mehr einem Narren als einem Helden gleicht, keine Gnade. Zu fein ausgesonnenen psychologischen Versuchen, zu einer Anatomie des Herzens eignen sich mittelalterliche Gestalten nicht, am wenigsten eine Figur, deren Wollen, That und Schuld sich so scharf und bestimmt in der ganzen Geschichte Venedigs hervorhebt, wie Falieri. Lindner hat den Alfresco-Zug des echten Dramatikers, die markige Zeichnung, die Kraft, Volksscenen zu schaffen und zu bewegen, das Talent, den Faden einer Handlung straff zu spannen, das beredte, zuweilen pomphaft aufgebauschte, dann aber auch wieder das einfachste, rührendste und ergreifendste Wort: leider ist er von der Schwäche angekränkelt, überall seelische Probleme — und zwar Probleme modernster Empfindung, man denke an seine Lucretia in „Brutus und Collatinus", an seine Margarethe von Valois in „Die Bluthochzeit" — in den historischen Stoff hinein zu geheimnissen und dadurch die reine und scharfgezogene Linie des dramatischen Charakters zu verwischen. Proble-

matische Charaktere, wie „Hamlet“ und „Wallenstein“ gelingen auf der Bühne nur den größten Dichtern, und auch ihnen unter der Bedingung allein, daß die Handlung an sich klar und durchsichtig sei. Welches Kreuz für die Darstellung der vierte Act des „Hamlet“ mit seiner verworrenen Fabel ist, weiß jeder Kundige. Ob Lindner diesen innerlichen Fehler seines Talents überwinden kann? Ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß er bei größerer Vertiefung in seine Stoffe, mit einem feineren Tacte in der Ausführung viele Geschmacklosigkeiten, viele Irrthümer vermeiden könnte. Diese von dem Talente so geringgeschätzten Aeußerlichkeiten sind es zuletzt, die das Glück oder Unglück eines Theaterstücks nur zu häufig entscheiden, sie, fürchte ich, haben „Die Bluthochzeit“ und „Marino Falieri“ von der Hofbühne, auf die sie doch gehören, ferngehalten. Eine Dogaressa kann, wenn sie Steno aus ihrem Zimmer weist, nicht zu ihrer Dienerin sagen: „lüfte dies Gemach!“ Wenn Falieri ausruft: „Dies ist nicht eines Dogen Haus, es ist nur eine Kneip' und ich der schmutz'ge Wirth“ — so schlägt die Tragik in die Komik um; und selbst die harmlose Menge im Belle Alliance-Theater konnte ein leises Gelächter nicht unterdrücken, als Bertuccio, ein Venetianer, sich also äußert:

Lasciat' — einst hört' ich — in Firenze war's —
Ein schaurig Lied wie jüngsten Tages Ton —
Lasciat' ogni speranza — ogni — ogni —

Ja, hat der Mann denn vorher nicht italienisch gesprochen? Wie kann der Dichter uns nur so toll aus der Illusion reißen. Nicht minder störend sind thatsächliche Irrthümer: bei Lindner kömmt Falier von dem Papst zu Rom; er kam aber von Avignon, da es um 1354 keinen Papst in Rom gab. Marietta bestellt Steno zum letzten Stelldichein nach Sanct Paul und Peter. Solche Kirche giebt es nicht in Venedig. Das ist gleichgültig, meint der Dichter; ja wohl, aber mir offenbart es vor Allem seine Oberflächlichkeit, da ein Blick auf einen Plan Venedigs, ein Blick in Becker's Weltgeschichte Alles in's Richtige gestellt hätte. Und mit diesen Blicken, was würde er außerdem noch gelernt haben! Die Dichter vergessen es immer von Neuem, daß die Begeisterung zwar die Mutter, der Fleiß aber der Vater des Genius ist.

Der interessante Vorwurf mag die Länge dieses Berichts entschuldigen. Die berliner Tageskritik ist der Dichtung, meiner Meinung nach, nicht gerecht geworden; die Mängel derselben treten klar zu Tage, es fehlt das Verständniß, die Theilnahme für so fern abliegende Dinge, aber das Ganze ist doch ein geschlossener dramatischer Bau, mit einer bis zu ihrem Höhepunkt gut entwickelten Handlung, mit interessanten Charakteren, in einer meist edeln, schwungvollen und bilderreichen Sprache. Ein Poet redet zu uns, kein Hans Dampf, der mit alten und neuen Witzen der Weinreisenden handelt, kein Possenfabrikant, der mit einem stillen Compagnon die Wiener Waare „umdichtet“ und die französische verfälscht.

Die beiden Neuigkeiten, die auf der Hofbühne zur Aufführung gelangten, ein Schauspiel von Emil Brachvogel und ein Lustspiel von Paul Lindau, haben weder die literarische Bedeutung noch den künstlerischen Werth des „Monsieur Alphonse“ und des „Marino Falieri“ — sie sind wesentlich lokal und in ihrer Hauptwirkung auf die Hauptstadt beschränkt. Namentlich dürften Brachvogel's „Alte Schweden“ kaum über das Weichbild Berlins hinausdringen, festen Fuß werden sie auf keiner anderen Bühne fassen können. Schon der märkisch-berlinische Dialekt, der nichts weniger als angenehm klingt und in dem doch der Held des Stücks, der „alte“ Derflinger, sich breitspurig und behaglich ergeht, zieht der Verbreitung des Schauspiels die engsten Grenzen. „Schauspiel“ ist nicht die richtige Bezeichnung dieses Werkes: Brachvogel hat einige Capitel aus seinem Roman: „Der Fels von Erz“ in eine dramatische Form gegossen: ohne großes Besinnen, frisch, flott, melodramatisch, wie es die Weise dieses Dichters ist. Von all' unsern Dramatikern ist Brachvogel der naivste, ihn kümmert weder die Geschichte noch die Kunst, selbst eine Plattheit in der Erfindung oder im Ausdruck halten ihn nicht auf. Ein instinctartiges Gefühl des

Theatralischen leitet ihn oft sicher über die Klippen und Untiefen hinweg, an denen Begabtere scheitern. Selten hat ein Autodidakt einen solchen Erfolg errungen, wie er mit seinem „Narciß". Damit läßt sich nun freilich das neue Schauspiel nicht vergleichen. „Alte Schweden" bestehen aus zwei Stücken: einer Haupt- und Staatsaction, welche die Ueberführung der ehemals schwedischen Regimenter nach Abschluß des westphälischen Friedens in den Dienst des Kurfürsten von Brandenburg, ganz im Stil der alten, von den umherziehenden Schauspielertruppen im Anfang des vergangenen Jahrhunderts aufgeführten Komödien, in den zwei ersten Acten behandelt, und einer idyllischen Liebeskomödie, die in einer Schneiderscene Derflinger's — er näht ein Dutzend Stiche an dem Mieder des Fräuleins von Schappelow — gipfelt. In einigen Auftritten des dritten und fünften Acts versucht der Dichter diese so verschiedenen Theile lose zu verknüpfen: gerade wie in der Haupt- und Staatsaction der historische Held und der Hanswurst verbunden wurden: Arcades ambo. Die Einheit der Handlung hat Brachvogel durch die Einheit des Helden ersetzt; dazu erscheinen in jedem Act Soldaten in kleidsamen Uniformen auf der Bühne und durch das ganze Stück spielen die Blechinstrumente eine Hauptrolle. Doch würden diese theatralischen Scherze und Listen dem Schauspiel ebenso wenig genützt haben wie die patriotischen Reden und Weissagungen über Brandenburgs zukünftige Größe und Herrlichkeit — gestehen wir es nur den Ultramontanen zu, daß es mehr Geist erforderte, im Ausgang des 17. Jahrhunderts die falsche Prophezeiung von Lehnin zu dichten, als, nach der Schlacht von Sedan, den großen Kurfürsten seiner Enkel Glanz und Hoheit schildern zu lassen — wären nicht darin die zwei gerade den Brandenburger anheimelnden Gestalten Derflinger's, des braven, ehrenfesten Soldaten, der von der Pike an emporgestiegen, und der alten Jungfer Euphrosyne, der besten treuen Dienerin in einem adeligen Hause, in so glücklicher und farbenprächtiger Schilderung aufgetreten: Herr Berndal (Derflinger) und Frau Frieb-Blumauer (Euphrosyne) erschienen wie geschaffen zur Verkörperung derselben. Dem musterhaften Spiel dieser Künstler, dem munteren Ensemble, der glänzenden und im Allgemeinen historisch treuen Ausstattung verdankten die „Alten Schweden", nicht im kleinsten Maße, ihren Sieg.

Paul Lindau's Lustspiel „Ein Erfolg" hat bei seiner ersten Aufführung und nachher von der Kritik die herbste Abweisung erfahren — eine Abweisung, die der Dichter hätte voraussehen können. Wer in einem Glashause wohnt — der Spruch ist bekannt. Die satirische Literaturkomödie, die Lindau als Ideal vorschwebte, hat ihre volle Berechtigung und eine sittliche Entrüstung ihr gegenüber erweckt nur ein ironisches Lächeln. Ernsthafter ist schon die Frage, ob diese Gattung der Komödie auf die Hofbühne gehört. Aber auch das ist Sache des persönlichen Empfindens und wird niemals endgültig entschieden werden. Dagegen wird es keinen Widerspruch hervorrufen, wenn ich bei einem solchen Kampfe ehrliche Waffen und festgezogene Grenzen des Turnierplatzes fordere. Wen ich angreife, muß ich deutlich bezeichnen; was ich in ihm bekämpfe, darf nur sein Literatenthum, nicht seine Stellung im gesellschaftlichen Leben sein. Nach beiden Seiten hin hat es der Dichter an Muth und Tact fehlen lassen und seine Erklärung in den öffentlichen Blättern, daß er die Charakterisirung und Verspottung bestimmter Persönlichkeiten gar nicht beabsichtigt habe, macht die Komödie nicht besser. Der großen Mehrzahl des Publicums sind literarische Beziehungen meist unbekannt und flößen ihm nicht die geringste Theilnahme ein; Zeugniß dafür legen Platen's so bewunderungswürdige Komödien von der „verhängnißvollen Gabel" und dem „romantischen Oedipus" ab, die zur Zeit ihres Entstehens noch weniger Leser fanden, als jetzt. Lindau hat sich nun gar mit der flüchtigen Schilderung allgemeiner Typen begnügt, von denen nichts bleibt, wenn wir nach seinem eigenen Wunsche die persönliche Beziehung fortdenken. Schon „Maria und Magdalena" und „Diana" krankten an der schwach erfundenen und noch schwächer durchgeführten Fabel, dennoch war in beiden Schauspielen der Kern eines Conflicts vorhanden und der scharfe Zusammenstoß der Gegensätze führte zu wirksamen, ja ergreifenden Scenen. Dem „Erfolg" gebricht es an jeder Handlung. Daß ein winziger

Journalist Fritz Marlow ein Lustspiel: „Ein Erfolg“ geschrieben hat und sich in ein junges Mädchen Eva Drossen verliebt; daß er nach Ueberwindung einiger unbedeutenden Schwierigkeiten in den Hafen des Ruhmes und der Ehe fährt: dieser Inhalt entbehrt doch allzusehr jeder dramatischen Spannung und Entwickelung. Hier und dort findet sich ein Ansatz zur Intrigue; so sucht ein Baron Fabro das junge Mädchen gegen den Dichter einzunehmen; der Doctor Claus, ein verunglückter Poet aus dem „Plateniden-Geschlecht“, das Heine so hübsch besungen hat, und der Redacteur Schallmeyer, der leider aus dem Feuilleton in den Leitartikel hinauf versetzt ist und dadurch in seinen Reden und seinem Treiben an breiter Verständlichkeit verloren hat, scheinen aus literarischer Gegnerschaft Marlow's Stück „vernichten“ zu wollen: aber Lindau läßt das Alles in einem Halbdunkel. Eine Fülle von Andeutungen, Anspielungen: nirgends eine feste, vorschreitende Handlung; nirgends ein originelles Charakterbild. Das Ganze gleicht bald einer ungeheuerlichen Selbstbespiegelung, denn Marlow-Lindau decken sich, bald einer ebenso unglaublichen Selbsterniedrigung, wenn der Dichter im dritten Act das Publicum um Gnade bittet und gleichsam im Voraus von den kritischen Zuhörern der ersten Vorstellung an die naiveren der zweiten appellirt. Am glücklichsten getroffen und am saubersten ausgeführt ist die Figur der Eva, die von Fr. Riemann-Raabe sehr sympathisch dargestellt wurde. Die übrigen Gestalten sind nicht ganze, sondern gleichsam nur halbe Menschen: der Dichter hat sie sämmtlich nur auf ihr Literaten-, nicht auf ihr Menschenthum angesehen. Dem Dialog ist ein munterer Fluß nachzurühmen, den Witzen selbst fehlt es zuweilen an Anmuth hier und an Schärfe dort. Wollte der Dichter ein anspruchsloses, lustiges Stückchen geben, so hätten zwei Acte vollauf für den mäßigen Inhalt genügt; ihrer Ausfälle entkleidet, würde die Scene im Theaterfoyer, bei ihrer gefälligen Ausstattung, eine heitere Wirkung erzielt haben; wollte der Dichter einen höheren Flug nehmen und seine literarischen Feinde geißeln, so bedurfte seine Komödie einer ganz andern Fabel, einer größeren Vertiefung der Gegensätze, vor Allem sein Held mehr Innerlichkeit, Ernst und moralischen Muth. Eine Weile sieht es so aus, als dürfte ein glückliches, leichtes, unternehmendes Talent nur immer zugreifen, als könnte es gar nicht anders als stets aus der Urne des Schicksals ein großes Loos ziehen; als brauchte es nur immer mit der Pritsche Arlecchino's um sich zu schlagen, um die Lacher auf seiner Seite zu haben: plötzlich zeigt es sich dann, daß zu einem dauernden Erfolge ernste, unermüdliche Arbeit, ein gewisses ethisches Pathos gehört und daß ein Lorber, der in einer Stunde mühelos gewonnen wurde, auch in einer Minute verloren wird. Das Schicksal dieses Stückes enthält eine Mahnung und eine Lehre; wenn Paul Lindau sie beherzigt, wird die Niederlage für ihn, wenn auch in einem andern Sinne, als beabsichtigt wurde, ein Erfolg gewesen sein.

Karl Frenzel.

Musikalisches aus Berlin.

October — November 1874.

Am 17. October eröffnete Joachim den ersten Cyklus seiner Quartettabende. Das Programm enthielt Haydn, Mozart und das große Amoll-Quartett Beethovens. Daß der Concertsaal zum Tempel werden kann, erfährt man hier. Wer sich auf den Ausdruck menschlicher Gesichter versteht, kennt die eigenthümliche Spannung, welche der Erwartung reinster Freude mitgegeben ist. Wo Joachim spielt, kann man diesen Ausdruck in seinen liebenswürdigsten Schattirungen beobachten. Man fühlt sich festlich gestimmt wie nur in Augenblicken, wo nach der kleinen Noth des Tages sich heimlich uns der Genius einer poetischen Feierstunde naht. Das ist die Größe der Joachim'schen Kunst: sie hebt uns in eine schönere Welt hinauf. Andere Geiger haben uns wie Paganini und Ernst die schwindelnde Höhe und die süße Innigkeit der ausübenden Kunst geboten; Keiner hat mit solcher Kraft der Idealität, so selbstlos und rein musizirt wie Joachim. Aber man kann vielleicht mit einigem Rechte von ihm sagen, daß er als Quartettspieler eine Unmöglichkeit ist, weil seine großartig ausgeprägte Persönlichkeit gar zu sehr alles andere überragt. Er mag das Unbedeutendste zu spielen haben und sein Widerpart das Bedeutendste — man hört auf ihn und nur auf ihn. Nicht daß er nicht die Fähigkeit besäße, sich unterzuordnen: kein Musiker begleitet besser als er. Es liegt an der Unmöglichkeit, unbemerkt zu bleiben. Wir erfahren Aehnliches auch sonst an bedeutenden Menschen, bei denen alles wichtig erscheint, auch das an sich Unwichtige. Ich bin überzeugt, wenn Joachim die zweite Geige oder die Bratsche spielte, es wäre immer dasselbe. In jedem Augenblicke wüßte man, das ist er, denn so phrasirt kein Anderer, versteht kein Anderer dem kleinsten Wort, das er zu sagen hat, sein ganzes Wesen aufzudrücken. Joachim ist deshalb nicht recht im Quartett zu denken, weil ihn die Natur als Solo gedacht hat. Wer hätte an De Ahna, Rappoldi, Müller etwas auszusetzen? Sie sind alle drei die vortrefflichsten Spieler, und auch ihr Zusammenspiel ist das vortrefflichste. Da ist so viel wahres Maß, das Kennzeichen aller echten, reifen Kunst, so viel Freiheit bei so viel Gesetzmäßigkeit, so viel großer Zug bei so viel kleinster Sorge für das Verborgene. Und mit welch' collegialischer, neidloser Bewunderung hängen sie an ihrem Führer! Ein Mann wie De Ahna, der selber ein bedeutender Violinspieler ist, weiß nichts von gewöhnlicher Eifersucht, wenn es sich darum handelt, mit Joachim zu musiziren. Alles ordnet sich ihm unter, wie man sich einem Naturgesetz unterordnet. Und in der That, etwas von der unzweifelhaften Sicherheit eines solchen steckt in ihm. Welche Art z. B. rubato zu spielen, so unmerklich sein, daß man die Temposchwingungen kaum verzeichnen könnte, und doch wie unfehlbar sicher und zauberhaft in der Wirkung! Welche Art, den Ton in der Cantilene zu vergeistigen, ihn gewissermaßen auszufüllen mit der ganzen sehnsüchtigen

Kraft des inneren Blicks, daß er wie ein Stern auf dunklem Grunde glüht! Welche Art, die Saiten wie Lerchenschlag erbeben zu lassen, wenn die anmuthigste Ausgelassenheit einer kindlichen Wendung ihn begeistert! Welche Grazie, bei so viel Tiefe, welcher Schmelz, bei so viel Würde!

Der zweite Quartettabend brachte als Novität ein Quartett von Brahms in Cmoll, dessen Zwillingsbruder wir im vorigen Winter kennen gelernt haben. Die Vorliebe Joachims für diesen Componisten ist ganz natürlich. Er besitzt alles, was einen Autor hervorragend machen kann: Größe des Stils, Noblesse, Empfindung, Originalität, Wissen. Insbesondere ist ihm eigen, was von allem Anziehenden das Anziehendste ist, das Geheimnißvolle. Gerade das vorliegende Werk ist reich an solchem Hineinragen einer anderen Welt. In welchem wunderbaren Zwielicht sind nicht die Mittelsätze gehalten, als setzten sich vom erblassenden Abendhimmel die Träume der Erde gleich dunklen Silhouetten ab. Die Außensätze sind von düsterer Kraft, nur der letzte etwas zu wenig plastisch, und das Ganze so recht, was man sich unter einem Quartett denkt, ein Organismus, von der Wurzel an vierstimmig, nicht sinfonisch wie die meisten Quartette der Epigonen. Und sinfonisch heißt an dieser Stelle nichts anderes als quartettunfähig.

Eine Novität andren Ranges und anderer Art war die Frithjof-Sinfonie von Heinr. Hofmann, welche Bilse in einem seiner letzten Concerte vorführte. Der junge Componist hat entschiedenes Talent; er gestaltet leicht, ist nicht ohne poetische Stimmung und hat wirkliches Orchesterblut in seinen Adern. Daß er gut instrumentirt, wäre zu loben, wenn er nur nicht oft zu gut instrumentirte. Alle vier Sätze (Frithjof — Ingeborgs Klage — Intermezzo — Frithjofs Rückkehr) leiden an einer Verschwendung des Colorits, welcher eine Verschwendung im Denken nicht immer gegenübersteht. Aber alles ist flott hingesetzt, im Rahmen des Orchesters erfunden, nicht nachträglich hineingemalt. Manches, namentlich in den ersten zwei Sätzen, ist außerordentlich keck entworfen und ausgeführt. Dabei fehlt es trotz einiger Neigung zum Ueberschwänglichen selten an exacten Linien, wenn sie gelegentlich, wie in Ingeborgs Klage, auch verschwimmen. Das Scherzo, ein Intermezzo von „Lichtelfen" und „Reifriesen", zweien von Darwin noch nicht näher bezeichneten Arten, ist mit zu großem Raffinement behandelt. Elfen mit Strichelchen und Riesen mit Klecksen zu characterisiren, ist freilich leicht, nur wird man schwerlich dabei die Empfindung eines willkührlichen Verhältnisses zwischen zwei willkührlichen Species loswerden. Beim letzten Satz hat der Kaisermarsch Wagners die Phantasie des Componisten in der fieberhaftesten Weise beunruhigt. Er ist, wenn man so sagen darf, von vorn bis hinten geronnener Wagner. Ich möchte mir erlauben, dem jungen, begabten Mann einen Rath zu geben. Er hüte sich vor zwei Instrumenten, dem Cello, dem er jedesmal, wenn die Empfindung die bekannte Blutwärme überholt, all' seine Melodik zu klagen pflegt, und einer Art Lärm-Trompete, deren Fanfaren zwar nicht in der Partitur, desto mehr aber außerhalb derselben gehört werden. Ein wirkliches Talent, und er ist ein solches, muß immer nur durch seine Leistungen wirken wollen, und bedarf keiner künstlichen Instrumentation. Er erinnere sich der goldenen Worte von Rob. Schumann: „suche nur täglich ein immer tüchtigerer Künstler zu werden; alles andere findet sich dann von selbst."

Die erste Sinfoniesoirée der K. Capelle machte uns mit der neuesten Sinfonie von Raff bekannt, einem Componisten, der uns durch seine große Productivität und eine merkwürdige Mischung von Eigenschaften der bedeutendsten Art und bedauerlichen Mängeln viel zu schaffen macht. Bei aller Verehrung, die einer so prägnanten Intelligenz gebührt, wird es doch schwer fallen, ihn unbedingt in die Reihe der begnadigten Musikernaturen zu stellen. Raff's Geist und Witz springen so geschickt in jede Lücke seiner Naturanlage, daß es nicht immer leicht ist, das Surrogat als solches zu erkennen. Raff kann Alles; er würde einer Steuerquittung durch canonische Behandlung Reiz zu verleihen wissen. Er contrapunctirt sich vom Himmel durch die Welt

zur Hölle; er fugirt im Halbschlaf, er macht die geschickteste Inversion, wenn es sein muß, in einer Liebescantilene; er tanzt, wie im Scherzo dieser Sinfonie, in den Contrabässen mit dem Schatten seines Thema's, so verlängert erscheinen seine Umrisse; er ist im Orchester so zu Hause, daß er mit den Instrumenten Walpurgisnacht spielt; er ist immer geistreich, immer unterhaltend, aber eins ist ihm versagt: auf gleicher Höhe zu bleiben. Ich kenne kein Stück von ihm, wo in dem goldenen Wein, den er credenzt, nicht ein bitterer Tropfen wäre. Es fehlt ihm der sichere Herzschlag eines wirklichen Genies; daher dieses Kommen und Gehen seiner oft so herrlichen Gedanken, diese unglaubwürdige Ruhe, wenn er befriedigt erscheint, dieses Thürenwerfen, wenn er verdrießlich wird, diese Unsicherheit, ob er im nächsten Augenblicke Eis oder Feuer in Bereitschaft halten soll.

Die in Rede stehende Sinfonie, obwohl sie an Naturlauten, an Allem, was das Herz unmittelbar trifft, empfindlich ärmer als die Wald- und G-moll-Sinfonie ist, gehört durch die Meisterschaft ihrer Factur, durch den tiefen Ernst des ersten, den Humor des zweiten Satzes und durch die charakteristische Haltung des Trauermarsches zu seinen werthvollsten Werken. Das Motto, welches er ihr vorangesetzt hat: „Gelebt — gestrebt — gelitten — gestritten — gestorben — umworben“, würde einem delphischen Orakel besser stehen als einer Partitur. Es ist von einer verzweifelten Allgemeinheit und macht durchaus den Eindruck einer zu hoch gegriffenen Etiquette. Der Componist hat glücklicherweise noch vor seinem Tode erfahren, daß ein Leben voll „Leid“ und „Streit“ des Schaffensdranges am „Unumworbenen“ nicht zu Grunde zu gehen braucht.

August Wilhelmj ließ sich am 13. November vor dem dicht besetzten Saale der Singacademie hören. Er spielte das Mendelssohn'sche Violinconcert, dieses Muster eines graciösen und im edelsten Sinne dankbaren Concertstücks, eine noch ungedruckte Fantasie von F. Hiller und eine Paraphrase der Romanze aus dem Chopin'schen E-moll-Concert. Der große Virtuose entwickelte auf's Neue alle jene Eigenschaften, die wir schon lange an ihm schätzen: großen Ton, vollendete Technik und eine Schlichtheit des Spiels, wie wir sie nur noch bei Joachim kennen. Eine gewisse, früher an Kälte streifende Vornehmheit des Vortrags ist jetzt einer innerlichen Belebung gewichen, welche in bewunderungswürdigem Maße die Gränze zwischen Wärme und Erhitzung einzuhalten versteht. Die Gefahr, welche heißblütigen Temperamenten unter den Virtuosen so leicht droht, die Herrschaft über sich selbst zu verlieren und in Uebertreibung zu verfallen, existirt für Wilhelmj nicht. Auch hierin gleicht er Joachim, daß der subjective Antheil des Spielers die Interpretation nicht verdunkelt. Ueberall empfindet man das fein erwogene Verhältniß der Eigenthümlichkeit des Darstellenden zum Dargestellten, jenes subtile Concordat, das zwischen dem Kunstwerk an sich und seiner persönlichen Auffassung besteht. Ueber die makellose Reinheit und Quantität des Wilhelmj'schen Tons wäre es überflüssig, noch ein Wort zu verlieren. Wird man bei einem ausübenden Künstler nur noch an Joachim erinnert, so ist damit überhaupt das Höchste ausgedrückt, denn er bleibt nun einmal das classische Ideal aller musikalischen Darstellung. Die Hiller'sche Romanze erhebt sich nach einem etwas rathlosen Anfang zu einem effectvollen, im Ausdruck der Empfindung mehr als in der Empfindung selbst interessanten Musikstück, welches wohl verdiente, in das Repertoire der Violinspieler aufgenommen zu werden. In der Chopin'schen Paraphrase, die für Geige fast schöner als für Clavier klingt, entfaltete der Concertgeber allen Zauber seiner virtuosen Anmuth. Zierlicher hätten die kleinen Fiorituren, welche die Cantilene umspielen, von Chopin's eigener Hand nicht gewoben werden können. — Ein Clavierspieler aus Hamburg, Rudolf Niemann, unterstützte, oder soll man lieber sagen, unterbrach das Concert durch den Vortrag des Schumann'schen Clavierconcertes und der Raff'schen Gigue aus der Suite op. 72. Es war eine von jenen Leistungen, bei denen man nach einem Wörterbuch greifen möchte, um einen ganz passenden Ausdruck für sie zu finden. „So schön zugleich und häßlich“ wäre zu viel gesagt; nicht schön, nicht häßlich trifft vielleicht am meisten zu. Ich möchte glauben, man

spielt in Berlin privatim, wie man in Hamburg öffentlich spielt; wir verlangen so unendlich mehr von einem Musiker, der uns in der Singacademie Schumann vorspielt. Das Raff'sche Stück ist wieder eines jener Mischlinge, bei deren Erzeugung die kaukasische und äthiopische Race sich mit einander eingelassen zu haben scheinen. Auf mich wirkt es ganz mulattenhaft. Möglich, daß es von sehr geistigen Händen vorgetragen, erträglicher klingt. Das Orchester hielt sich in den bekannten schwierigen Tactrückungen des letzten Satzes im Schumann'schen Concert recht wacker. Ohne einen kleinen Rabatt am Schluß der Stelle geht es freilich nie ab. Dem schönen, kurzen Andante fehlte aber aller Hauch. Versteht ein Orchester nicht im Zwielicht zu spielen, so braucht es an solchem Ort, wo das Halbdunkel unerläßlich ist, doch nicht jedes Sechzehntheil wie mit Gas zu beleuchten.

Ignaz Brüll aus Wien gab zwei Concerte in der Academie, nachdem er vorher in den Reichshallen ein Clavierconcert eigener Composition gespielt hatte. Derselbe ist uns schon von früher her durch die Vorführung seines ersten, bei Bote u. Bock erschienenen Clavierconcertes in freundlichster Erinnerung. Ich kenne in unseren Tagen des unfruchtbaren Componirens wenig Werke, welche wie die Compositionen dieses Mannes in solchem Maße alle Vorzüge eines wirklich aus innerster Seele quellenden Schaffens in sich vereinigen. Es steckt in Brüll eine geistige Gesundheit, die sich erfrischend gegen unsere mehr oder weniger nervenkranke Productionsweise abhebt. Muß dem ersten Concert, auch als Ganzes betrachtet, der Vorzug gegeben werden, so ist der erste Satz des uns diesmal gebotenen doch wieder so reich an poetischer Kraft und glücklicher Gestaltungsgabe, daß man — ich spreche dies mit aller Gelassenheit des großen Wortes aus — stellenweise an die frische Art Fr. Schubert's erinnert wird. Nicht daß der Componist die Tiefe seiner Melodik besäße, aber er hat etwas von seiner Naivetät und Herzlichkeit, seinem glückseligen und berechtigten Selbstvertrauen, seiner göttlichen Ungenirtheit, welche sich die Dinge nach eigener Façon zurechtlegt, ohne viel darnach zu fragen, ob der Weltgeist sie so oder anders gedacht hat. Als ein Merkmal eigenster Art erscheint insbesondere bei ihm die völlige Befreiung von Schumann'schem Einfluß. Ich glaube, daß die wahre Verehrung Rob. Schumann's darin besteht, ihm nicht nachzuahmen. Sein Genius ist mit ihm erfüllt, und es gilt neue Bahnen zu entdecken. Durch ihn gebildet sind wir ja mehr oder weniger Alle, aber es kommt darauf an, aus seinem Erbe neue Kraft zu gewinnen, es in neues Leben umzusetzen. Bei Wagner und Brahms ist dies erreicht, aber die Blutsverwandtschaft fühlt sich jeden Augenblick heraus. Brüll hat absolut nichts davon, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß er an Bedeutung neben diesen Männern zu nennen wäre. — Als Spieler steht Brüll nicht hinter dem Componisten zurück. Auch hier fällt die Gesundheit des Anschlags und der Auffassung auf. Während so viele Clavierspieler heutzutage nichts plastisch zu geben wissen als den Nebel, ist es bei ihm, als wäre man in schöner, frischer Natur, wo Alles den Sinnen schmeichelt und der Geist sich heiter fühlt. Er hat das wirkliche Naturell eines Clavierspielers, wie es Rubinstein besitzt, zwar ohne seine Macht, aber auch ohne seine Excentricität. Möge der talentvolle Mann sich von der scheinbar geringen Theilnahme des Berliner Publicums nicht einschüchtern lassen. Er kehre oft zu uns zurück; die Stellung, die ihm gebührt, wird er bald genug erobern.

In der K. Oper ging der längst erwartete Cesario von W. Taubert in Scene. Das Buch ist nach Shakespeare's „Was ihr wollt" in der üblichen Cursivschrift der Librettos nicht ungeschickt behandelt. Es ist immer mißlich, wenn eine Sache, die der anderen nicht bedarf, mit ihr nur deshalb in Verbindung gebracht wird, weil diese jener bedurfte. Das Shakespeare'sche Lustspiel hat keine Musik nöthig. Aber die Musik brauchte das Lustspiel. Die Frucht einseitigen Vertrauens solcher Art pflegt die Mesalliance zu sein, und ich bin das Gefühl nicht los geworden: wie schön wäre es, wenn diese Leute Shakespeare'sche Verse sprächen, statt zu singen. Jedoch jeder Componist muß sehen, wie er zu einem Texte gelangt. Wir besitzen leider keine Dichter, welche komische Opernbücher schreiben.

Wir haben es hier mit einer Oper im alten Stile, einem alten Buche und einer, wenigstens den Jahren nach, alten Feder zu thun, wiewohl hier gleich hinzugesetzt werden muß, daß die Partitur mit so frischer Lust und so jugendlicher Heiterkeit geschrieben ist, daß man sie für das Werk eines in der vollen Kraft seiner Jahre Stehenden halten könnte. Im Stoff hat Taubert hier einen glücklicheren Griff als im „Macbeth“ gethan, da sein Naturell offenbar mehr für das Heitere und Anmuthige, als für das Tragische und Erhabene berechnet ist. Das Hübscheste in der Oper ist das Finale des ersten Actes, das schwächste der ganze dritte Act. Alles ist liedartig, einschmeichelnd, in knappster Form gehalten, die ganze Oper, wenn man so will, ein Kinderlied in drei Acten. Bekanntlich ist dieses Genre Taubert's eigentliches Feld, und er ist geradezu erfinderisch auf ihm. Die Musik ist durchweg tüchtig und elegant, der Satz rein und zierlich, die Instrumentation bescheiden bis zur Unscheinbarkeit, kurz alles so mundgerecht und angemessen, wie man es von einem gebildeten Mann und Musiker nicht anders erwarten kann. Aber man fragt sich, für welche Gattung von Leuten das Werk eigentlich geschrieben ist? Für das große Publicum nicht, denn das bedarf der Drucker, der Schlagworte, der packenden Nummern; für den Musiker auch nicht, denn der bedarf des Interesses. Einen langen Abend verbindliche Musik zu hören, die nichts sagt, was einen Widerspruch, aber auch nichts, was eine rechte Zustimmung erweckt, das ist nicht interessant, sondern nur verstimmend, weil man weiß, daß der Componist dies Alles in dem sicheren Vertrauen gegeben hat, einen großen Eindruck zu erzielen, den man ihm ungern schuldig bleibt. Kritik ist ja immer nur die Meinung eines Einzelnen, und es sollte mich herzlich freuen, wenn die meinige auf Irrwegen ginge. Wir bedürfen einer guten komischen Oper so sehr und Taubert hat viele Eigenschaften, die ihn befähigten, eine solche zu schreiben. Er ist ein gewandter Musiker, welcher fließend und leicht erfindet; er kann lustig sein, ohne jemals platt zu werden; er kennt das Theater und wird keine groben Verstöße gegen den gesunden Bühnenverstand begehen. Hätte er bei seinem so viel reineren Streben nur das halbe Talent Offenbach's, oder gar Meyerbeer's, er würde etwas Vortreffliches zu Stande bringen. Leider aber fehlt ihm jede Originalität, und ohne sie ist nun einmal in der Kunst nichts zu machen. — Die Darstellung der Hauptrollen in den Händen der Damen Mallinger, Lehmann und Fr. Voggenhuber, der Herren Betz, Salomon, Fricke, Sachse und Schott war vortrefflich. Das Publicum zeigte sich dem Autor und seinem Werk gewogen.

Der dritte Quartettabend Joachim's führte das seltener gehörte F-moll-Quartett Mendelssohn's vor. Es ist die letzte größere Arbeit vor dem Tode des Autors. Düster in der Stimmung wie kein anderes seiner Werke, läßt es im Scherzo das Pochen des Todes deutlich vernehmen. Es ist ein biographisches Stück, in welchem der Mensch uns mehr interessirt als der Musiker.*)

Louis Ehlert.

Der zweite November, der um einige Tage verfrühte Gedenktag des Todes Mendelssohn's, veranlaßte wie alljährlich den Sternschen Verein zu einer erhebenden musikalischen Feier. „Elias“, des Meisters letztes, vielleicht reifstes Werk war von Herrn Prof. Stockhausen zur Aufführung bestimmt und mit hingebender Sorgfalt neu einstudirt worden. Es darf hier nicht verschwiegen werden, welches Verdienst für das schnelle und feste Einwurzeln dieses Werks sich der Gründer des Vereins durch häufige Wiederholungen desselben erworben hat. Durch ihn hat es den Grad von Popularität erlangt, der uns wundern macht, wenn man heutigen Tages unter den Zuhörern noch so reichlich Textbücher mit ihrem fatal störenden Rauschen wahrnimmt. Herr Stockhausen hatte diesmal eine leichtere Mühe als bei seinem Debut

*) Ein Theil der musikalischen Chronik mußte wegen einer Reise ihres Herrn Referenten ausnahmsweise einer fremden Hand anvertraut werden.

Die Redaction.

im Frühjahr. Chor und Orchester (es war die v. Brenner'sche Sinfonie-Kapelle) standen unter der energischen Hand des neuen Leiters in seltener Wechselbeziehung zu einander; beide wetteiferten in der vollendeten Wiedergabe des Zarten und Duftigen, wie der mit gewaltiger Macht hinstürmenden Chöre des Volks und der Baalspriester. Von eminenter Wirkung war die ganze Schlußscene des ersten Theils. Herr Hill (Elias) verdient alle Anerkennung für die hierorts ungewohnte, etwas wärmere, dramatisch belebtere Auffassung, der wir in diesem Oratorium entschieden den Vorzug vor der hergebrachten Langweiligkeit einer salbungsvollen Kathedersingweise geben. Frl. Gips aus Holland mit, wie es schien, momentan stark angegriffener Stimme, verrieth warme Empfindung und eine äußerst correcte Schulung ihres Materials. Frau Joachim, herrlich disponirt, wirkte unwiderstehlich. Die kleineren Partien waren durch Frl. Voos, die Herren Geyer und Schmock entsprechend besetzt.

Wenige Tage vorher veranstaltete der Domchor ein geistliches Concert im Dom. Auffallend ist es, vielleicht ein merkwürdiges Zeichen vom wandelnden Sinn, wie dies einst so berühmte Institut, dessen Concerte jahrelang von dem auserlesensten Publicum besucht worden, allmählich seine Anziehungskraft verliert. Die sechs Concerte allwinterlich, die früher in der Singacademie gegeben wurden, sind schon seit mehreren Jahren auf zwei reducirt; das glänzende Publicum hat einem ziemlich indifferenten Platz gemacht. Und dennoch darf nicht verschwiegen werden, daß die Leistungen des Chors, obwohl er bedeutend an Stimmenzahl eingebüßt zu haben scheint, noch immer auserlesen sind, wenn es allerdings auch wahr ist, daß der Reiz der Knabenstimmen, die früher einen so unnennbaren Zauber durch ihre Schönheitsfülle ausübten, nicht mehr in demselben Maße vorhanden ist. Die Stimmen sind gegen die früheren zu jung, zu unentwickelt, wir vermissen den vollen Stimmklang 13—14jähriger Knaben. Eine Folge unserer nach frühem Verdienst strebenden Zeit! Aber einer Forderung, die gebieterisch aus den Zeitverhältnissen hervorgeht, müßte Rechnung getragen werden. Als Erklärung mag Folgendes dienen: die Knaben, welche sonst dem Institute sechs Jahre und darüber angehörten, werden von ihren Angehörigen der unglaublich geringen Besoldung wegen bald wieder dem Chor entzogen, um bei irgend einem Handwerksmeister oder sonstigem Gewerbtreibenden eine ersprießlichere Einnahme zu erzielen. Wir glauben keinen Fehlschluß zu ziehen, wenn wir diesen angeregten Mangel in dem noch immer aufrecht erhaltenen Etat von 1843 finden, der allerdings den unschuldigsten Anforderungen nicht mehr genügen kann. Wird dieser kümmerliche Etat nicht bedeutend erhöht, wie es sich für ein gefeiertes Kunstinstitut geziemt, so könnte endlich der Fall eintreten, der leider schon im Anmarsche ist, daß das Interesse für den einst so gerühmten Chor gänzlich schwindet. — Neben dem bekannten „Magnificat" und „Crucifixus" von Gabrieli und Lotti gewährte der 149. doppelchörige Psalm von Seb. Bach, dessen Wiedergabe nur unter großen Anstrengungen des ganzen Chors, namentlich aber der Sopranstimmen zu erreichen, eine erhöhte Anziehung durch den Reiz seiner durchgängig polyphonen Stimmbehandlung. Nicht zu leugnen ist indessen, daß durch die gewaltige, gegensatzlose Ausdehnung und endlose Jubelstimmung der dreitheiligen Composition zuletzt eine gewisse Monotonie eintritt, die auch den geduldigsten Zuhörer ermüdet. Sehr dankbar sind wir dem Dirigenten für die hoch interessante Gabe des „Kyrie" von unserem kühnen Contrapunktisten C. F. Weitzmann. Schade nur, daß das schwierige, weit ausgesponnene Werk am Ende des für a capella Gesang viel zu langen Concertes seinen undankbaren Platz fand. Das Ohr war bereits etwas abgestumpft gegen die überaus kunstvolle und reiche Arbeit. Die von Fr. Schubert für eine Singstimme mit Clavier componirte, tief empfundene Litanei, von Kremser für Männerstimmen gesetzt, wirkte, so schön sie von dem wohlgeschulten Herrenpersonal des Domchors vorgetragen wurde, an diesem Orte doch entschieden geschmacklos.

Wiener Chronik.

Das Burgtheater.

Wien, 15. November 1874.

Die Betrachtung der Zustände des Burgtheaters in Wien, ob sie nun einen längeren oder kürzeren Zeitraum umfaßt, hat immer etwas Anregendes, vielleicht auch nebenbei ein Körnchen des Belehrenden. Ein Institut alter Herkunft, vornehmer Repräsentation, ziemlich constanter Kunstprincipien — ohne dabei die lebendige, frische Entwicklung auszuschließen, doch zugleich mit dem Bestreben sie zu regeln und zu mäßigen — dies alles zusammen beschäftigt den Beobachter, der sich für das Theaterwesen der höheren Richtung interessirt. Dann kommt auch dies hinzu: wir finden leicht heraus, daß wir einer Bühnen-Hochschule ersten Ranges, von einer für das theatralische Kunstleben der Gegenwart repräsentativen Bedeutung, gegenüberstehen. Der Ruf der ersten Universitäten variirt um kleinere oder größere Schwankungen der Wagschalen, und noch mehr jener der ersten Kunstanstalten, da Lehrkräfte einen stätigeren Rückhalt haben als die nach subtileren Gewichtstheilen abzuschätzenden Kunstkräfte — aber zuletzt bleibt doch der Ruf in der Hauptsache bestehen, und nicht ohne Grund.

Bei dieser Zusammenstellung von Bühne und Hochschule, die Manchem heterodox erscheinen mag, drängt sich mir folgende nahe liegende Bemerkung auf. Wer bei uns in Oesterreich als Lehrer das siebenzigste Lebensjahr erreicht, wird sofort officiell als lehrunfähig erklärt, er bekommt den „blauen Bogen" des Pensionärs in's Haus. Auch auf die Kunstprofessoren der Academie der bildenden Künste wird dieses lineare, gleichförmig eingehaltene Gesetz in unerbittlicher Weise erstreckt. Nur die Kunstjubilare der Bühne läßt man ruhig und mit vollster Befriedigung über diese Zeitgrenze hinaus spielen — und dies mit Recht. Ich glaube allerdings, die Kraft des Docirens, der wissenschaftlichen Mittheilung hält sonst zäher nach, als die der künstlerischen Kundgebung — Geist und Wissen erreicht meistens ein höheres und rüstigeres Alter, als das unmittelbar wirkende darstellungsfähige Naturell. Aber der Künstler ist in der glücklichen Lage, nicht blos eine Behörde, sondern das Publicum darüber entscheiden zu lassen, wie viel er noch zu leisten vermag. Und so kommt denn auch das Alter an unserem Burgtheater zu Ehren, durch den sorgsam und vorsichtig genährten künstlerischen Jugendfunken, den die wohlbekannten Veteranen desselben zur steten Freude des Publicums nicht bei sich ausgehen lassen.

Doch alles hat seine Grenzen. Wir haben nichts gegen jenes erstaunlich productionsfähige künstlerische Greisenalter, das uns bei La Roche und der alten Haizinger noch immer ein reines Entzücken bereitet — aber wir möchten gern durch die entsprechenden Zwischenstufen bis zur wirklichen, natürlich anmuthenden Jugend hinabsteigen. Ach — die Kunstfreude bedarf doch auch des unmittelbaren Reizes der Erscheinung! Aber auf dem Burgtheater sind wir etwas stark auf eine gewisse Ascetik der rein ästhetischen Befriedigung gewiesen; wir begreifen da so recht das völlig „uninteressirte Wohlgefallen" nach Kant. Es wird alles so bedenklich alt am Burg-

theater: das bewährte Institut ist es ohnehin, die berühmten Veteranen sind es schon ziemlich lang, und selbst der Salonschauspieler Sonnenthal hat schon das Normalalter, in welchem Bauernfeld die gesetzten Männer in seinen besten Lustspielen zu verheirathen pflegt, fast überschritten. Die Geburtsdaten unserer Damen zu revidiren wäre gegen allen gesellschaftlichen Tact; aber soviel läßt sich nicht läugnen, daß da selbst das naive Fach in eine ziemlich ausgereifte Altersstufe hinaufgerückt ist.

Giebt es denn keinen jungen, künstlerischen Nachwuchs mehr? Das dachte sich Herr von Dingelstedt auch und ließ sich allerseits auf Gastspiel- und Engagementsexperimente ein. Vom 8. April bis 12. Juni dieses Jahres — ich habe es mir genau gemerkt — gab es geradezu eine wilde Jagd von Gastspielen an „der Burg". Was von Liebhabern, jugendlichen Heldenspielerinnen u. s. w. gerade disponibel war, sahen wir damals auf der Wanderung nach Wien begriffen, um meistens ebenso rasch auf- als abzutreten. Da spielten z. B. von jungen Damen zur Probe: die Fräulein Stein, Theisen, Behre, Jelenska; von Liebhabern: die Herren Skraup, Reubke, Pindo und Thimmig. Und fast immer der gleichartige Cyclus von Proberollen — bis zur Ermüdung, die in ähnlicher Weise immer vergeblich angestellten Versuche. Wenn zwischendurch unter das jüngere Debutantengeschlecht ein älterer Gastspielreisender, wie Herr v. Ernest eintrat, so war eine solche Abwechselung gerade nicht sehr anregend. Die Auslese dieser Gastspiele für's Engagement ist bis jetzt noch von fraglichem Werth. Wir hätten denn Fräulein Stein und Fräulein Jelenska gewonnen: jugendliche, anziehende Erscheinungen, aber von ganz heterogenen Eigenschaften; jene von einer gewissen kalten Anmuth, wenn ich so sagen darf, sonst ganz spielgewandt, aber ohne stärkere Aeußerungen des Naturells — diese mit einem richtigen slavischen Zug, zwischen schlaffer Sentimentalität und nervöser, fast affectirter Erregtheit schwankend, dabei aber doch von bildsamer und strebender Begabung. Weiter läßt sich über die beiden jungen Damen nichts Bestimmteres sagen, aber die Hoffnung auf eine weitere glückliche Entwicklung steht jedenfalls offen. Eine Acquisition, die sich in einer bestimmten Richtung bereits bewährt, ist das Engagement des Fräuleins Johanna Buska, die uns vom Petersburger Hoftheater herüberkam und seit ihrem Gastspiel im December 1873 dem Burgtheater angehört. Ihr Talent hat wol mehr pikanten Reiz als Tiefe und nachhaltige Wirkung; was sie künstlerisch bietet, vermag mehr anzuregen und zu interessiren, als voll und ganz zu befriedigen. Anmuth, Schalkheit, Laune, aus einer — wenn ich so sagen darf — bewußten Natürlichkeit herausgespielt und dabei mit einem feinen Anflug von Esprit, ja selbst von Ironie versetzt, — diese Züge scheinen mir zunächst in den bezeichnenden Rollen dieser Darstellerin hervorzutreten. Für die Empfindung hat sie sympathische, aber nicht vollere, tiefer anklingende Töne; für Aufgaben von tragischem Gehalt, wie Gretchen, Desdemona u. s. w. fehlt es ihr gar sehr an Poesie und Innerlichkeit, auch tritt da die starke, mundartliche Färbung ihrer Aussprache störender hervor, die man sich sonst in ihren Conversationsrollen, als ein gewisses pikantes Beigeschmäckchen, eher gefallen läßt. Das Lustspiel ist zuletzt ihr eigentliches Feld — die moderne Gesellschaft das richtige Terrain für ihre Gestaltungsgabe. Mädchen von zierlichem, lebhaftem und klugem Wesen, die durch ihr Naturell zu wirken, aber es ebenso schlau auch zu dirigiren wissen — diese bilden ihren nächsten Rollenkreis. In diesem Sinn hat sie sich auch in Mosenthal's „Sirene", die im Februar zur ersten Aufführung kam, dann in Bauernfeld's Lustspiel „Selbstständig" — der vorletzten Burgtheaternovität, die sich aber nicht im Repertoire erhielt — zwei sehr gute und für ihr Talent bezeichnende Rollen herausgespielt.

Seit die Theaterferien abgelaufen sind, hat die Bühnenleitung bezüglich der Erneuerung des Repertoires noch keine sehr rege Thätigkeit entwickelt. Manches ist wol für die Aufführung in nächster Zeit vorgemerkt und Anderes für den weiteren Verlauf des Winters geplant. In diesen Tagen fand die Leseprobe für Wilbrandt's Tragödie „Arria und Messalina" statt, in deren Vorführung uns allerdings das Prager Landestheater um eine gute Strecke schon zuvorkam. Paul Lindau's

letztes Stück „Ein Erfolg" ist für den 25. d. Mts. angesetzt. Für weiterhin ist uns Shakespeare's Historiencyclus der Lancaster-Tetralogie (von Richard II. bis auf Heinrich V.) in der Bearbeitung und Bühneneinrichtung Dingelstedt's versprochen; nach dem durchaus bedeutenden Eindruck, den im letzten Winter die Yorktrilogie bei wiederholten Aufführungen hervorgerufen, jedenfalls eine Theateraufgabe von glückverheißenden Auspicien, wie sie der Bedeutung einer Bühne ersten Ranges in würdigster Weise entspricht. Es ist ganz beachtenswerth, wie sehr sich für das Shakespeare'sche Drama auf unserm Burgtheater seit etwa 15 Jahren der Boden ausgeweitet hat, während früher der größte Dramatiker weder ganz den Geschmack des Wiener Publicums, noch weniger aber die officielle Billigung der Theaterbehörde für sich hatte. Noch im Jahre 1852 rief Laube mehrfachen Protest hervor, als er damals Richard III. in neuer Bearbeitung auf die Bühne brachte; er erhebt darüber in den Feuilletons über seine Burgtheaterleitung, die er in der „Neuen freien Presse" schrieb, eine ergötzliche, humoristische Jeremiade, obgleich die Sache etwas über den Spaß hinaus ging. „Mein Chef" — es war der Oberstkämmerer und oberste Hoftheaterdirector Graf von Lanckoronski — „ein geborner Pole, von französischer Erziehung, stand der Shakespearepoesie ganz fremd gegenüber. Sie war ihm, wie früher allen Franzosen, in vielen Hauptpunkten geradezu unbegreiflich. Er stammte eben in seinem Geschmack ganz aus jenem französisch-poetischen Kirchsprengel". — Die Roheit, ja die Gemeinheit in diesem Shakespeare wurde Laube fortwährend vorgehalten; „was helfen mir", klagt er da, „meine literarischen Auseinandersetzungen, meine ästhetischen Beweisführungen —". — Ich selbst habe keine nähere Kenntniß von der Privat-Dramaturgie und der Hausästhetik in den Hofbureaux von jetzt und ehedem, aber auch anderseits keinen Grund, die Wahrheit jener Mittheilungen Laube's zu bezweifeln. Genug, jetzt stößt sogar das gewagtere Shakespeare-Experiment — wie im letzten Winter die Vorführung der Schlachten und tragischen Gräuel des Rosenkrieges — auf keinen Widerspruch von obenher und im Publicum, während sich vor nicht langer Zeit, wie es scheint, die Direction das Zugeständniß fast für jedes Stück des normalen Shakespeare-Repertoires erkämpfen mußte.

Doch genug von dem, was uns blos in Aussicht gestellt ist; die Chronik hat Thatsachen zu berichten. Vom September bis jetzt war die Novitäten-Ernte freilich sehr spärlich — und keine volle Aehre darunter, nichts also für den Speicher des Repertoires. Ein einactiges Stück aus dem Französischen — „Ein hoher Gast" von Catulle Mendès — verschwand nach den ersten Wiederholungen. Die darauf folgenden „ersten Vorstellungen" brachten Productionen von einheimischen Autoren: von Josef Weilen, Bauernfeld und Sigm. Schlesinger. Beginnen wir unsere kritische Nachlese mit dem Drama „Dolores" von Josef Weilen, welches das Burgtheater, als ziemlich verspätete Novität, am 17. October brachte.

Ueber die Herkunft des Stoffs machte Ludw. Speidel in der „Neuen freien Presse" interessante Mittheilungen; derselbe ist so recht kryptogamisch zwischen den Bücherschränken der Hofbibliothek, in der auch Weilen auf seinem Scriptorenstuhle sitzt, gewachsen. Der Custos Faust Pachler fand gegen das Ende der dreißiger Jahre in einem Journale den Rohstoff der Scheintodsgeschichte, der der „Dolores„ zu Grunde liegt. Erst im Jahre 1846 versuchte er daraus ein Stück zu machen; später zieht sich dasselbe in die bescheideneren Contouren einer Novelle zusammen, die unter dem Titel „Die Frau von Bouisseur" in G. Seidl's „Aurora" 1856 erscheint. Inzwischen reizt auch der Stoff den Chef der Hofbibliothek, Friedrich Halm, aber nur als vorübergehende Friction seiner dramatischen Phantasie. Die träumerisch sinnige Novelle von L. Schefer „Génévion von Toulouse", die fast dasselbe Thema behandelt, wirft ihre schimmernden Glanzlichter herüber, und der poetische Trieb wird neuerdings in der Hofbibliothek wach. Was der Custos zuerst versuchte, der Bibliothekar wieder fallen ließ, nimmt dann Weilen wieder auf. Die „Frau von Bouisseur" und die „Génévion" gehen in seinem Kopf herüber und hinüber; das Abenteuerliche

des Stoffes reizt ihn; der weggerückte Sargdeckel, die wiedererwachte, bleiche Schöne, deren noch halbgebrochenes Auge dem Blick des geliebten Mannes begegnet, die Auferstehung zu neuem Leben, nachdem man die Voraussetzungen des alten wie den Moder der Gruft abgeschüttelt — dies alles baut sich ihm zu einem dramatischen Sujet auf, und er hofft damit auf dem Theater ganz neue Effecte hervorzurufen. Er kleidet seine Figuren in's spanische Costüm; versetzt die Handlung in die Zeit der Conquistadoren, bringt einen rachsüchtigen Mauren, einen Shylock von arabischer Race herein, läßt dann zuletzt die heilige Inquisition mit allem möglichen theatralischen Pomp auftreten, und da wäre beiläufig das Terrain des Stückes triangulirt und abgemessen.

So scheint in der That die Procedur in der Conception desselben gewesen zu sein. Aber die bloße Speculation im Abschätzen und Zuschneiden des Stoffs rächt sich immer, wenn der Dichter ihn nicht mit dem Organe seiner poetischen Empfindung schon bei der ersten Annäherung an denselben erfaßt. Die verfehlte Grundempfindung, oder vielmehr der Mangel derselben erklärt auch die Fehler der Structur, das Schiefgehen aller Wirkungen, das „freiwillige Hinken" in dem scheinbar sehr genau berechneten Gange der Handlung. —

Das Verhältniß von Don Alonso und Dolores-Estrella soll in den Vordergrund des Interesses treten, während doch Alles, was dasselbe erklärt und rechtfertigt, in den Hintergrund der Handlung, in die bloße Erzählung zurückgestellt ist. Solche leidenschaftliche Beziehungen, die aus der gewöhnlichen Ordnung heraustreten, können uns nur dann poetisch interessant werden, wenn der Dichter uns zu Zeugen des Hergangs und der inneren Entwicklung macht. Was wäre uns selbst der wunderbare Roman zwischen Romeo und Julie, wenn uns über den Hergang desselben nichts anderes geboten würde, als die kurze aufklärende Erzählung, die zuletzt der Mönch Lorenzo am Sarkophag Juliens dem Fürsten Escalus und den beiden betrübten Vätern Montague und Capulet gibt? Bei abnormen Verhältnissen, gleich dem zwischen Alonso und Dolores, ist aber die Herzensgeschichte, das Wie? des Empfindungsgangs um so unerläßlicher. Hier liegt die eigentliche Aufgabe des Poeten, hier auch seine Macht, vom Standpunct der höheren poetischen Jurisdiction eine Rechtfertigung, ja eine Zustimmung von uns zu erwirken, wie es Schefer in seiner Génévion wirklich gelungen ist. Legt uns aber der Dichter ein solches Verhältniß als bloßen dramatischen Gerichtsfall vor (der auch im 4. und 5. Act durch zwei Instanzen geführt wird), ohne vorher einen psychologisch tieferen Antheil an den Personen erweckt zu haben — dann ist keine weitere Frage, wie unsere Entscheidung ausfallen wird. Wer steht uns auch dafür gut, daß die ganze wohleinstudirte Erzählung der Beiden vor dem Familientribunal im 4. Act, sowie die Schilderung der nächtlichen Scene am Sarg in der Kathedrale, wo Dolores in Alonso's Armen zu neuem Leben erwarmt sein soll, wirklich wahr ist? Hat nicht Dolores im 3. Act sich dem früheren Gatten, ja dem alten Vater gegenüber auf ein dreistes Lügen verlegt, warum sollte sie und ihr zweiter Mann im 4. Act auf einmal wahrhaft werden und sofort unser ganzes Vertrauen ansprechen dürfen? Der Dichter hat gar wenig dafür gethan, Dolores und Alonso unserem Gefühlsantheil, noch weniger, sie unserer Achtung nahe zu bringen. Was uns dramatisch immer präsent bleibt, das ist der Charakter und der Seelenzustand Don Pedro's. Wir fühlen uns verpflichtet, uns zunächst mit ihm zu beschäftigen, ein so trockener Patron, ein so spanisch aufgesteifter Principienmensch er auch sein mag. Dolores und Alonso bleiben für uns immer ein fahrendes Abenteurerpaar, das sich sehr zweideutig introducirt; ihr Verhältniß ist so recht die wilde Officiersehe aus der Zeit der Weltmeerritterschaft, und Dolores kaum etwas anderes als ein Soldatenliebchen, in jedem geeigneten Moment zum Durchgehen bereit, ob sie nun im Sarge oder an einer anderen, weniger ungemüthlichen Stätte zu neuem flotteren Leben erwacht.

Diese Grundgebrechen des Stückes von Weilen schlugen auch bald in dem Eindruck desselben vor und machten es nach den am Burgtheater üblichen drei Auf-

führungen nicht weiter im Repertoire haltbar, obgleich es nicht geradezu abgelehnt wurde. Im Allgemeinen werden die Productionen des vielbegabten Verfassers bei unserem Publicum freundlich willkommen geheißen, und so erlebte dieses Werk auf der Bühne nur ein gemildertes Mißgeschick. Es hat auch seine achtenswerthen Seiten, die wir durchaus nicht verkennen wollen. Wäre nicht der erste Ansatz der dramatischen Rechnung unrichtig, so könnte man das knapp gegliederte Gefüge der Handlung in den ersten drei Acten, den auf die wirksame Spannung hindrängenden Zug der Scenen immerhin loben. Die Figuren sind im Allgemeinen nur schablonirt, aber einzelne Anläufe zu schärfer gefaßter Charakteristik finden sich doch; so in der bezeichnenden Gestalt des Vaters der Dolores, der den Degen gegen den Rosenkranz vertauscht hat und sein Bildniß aus früheren Tagen so anredet: „Du warst ein arger Sünder, Don Arrias — ich sage Dir's in's Angesicht — ich, Fray Domingo, der Mönch!" Auch in der rechtfertigenden Erzählung des Alonso und der Dolores finden sich poetische Züge (obgleich sonst das Stück in dieser Richtung ziemlich steril ist) — so insbesondere in der Schilderung der ersten neuen Lebensregung der wiedererwachenden Dolores: „Wie wenn durch einen blühenden Strauch von weißem Flieder die Morgenluft streift, so gleitet ein Erzittern über sie..." An solche und andere Stellen, wo man doch die poetische Pulsader pochen fühlt, hält man sich um so lieber und hofft den Verfasser bald wieder im volleren Zuge der Stimmung so weiter sprechen zu hören, wenn der ungesunde Stoff ihm nicht mehr das dichterische Wort in der Kehle stecken läßt und seine sonst wohlentwickelte Diction ernüchternd lähmt.

So wie Weilen seine Stoffe aus Büchern und literarischen Anregungen nimmt, so sind für Bauernfeld die gesellschaftlichen Motive zunächst bestimmend. Dort merkt man die Herkunft aus der Bibliothek; hier noch deutlicher den Einfluß des Salons. Allerdings vermag der geschätzte Dichter die Eindrücke dieser Lebenskreise nur mehr mit ermattendem Auge festzuhalten. Er klügelt sich jetzt seine dramatischen Probleme aus, während früher der heitere Zug sorglos-geistreichen Schaffens sie so anziehend durchdrang.

Bertha, die Heldin seines letzten Lustspiels „Selbständig", das so ziemlich scheiterte, repräsentirt den Ehrgeiz in der Mansarde, der darnach ringt, sich den Salon zu erobern. Wie ihr vielbelesener, väterlicher Freund und Erzieher — er heißt Nickel Mulm — ihr auseinandersetzt, bedeutet ihr Name Bertha soviel als „die Strahlende", und da soll sie denn auch ihr Licht in jenen Kreisen leuchten lassen, die ihr an Reichthum und gesellschaftlichem Vorrang ebenso weit voraus sind, wie sie ihnen selbst an Geist, an Talent und Lebensschick. Genau betrachtet ist Bertha auch eine ähnlich abenteuerliche Natur, wie jene Dolores-Estrella von Weilen, die aus dem Sarge heraus mit einem spanischen Officier nach Chile durchging. Sie hatte zwar nicht einen prosaischen Gatten Nummer Eins; wol aber schon einen ersten, nicht minder prosaischen Verlobten — Actuar und nüchternen Beamten — den sie abschütteln muß, um sich die Bahn frei zu halten. Und so geschieht es, wenn nicht im Augenblick, doch später. Vorerst zieht sie, nicht ohne einige Erregung, neue Handschuhe an, klappt das Piano zu, an dem sie sich für kargen Stundensold mit Lectionen geplagt, und geht als Gesellschaftsdame in das Haus des Baron von Pappenheim, um dort — zu glänzen! Unsere moderne Dolores, die arme Musiklehrerin, die in ihrer dürftigen Existenz keine andere Genugthuung hatte, als das stolze Selbstgefühl, sich ihr Leben selbst gestaltet zu haben, lebt nun neu auf als Estrella, als Stern des Salons, der Alles um sich verdunkelt.

Aber ihr väterlicher Freund, der ihr bis jetzt die Lectüre ausgesucht und die ganze Lebensanschauung geformt hat, der seltsame Gelehrte Nickel Mulm, glänzt dort weit weniger. Er hat sich schon früher bei dem Herrn des Hauses als Factotum und lebendiges Nachschlagebuch verdungen. Das Bewußtsein, Baron von altem Adel und Präsident einer im Monde versicherten Actiengesellschaft zu sein, hat den kindlich-schwachsinnigen Mann auch um die letzte Spur menschlichen Verstandes gebracht. Bei diesem spielt

nun Mulm, den wir für den geistig überlegensten Mann im Stücke halten sollen, der sich selbst für einen Demokraten und Freigeist, für einen in sich völlig unabhängigen Menschen ausgibt, den allerunterthänigsten Intelligenzknecht, der dem Brodgeber mit dem Verstande nachhilst; und dennoch schmunzelt er nur dazu, sobald ihn jener für solche Dienste einen Dummkopf schilt. Wenn Bertha's Erzieher nach eigenem Bekenntniß ein Menschenverächter ist, so fängt er hierin ganz radical bei sich selbst an; er ist eine grundgemeine Natur mit philosophischer Weltanschauung und seiner Gemeinheit sich so bewußt, wie einer Virtuosität oder eines Talents. Gleichwol ist auch Bertha's Stellung in diesem Hause, nicht minder wie die seine, auf schlaue, wohlberechnete „Anpassung" gegründet; aber das Weib ist bei blendenden Eigenschaften in solcher Position immer im Vortheil, während sich der Mann da meist absolut wegwerfen muß. Mulm zeigt uns scheinbar nur die Kehrseite des Verhältnisses — doch im Grunde ist es die eigentliche und richtige Seite, von der man es aufzufassen hat.

Welche Freude hat aber der wunderliche Patron an seinem weiblichen Zögling, an seiner Bertha! Sie ist wie ein Wunderkind aus dem Märchen in der Höhle jenes Gnomen aufgewachsen, der sich Nickel Mulm nennt, von ihm zärtlich gehegt und gepflegt — und je unförmlicher ihm selbst der moralische Höcker wächst, mit desto mehr Freude weidet er sich an ihrer körperlichen und geistigen Wohlgestalt, an der reichen Entwicklung der von ihm geweckten Gaben. Mag man ihn hudeln und treten wie man will, ein Blick auf Bertha's gesellschaftliche Erfolge richtet ihn wieder auf. Glänzt sie vor der Welt, so habe ich sie zu dem gemacht, was sie ist — dieser Gedanke ist seine Genugthnung und sein Trost.

Eigentlich wird nach dieser Methode eine Theaterprinzessin erzogen. Kein Wunder daher, daß Bertha schon im zweiten Act dies als ihren eigentlichen Beruf erkennt und den Entschluß faßt, sich für ein amerikanisches Unternehmen à la Ullmann als reisende Primadonna zu verdingen. Das wäre der richtige Pfad zu den Sternen des Ruhmes und Glücks, für ein „selbständiges" Mädchen ihrer Art. Aber der Dichter hat noch in anderer Weise für sie gesorgt. Wie wäre es, wenn die Verlobte eines Offiziers oder Actuars zuletzt gar Frau Gräfin würde? Und zum Theater könnte sie vielleicht dann auch noch gehen — die Beispiele hat man ja. So wird denn die Clavierlehrerin, die arme Geigerstochter, nach der entscheidenden Scene im 3. Acte Gräfin von Wildenstein — und damit schließt das Stück.

Man wird begreifen, daß ein dramatisches Werk trotz der Beliebtheit, ja der Verehrung, die der Dichter bei uns genießt, nicht erfreulich wirken konnte, wenn es uns im Wesentlichen nur die Carrière einer ehrgeizigen Frauennatur vorführt, die theils von ihr selbst erstrebt, theils von zwei anderen schlauen Augen dem Ziele zugelenkt wird. Wir wollen auf der Bühne Weiber sehen, die lieben, ja selbst liebend fallen, nicht aber durch gewisse wohlberechnete Züge ihres Wesens in die Sphäre des Glanzes emporsteigen, mögen sie da auch noch so sehr auf ihre „Selbständigkeit" pochen.

Die letzte Novität des Burgtheaters war das vieractige Schauspiel von Sigm. Schlesinger „Die Schwestern von Rudolstadt", das am 10. November — an Schiller's Geburtstag — zuerst gegeben wurde, und der Aufführung der Wallenstein-Trilogie voranging, die am Burgtheater in der Regel aus diesem Anlaß wieder vorgenommen wird. Schlesinger scheint es einmal mit Vorliebe auf die Schiller-Anecdote und die dramatisch faßbaren Episoden aus dessen Leben abgesehen zu haben; so ließ er denn auf die lustige „Gustel von Blasewitz" jetzt die weit ernsteren, ja sentimentalen „Schwestern von Rudolstadt" folgen. Diese sind — wie man sogleich erräth — Frau Caroline von Beulwitz und Schiller's nachmalige Gattin, Lottchen von Lengefeld. Der Vorgang des kleinen Stücks, das mit der Verlobung Schiller's und Lottchen's schließt, spielt im Juli 1789, und exponirt sich an dem schönen Briefe mit der fortgelassenen Stelle aus „Don Carlos", den Schiller am 24. Juli jenes Jahres an Charlotte richtete. Unmittelbar darauf erklärte er sich bekanntlich und erhielt auch Lottchen's Zustimmung. Freilich blieb das intimer gewordene Ver-

hältniß eine Zeit lang noch vor der Mama verborgen, bis endlich bei günstigerer Wendung die Liebenden sich offen aussprechen durften und nachdem vollends Schiller „wegen seiner Gelehrsamkeit und seines schriftstellerischen Ruhmes" den Hofrathstitel erhalten, seine Trauung am 22. Febr. 1790 zu Wenigenjena ohne weiteren Anstand vorsichgehen konnte. — Schlesinger hat ein schönes Talent für die kleine Form des einaktigen Dialogstücks, welches gleichsam an der Grenze der geistreichen Virtuosität und der eigentlichen dramatischen Kunst steht. Hier aber stellt sich die Aufgabe doch ernster, und dabei ist noch immer die Frage, ob sie überhaupt dramatisch lösbar ist. Das leise und zart aufkeimende Liebesverhältniß Schiller's zu seiner Lotte, die nebenher gehende, freundschaftlich intime Beziehung zu Caroline — beides ist in dem Briefwechsel des Dichters mit all den feinen psychologischen Fasern dieser beiden parallelen Beziehungen deutlich, ja an sich schon poetisch dargelegt; und ich für meinen Theil zweifle sehr daran, ob man aus diesen Fasern je einen dramatischen Faden mit Glück zu spinnen vermöchte. Hinein nöthigen läßt sich wol manches in die scenische Form, auch was nicht naturgemäß in sie hineinwächst. Schlesinger wandte denn auch allerlei kleine Gewaltmittel der Dramatisirung an, um nur ein paar brauchbare Scenen zu gewinnen. Da mußte ein Conflict erkünstelt, die Situation und der Gegensatz der Charaktere geschärft werden ꝛc. Schiller und die beiden Schwestern haben einen Dreibund miteinander geschlossen, der sich zwischen Freundschaftsenthusiasmus und Liebe in schwankender, platonisirender Mitte hält. Inzwischen fühlen schon Lotte und Schiller lebhafter für einander, und eine leise, tiefe Regung sagt ihnen, daß sie auch in anderem Sinn, als nach jener Fiction zusammengehören. Aber Schiller weiß in einer gewissen idealistisch schwärmenden Unentschiedenheit jenen Dreibund nicht zu lösen, und Caroline will es nicht, um als verheirathete Frau wenigstens in dieser geistig verfeinerten, platonischen Dichterliebe weiter fortleben zu können. Aus dieser Stockung von Empfindungen sollen die Personen des Stückes herausgebracht werden, indem auf eigenthümliche Weise die Küchenmagd Lene und der verwilderte Student Lemp Schillern den Kopf zurecht setzen, während den Frauen gegenüber Charlotte von Kalb, die zum Schluß eingreift, die Lösung herbeiführt. Am schlimmsten kommt in der kleinen Personengruppe Schiller bezüglich der Charakteristik weg. Sonst hat das Stück immerhin eine interessante Scenenführung und manche geistreiche Wendung im Dialog — wenn auch nicht über demselben die reinere Luft der classischen Epoche weht. — Es dürfte sich daher längere Zeit auf dem Repertoire erhalten, um so mehr, da einige Darsteller, besonders Herr Sonnenthal, Frau Kratz, Frau Wilbrandt und Frau Haizinger darin mit vorzüglichen Leistungen hervortreten.

Wir haben unsere Chronik, wie das schicklicher Weise wol auch nicht anders sein konnte, mit einem Bericht über das Burgtheater begonnen, gedenken jedoch im weiteren Verlaufe derselben auch den anderen Wiener Theatern unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so oft sich Veranlassung dazu bietet. Nicht alles freilich, was an der Wirksamkeit der Theater ein mehr locales Interesse erregt, verdient auch in der Ferne vernommen zu werden. Aber eine wiederholte Betrachtung der Theaterzustände an dieser Stelle wird das Gefühl für diese Grenze immer sicherer und bestimmter werden lassen.

Jos. Bayer.

Wiener Opernzustände.

Wien, Mitte November 1874.

Seit meinem letzten Brief haben zwei theatralische Ereignisse von Bedeutung sich hier zugetragen: Die Aufhebung der Generalintendanz der beiden Hoftheater und die Wiedereröffnung der Komischen Oper. Die General-Intendanz, verkörpert in der Person des nunmehr pensionirten Grafen Rudolf Wrbna, war eine ebenso unbeliebte als unnöthige Hofbehörde, welche selber unproductiv, jede Productivität der beiden Directoren Herbeck und Dingelstedt hemmte und lahmlegte. Der nicht-österreichische Leser möge nicht übersehen, daß der Generalintendant in Wien eine ganz andere Stellung einnahm, als ein Hoftheaterintendant in Deutschland. Ein solcher, z. B. Baron Perfall in München, verkehrt unmittelbar mit den Regisseuren seines Theaters nach Unten und mit seinem Souverain nach Oben Er hat keinen „Director" unter sich, sondern ist ganz eigentlich selbst Director und für die Resultate seiner Leitung verantwortlich. Das k. k. Hofoperntheater in Wien hingegen — es sei hier vom Burgtheater ganz abgesehen — wird von einem artistischen Director (Herbeck) geleitet, welcher die volle Verantwortung für die Wahl der Novitäten, die Tüchtigkeit der Gastspiele, die Reichhaltigkeit des Repertoires, kurz für die gesammte künstlerische Leistung dieses Theaters trägt, ohne auch nur in Einem dieser Punkte freie Hand zu haben. Zu jedem Schritt muß er die vorläufige Bewilligung des Generalintendanten einholen, welcher nach Gutdünken erlaubt oder verbietet, ohne an eine Motivirung gebunden oder der Oeffentlichkeit gegenüber irgendwie engagirt zu sein. Die Unterordnung des Directors unter einen Generalintendanten, einen Cavalier, der ex officio von der Kunst nichts versteht, schien ursprünglich blos den Zweck einer finanziellen Controlle zu verfolgen und die Ernennung grade des Grafen Wrbna stimmte zu dieser Auschauung, da derselbe in der Administration der kaiserlichen Familiengüter sich als tüchtiger Oeconom bewährt hatte. Er sollte also auch bei den Hoftheatern vorzüglich auf Ersparungen bedacht sein. Vom Repertoire des Hofoperntheaters strich er eine Anzahl Opern (sie wurden ohnehin selten genug gegeben), welche nicht „Kasse machen": Genofeva von Schumann, Den Wasserträger von Cherubini, Josef und seine Brüder von Méhul, Die Nachtwandlerin von Bellini, Judith von Doppler, Feramors von Rubinstein &c. Sollte der Director dennoch aus besonderen Gründen die Wiederholung einer dieser Opern wünschenswerth finden, so hatte er von Fall zu Fall die vorläufige Bewilligung der Generalintendanz einzuholen. Allein dabei blieb es nicht. Der Director mußte dem Herrn Generalintendanten an jedem Freitag den Entwurf des Wochenrepertoires zur Genehmigung vorlegen, wo denn manchmal hocheigenhändig unbegreifliche Aenderungen vorgenommen wurden. Kann es für einen artistischen Director als Fachmann eine demüthigendere und sinnlosere Stellung geben? Eben so demüthigend und sinnlos ist, daß es vom Belieben des Generalintendanten abhing, ob ein Gastspiel, über dessen Zweckmäßigkeit doch nur der Director urtheilen kann, fortgesetzt werden sollte oder nicht.

Die Berliner Sängerin Frl. Leonore v. Bretfeld mußte ihr Gastspiel, welches während der Krankheit der Frau Ehnn dem Theater von großem praktischen Nutzen geworden wäre, nach der dritten Rolle abbrechen, weil der Generalintendant die Fortsetzung nicht gestattete. Unser erster Flötist Doppler sollte als Ehrenmitglied des Wiener Männergesangvereins dessen Ausflug nach Venedig mitmachen und durch seine Kunst schmücken helfen; Director, Kapellmeister und Regisseure erklärten dieses Orchestermitglied für die kurze Frist von fünf Tagen entbehrlich. Trotzdem mußte an den Generalintendanten nach Ischl um die Bewilligung dieses Miniatururlaubes telegraphirt werden (!) und der Bescheid war — ein abschlägiger.

Director Herbeck hatte im Frühjahr Adelina Patti zu einem Gastspiel am Hofoperntheater bewogen; alle Präliminarien waren glücklich in's Reine gebracht und das Publicum, welches die Patti hier immer nur in einem Theater, das auf Opernvorstellungen gar nicht eingerichtet ist, zu hören bekam, freute sich auf den ungewöhnlichen Genuß, diese erste Sängerin der Welt in würdiger Umgebung, unterstützt von einem trefflichen Chor und Orchester, zu hören. Es fehlte nur die Unterschrift des Generalintendanten, — sie wurde verweigert und das schöne Project war vernichtet. Auch Christiane Nielssohn hatte Director Herbeck bereits für ein Gastspiel gewonnen; der Generalintendant sagte diesmal weder Ja noch Nein, ließ aber den Bericht der Direction so lange unerledigt liegen, daß es schließlich in Frage gestellt war, ob die Nielssohn sich noch werde für gebunden erachten. Es sind dies nur einige wenige Beispiele aus letzter Zeit, die auch in jedem Laien die Frage hervorrufen mußten, ob bei solcher sklavischen Unterordnung des Directors ihm die Führung eines großen Theaters überhaupt noch möglich sei? Von den Persönlichkeiten ist hier vorläufig ganz abgesehen und nur das Verhältniß selbst, der Einfluß einer unproductiven, unverantwortlichen und unappellirbaren „Generalintendanz" im Auge behalten. Allerdings ist es dann noch immer zweierlei, ob der Intendant ein kunstsinniger und kunstverständiger Mann sei, wie weiland Graf Brühl in Berlin, oder einer jener gewöhnlichen Intendanten, von denen Eduard Devrient in seinem bekannten Werke sagt, „daß man aus ihrer Wahl auf die tiefste Geringschätzung der Kunst bei den Höfen schließen muß". Wir erstaunten seit lange über nichts mehr, was von der Generalintendanz kam, nur das Eine wunderte uns nachgerade, daß sich noch Männer, die einen Namen zu verlieren haben, zu dem Scheinposten eines Hoftheaterdirectors hergaben. Das mußte endlich auch dem sehr geduldigen Herbeck einleuchten und ihn zu dem förmlichen Ansuchen drängen, man möge entweder den Generalintendanten oder ihn, den Director, seines Amtes entheben. Es wiederholte sich der Conflict Heinrich Laube's mit dem damaligen Generalintendanten Baron Münch (Friedrich Halm), nur diesmal mit dem umgekehrten Ausgang. Die wenigen Zeilen, mit welchen Laube am Schluß seiner „Geschichte des Burgtheaters" diese Katastrophe erzählt, sind ungemein lehrreich. Als der neuernannte Generalintendant, Baron Münch, dem Director Laube erklärte, er müsse ihm alle bisherigen Vollmachten entziehen, nämlich die Wahl der Stücke, die Bildung des Repertoires, die Besetzung der Rollen und die Befugniß zu einjährigen Engagements, verlangte Laube seine Entlassung und erhielt sie. Er konnte sich nicht gefallen lassen, daß die artistische Direction in eine bloße Oberregie verwandelt werde, und so verlor das Burgtheater seinen besten, verdienstvollsten Director. „Was bleibt", sagt Laube, „an einer Theaterleitung, wenn sie nicht schöpferisch wirken kann? Der widerwärtige Bodensatz des Theaterwesens, widerwärtig schon, so lange man mit einem gewissen Ansehen regiert, unerträglich aber, wenn man dies Ansehen aufgeben und den ungemessenen Ansprüchen machtlos gegenüberstehen soll. Der Intendant nimmt alle Befugnisse an sich, nicht nur die Befugnisse der obersten Herrschaft, welche ihm zustehen, sondern auch die Befugnisse zur Regierung in allen Zweigen, die Detail-Regierung. Ohne Fachkenntniß aber und ohne fleißige Hingebung an die Arbeit der Zweigregierung beschädigt er alle Zweige, und was wird aus dem Baume, wenn alle Zweige beschädigt werden? Ein verkrüppeltes Gewächs. Die Alles in sich begreifenden Intendanzen der deutschen Hof-

theater tragen aus solchen Gründen die Schuld des Theaterverfalls." — Graf Wrbna, der übrigens bereits vor längerer Zeit selbst um seine Enthebung angesucht hatte, ohne erhört zu werden, erhielt sie nun fast unerwartet schnell, allerdings mit den ehrendsten Zeichen der kaiserlichen Gnade. So wäre denn der büreaukratische Alpdruck von der Direction Herbecks genommen, und es wird nun seine Sache sein, die Tüchtigkeit seiner selbstständigen Leitung zu beweisen, das Hofoperntheater wieder in Flor zu bringen. Es würde mich freuen, wenn ich vielleicht schon in meinem nächsten Briefe Anzeichen solcher Besserung melden könnte. Vorläufig ist vom Hofoperntheater höchstens zu berichten, daß als nächste Novität die Erstlingsoper des Wiener Componisten Karl Goldmark „Die Königin von Saba" bestimmt ist und bereits einstudirt wird. —

Die Komische Oper, mit deren Nekrolog ich im ersten Heft der „Deutschen Rundschau" debütirte, ist wieder zum Leben erwacht! Ganz plötzlich und unerwartet. Der frühere Generalsecretär der Actiengesellschaft, W. Hasemann, nahm dieses seit vier Monaten geschlossene Theater zu billigen Bedingungen in Pacht und eröffnete es am 4. October mit einer neuen Oper „Don Cäsar von Bazan" von Massenet. Die rastlose Thätigkeit des neuen Directors, der in der unglaublich kurzen Zeit von 5—6 Wochen ein vollständiges Personal zusammenbrachte, verdient die lebhafteste Anerkennung, so viel auch bis jetzt die Vorstellungen zu wünschen übrig lassen. „Don Cäsar" als Eröffnungsoper wollte Vielen nicht behagen. Aber mit der Wahl einer neuen komischen Oper darf man heutzutage nicht allzu kritisch vorgehen. Deutsche, Franzosen und Italiener befinden sich darin seit einem Vierteljahrhundert in entschiedener Verarmung; immerhin blieb Frankreich noch am productivsten. Dem „César de Bazan" wird die Geschichte der Musik kein Blatt widmen, aber das Repertoire der Opéra comique in Paris verdankt ihm eine willkommene Auffrischung. Diese Oper gehört unter die in Frankreich häufigen Fälle, wo eine schwache Musik sich durch ein gelungenes Textbuch in der Gunst des Publicums erhält, während bei uns im Gegentheil so oft gute Partituren an schlechten Librettos zu Grunde gehen. „Don Cäsar" ist ein romantisches Intriguenstück, das den Namen einer komischen Oper nur uneigentlich, in der formalen französischen Bedeutung führt; sie hat keine einzige Buffopartie und ihre lustigen Situationen sind im strengsten Sinn Galgenhumor, — die letzten Späße Don Cäsars vor'm Gehenktwerden. Cäsar de Bazan, der liederliche, gutmüthige Abenteurer, stammt bekanntlich aus Victor Hugo's Drama „Ruy Blas", wo er nebst Don Saluste das aristokratische Element gegenüber der neuen demokratischen Macht (Ruy Blas) repräsentirt. Diese Figur, in deren Darstellung Fréderic Lemaître in Paris eine Reihe von Triumphen feierte, wurde zu einem selbstständigen Effectstück an der Porte St. Martin verwerthet; jetzt machte Mr. Dennery das Opernlibretto für Massenet daraus. Die Oper „Maritana" von dem englischen Componisten Wallace behandelt denselben Stoff. Wir erinnern uns mit gähnendem Schauder an diese vor 20 Jahren in Wien gegebene Oper, ein Gemisch von Trivialität, Reminiscenzen und Ungeschick, wie es nur eine englische Oper sein kann. Das neuere französische Libretto ist sehr geschickt gemacht, spannend in der Intrigue und effectvoll in den Situationen. Es bringt in dem Titelhelden eine originelle, anziehende Gestalt, an welcher der widerwärtige Cynismus von Victor Hugo's Don Cäsar getilgt und seine sittliche Verwahrlosung wenigstens zu gutmüthigem Leichtsinn abgedämpft ist. Auch die übrigen Personen, der König, Maritana, Lazarillo, sind glücklich gezeichnet und gestalten sich in Händen talentvoller Schauspieler (an der Pariser Opéra comique) zu interessanten Charakterfiguren. Die Handlung ist in Kürze folgende: König Karl II. von Spanien ist leidenschaftlich verliebt in die schöne Straßensängerin Maritana, wagt sich aber nur als stummer Zuhörer in ihre Nähe. Sein Minister Don José erbietet sich, Maritana an den Hof zu bringen, eine Auszeichnung, welche das ehrgeizige Mädchen gern annimmt, da sie dieselbe der Königin zu verdanken meint und nichts ahnt von der Leidenschaft Karl's II. Den Absichten Don José's, welcher einen adeligen Gemahl für Maritana braucht,

kommt der langvermißte Abenteurer Don Cäsar von Bazan wie gerufen. Er hat sich eben eines verfolgten armen Jungen, Lazarillo, angenommen und den sich widersetzenden Hauptmann der Wache im Duell erstochen. Don Cäsar wird verhaftet und soll, dem strengen Duellgesetz gemäß, gehenkt werden. Mit dem Ausruf Maritana's: „Morgen werd' ich Herzogin!" und Don Cäsar's: „Morgen werd' ich gehenkt!" schließt der erste Act. Der zweite spielt in Cäsar's Gefängniß. Don José verspricht dem Verurtheilten die „Begnadigung zu Pulver und Blei", wenn er sofort zur Vermählung mit einer unbekannten Dame bereit sei. Nach einigem Sträuben willigt Cäsar ein; nachdem er noch die Executionsmannschaft mit Wein und Gesang regalirt hat, wird er der dicht verschleierten Maritana angetraut und sofort auf den Wall hinausgeführt, um erschossen zu werden. Man hört die Gewehre krachen, aber der treue Lazarillo hatte heimlich die Kugeln herausgezogen und der todtgeglaubte Don Cäsar entwischt unter dem Schutze der Nacht. Maritana, nunmehr Gräfin von Bazan, bewohnt ein abgelegenes prachtvolles Schloß, wo wir sie zu Anfang des 3. Acts sehen, umworben von dem liebestollen König, der ihr nur Widerwillen einflößt. Er giebt sich, um seiner Beute sicher zu sein, für ihren Gatten aus, — da erscheint plötzlich Don Cäsar selbst und entdeckt die ganze Intrigue. Maritana, seit jenem Vermählungsabend durch eine geheimnißvolle Sympathie zu Don Cäsar hingezogen, beschwört ihn, nach Aranjuez zu eilen und die Hilfe der Königin anzuflehen. Während der König neuerdings Maritana bestürmt, kehrt Cäsar zurück, schließt die Thüren und genießt die süße Rache, seinem Souverain zu erzählen, wie er im Garten zu Aranjuez Don José liebeflehend zu den Füßen der Königin gefunden. Eine Zeitlang weidet er sich an den Qualen des Königs, dann eröffnet er ihm großmüthig, daß er als treuer Spanier die Ehre seines Herrn auf dem Fleck gerächt und Don José erstochen habe. Die nun hereinstürmenden Verfolger Cäsar's werden vom Könige begütigt und der Graf von Bazan zieht, zum Statthalter von Granada ernannt, mit seiner glücklichen Gemahlin von dannen.

Diese Handlung, deren Gerippe sich in der Erzählung etwas klappernd ausnimmt, ist von dem Textdichter mit reichbewegtem dramatischem Leben erfüllt. Situationen wie die Vermählungsfeier im Kerker, das Wiedererscheinen Cäsar's bei Maritana und sein Streit mit dem König gehören gewiß zu den dankbarsten. Was hätte Auber in seinen guten Tagen daraus gemacht! Jules Massenet, der Componist des „Don Cäsar" ist leider kein Auber, sondern höchstens dessen zweiter Aufguß; der erste ist Ambroise Thomas. Schon Thomas klingt schwächer, trockener, reflectirter, als Auber, was keineswegs ausschließt, daß er trotzdem manche Töne anzuschlagen weiß, für welche seinem Meister die Saiten fehlten oder doch die Stimmung. Auber's Musik, so geistreich in heiterem Geplauder, so reizend in frohbewegter Laune, bleibt uns überall dort viel schuldig, wo das Gemüth sein volles Recht verlangt. Diese Saite klingt voller und stärker an bei Ambr. Thomas. In „Mignon" finden sich Musikstücke von zarter, ernster Empfindung, wie man sie bei Auber kaum antrifft; überdies hat Thomas, als der jüngere Musiker, manchen Fortschritt der Zeit für sich, er behandelt z. B. das Orchester viel glänzender, reicher und psychologisch bedeutsamer als Auber. So wenig übrigens Thomas sein Vorbild Auber verkennen läßt, so wenig kann Massenet seinen Meister Thomas verläugnen. Es ist dieselbe Sorte Wein in weiterer Verdünnung. Was Originalität des Styls und melodiöse Erfindung betrifft, gehört Massenet zu den von der Natur stiefmütterlich bedachten Talenten. Er wirkt fast nur durch Esprit und Geschicklichkeit, und wenn auch nicht behauptet sein soll, daß Massenet lediglich auf dem Wege bewußter Reflexion schaffe, so trägt doch das Geschaffene immer den Charakter des Reflectirten. Die Melodie strömt nicht in breiter Fülle, der Rhythmus nicht in anhaltendem starken Puls, Beides sickert behutsam, oft dürftig, meistens künstelnd dahin, aus kleinen feinen Zügen zusammensetzend, was stärkere Talente mit Einem derben Strich hinstellen. Ein kräftiger Humor ist dem Componisten durchaus versagt; die heitere Selbstbiographie Don Cäsar's im 1. Acte („Partout, où l'on chante") und das Duo bouffe im zweiten

(„Marié, fusillé!") sind vielleicht die schwächsten Nummern der Oper. Auch für den Ausdruck leidenschaftlichen Affects und tiefer Empfindung reicht Massenet's zarte Stimme nicht aus. Hingegen bringt er auf einem mittleren Niveau der Empfindung, insbesondere in kleinen Formen manches recht Liebliche und Zarte, wie die erste Romanze des Königs in F-mo'l und das Madrigal Don Cäsar's bei der Vermählung. Das Orchester behandelt er fein und interessant. Ueberhaupt entbehrt die Partitur keineswegs jenes anziehenden, um nicht zu sagen versöhnenden Zugs von Vornehmheit, welcher selbst schwächeren französischen Talenten eigen zu sein pflegt und der glücklicherweise zu den Traditionen der Opéra comique gehört.

Nach Massenet, diesem jüngsten Epigonen der Auber'schen Schule, hörten wir in unserer komischen Oper den echten Auber selbst, in zwei seiner merkwürdigsten und graziösesten Schöpfungen: „Maurer und Schlosser" und „Der erste Glückstag". Welche Laufbahn, welche Ereignisse liegen zwischen diesen beiden Opern des Meisters, deren erstgenannte im J. 1825, deren zweite im J. 1868 ihre erste Aufführung erlebt hat! „Der Maurer" (Le Maçon) war in Wien seit 20 Jahren nicht gegeben. Ein meisterhaft gezeichnetes, mit behaglichstem Realismus ausgemaltes Genrebild aus dem Pariser Kleinleben, in welchem sich die romantischen Gestalten des heldenmüthigen Grafen und der gefangenen Griechin wirksam von der Handwerkergruppe abheben. Auber hat diesen von Scribe glücklich erfundenen Stoff mit ebensoviel Liebe als Gelingen behandelt; die Persönlichkeit des Componisten steht hier zum erstenmal voll und ganz vor uns. Allerdings fehlt noch die auserlesene Geschicklichkeit der späteren Auberschen Opern, deren pikanterer Reiz und reichere musikalische Ausstattung uns seither verwöhnt haben. Aber die natürliche Anmuth, Laune und Jugendfrische im „Maurer" sind entzückend und lassen uns an das für eine komische Oper so hohe Alter von 50 Jahren gar nicht denken. Daß jenem großen Theil des Publicums, welcher diese Oper jetzt zum erstenmal hört, Text und Musik doch gar zu einfach vorkommen mag, ist trotzdem begreiflich; es wollte eigentlich nur das Zankduett im 3. Act recht durchgreifen. Freilich, was die Aufführung für diese Spieloper leisten kann und soll, wurde hier nicht im vollen Umfang geleistet. In meinem ersten Briefe hatte ich die Mängel der „Komischen Oper" unter H. Swoboda's Direction rückhaltlos genannt; die Gerechtigkeit verlangt jetzt das Geständniß, daß die Vorstellungen unter Swoboda viel besser waren, als sie jetzt sind. Die beiden besten Künstler, Erl und Hermany, stammen aus Swoboda's Direction. Minnie Hauk, Nollet, Ausim, Hölzl haben wir verloren; alle neu Engagirten sind ziemlich mittelmäßig.

Von ungleich größerem Interesse war die erste Aufführung der Auber'schen Oper „Le premier jour de bonheur". Giebt es ein größeres Glück, als jung, hübsch, brav und immer lustig zu sein? Das Alles ist der Capitän Gaston, der Held der letzten Auber'schen Oper, und dennoch dämmert für ihn niemals ein „erster Tag des Glückes". Sobald ein günstiges Geschick ihm naht, schlägt es auch schon mit mathematischer Gewißheit in Unheil um. Er wird seiner Tapferkeit wegen zum Oberst befördert — „außertourlich", wie das so reizend auf Armeedeutsch heißt — aber augenblicklich fordert ihn deßhalb ein zurückgesetzter Kamerad zum Zweikampf. Eine reiche Erbschaft fällt ihm unversehens an den Hals, damit aber auch die Feindschaft einer neidischen Verwandtenschaar und ein Dutzend Prozesse. Und was das Liebste, Schlimmste ist, die junge Engländerin, Miß Helene, die er in London flüchtig gesehen hat, und dauernd anbetet, kommt durch einen Zufall in sein Bivouac — sie ist Braut und versichert ihn ihres Hasses. Im zweiten Akt ändert sich dies Alles für Gaston mit Einem Zauberschlag. Der gekränkte Kamerad bittet ihn unaufgefordert um Vergebung und zieht seine Herausforderung zurück, dasselbe thut der erbschaftshungrige Vetter mit seinem Prozesse. Helene endlich, mit Einemmale weich und zärtlich, gesteht ihm, daß ihr Haß eigentlich nichts weiter war, als zurückgeschlagene Liebe, ungefähr wie der Diamant nach Hegel nur eine zum Selbstbewußtsein gekommene Kohle. Gaston jubelt über diesen unverhofften Sonnenschein. Der

Arme! Er allein weiß nicht, was alle Uebrigen im britischen Lager schon wissen: daß er zum Tode verurtheilt ist, als Sühne für einen angeblich von den Franzosen erschossenen englischen Gefangenen. Fröhlich spielt und scherzt er weiter auf dem Balle des Gouverneurs von Madras und preist auch dann noch diesen ersten Tag seines Glückes, als er erfährt, daß es zugleich der letzte seines Lebens sei. Glücklicherweise kommt im dritten Act der gefangene Engländer, John Littlepol, heimgelaufen, ein komischer Hasenfuß, der jetzt gerne auf seine Verlobte Helene verzichtet, um Gaston und sich selbst das Leben zu retten. So endet Alles in eitel Freude und Lustbarkeit.

Es ist ein allerliebstes Textbuch, dessen Grundgedanken ich hier flüchtig erzählte. Nachdem Scribe, durch vierzig Jahre der trefflichste Mitarbeiter Auber's, diesem zum erstenmal untreu geworden war, d. h. einige Jahre vor ihm starb, hatte der greise Componist das Glück, an den Herrn d'Ennery und Cormon einen nicht unwürdigen Ersatz zu finden. Sie haben in „Le premier jour de bonheur" ein neues Motiv in geistreicher Weise behandelt, die Fabel klar und geschickt gegliedert, anziehende Charaktere in wechselvolle, echt dramatische Situationen gebracht. Der für Opernzwecke schon oft verwerthete Gegensatz zwischen Europäern und Orientalen steigert sich hier zu einem dreifachen: die Gruppe der französischen Offiziere mit Gaston an der Spitze; die englische Gesellschaft mit Helene, Littlepol und dem Gouverneur; endlich als exotische Folie die Indier mit der poetischen Figur der jungen Tänzerin und Sängerin Djelma. Der gesprochene Dialog hält ein bescheidenes Gleichgewicht zu den Musikstücken, welche, ungezwungen aus der Situation hervorgehend, überall an rechter Stelle eintreten. Auber's Musik überraschte seine Freunde mit dem Zauber eines nicht mehr gehofften Glückstages. „C'est une impudence à mon âge!" seufzte der fünfundachtzigjährige Meister, als ich ihn im Sommer 1867 an dieser Partitur schreibend fand. Und man hatte leider einigen Grund, seine bescheidene Sorge zu theilen. Seit zehn Jahren hatte der unverwüstliche alte Herr doch nur mehr die lockern Fäden eines musikalischen Altweibersommers gesponnen; man wußte in Frankreich diese Gespinnste pflichtschuldigst zu ehren, aber man liebte sie nicht mehr. Nach so schwachen Opern wie „Manon Lescault", „La fiancée du roi de Garbe" etc. stand noch Schwächeres zu erwarten, als der Theaterzettel der Opéra Comique am 15. Februar 1868 den „Ersten Glückstag" anzeigte. Und siehe da, der alte Auber hatte sich in diesem seinem letzten Werke unversehens wiedergefunden! Die halbverschüttete Quelle seines reizenden Talentes sprang wieder lustig empor, nicht in so hohem kräftigem Strahl wie im „Fra Diavolo" oder der „Stummen", aber immerhin frisch und hell genug. Der „Erste Glückstag" feierte einen aufrichtigen großen Erfolg in einer langen Reihe von Wiederholungen. Und solch anhaltender Succeß läßt sich nicht erkünsteln, wie ein Triumph der ersten Aufführung; zu einem langweiligen Stück findet sich kein Publicum für hundert Vorstellungen, selbst wenn der Autor in Paris Auber heißt, oder in Wien Bauernfeld. Wer da weiß, daß der „Glückstag" die Arbeit eines Uralten ist, der muß sie bewundern; man braucht es aber nicht zu wissen, um sie zu lieben. Heiter ohne Rohheit, geistreich ohne Bizarrerie fließt die Musik dahin, nirgends tief oder mächtig ergreifend, doch stets freundlich anregend, fein, maßvoll und natürlich. Wenn man ein Meisterwerk nennen darf, was nur ein Meister, sei es auch ein alternder, gemacht haben konnte, so verdient Auber's „Glückstag" diese Bezeichnung.

Der erste Act bietet im Verhältniß zu seiner Ausdehnung die geringste Ausbeute an Musik, sie ist an vielen Stellen seicht und behilft sich an anderen mit alt-Auber'schen Reminiscenzen. Doch fehlt es nicht an hübschen Nummern, wie Gaston's Romanze mit dem Refrain: „Attendons, attendons encore le premier jour de bonheur!", die brillante Polacca der Helene, der erste Theil ihres Duetts mit Gaston. Ungleich bewegter und musikreicher gestaltet sich der zweite Act. Das pikante Staccato-Motiv im Zweivierteltakt aus der Ouvertüre, ein Thema wie springende Perlen, erscheint hier in dem einleitenden Festchor der Ballgäste. Es schließt sich eine Art

indischer Elfenballade der Djelma an, ein originelles, reizendes Musikstück, welches gleicherweise die zarten Verse hebt, wie es selber von ihnen gehoben wird. „Ton coeur bat-il? Oui. — Sais-tu pourquoi? Non. — Crains-tu l'amour? Oui. — Veux-tu le fuir? Non“ — wie selig schwermüthig wiegt sich diese Melodie über den einförmig, in süßer Betäubung nickenden zwei Baßnoten! Als Gegenstück singt Helene ein sehr hübsches munteres Liedchen von „Susanne und dem jungen Corporal“. In dem Terzett zwischen Gaston und seinen beiden Freunden pulsirt echt Auber'sches Blut, desgleichen in dem liebenswürdig aufgeregten Duettino: „Un mot, un seul!“ Das Finale verfügt musikalisch über keinen besonderen Reichthum, fesselt aber durch seinen lebhaften Zug und jene meisterhafte Anordnung und Abrundung, welche die Franzosen, Auber vor Allen, solchen großen Scenen zu geben wissen. Ein zweistimmiges Nocturno mit Frauenchor eröffnet stimmungsvoll den dritten Act. Das komische Element kommt in dem Rondo des furchtsamen Littlepol, der die Reize Englands schildert, zu seinem Rechte. Unbedeutend und conventionell klingt das große Liebesduett zwischen Helene und Gaston; fehlte doch Auber auch in jungen Jahren überall das letzte erlösende Wort, wo die Empfindung nicht blos gestreift, sondern aus der Tiefe des Herzens geschöpft werden soll. Gaston's schlichte „Stanzen“ in A-moll überragen dieses Duett ohne Frage. Mit diesen hervorragenden Einzelnummern, zwischen denen sich auch Strecken gewöhnlicher Conversations-Musik dehnen, ist das Verdienst des „Glückstages“ nicht erschöpft. Die sichere Führung des Ganzen, die feine, maßvolle Haltung, welche auch dem Unbedeutenden wenigstens den Adel einer formellen Bildung verleiht, das sind Vorzüge, die heutzutage zu den Seltenheiten gehören und ob welcher uns der „Glückstag“, dieses spätgeborene Kind aus vornehmem Hause, doppelt willkommen erscheint.

Die Aufführung des „Ersten Glückstages“ in der komischen Oper war leider nicht geeignet, den Vorzügen dieses Werkes das rechte Relief zu geben. Herr Erl allein füllte als Gaston seinen Platz aus. Die beiden Darstellerinnen der Helene und der Djelma gaben nichts als die Noten, und diese unvollkommen genug. Von dem Geist der Rollen zeigte sich keine Spur.

Sahen wir dergestalt in der komischen Oper ein geistreiches, liebenswürdiges Werk durch Schuld der Aufführung in seiner Wirkung geschmälert und verschoben, so producirte gleichzeitig das Carltheater ein Gegenstück und zeigte, wie eine Operette von der Geringfügigkeit des Offenbach'schen „Schönröschen“ durch treffliche Darstellung und Szenirung Effekt machen kann. Wenn man „La jolie Parfumeuse“ (so heißt das Stück im Original) durchblättert, so vermag man einen Erfolg sich kaum zu denken, so schlenderisch und unerlaubt einfach ist diese Musik. Wie ein angeheiterter Bummler schlendert sie nachlässig, trällernd und summend ihres Weges. Die meisten Musikstücke in „Schönröschen“ bewegen sich melodisch innerhalb ein paar Noten und harmonisch auf zwei Akkorden. Nur selten blitzt ein Licht auf, wie der geistreiche Einfall, in dem Duett zwischen Rose und dem alten Wüstling den Dialog Rothkäppchens mit dem Wolf zu parodiren. Die melodiöse Erfindung hat Offenbach diesmal nicht geplagt; sein Rettungsmittel ist fast ausschließlich der Rhythmus, in dessen Behandlung er ein kleiner Hexenmeister ist. Sänger, die nebst einem graziösen Darstellungstalent und deutlicher Aussprache ein lebhaftes rhythmisches Gefühl besitzen, werden deshalb auch in schwächeren Offenbach'schen Partieen Effect machen. Frl. Meyerhoff beweist dies durch ihren pikanten Vortrag des Bruscambigliaiedes, der „Ronde de la Marjolaine“, endlich der auch musikalisch sehr kitzlichen Couplets „Je suis chatoullieuse“. Ein negativer Vorzug, den wir übrigens nicht geringschätzen, liegt in der Knappheit und Anspruchslosigkeit dieser Partitur, welche zu dem Styl der frühesten Offenbach'schen Operetten zurückgreift, ohne freilich deren Originalität und melodischen Reiz entfernt zu erreichen. Dem Libretto ist nichts andres nachzurühmen, als einige possenhaft wirksame Scenen. Die Handlung geht von frivolsten Voraussetzungen aus und ergeht sich mit schmunzelnder Lüsternheit in bedenklichen Situationen. Die schlimmsten davon hat der deutsche Bearbeiter, Herr

Carl Treumann, weislich unterdrückt. Abgenützte Motive von ärgerlicher Unwahrscheinlichkeit erkälten das Interesse im 2. Act, während im dritten die auf dem Sand festsitzende Handlung nur durch allerlei Lückenbüßer gefristet wird. Doch was will eine ernsthafte Kritik gegenüber einer Posse, die nur das leichte Amüsement eines Abends beabsichtigt? Und diese Absicht erreicht die Novität im Carltheater, welches mit „Schönröschen" volle Häuser macht.

Die Concertsaison ist durch erste Productionen der Philharmoniker und der Gesellschaft der Musikfreunde in aller Form eröffnet und soll den Gegenstand meines nächsten Berichtes bilden.

Eduard Hanslick.

Volkswirthschaftliche Rundschau.

Mitte November 1874.

Die Aufgabe, welche sich die „Deutsche Rundschau" gestellt hat, auf allen Gebieten geistigen Schaffens in Deutschland ein treuer Spiegel der jeweiligen Entwicklung zu sein, überhebt uns jedes Vorwurfes der mangelnden Sachlegitimation, wenn anders eine periodische Verifizirung der Maße der einzelnen, unser wirthschaftliches Leben nicht nur bewegenden, sondern selbst repräsentirenden Fragen überhaupt einer besonderen Begründung bedarf. Daß wir bei dieser Ausschau, bei dieser — um ein Wort in seiner ursprünglichsten Bedeutung zu gebrauchen — „Speculation" unsern Blick keineswegs auf Deutschland beschränken dürfen, macht die innige Continuität gleicher wirthschaftlicher Probleme für verschiedene politische Gebiete wol begreiflich. Damit sind wir indeß weit entfernt, zuzugeben, daß gleiche Beobachtungen gleiche Resultate erlauben. Die Volkswirthschaft ist eben ein für allemal keine sogenannte exacte, sondern nur eine speculative Wissenschaft, deren Axiome auch nur dann Anspruch auf Vollgültigkeit haben, wenn gleiche Beobachtungen auch unter den gleichen Voraussetzungen gemacht wurden. Die Volkswirthschaft, warnte ein geistreicher Nationalökonom, kennt keine Experimente, wie die Naturwissenschaften, sie kann nicht von der Wirkung auf die Ursache mit Sicherheit schließen, ihr steht nur der umgekehrte Weg als eine einigermaßen verlässige Fahrstraße offen.

Nun davon gab uns ja die jüngste Perturbation unseres G e l d m a r k t e s das sprechendste Zeugniß; noch heute ist die Entweichung der neuen Reichsgoldmünzen und deren wirkliche Ursache eine unter den Fachgelehrten streitige Frage. Vielfach glaubte man in der schlechten Handelsbilanz Deutschlands den Grund erkennen zu sollen, bis Max Wirth auf die gleichfalls ungünstige Handelsabgleichung Englands und Frankreichs sowie darauf hinwies, daß Deutschland ja im Gegentheil im ersten Semester l. J. um 6 Millionen Thaler Mindereinnahmen an Zöllen nachgewiesen habe, was also höchstens ein stilleres Tempo unseres heimischen Productionsprocesses, keineswegs auch eine uns ungünstige Bilanz beweist. Viel zu wenig hat man wol den Umstand gewürdigt, daß dasselbe Land, das wir in kurzer Zeit um einen großen Theil seines Metallschatzes erleichterten, alle Ursache hatte, sich des Entbehrten wieder zu versichern. Diesem Streben Frankreichs, das practisch die Wiederermöglichung der Baarzahlung an Stelle des Papierzwangscurses genannt werden muß, war natürlich schon die geringste Menge, die sich in der Goldbewerthung am Weltmarkte zu seinen Gunsten zeigte, eine ausreichende Attractionskraft, um wie viel mehr ein Sinken des Silberpreises gegenüber der im Reichsmünzgesetze vorgesehenen Verhältnißbasis um 5%; aber auch im Innern Deutschlands selbst sitzt ein heißhungriger Verehrer deutschen Münzgoldes: von dem Momente ab, der das letztere billiger werden ließ, als das Gold im Handelsverkehr — und dieser Unterschied betrug zeitweilig bis $3^1/_3$ Thlr. — zog natürlich der ökonomische Sinn der deutschen Goldwaarenindustrie

die 10- und 20-Markstücke den theuereren Napoleons und Sovereigns vor. Für die nächste Zukunft scheint nun doch die deutsche Reichsregierung wenigstens daran festhalten zu wollen, das circulirende Medium nur in jenem Umfange mit neuen Goldstücken zu sättigen, in welchem Zug um Zug ein Rückfluß der zu demonetisirenden Silberthaler erfolgen wird. Freilich dürfte damit allein der „Münzstephan" noch nicht geboren sein, den Ludw. Bamberger schon im ersten Stadium der deutschen Reichsmünzpolitik ersehnte; es ist nur der negative Pol der letzteren, deren positiven Theil einzig nur eine Reichsbank zu besorgen in der Lage ist und für deren Errichtung der eben genannte Abgeordnete bei der ersten Berathung des Bankgesetzes so nachhaltig in die Schranken trat.

Wir stehen damit von selbst vor der Bankfrage, wol das schwierigste, wirthschaftliche Räthsel, das bis jetzt dem Reichstage zu lösen oblag, — aber auch das am allseitigsten und gründlichsten vorbereitete Gesetzesproject; alle bedeutenderen Oekonomisten und Parlamentarier haben ihre Ansicht vorher im Druck bekannt gemacht: Adolph Wagner, Max Wirth, L. Bamberger, Sonnemann, Siemens; der volkswirthschaftliche Congreß und der deutsche Handelstag, wie überhaupt eine große Menge deutscher Handels- und Gewerbecorporationen haben zum Theil sehr eingehende, unter Zuziehung angesehener Fachgelehrter (die Münchner Handels- u. Gew.-Kammer: v. Helferich) zu Stande gebrachte Vota abgegeben, die fast alle im Postulate der Reichsbank zusammenklingen; selbst politische Parteien glaubten dieses Endziel auf ihr Panier schreiben zu sollen: Preußen, das hier einen sehr particularistischen Trumph auszuspielen scheint, bleibt ungerührt und — was das schlimmste für die Entscheidung ist — die Parole „Reichsbank" deckt zwei in sich ganz verschiedene Interessenten: den Einen soll, um mit der Weser-Ztg. zu sprechen, die Schlange Aarons, die Reichsbank, die Schlangen der Zauberer, der Privatbanken, auffressen; die Andern kämpfen unter der Aegide der Reichsbank um so sicherer für den Fortbestand der Privatbanken. Es bleibt zu fürchten, daß diese innere Secession gegenüber der streng geschlossenen Phalanx der Landwirthe und Beamten im Reichstage, die wol mit einigem Mißbehagen in den bisherigen Bankzuständen einen Abtrag ihrer eigenen Interessen erblicken zu sollen glauben, in gleicher Weise unterliegen wird, wie dereinst in der Discussion um die Aechtung der Prämieneffecten der gleichen Opposition. — Es ist übrigens bezeichnend, daß im Laufe dieses Jahres allerwärts die Notencirculation partieller oder totaler Reform unterliegt: in Italien, in der Schweiz, in den Vereinigten Staaten von Amerika (in Bezug auf die Deckung), in Schweden, in Spanien, Rumänien, in der Türkei und zuletzt in Serbien. Umgekehrt hat neulich Oesterreich einer provisorischen Maßregel, der 17monatlichen Beseitigung der Contingentirungsbremse der Nationalbank, ihre Kraft wieder entzogen; weder die Aufhebung noch die Wiedereinführung hat die verschiedenen daran geknüpften Illusionen bewahrheitet.

Wie mit der Bankfrage der nach Lor. Stein sogenannte Zahlungscredit geregelt werden soll, so normirt die Actiengesellschaftsgesetzgebung den Unternehmungscredit. In Deutschland hat man — wir glauben mit vollem Rechte — hiefür eine zuwartende Stellung eingenommen; anders in Oesterreich, wo zur Zeit ein solches Gesetz berathen wird, nicht ohne merkliche Anklänge an die letztjährige Krise. Wenn in medio die virtus liegt, so muß sie hier gefunden werden, da sich principiell im Reichsrathe zwei extreme Parteien gegenüber stehen, zwischen welchen hindurch die übrigens vernünftigen Forderungen gegenüber schmiegsame Regierung die goldene Mittelstraße ziehen wird.

Auch auf dem Gebiete der öffentlichen Abgaben herrschte im deutschen Reiche bis zu einer jüngsten Discussion im Reichstage über die Matricularvorlagen eine gewisse feierliche Stille. Die Agitation, welche auf Betreiben von Dr. Hirth Mitte October in Eisenach tagte und die sich vielfach gerade aus parlamentarischen Elementen recrutirt hat, steht noch in ihrem ersten Stadium; das Resultat der Berathung will die Verbindung einer, an Stelle der Matricularbeiträge tretenden, Reichs-

einkommensteuer mit den vorhandenen Zöllen und Verbrauchssteuern, so daß jeder Deutsche nach Maßgabe seiner wirthschaftlichen Fähigkeiten zu den Lasten herangezogen wird. — In den Einzelstaaten hat endlich Sachsen nach langen Kämpfen das gemischte Einkommensteuersystem acceptirt, welches bei den badischen Ständen kurz vorher Fiasco gemacht hatte. Rasch sucht man nun auch in Sachsen in der Gemeindebesteuerung vorwärts zu kommen. Hier soll nach den Beschlüssen des sächsischen Gemeindetages in Löbau vom 2. Novbr. die progressive Einkommensteuer wegen der forensen und auswärtigen Geschäftsleute in einer combinirten Gebäude- und Miethsteuer das correcte Complement finden. Gleichzeitig verwahrt sich das preußische Ministerium des Innern und der Finanzen gegen die Adoptirung der progressiven Einkommensteuer der preußischen Communen. Bremen geht endlich daran, seine Einkommensteuer den Systemen von Hamburg und Lübeck anzupassen, um damit die für die heutige Verkehrsentwicklung etwas zu idyllische Selbstbesteuerung ohne Controlle — sie bestand ca. 200 Jahre — aufzuheben. — Weit wichtiger ist die Frage der indirecten öffentlichen Abgaben, in erster Linie der Zölle. Die Industriellen hat das schlechte Geschäftsjahr, die Regierungen haben die Ausfälle der Zolleinnahmen geneigter gestimmt, das Leitseil der Douane wieder etwas schroffer anzuziehen; der Versuch, die weitere Reduction unserer Eisenwaarenzölle auf einen ferneren Termin hinauszuschieben, wird allen Anzeichen nach in der gegenwärtigen Session gemacht werden; mehr als die geschilderten Umstände kommt dabei den Petenten der Moment zu statten, daß eine Reihe unter dem Damoklesschwerte der Auflösung stehender Handelsverträge unschwer den Hintergedanken schutzzöllnerischer Reformlust erkennen lassen. Vorzüglich gilt dieses von Italien, der Türkei, selbst Oesterreich, am wenigsten Ungarn ist von dieser Neigung frei; schließlich muß in der Geburtsstätte der Freihandelstheorie zu guter Letzt den Baumwollbaronen von Manchester noch klar gemacht werden, daß man in England im Princip die Berechtigung der Forderung auf Aufhebung der Importsteuern englischer Baumwollfabrikate nach Indien anerkenne, da es Englands Pflicht sei, das Freihandelssystem, welches es erzeugt und an allen europäischen Höfen befürwortet habe, zumeist in seinen eigenen Besitzungen durchzuführen; allein bei aller Achtung für dieses Princip könne aber doch der Finanzpolitik das Opfer einer Streichung dieser Steuer nicht gebracht werden — das Alles sind drohende Wolken, die eines Tages der deutschen Freihandelsschule ein ernstliches, reactionäres Schutzzollgewitter in nahe Aussicht stellen und an alle wirthschaftspolitischen Vereine die ernste Mahnung, nicht bloß mit Schlagworten, sondern ganz besonders mit Thatsachen sich zu rüsten.

Auch auf einem andern Gebiete des Creditwesens wuchert in neuester Zeit wieder lebhafter der Staatsschutzgedanke: in der Versicherungsindustrie. Der Unglücksfall in Meiningen, der wieder klargestellt hat, wie wenig noch von der Versicherung Gebrauch gemacht wird, bringt ein erstes, deutsches, öffentliches Organ zu der geistreichen Analogie: „Sollte hier nicht ein Fall vorliegen, wie beim Unterricht? Sollte nicht vielleicht ein gewisser Versicherungszwang eingeführt werden?“ Wir antworten mit den Anträgen, die jüngst aus der Mitte der alle drei Jahre in Württemberg zusammentretenden Gebäudeeigenthümer dahin laut geworden sind und die deutlich die empfindliche Last der communistischen Immobiliarzwangsversicherung durchfühlen lassen: es solle den Oberamtsbezirken von größerer Feuergefährlichkeit ein der nachgewiesenen Gefahr entsprechender Zuschlag im Interesse der Ausgleichung aufgebürdet werden. —

Auf einem andern Versicherungsgebiete, der Lebensassecuranz, hat jüngst in England eine Autorität, Mr. Spregue, die traurig-interessante Erklärung abgegeben, daß die meisten englischen Versicherungsgesellschaften es nur Glücksumständen zu verdanken haben, daß es nicht zum Krach gekommen ist. Für die deutschen Collegen ist das übrigens kein Lob; denn ein deutscher Versicherungsmathematiker, der auch als volkswirthschaftlicher Schriftsteller nicht unbekannt ist, Dr. Gallus, hat in einer trefflichen, gemeinverständlichen Skizze des Versicherungswesens (Leipzig bei Fritzsch) auch

sehr unverblümt erklärt, daß bei der noch am wissenschaftlichsten gepflegten Lebensversicherung viele Gesellschaften einfach für die Construction ihrer Tarife fragen: **wie** hoch versichert mein Concurrent? ich thue es billiger. — Das Vorgehen Deutschlands in der Unfallshaftpflicht hat mittlerweile nach Oesterreich in der Schweiz neustens einen neuen Nacheiferer gefunden; doch haben diejenigen, welchen das Gewand des deutschen Gesetzes zu enge dünkt, keine Veranlassung, sich auf die Schweiz zu berufen, die vorerst nur für Transportanstalten und selbst hier noch reservirter als das Reich vorgegangen ist.

Das Maß- und Gewichtswesen ist noch weit entfernt, in Deutschland allseitig Bürgerrecht zu genießen; die neue, metrische Meile wird von den Verkehrsanstalten etwas scheel angesehen ob der kostspieligen Umrechnungen; noch schlimmer steht es aber um die Garnnummerirung. Soviel man auch über den zweiten internationalen Congreß in Brüssel vom Sept. l. J. schreibt, die Thatsache des Fernbleibens gerade Englands läßt sich nicht wegdementiren, und ohne England wird ein erkleckliches Thun mit Recht bezweifelt werden müssen. Ein jüngster Congreß süddeutscher Textilindustrieller erachtet unter voller Anerkennung der Brüsseler Beschlüsse die legislative Verbindlichmachung für das einzige thatkräftige Auskunftsmittel.

Aeußerst lebhaft wird seit Jahr und Tag die Regelung des Tarifwesens discutirt. Zuerst war es bekanntlich die Tariferhöhung, mit der Deutschland dem Auslande ein böses Beispiel gab, denn Oesterreich votirte bald darauf, doch glücklicherweise vereinzelt, in Folge des energischen Auftretens der Handelskammern und der Presse, Erhöhungen an der Westbahn. Auch aus Italien wurden ähnliche Gelüste laut, und vor wenigen Stunden kündigte der französische Handelsminister Caillaux unter Bezugnahme auf Deutschland eine ziemlich stark beabsichtigte Erhöhung der Tarife der dortigen Bahnen an. Dazu gewähren die Bestrebungen einer der größten Bahnen Englands, der Midland-Eisenbahn, in der jetzigen 2., früher 3. Classe, um einen Pence, in der 1. um $1^1/_2$ Pence zu fahren, obwol der staatlich festgesetzte Maximaltarif bis zu 3 Pence reicht, einen wolthuenden Pendant. Daß bei der Tariffrage der deutschen Bahnen gerade die Staatsbahnen ihr Schwergewicht in die Wagschaale der Entscheidung warfen, ist leider ein öffentliches Geheimniß. Am schlimmsten war aber dabei jedenfalls die Bestimmung der Erhöhungsgrenze mit durchschnittlich 20 %, eine Bestimmung, die freilich indirect schon heute seitens des Reichseisenbahnamtes selbst nicht mehr als bloße levis culpa angesehen, wenn sich bewahrheitet, daß man eine Controlle der Erhöhungen intendirt. In ähnlicher Weise ist die Frage des Tarifsystems etwas überhastet worden; auch hier soll der neue Präsident der vorerwähnten Reichsbehörde beabsichtigen, dem Einflusse der deutschen Industrie und des deutschen Handels einen erweiterten Spielraum zu eröffnen. Dürfen wir unsere in der Hauptsache nur objectiv gehaltenen Constatirungen wirthschaftlicher Thatsachen mit einer subjectiven Bemerkung schließen, so möchte dringend zu wünschen sein, daß die derzeitige „tariflose, schreckliche Zeit" bald möglichst in ein definitives Fahrwasser gelenkt werde, mag dieses auch nicht den Wunsch aller Betheiligten ganz erfüllen; die gegenwärtige Tarifanarchie ist der größte Feind eines gesunden, wirthschaftlichen Betriebs, weil sie jeden sichern Calcul stört und einzelnen Privatbahnen die ungehinderte Möglichkeit bietet, im Trüben zu fischen. —

Dr. Landgraf.

Politische Rundschau.

Berlin, 15. November 1874.

Zum ersten Male schlug eine deutsche Thronrede Accente des selbstbewußten Großmachtsgefühls an. Die Worte, mit denen Kaiser Wilhelm die neue Session des deutschen Parlaments eröffnete, drangen „so schwerterscharf und glockentönig" an's Ohr des lauschenden Europa, daß die machtgebietende Stellung des europäischen Reiches der Mitte vielleicht noch nie in so unwiderruflicher Weise zur Erkenntniß der andern Nationen gelangt war, als durch diese feierliche Kundgebung. Kaiser Wilhelm gab damit nicht einem chauvinistischen Drange oder dem Gelüste nach, sich fortan als Arbiter des Continents betrachtet zu wissen: sondern schmuck- und phrasenlos brachte er in kurzer, kerniger Redeweise Jedermann zum Verständniß, daß das Reich fest entschlossen sei, nicht mehr und nicht weniger in Anspruch zu nehmen, als ihm gebühre. Die Friedenszuversicht, welche sich in den Schlußwendungen der kaiserlichen Rede so unverkennbar aussprach, beruhte zum Theil freilich auf einem dem Wechsel unterworfenen Moment, der „persönlichen Freundschaft der Herrscher mächtiger Reiche"; aber der Hinweis auf die geeinte Kraft des deutschen Volkes war verständlich genug, um die Deutung zuzulassen, daß diese Volkskraft im Nothfall auch ganz allein hinreichen werde, um für die Ehre und den Bestand des Reiches sieghaft einzustehen.

Diese verständliche Mahnung an die offenen und versteckten Gegner und Widersacher der neu erstandenen Reichsherrlichkeit war indessen keineswegs herausfordernd gehalten. Im Gegentheil: die Thronrede zählte ein so volles Maß legislatorischer Aufgaben, so schwer in's Gewicht fallende Zielpunkte organisatorischer Thätigkeit auf, daß für jeden Kundigen die friedlichen Zwecke, denen die Zukunft des deutschen Reiches gewidmet blieb, keinem Zweifel unterliegen konnten. Praktische Fragen und ihre Lösung stellt das neue Kaiserreich stets in die erste Linie und die nüchterne, vorurtheilslose Anschauung, welche zumeist das Wirken des maßgebenden deutschen Staatsmannes bezeichnet, gab sich auch gleich — von andern Dingen ganz abgesehen — schon in der Erwähnung kund, welche an so hervorragender Stelle den deutschen Reichslanden zu Theil wurde. Früher, im ersten Jubel ob der Wiedererlangung von Elsaß und Lothringen, hatte man wol, nicht blos im Volksmunde allein, die also Errungenen als „deutsche Brüder" willkommen geheißen. Eine mehrjährige Erfahrung ließ indeß realistischere Ansichten zum Durchbruch gelangen und so betonte die Thronrede nur mehr lediglich den urdeutschen Charakter des Grund und Bodens, welcher dem Reiche wiedergewonnen war. Von diesem Standpunkte aus wird auch allein die Politik verständlich, welche fortan in den Reichslanden in den Vordergrund tritt. Das Land ist deutsch, das Volk zumeist verwälscht und erst die nachdrückliche Arbeit mehrerer Generationen wird den Rückbildungsproceß zu Ende zu führen vermögen, dessen Einleitung wir seit vier Jahren miterlebt. Von diesem Gesichtspunkte

aus will auch die Vorlage beurtheilt sein, welche über die Errichtung des elsäßisch-lothringischen Landesausschusses an die Oeffentlichkeit trat. So lange man den dortigen Bevölkerungen mild entgegen kam und sie als „Stammesbrüder" begrüßte, mochten sie als gelernte, wenn auch nicht geborene Franzosen glauben, daß man nicht wage, sie als das zu behandeln, was sie in Wahrheit doch darstellten: ein erobertes Volk. Heute, nachdem man Ernst und Strenge bei mehrfachen Gelegenheiten dort gezeigt, ist jener Illusion der Boden entzogen. Dennoch hält man sie in allen Zugeständnissen, zu denen man sich nach und nach herbeiläßt, wolweislich kurz: der Landesausschuß, den man ihnen gewährt, ist kein Parlament. Noch überwiegt zu sehr der französisch-theatralische Zug in Elsaß-Lothringen, um ihm für pathetische Declamationsübungen nach pariser Muster ohne Weiteres eine derartige parlamentarische Bühne zur Verfügung zu stellen. Auch die Gutachten des Landesausschusses können sehr praktische Folgen haben, dem Bedürfniß nach parlamentarisch-aufregenden Scenen und „journées" soll dagegen in keiner Weise entgegen gekommen werden. Dies scheinen auch die wenigen Abgeordneten der Reichslande verstanden zu haben, welche sich entschlossen, an den Arbeiten des deutschen Reichstages thätigen Antheil zu nehmen. In diesem Sinne fanden die entgegenkommenden Worte des Deputirten Guerber allseitig freudige Anerkennung, während Fürst Bismarck in seiner zugleich schneidigen und treffenden Weise, mit seiner Bemerkung, daß er mit der französisch redenden Bevölkerung der Reichslande am leichtesten auskomme, einen überaus lehrreichen Beitrag zur — Völkerpsychologie lieferte. Ist doch die leichte Regierbarkeit — freilich immer nur bis zu einem gewissen Grade — ein anerkanntes Erbtheil der romanischen Natur, während der Germane, also auch der Elsäßer deutscher Zunge, nur in seltenen weltgeschichtlichen Momenten seinen individuellen Protestantismus aufzugeben sich bereit finden läßt.

Mittlerweile fand der sensationslose Proceß Kullmann, dem schließlich die verallgemeinernden Momente in höherem Grade mangelten, als man Anfangs anzunehmen geneigt gewesen war, durch die Verurtheilung des Meuchelmörders seine Erledigung. Der rüde Mordgeselle weckte nicht einmal kriminalistisches Interesse. Gleich einem von Hundswuth Ergriffenen mußte er einfach im Interesse der Gesellschaft unschädlich gemacht werden. Anders verhielt es sich mit der Affaire Arnim, welcher es im Verlaufe der letzten Wochen nicht an aufregenden Peripetien gefehlt. Die Angelegenheit entzieht sich noch immer der Beurtheilung unbetheiligter Dritter. Allein das Stadium, in welches sie inzwischen getreten, läßt es als unumgänglich erscheinen, daß bei der künftigen richterlichen Verhandlung der Oeffentlichkeit ihr volles Recht werde. War Graf Arnim der unbotmäßige Beamte, der pflichtvergessene Untergebene, der conspirirende Schleicher, so wird ihn, neben dem Verdict des gelehrten Richters, der abfällige Urtheilsspruch des großen Publicums in einer für ihn noch viel empfindlicheren, herberen Weise treffen. Leider sind in der Preßcampagne, welche sich an diese Angelegenheit knüpfte, hüben und drüben publicistische Mittel in Anwendung gebracht worden, die vielleicht besser unbenutzt geblieben wären.

Auch die österreichische Presse hat sich in dieser Beziehung vielleicht Manches vorzuwerfen. Ihre lebhafteren Alluren verliehen ihrer Parteinahme für den Angeklagten einen oft so persönlichen Charakter, daß norddeutsche Empfindlichkeit darin eine directe Befehdung des Reichskanzlers erblicken mochte. Man ist eben in Wien publicistisch an eine andere Sprache gewöhnt, als diejenige ist, welche für das kühlere Berlin genügt. Man braucht dort des Müllner'schen Receptes: „Selbst auch für den stärksten Magen stößt der Koch den Pfeffer klein", nur in den seltensten Fällen eingedenk zu bleiben. Dazu kam, daß man im sich regenerirenden Oesterreich wol sehr gut deutsch gesinnt, nur unter nothwendigen Umständen aber bismarckisch erscheinen darf. Das Vorhandensein des „Reptilienfonds" rächt sich da bitter. Man macht wohl oder übel zwischen dem Kanzler und seinem Werke einen schlechterdings wenig gerechtfertigten, aber darum nicht minder stetig gehaltenen Unterschied. Ohne Zweifel wirkt dabei die Erinnerung an die Ereignisse des Jahres 1866 noch geschäftig

nach. Das officielle Oesterreich weiß freilich, soweit es nach Außen hin reagirt, keine Sylbe von solchen häkeligen Empfindungen. Umsomehr aber jenes patriotische Oesterreicherthum, welches angeblich sich vor dem „Verpreußtwerden" fürchtet. Diesem Oesterreicherthum macht auch die Presse, namentlich Wiens, gelegentliche Zugeständnisse, um dem oft gegen sie geschleuderten Verdachte zu entgehen, „an das Ausland verkauft zu sein". Dies weiß man überall oder sollte es wenigstens wissen, und daraus ein gut Theil der Arnim=Sympathien erklären, welche sich in den Spalten der Wiener Welt= und Tagesblätter breit machen. Dieser selben Presse aber systematische Feindseligkeit gegen das deutsche Reich unterschieben, heißt, das Kind mit dem Bade verschütten. Im Culturkampf gegen Rom hat Deutschland keinen aufrichtigeren Verbündeten; auch Welfen und Franzosen werden niemals auf die Unterstützung der maßgebenden Wiener Zeitungen rechnen können. Man darf von einer Ceder keine Trauben, von der Epheuranke keinen Eichenstamm verlangen und Leute, welche wie die österreichischen Politiker auf eine lange Reihe öffentlichen Mißgeschicks zurückblicken, wollen in ihrem natürlichen Mißtrauen und dem dadurch gesteigerten Selbstgefühl schließlich liebevoller behandelt sein, als die in politischer Beziehung glücklicher situirten Minoritäten der europäischen Völkerfamilie.

Die momentane Verstimmung zwischen einzelnen Preßorganen beider befreundeter Nachbarstaaten hat glücklicherweise für den Gang der Politik keine besonders einschneidende Bedeutung. Die österreichisch=ungarische Regierung erfreut sich im Gegentheil der markanten Unterstützung des Berliner Cabinets in allen den Fragen, welche eine diplomatische Behandlung erforderten. Auch das Petersburger Gouvernement dachte nicht daran, den Grafen Andrassy jene Isolirung entgelten zu lassen, in welcher es, Spanien gegenüber, gerade vom österreichisch=ungarischen Minister des Auswärtigen gelassen worden war. Rußland und Deutschland marschirten in Reih und Glied mit dem Wiener Cabinet, als es galt, dem letzteren und seinen handelspolitischen Bestrebungen einen freundschaftlichen „coup d'épaule" zu geben. Beide Mächte bekundeten damit, daß in allen wichtigen Fragen die Dreikaiserpolitik nach wie vor Serrano's Anerkennung unerschüttert festgehalten werde. Es gelangte somit Jedermann zum Bewußtsein, daß der Periode der „westmächtlichen Präponderanz" zunächst in orientalischen Dingen die Epoche des „ostmächtlichen Schwergewichts" gefolgt sei. Die identische Erklärung vom 21. October, welche die ersten Dragomans aller drei Mächte dem türkischen Minister des Aeußeren, Aarifipascha, überreichten, ist deß Zeuge. Noch sagten die Cabinete in dieser Erklärung nicht, daß die Türkei irgend welche Vergewaltigung zu befahren habe, aber es muß besorgt werden, daß das unkluge Verhalten des gegenwärtigen Großveziers schließlich, wenn nicht schnelle Einkehr folgt, sehr verhängnißschwere Folgen für den Fortbestand des türkischen Reiches in Europa nach sich ziehen könne. Freilich sind dies für's Erste noch curae posteriores. Aber die Antwortsdepesche Aarifipascha's zeigt doch gleichzeitig in ihrem resignirten Fatalismus und der fast cynischen Naivetät ihrer verfrühten Veröffentlichung, daß man am Bosporus in verlorenen Momenten selbst vor dem Gedanken eines staatlichen Va-banque-Spiels nicht immer gehörig zurückschreckt. Schlimmer als diese schlechterdings wirkungslose Neckerei des türkischen Großveziers mußte den Grafen Andrassy die Indiscretion berühren, durch welche ein großes Wiener Blatt in den Stand gesetzt wurde, eine seiner intimsten, an die Adresse des cis= und transleithanischen Finanz= und Handelsministers gerichteten Noten über die mit Rußland gepflogenen Zoll=Erleichterungs=Verhandlungen, fünf Tage, nachdem sie geschrieben, wortgetreu zu publiciren. Der Verfasser des Actenstückes, ein mehr in handelspolitischen Dingen als in diplomatischer Sprache erfahrener Beamter, hatte eine so wenig verschleierte Redeweise in dem zur Unzeit an's Tageslicht gekommenen Documente gebraucht, daß man voraussehen durfte, die russischen Finanzbehörden würden nach solchem Blick hinter die Karten darauf verzichten, Verhandlungen fortzuführen, bezüglich deren nun die Hintergedanken des einen Contrahenten ganz offen vor ihnen lagen.

Angesichts dieser unabweislichen Schlußfolgerung war man der Meinung, daß man es hier nicht mit einer unabsichtlichen, sondern lediglich gewollten Indiscretion zu thun habe. Daher kamen auch jene Krisengerüchte, welche fast acht Tage lang die öffentliche Meinung in Aufregung hielten und die in seltsamer politischer Moral auf die Annahme zurückzuführen waren, Graf Andrassy sei im Stande, ein Staatsgeheimniß an die Oeffentlichkeit zu bringen, blos um sich auf diese Weise eines unbequemen Gegners im cisleithanischen Cabinet zu entledigen, oder dieses letztere selbst zu sprengen. Es heißt, den Charakter Andrassy's total verkennen, ihn solchen Schrittes für fähig zu halten. Allein es scheint, daß vierundzwanzig Stunden lang der zumeist bedrohte Minister, Dr. Banhaas, nicht weit entfernt war, in jener Indiscretion ein solches taktisches Manöver zu erblicken. Seitdem ist freilich die Situation geklärt und man ist zu der Erkenntniß allseitig gelangt, daß keine nur irgendwie maßgebende Stelle bei jener Veröffentlichung die Hand im Spiele gehabt. Alle Spuren der eingeleiteten Untersuchung weisen nach Pest, woselbst bereits zwei sonst als tüchtig bewährte Functionaire des Handelsamtes suspendirt wurden.

Je offener Graf Andrassy mit den Publicitäts-Tendenzen seines unmittelbaren Vorgängers, des Grafen Beust, gebrochen zu haben glaubte, desto verstimmender mußte ein solcher Vorfall auf ihn einwirken, um so mehr, als man ihn dabei ohne viel Federlesen in die Reihen der Gegner des verfassungstreuen cisleithanischen Cabinets einregimentirt hatte. Dieses Ministerium, nun seit drei Jahren im Amte, hat mancherlei Erfolge aufzuweisen, was nicht hindert, daß aus den mannigfachsten Gründen gegen einzelne seiner Mitglieder eine betonte und sehr fühlbare Opposition vorhanden ist. Allein die Minister — wenn sie auch Manches nicht gutheißen mögen, was die Collegen vom Schatz- oder Handelsamte thun und unterlassen —, besitzen doch ein treffliches Gefühl für ihre Lage und wissen sehr genau, daß ihre Stärke ausschließlich auf ihrer Solidarität beruht. Lassen sie eines ihrer Glieder aus dem Zusammenhang reißen und fallen, so ist es auch um ihre Existenz als Cabinet geschehen und so dient ihnen dann die eherne Nothwendigkeit als beste Schutzwehr. Das Einlenken in conservativere Bahnen, welches bereits die Rundschau des letzten Monats signalisirte, hat keine Einschränkung erfahren. Das Abgeordnetenhaus erweist sich dabei nur selten als unbequem. So fand sich noch kein Deputirter, welcher gewagt hätte, sich nach dem Schicksal des vierten der Stremayer'schen confessionellen Gesetze, des Klostergesetzes, zu erkundigen, das noch immer in einer Commission des Herrenhauses besserer Zukunft entgegenschlummert. Man hat Grund zu vermuthen, daß es die Regierung noch weniger eilig damit habe, als die gedachte Commission. Dies darf als beachtenswerthes Symptom — freilich auch als nichts weiter — erwähnt werden.

Die russische Politik trat in letzter Zeit wenig mehr in den Vordergrund. Es steht fest, daß von französischer Seite neuerdings versucht wurde, sich dieser Politik gewissermaßen anzuschmiegen. Dennoch fand dies Experiment keine sehr ermunternde Aufnahme. Der streng monarchisch-conservative Zug im Wesen Kaiser Alexanders II. ist nicht eben geeignet, den französischen Wünschen Vorschub zu leisten. Die großen inneren Aufgaben des in so rüstiger Regenerationsarbeit begriffenen weiten Reiches beschäftigen übrigens seine Staatsmänner vollauf. Die Einführung der allgemeinen militairischen Dienstpflicht namentlich mußte dazu angethan sein, manch eingewurzelte Ueberlieferung zu verletzen. Die Bewegungen unter den Kosaken, welche in jüngster Zeit gemeldet wurden, sind lediglich auf das Ungewohnte dieser neuen Einrichtung zurückzuführen. In polnischen Kreisen hat man sich inzwischen die alte Illusionsfähigkeit erhalten. Die sogenannten Patrioten dieses Landes träumen eben so oft von großen halbsocialistischen Verschwörungen gegen das Leben des Czars, als vom Einlenken der russischen Regierung und der Verleihung einer versöhnenden Verfassung für den Bereich des ehemaligen polnischen Königreichs. Auch neuerdings tauchten wiederum ähnliche Luftgebilde auf; es ist eben für alle Depossedirten, Fürsten

wie Völker, unsäglich schwer, sich einen realistischen Blick für den unentwegt fortschreitenden Gang der Geschichte zu bewahren.

In England folgte dem epochemachenden Uebertritt des Marquis of Ripon zum Katholicismus eine mächtige Reaction des anglicanischen Geistes. Gladstone selbst, so oft als Krypto-Katholik verdächtigt, war es, der dem sich mehr und mehr einbürgernden Ultramontanismus ein machtvolles quos ego! zurief. Dergleichen vollzieht sich dort eben aus der freien Initiative der Staatsbürger. Gladstone's Erklärungen wider die Unfehlbarkeit des Papstes und deren Consequenzen auch auf bürgerlichem Gebiet brachten die jesuitische Propaganda, welche England bereits als ihr ganz verfallen betrachtet hatte, mit einem Schlage zum Stehen. So vollzog sich im Geiste des britischen Staatsmannes eine Umkehr, zu welcher er erst Muße gefunden, seitdem die Last eines Staatsamtes seine Schultern nicht mehr drückt. Nothgedrungen vollzog er mit dieser Wandlung auch eine Wendung zu Gunsten der deutschen Politik, welche er früher sogar nicht angestanden hatte, der Kirche gegenüber als gar zu hart zu verurtheilen. — Allein, als müsse auch in so allgemeinen Fragen stets dem Localbedürfnisse Rechnung getragen werden, benützte Gladstone's politischer Gegenfüßler, Disraëli, fast im gleichen Moment eine Gelegenheit, um öffentlich die warmen Gefühle der Freundschaft zu bekunden, welche er für Frankreich empfindet. Seine Rede beim Lord-Mayor-Bankett ließ so mannichfache Deutungen zu, daß selbst eine nachträgliche Commentirung durch die „Times" nicht verschmäht wurde. Allerdings darf man an die Discurse englischer Staatsmänner „entre fromage et poire" keinen allzustrengen Maaßstab legen. Es kommt dabei stets mehr darauf an, die Tischgesellschaft in eine heiter angeregte Stimmung zu versetzen, als wirklich ernste Politik zu treiben. Allein die Anspielungen, in denen sich der britische Cabinetschef gefiel, waren doch allzusehr der internationalen Anmuth bar, als daß nicht ein Wink hätte geboten erscheinen können, der dem Redner klar machte, — was er seiner Stellung schuldig sei. Das ist denn auch ohne Zweifel auf möglichst entsprechende Weise geschehen, was freilich nicht zu verhindern vermochte, daß mittlerweile in Frankreich unmenschlich viel Rauschgold aus der kleinen Münze geschlagen wurde, welche der englische Premier bei diesem Anlaß über den Canal gesandt.

Denn das ist das Charakteristikon für das heutige Frankreich, daß es sich ganz mit der schönen „Soeur Anne" aus dem Märchen vom Blaubart identificirt. „Schwester Anna, siehst du nichts kommen?" ist der ewige Refrain der französischen Politiker, d. h. keine Allianz, die in der Folge für den unvermeidlichen Vergeltungszug den nöthigen Vorschub leisten könne. Denn für jetzt und so lange keine Aussicht auf einen solchen Verbündeten vorhanden, ist ein verhältnißmäßig ernst und aufrichtig gemeintes Friedensprogramm allein an der Tagesordnung. In diesem Punkte stimmt Herzog Decazes genau überein mit Gambetta, mit Thiers, selbst mit Rouher und mit Aumale; nur die starren Legitimisten, soweit sie sich in den Banden des Jesuitismus befinden, machen vielleicht eine Ausnahme. Sie wollen von einem Aufschub, von diesem Frieden auf Kündigung, nichts wissen, und so lange der Papst ein „Gefangener," däucht ihnen der Frieden ein Verbrechen an der Religion. Allein dem Herzog Decazes verleiht diese Uebereinstimmung in den Zielen seiner äußeren Politik mit den Führern der sonst sich einander so heftig befehdenden Parteien ein im modernen Frankreich seltenes „Prestige." Er ist mehr der Mann der Situation, als irgend einer der anerkannten Chorführer aus der Nationalversammlung. Sein äußerlich so nachgiebiges und entgegenkommendes Verhalten zum deutschen Reiche suchte er in ostentativer Weise zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und auch in sehr reellen Fragen, die zwischen Frankreich und Deutschland schwebten, verabsäumte er nichts, um seinen festen Willen zu bekunden, keinerlei Anlaß zu internationaler Beschwerde zu geben. Seine Vertreter im Auslande sind bemüht, diese Haltung gebührend zur Geltung zu bringen und in's rechte Licht zu rücken. So soll der Boden für künftige Allianzen vorbereitet werden, welche für jetzt das „ostmächtliche Schwergewicht" noch

in den Bereich der frommen Wünsche verweist. Die zeitliche Unerfüllbarkeit dieser Wünsche wird noch erhöht durch die Unfertigkeit der inneren Zustände Frankreichs. Welcher Staat, in Wahrheit, könnte sich ernstlich versucht fühlen, sich einem Lande eng zu verbinden, dessen Gestaltung von heut auf morgen den mannichfachsten Zufällen unterworfen bleibt? Während die Ergänzungswahlen Frankreich mehr und mehr als ein in zwei Lager getheiltes Versuchsfeld erscheinen lassen, in welchem Kaiserreich und Republik sich allein den Sieg streitig machen, indeß die mittleren Parteischattirungen mehr und mehr verschwinden: bestrebt man sich, das Septennat zu organisiren und als etwas Definitives einzubürgern. Die Zwitterhaftigkeit seines Wesens allein sichert dem Septennat die Tage, während deren es noch fortvegetirt, und dieselbe Zwitterhaftigkeit wiederum ist es, die seine Consolidirung andauernd verhindert. Selbst der ewige Programm-Jongleur Girardin, der sich neuerlich als Staatskurpfuscher abermals in den Vordergrund schob, hat gegen dieses Grundübel kein Remedium in petto. So lebt man von Tag zu Tag von der Hand in den Mund, froh, daß die vorsichtige Hand des Herzogs Decazes alle auswärtigen Steine des Anstoßes emsig aus dem Wege räumt.

Am Bedenklichsten gestaltet sich noch immer das Verhältniß zu Spanien, dessen Beschwerden in stets neuer Form wiederkehren. Die letzte Episode, der Ausflug des Prätendenten Don Carlos auf französisches Gebiet, legte ernste Verwickelungen sehr nahe. Glücklicherweise gebietet Frankreich über einen sehr verständigen Staatstelegraphen, der a tempo auch langsam zu befördern weiß, wenn es gilt, der heimischen Diplomatie eine Verlegenheit zu ersparen. So theilten denn auch diesmal die französischen Polizeisoldaten ihr schon legendenhaftes Schicksal: „Sie kamen abermals zu spät" und so entging Don Carlos der Internirung, Frankreich einer ebensowol diplomatischen als auch inneren Verlegenheit und Spanien einer gar zu schnellen Beendigung der karlistischen Insurrection. Denn auch die neueste Waffenthat der spanischen Armee, die Entsetzung Iruns, war nicht im Stande, dies letzte Ziel näher zu bringen. Das coupirte Terrain des Baskenlandes, in welchem gekämpft wird, begünstigt den endlosen Guerillakrieg derartig, daß Spanien noch jahrelang vergebens auf das Ende hoffen könnte, wenn nicht die Banden des legitimen Königs selbst die Lust verlieren; wozu freilich erst von dem Augenblicke an Aussicht vorhanden ist, in welchem auch das letzte zu plündernde Haus, das letzte zu brandschatzende Dorf ihren vielgewandten Händen keinerlei Ertrag mehr verspricht. Wenn wirklich, wie dies ein ministerielles Circular verkündet, das spanische Volk nicht eher in Besitz einer freigewählten National-Vertretung wieder gelangen soll, als bis der Krieg vollständig beendet ist, so muß sich die lebende Generation mit unendlicher Geduld wappnen.

Eben hatte die lateinische Schwester, das italienische Volk, Neuwahlen für das Parlament zu vollziehen, welche in ganz eminenter Weise einen Sieg der gemäßigten Parteien bekundeten. Es ist erforderlich, dies Resultat zu constatiren, wenn auch die verhältnißmäßig geringe Wahlbetheiligung der berechtigten Wählerclassen einigermaßen peinlich berührt. Die in so unerhörter Anzahl nothwendig gewordenen Nachwahlen beruhen auf einer Eigenthümlichkeit des italienischen Wahlgesetzes, welches im ersten Wahlgange für den Sieger eine Stimmenzahl erfordert, die mindestens dem vierten Theile der eingeschriebenen Wähler gleichkommt. Bei dem zweiten Turnus gilt dann die einfache Majorität. Man hat zu behaupten versucht, die Niederlage namentlich der radicalen Opposition sei eine Folge jener im Monat August und September verfügten Verhaftungen gewesen, welche die vorgeschrittenere Partei ihrer Führer beraubt, deren Wahlorganisation zerstört und sehr viele ihrer Gesinnungsgenossen mit einer gewissen Angst erfüllt habe, sich durch eine radicale Wahlagitation bloszustellen. Was Wahres an dieser Unterstellung, bleibe unerörtert; jedenfalls verfügt diesmal das Cabinet Minghetti-Bonghi über eine Majorität von viel compacterem Gefüge, als irgend einer seiner unmittelbaren Vorgänger besessen. Die mehrfach erfolgte Wahl Garibaldi's darf gleichzeitig, neben ihrer Bedeutung für

die innere Politik, auch als einer Tragweite für die auswärtigen Beziehungen keineswegs entbehrend betrachtet werden. Es liegt darin eine populäre Unterstützung jener separatistischen, italienischen Bestrebungen in Nizza, der abgetretenen Vaterstadt des nationalen Helden, von welcher das officielle Italien natürlich nichts wissen will und jetzt nach dem Rückzuge des Orénoque auch nichts wissen darf.

In dem bekannten Streitfalle über die rumänischen Handelsconventionen zwischen den nordischen Mächten und der Türkei scheint sich auch Italien der Auffassung der ersteren angeschlossen zu haben; nachdem eine vertrauliche Vermittelung der türkischen Depesche vom 23. October Herrn Visconti-Venosta Gelegenheit gab, in dieser Sache eine Meinung auszusprechen; den Großvezier Hussein-Avni scheint freilich auch diese Kundgebung kühl zu lassen. Hat er doch verstanden, den Sultan von allen europäischen Einflüssen total abzuschließen und selbst den Botschaftern die Berührung politischer Fragen dem Großherrn gegenüber als einen Verstoß gegen die Etiquette des Hofes zu verargen. So wird Abd-ul-Aziz geflissentlich in den Traum eingelullt, daß die Macht des osmanischen Herrschers, Dank Hussein-Avni, auf einen den früheren Zeiten entsprechenden Stand zurückgebracht worden sei; und ein Reich der Täuschung am goldenen Horn künstlich aufrecht erhalten. Aber diese Art orientalischer Magie, zu deren Professor der Großvezier sich selbst gemacht, hat für europäische Augen kein Geheimniß und das Abrakadabra Hussein-Avnipascha's ist leider nicht das erlösende Wort, welches an der Türkei das Verjüngungswunder zu vollziehen vermöchte.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.